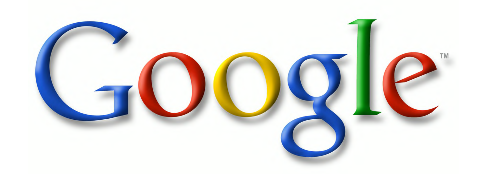
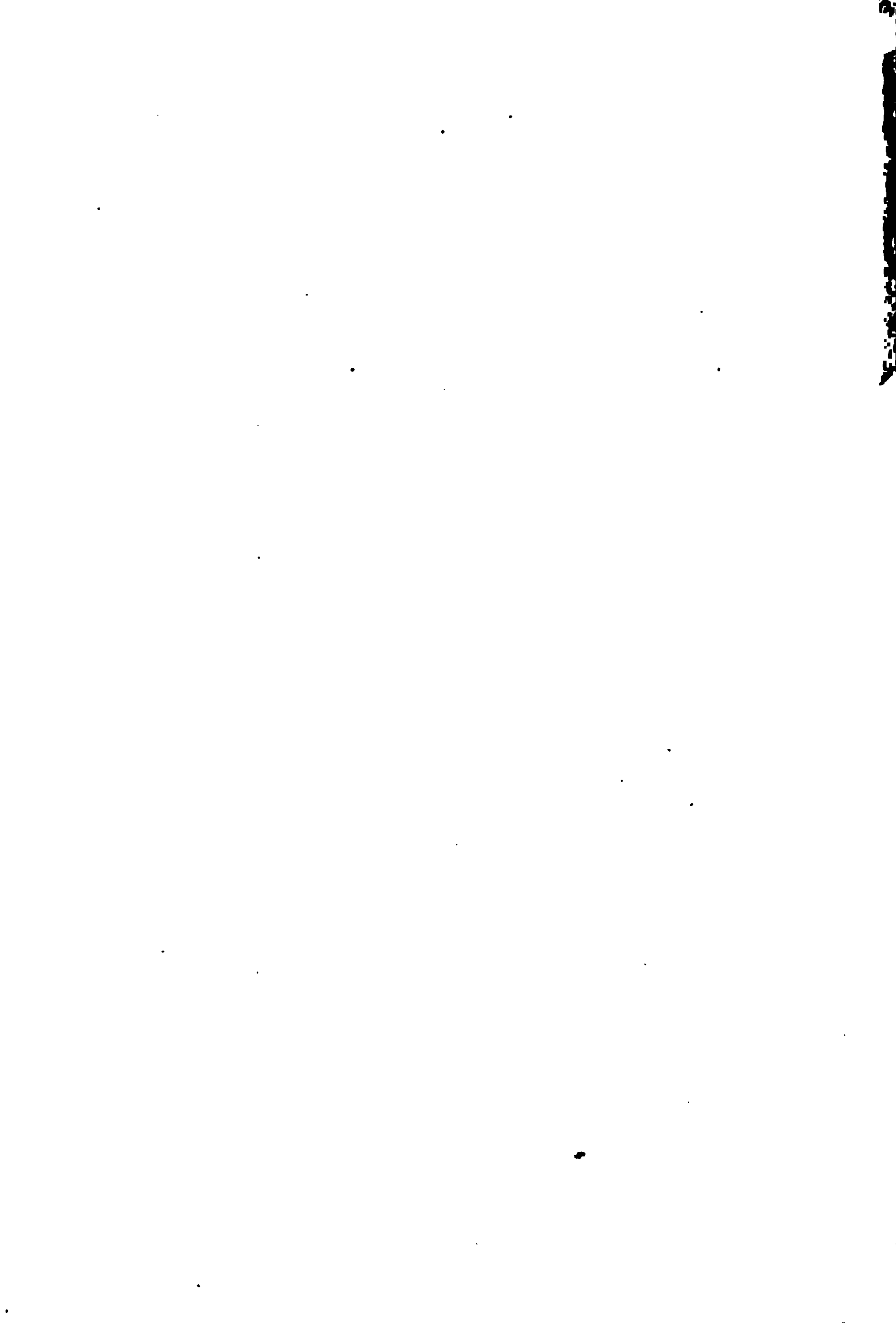


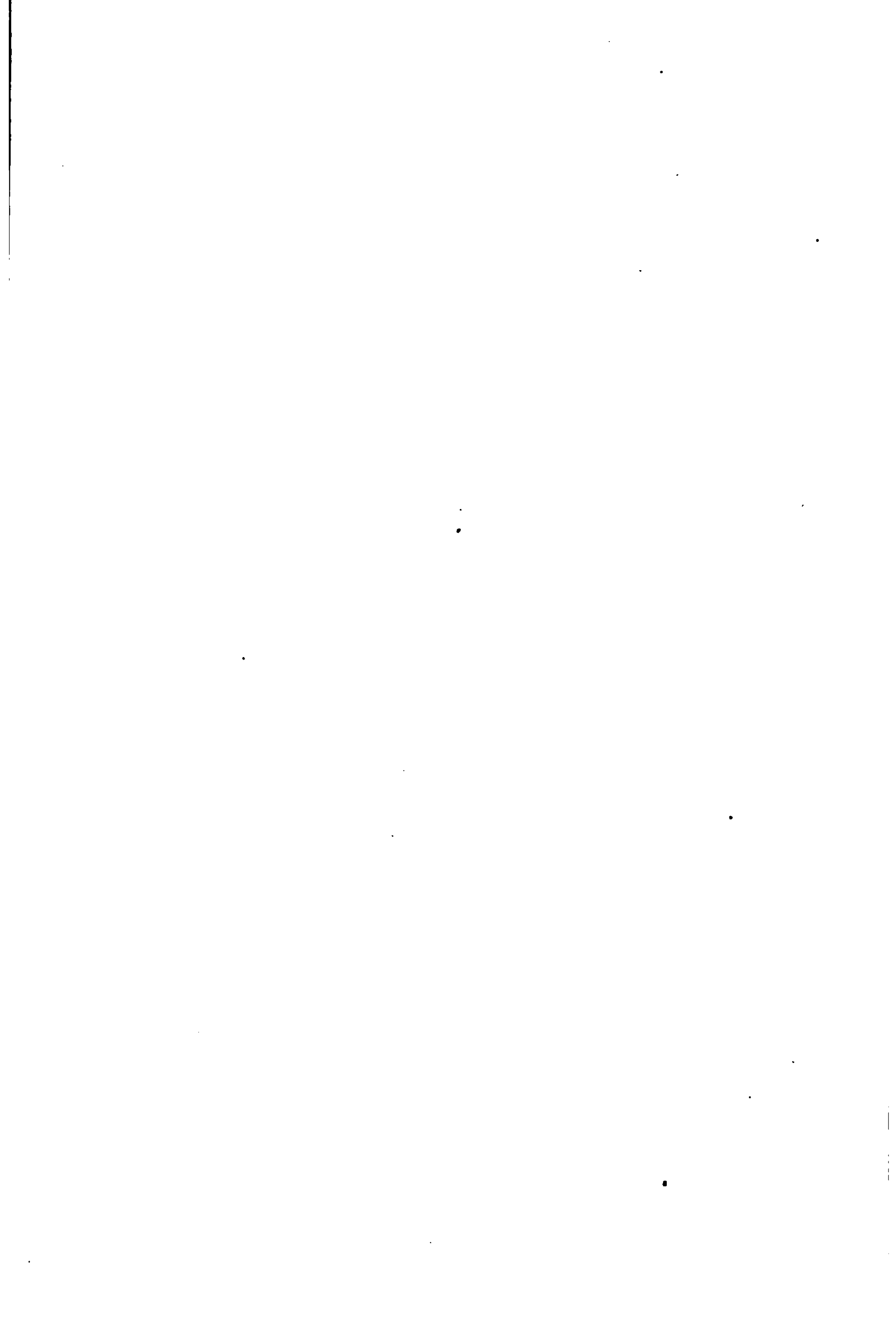



SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE

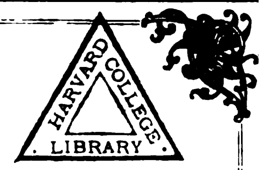












Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

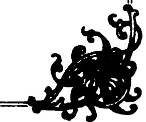
zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXV.

ERFURT, 1899.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)





Jahrbücher

der

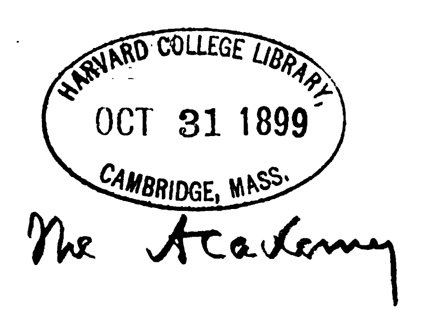
Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXV.

ERFURT, 1899.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)


HARVARD COLLEGE LIBRARY
OCT 31 1899
CAMBRIDGE, MASS.

A. Abhandlungen.



Inhalt.



Einblicke

in die

Entstehung und Gestaltung des deutschen Eisenbahnwesens.

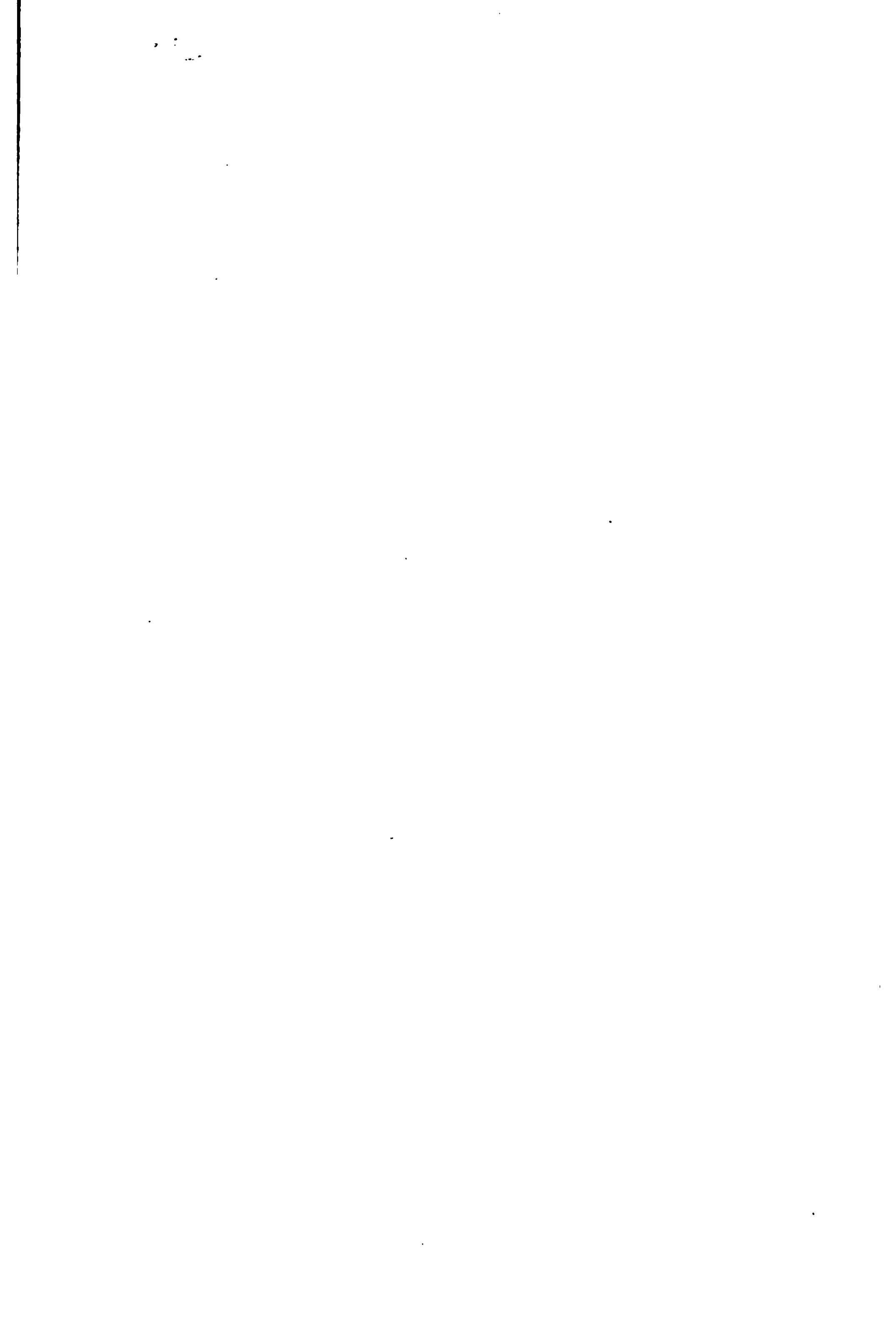
Abhandlung,

vorgetragen am 18. Mai 1898 in der ordentlichen Sitzung der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

A. Scholtz,

Königl. Ober- und Geheimer Regierungsrat.



Während der Monate Oktober und November des vorigen Jahres konnte man in den Thüringer Zeitungen und Lokalblättern zahlreiche erregte Artikel über die Betriebsverhältnisse der Nebenbahn »Erfurt-Langensalza« lesen. Die behandelte Streit- und Interessenfrage war aus dem Fahrplanentwurf für die genannte Nebenbahn entstanden, deren Betriebseröffnung erwartet wurde. Wer dem Für und Wider fachmännisch und dabei in streng sachlicher Beurteilung gegenüber stand, fand leicht den Urgrund der Meinungsverschiedenheiten heraus. Die Begriffsbestimmung »Nebenbahn« und die wesentlichen Unterschiede der Betriebsgestaltung auf einer solchen gegenüber derjenigen auf einer Haupt- oder Vollbahn bildeten den Kernpunkt des Streites.

Hieraus habe ich den Gedanken zu dieser Abhandlung gefasst. Ich möchte mir gestatten, einige genauere Einblicke in diejenigen Verhältnisse zu geben, welche zur gegenwärtigen Gestaltung des deutschen Eisenbahnwesens geführt haben und dabei diese Gestaltung selbst in einigen Grundzügen zu beleuchten.

1. Die Entstehung des deutschen Eisenbahnwesens reicht in die Zeit vor Begründung des Deutschen Reiches zurück. Die Errichtung des norddeutschen Bundes teilt die Bestands- und Entwickelungszeit des deutschen Eisenbahnwesens in zwei fast gleichlange, etwa 30jährige Zeiträume.

Am 7. Dezember 1835 wurde als erste deutsche Eisenbahn die kurze Strecke von Nürnberg nach Fürth dem Betriebe übergeben; ihr folgte am 24. April 1837 das erste Stück der Leipzig-Dresdener, am 29. Oktober 1838 die erste preussische Bahn von Berlin nach Potsdam, sämtlich Privatbahnen.

Bei der Berlin-Potsdamer Bahn war es auch, wo die öffentliche Meinung sich zum ersten Male bestimmter zum Eisenbahnwesen stellte. Gar manche Zweifel und schwere Bedenken wurden demselben damals noch von nicht wenigen, in den An-

schauungen der Zeit befangenen Gemütern entgegengebracht. Wunderbar muten uns heutzutage die der Nachwelt überlieferten Äusserungen mancher Persönlichkeiten an, welche in der Lage waren, auf viele Kreise einen bestimmenden Einfluss auszuüben. Ich schöpfe das Nächstfolgende aus der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen. Der erste Verkehrsbeamte des preussischen Staates, der Generalpostmeister von Nagler, hatte, als ihm der Entwurf zu dem Bau der Bahn zwischen Berlin und Potsdam vorgelegt wurde, die denkwürdige Erklärung abgegeben: »Dummes Zeug! Ich lasse täglich diverse sechssitzige Posten nach Potsdam gehen, und es sitzt niemand drinnen. Nun wollen die Leute gar eine Eisenbahn dahin bauen! Wenn sie ihr Geld absolut los werden wollen, so werfen sie es doch gleich lieber zum Fenster hinaus, ehe sie es zu solchen unsinnigen Unternehmungen hergeben.« — Von dem Oberpostdirektor Schneider wird berichtet, dass derselbe noch in den funfziger Jahren, als er einer Einladung des Königs Friedrich Wilhelm IV. nach Sanssouci zur Tafel Folge leistete, mittelst Extrapost nach Potsdam und zurück gefahren ist, weil er seine Abneigung gegen die Eisenbahn nicht überwinden konnte. Noch erstaunlicher erscheint folgende Thatsache: Der Stadtrat, spätere Stadtälteste Keibel, ein um die Berliner Stadtverwaltung so verdienter Mann, dass man nach ihm eine Strasse benannte, bereitete einst den Zöglingen des Friedrichs-Waisenhauses dadurch eine besondere Freude, dass er sie auf der Eisenbahn nach Potsdam und wieder zurück befördern liess. Bald darauf erhielt er in dem Magistratskollegium eine gelinde Zurechtweisung mit dem Zusatze, ob er denn gar nicht an die Gefahren gedacht habe, denen er die Waisenkinder ausgesetzt hätte?! — Bekannt ist auch, dass sogar der König Friedrich Wilhelm III. dem neuen Unternehmen gleichgültig gegenüberstand und u. a. geäussert haben soll: »Kann mir keine grosse Glückseligkeit dabei vorstellen, ob man einige Stunden früher in Potsdam ankommt oder nicht.« Dagegen wird berichtet, dass der damalige Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV. am 29. Oktober 1838, dem Tage der Einweihungsfahrt auf der ganzen Strecke Berlin-Potsdam, an der Lokomotive stehend und auf den Zug und die versammelte, festlich gestimmte Menschenmenge schauend, die prophetischen Worte gesprochen habe: »Diesen Karren, der durch die Wellt rollt, hält kein Menschenarm mehr auf!« Dem Kronprinzen war es im

übrigen auch zu danken, dass die zahlreichen amtlichen Hindernisse, welche dem Eisenbahnbau entgegengestellt waren, allmählich beseitigt wurden. — —

So waren die Anschauungen, welche dem Eisenbahnwesen in Preussen und wohl auch im übrigen Deutschland bei seiner Entstehung gegenübertraten, obschon man in England bereits seit 10 Jahren mit dem Eisenbahnbau praktisch vorgegangen war und obschon es auch an Männern nicht fehlte, welche Wesen und Bedeutung der neuen Sache durchaus erkannten. Hatte sich doch schon im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts der bayerische Oberbergrat von Baader mit Plänen zur Erbauung einer ersten deutschen Eisenbahn befasst und war 1827 gemeinsam mit List zu dem hochbedeutenden und vorausschauenden Gedanken gelangt, in allererster Reihe die Mainlinie durch eine Eisenbahn zwischen Nord und Süd zu überbrücken. Auch der Braunschweiger von Amsberg richtete fast gleichzeitig seinen Blick hierauf und fasste zugleich Hamburg als Ausgangspunkt zum Meere für eine hanseatische Bahn ins Auge. Der bereits genannte Nationalökonom List, den man wohl als »Apostel des deutschen Eisenbahnwesens« bezeichnet, hatte aus den Bedürfnissen des Bergbaues heraus ursprünglich seinen Blick auf das neue Eisenbahnwesen gelenkt. Bald aber erweiterte sich der Blick, den ein 7 jähriger Aufenthalt in Amerika bedeutend geschärft hatte, und so wurde er der Erste, welcher, ohne an staatlichen Grenzen stehen zu bleiben, einen Planentwurf für ein einheitliches deutsches Eisenbahnnetz mit dem Mittelpunkte Leipzig aufstellte.

Indessen die staatlichen Grenzen waren doch hindernder als List dachte. Daraus erklärt sich auch die abweichende Entwickelung, welche das Eisenbahnwesen in den deutschen Mittelstaaten von vornherein nahm. Die finanziell und wirtschaftlich mächtigeren dieser Staaten waren wider ihren Willen genötigt, sich von vornherein dem Staatsbahnwesen zuzuwenden. Baden begann, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, den Staatsbahnbau im Jahre 1838, nachdem es nicht einmal für eine Bahn zwischen Mannheim und Heidelberg einen privaten Unternehmer gefunden hatte. Es folgte nach verhältnismässig kurzer Zeit Württemberg, nachdem sich die private Unternehmung für ein Eisenbahnnetz nach kurzer Zeit wieder aufgelöst hatte. In Bayern begann der Staat mit Erbauung einer Bahn von Nürn-

berg nach Hof den Reigen. Hannover begründete gegen 1840 von vornherein ein planmässiges Staatsbahnsystem, dagegen überliess das Königreich Sachsen den Bau von Eisenbahnen zunächst den Privatbahngesellschaften unter staatsseitiger Aktienbeteiligung.

2. In Preussen begann vom Jahre 1838 ab in allen Landesteilen ein überaus reges Streben nach Eisenbahnen im Wege der Privatunternehmungen. Freilich gab es noch keinerlei allgemein giltige gesetzliche Grundlagen für dieselben, denn das öffentliche Wege- wie das Bergrecht zeigten sich nach allen Richtungen als unzureichend; die Grundlagen für die bestehende einzige staatliche Verkehrsverwaltung, für das Postwesen, wollten nicht passen, und auch die Gesetzgebung für Bergbau, wie diejenige für Handelsunternehmungen, insbesondere für Spedition und Flussschiffahrt, liess sich nur sehr teilweise auf das Eisenbahnwesen übertragen.

In jener Zeit war das Königreich Preussen der einzige Staat auf der ganzen Erde, England nicht ausgenommen, der von Anbeginn das Ziel nach einer einheitlichen Gestaltung seiner Eisenbahnen klar und bestimmt, man darf fast sagen prophetisch, ins Auge fasste. Allerdings hatte auch die preussische Regierung, bevor es ihr gelang, allgemein giltige gesetzliche Bestimmungen über die Gründung, den Bau, den Betrieb und die Verwaltung von Eisenbahn-Unternehmungen zu schaffen, einzelne Eisenbahnen bereits genehmigt, aber ihrer Eröffnung folgte sofort das »Gesetz vom 3. November 1838 über die Eisenbahnunternehmungen« und schuf von vornherein und ein für allemal einen sichern und dauernden Boden für eine einheitliche Entwickelung der Eisenbahnen des Landes.

Es ist dieses Gesetz von solcher Einsicht getragen, von solcher Staatsweisheit erfüllt und mit so klarer Erkenntnis der zukünftigen Bedeutung und Entwickelungsweise der Eisenbahnen abgefasst, dass es als eines der besten und weisesten Gesetze des preussischen Staats bezeichnet werden darf und dass es heut noch unter den so völlig veränderten Verhältnissen entweder unmittelbar Geltung hat oder doch die Grundlage für das durch besondere weitere Gesetze geschaffene Recht abgiebt.

Einer der berufensten Kenner desselben, der Geheime Ober-Regierungsrat Dr. Gleim, früher vortragender Rat in der Eisenbahnabteilung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, hat

nach 50jährigem Bestehen dieses hervorragenden Gesetzes auf Grund von Akten des Eisenbahnministeriums dieses Zeugnis durchaus bestätigt. Es wird von ihm hervorgehoben, dass dies Gesetz, obwohl ohne Vorgang in anderen Ländern, obwohl bestimmt, Verhältnisse rechtlich zu ordnen, welche einer völlig neuen, in ihren Wirkungen auf das wirtschaftliche und nationale Leben auch nicht annähernd übersehbaren Einrichtung entsprangen und obwohl die Eisenbahnen sich in ganz unerwarteter Weise entwickelten und einen grossartigen Einfluss auf alle Lebensverhältnisse in überraschender Weise ausübten, — — dass trotzdem dies Gesetz die Entwickelung richtig erkannt und vorteilhaft geordnet hat. Zwar entbrannte auch hier innerhalb der Regierung schon vor Erlass dieses Gesetzes ein Streit darüber, ob etwa von vornherein Staatseisenbahnen zu bauen seien. Später, als die Konzessionierung von Privatbahnen in Frage kam, nahm man sich erst die Verhältnisse der Kunststrassen zum Vorbilde und stellte den Grundsatz auf, auch die Eisenbahnen müssten öffentliche Wege in vollem Masse sein. So ordneten die ersten Konzessionen nur den öffentlichen Gebrauch der Bahn für Jeden, die staatsseitige Genehmigung der Tarife, das Reglement für Betriebs- und Sicherungsverhältnisse und das Enteignungsrecht. Die Erweiterung dieser Rechtsentwickelung geschah aus den Verhältnissen unserer Provinz heraus, aus den Verhandlungen über eine Eisenbahn von Magdeburg nach Leipzig, welche zum gegenwärtigen Eisenbahngesetz führten. Werfen wir einen ganz kurzen Blick auf den Inhalt jenes bedeutsamen Gesetzes:

Es regelt dasselbe die Konzessionsverhältnisse gegenüber dem öffentlichen Interesse, die Finanzierung, die besonderen gesetzlichen Pflichten im Wege eines Statuts mit Gesetzeskraft, es gewährt das Enteignungsrecht und ordnet dessen Anwendung, sichert der Staatsregierung das Recht, die Führung der Linie, die Bauanlagen, die Sicherheitsvorrichtungen im einzelnen festzusetzen; es sieht ein Bahnpolizeireglement und eine Betriebsordnung vor; es bestimmt in wahrhaft weiser Vorsehung die Haftung der Eisenbahn als eines Unternehmens von besonderer gefährlicher Art, es giebt Vorschriften über die Festsetzung und Höhe der Beförderungspreise, dabei auch die Bedingungen für Zulassung eines Konkurrenten ordnend; es bestimmt die Führung einer Rechnung nach näheren Anweisungen; es regelt das Verhältnis zur Post- und Militärverwaltung, setzt die Steuerpflichtig-

keit fest und behält dem Staate das Recht des Erwerbs der Bahnen nach festgelegten Grundsätzen vor.

Von besonderer Bedeutung für die Entwickelung des Eisenbahnwesens auf dieser gesetzlichen Grundlage wurde der Umstand, dass mit Rücksicht auf die Neuheit der Sache im Gesetz ein Vorbehalt gemacht wurde, wonach später zu konzessionierende Eisenbahnen nicht sollten den Anspruch erheben dürfen, lediglich den Bestimmungen dieses Gesetzes und nicht auch noch anderen unterworfen zu werden, sowie ferner der andere Vorbehalt, dass auch bereits konzessionierte Bahnen sich neuen Bedingungen unterwerfen müssten. — Noch konnte sich der preussische Staat zur Erbauung von Staatsbahnen nicht entschliessen. Aber einen bedeutenden Aufschwung erhielt ausser durch das Gesetz vom 3. November 1838 um das Jahr 1843 das Eisenbahnwesen in Preussen noch dadurch, dass sich die Regierung bereit fand, den Eisenbahngesellschaften, um deren Unternehmungslust anzuregen, unter gewissen einflussnehmenden Bedingungen eine $3^1/_2$ $^0/_0$ ige Verzinsung ihres Anlagekapitals zu gewährleisten, unter der Bedingung der teilweisen Erstattung aus späteren mehr als 5 $^0/_0$ betragenden Überschüssen. Diese Erstattungen und die Eisenbahnsteuern dienten zum Ankauf von Aktien der betreffenden Bahnen, wodurch sich ein neuer bedeutsamer Einfluss auf die Privatbahnen ergab. Ein erheblicher Teil des so gewonnenen Aktienfonds wurde bekanntlich im Jahre 1866 dazu verwendet, den deutsch-österreichischen Krieg zu führen und ist damit zugleich der Plan des allmählichen Erwerbes der Privatbahnen im Wege des Aktienankaufs damals wieder fallen gelassen worden.

In den übrigen deutschen Staaten baute sich die Gesetzgebung nunmehr im wesentlichen ebenfalls auf diesen preussischen Grundlagen auf, sei es, dass man ein eigenes allgemeines Eisenbahngesetz einführte, sei es, dass man lediglich das preussische Recht gelten liess, sei es, dass man bei Konzessionserteilungen die wesentlichsten Bedingungen des preussischen Eisenbahngesetzes als Konzessionsbedingungen feststellte. In Preussen wiederum machte man bei der Konzessionserteilung sich Bestimmungen anderer Länder zu Nutze.

Gleichwohl begegnete diese weise und weitschauende Gesetzgebung bald nach ihrer Veröffentlichung in den Kreisen des Handels und der Finanzwirtschaft einer nicht günstigen Beurteilung.

Aber auch die Verwaltungen der ersten Bahnen waren mit gar manchen seiner Bestimmungen durchaus nicht einverstanden. Sie empfanden einzelne Vorschriften als lästige Fesseln und glaubten, dass die in den ersten Jahren meist erzielten ungünstigen Erträge ihrer Unternehmungen durch die Bestimmungen des Gesetzes nicht zum geringsten Teile verschuldet seien. Es entstand eine Bewegung auf Beseitigung solcher Vorschriften, welche dazu führte, dass sich im Jahre 1846 zehn preussische Eisenbahnen — von den damals übenhaupt bestehenden 17 — zum »Verbande der Preussischen Eisenbahnen« vereinigten.

3. Hiermit beginnt eine neue Periode des deutschen Eisenbahnwesens und es tritt eine weitere wichtige Grundlage für dessen Entwickelung in Erscheinung. Denn jener preussische Verband versammelte unter dem Grundgedanken

> »die Bestrebungen der Eisenbahnverwaltungen durch Einmütigkeit zu fördern und dadurch ebenso sehr den eigenen Interessen als denen des Publikums zu dienen«

schon im Jahre 1847 unter seiner Fahne bereits 27 preussische, 10 in anderen deutschen Staaten betriebene und 3 österreichische Eisenbahnen. So entstand der »Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen«, ein Verein, der bei seinem 50jährigen Bestehen im vorigen Jahre ausser den preussischen Staatsbahnen noch 73 verschiedene Verwaltungen mit einer Betriebslänge von 80998 km umfasste. Zu seinen Mitgliedern gehören heut alle deutschen, alle österreichischen und ungarischen Verwaltungen von allgemeinerer Bedeutung, 4 niederländische, 1 luxemburgische, 3 belgische, 1 rumänische und 1 russische Verwaltung. Es hat dieser Verein während seiner 50jährigen Thätigkeit in hervorragender Weise auf die Entwickelung des deutschen Eisenbahnwesens gewirkt.

Brach sich doch gleich auf den ersten Versammlungen des Vereins im Jahre 1848 der Gedanke Bahn, dass dahin gestrebt werden müsse, nach aussen hin die Eisenbahnen Deutschlands wie ein einheitliches Netz zu betreiben. Und diesem Gedanken ist der Verein während seiner ganzen 50jährigen Thätigkeit entschieden treu geblieben. Freilich musste sich die Vereinsthätigkeit der Natur der Verhältnisse nach auf diejenigen Betriebsgebiete beschränken, welche nicht die Landesgesetzgebung, nicht die Einrichtung und Finanzierung der Verwaltung

und nicht das Tarifwesen betrafen; aber auf dem übrig bleibenden grossen Wirkungsgebiete konnte er um so erfolgreicher wirken. Ein Vereinsgüterreglement, das erste Vereinswerk, ordnete den grossen Güterverkehr nach dem Gedanken, dass es behufs des Überganges von Gütern von einer Bahn auf die andere einer Vermittelung nicht bedürfe. In weiterer Folge ist hieraus später das jetzt bestehende internationale Berner Übereinkommen entstanden.

Dieser Gedanke ist der Leitstern geworden und allzeit geblieben, nach dem sich das Vereinswirken in allen seinen Teilen gerichtet hat. Bald folgte ein Übereinkommen für den Personen- und Gepäck-, also den gesamten Vereinsreiseverkehr. Soweit eine Übereinstimmung der bezüglichen Einrichtungen in Mitteleuropa besteht, abschliessend mit der Einrichtung der zusammenstellbaren Fahrscheinhefte und der Ordnung der Kursbücher, ist sie zum erheblichen Teile dieser Wirksamkeit zu danken.

Von ganz besonderer Tragweite für den ungehinderten Verkehr in ganz Mitteleuropa sind die Bestrebungen und Erfolge des Vereins über die ungehinderte und gemeinschaftliche Benutzung der Personen- und Güterwagen aller zum Verein gehöriger Verwaltungen und das Abrechnungswesen hierüber geworden.

Berührt diese Angelegenheit schon das Gebiet der Technik, so dauerte es auch gar nicht mehr lange und der Verein hatte auf dem ganzen räumlich ausgedehnten Felde seines Wirkens die Führung auf dem Gebiete der Eisenbahntechnik in die Hand genommen.

Von der gleichmässigen Spur der Gleise aller Eisenbahnen an, durch die einheitliche Ordnung des Normalprofils des lichten Raumes, welcher freizuhalten ist, damit die Eisenbahnlokomotiven und -wagen sich auf allen Gleisen ohne Behinderungen und Gefährdungen bewegen können, durch die Übereinstimmungen in den Kuppelungen und Puffern, welche erst den unaufgehaltenen Lauf der Betriebsmittel ermöglichten, bis zu vollständigen Normen für Konstruktion und Ausrüstung der Eisenbahnen und ihrer Betriebsmittel reicht die gewaltige Thätigkeit, welche gleichmässige Grundzüge für die Gestaltung der mitteleuropäischen Eisenbahnen festlegte.

Daneben war der Verein thätig auf dem Gebiete der Statistik, der Eisenbahnlitteratur, des Rechnungswesens und der Entwickelung der Eisenbahnwissenschaften durch Preisausschreiben und Prämiierung hervorragender Leistungen. So hat der Verein von

Anfang an bis auf unsere Tage nicht allein auf dem engeren Gebiet des eigentlichen Eisenbahnwesens Grosses geleistet, sondern hat, wie die bezügliche »Jubiläums-Festschrift« ganz richtig hervorhebt, zu einer gesunden wirtschaftlichen Entwickelung unseres Gemeinwesens, zu einer Stärkung unserer inneren politischen Gestaltung und unserer äusseren Wehrhaftigkeit, zu einer Festigung internationaler wirtschaftlicher und politischer Beziehungen des mitteleuropäischen Völkerlebens wesentlich beigetragen.

4. Und diese umfassende Thätigkeit des Vereins hat, wie wir gleich hören werden, dem Deutschen Reiche in mancher Beziehung sein wirtschaftliches Wirken erleichtert. Denn inmitten jener Arbeit war das Deutsche Reich aufgerichtet worden.

In Artikel 4 des Verfassungsgesetzes für das Deutsche Reich vom 16. April 1871 wird bestimmt, dass der Beaufsichtigung seitens des Reichs und der Gesetzgebung desselben auch das Eisenbahnwesen, in Bayern vorbehaltlich der Bestimmung im Artikel 46 der Verfassung, unterliegen sollen. Hierüber giebt Abschnitt VII der Reichsverfassung in weiteren 7 Artikeln die näheren Bestimmungen.

Danach haben sich die Bundesregierungen unter anderem verpflichtet, die deutschen Eisenbahnen, immer mit Ausnahme oder doch unter Einschränkung was Bayern betrifft, im Interesse des allgemeinen Verkehrs wie ein einheitliches Netz verwalten zu lassen. Es sollen übereinstimmende Betriebseinrichtungen getroffen, die Bahnen mit Betriebsmaterial so ausgerüstet werden, wie das Verkehrsbedürfnis es erheischt. Die Eisenbahnverwaltungen werden durch die Verfassung verpflichtet, die für den durchgehenden Reiseverkehr und zur Herstellung ineinander greifender Fahrpläne nötigen Personenzüge mit entsprechender Fahrgeschwindigkeit einzurichten; für den Güterverkehr sind die zur Bewältigung desselben erforderlichen Züge einzuführen; der Übergang der Transportmittel von einer Bahn auf die andere hat stattzufinden. Ferner wird dem Reiche die Kontrolle über das Tarifwesen übertragen und das Reich wird angehalten, darauf hinzuwirken, dass neben übereinstimmenden Betriebsreglements die möglichste Gleichmässigkeit und Herabsetzung der Tarife erzielt und für sogenannte Rohstoffe thunlichst der Einpfennigtarif für die Centnermeile eingeführt werde.

Wie wir vorhin gehört haben, hatte der Verein Deutscher

Eisenbahnverwaltungen schon lange vor dem Jahre 1871 einen nicht unerheblichen Teil dieser Verfassungsaufgaben bereits gelöst und das neue Reich fand fertige Arbeit vor.

Was die übrigen Verfassungsaufgaben betrifft, so liegt es nahe, anzunehmen, dass nunmehr, nachdem die ungeheure Wichtigkeit des Eisenbahnwesens allgemein erkannt und durch die Reichsverfassung die Mitwirkung der Reichsregierung in bestimmter Weise und für die Gestaltung der wichtigsten öffentlichen und wirtschaftlichen Angelegenheiten sicher gestellt war, das deutsche Eisenbahnwesen eine gewaltige Förderung in der Richtung der Einheitlichkeit und der umfassenderen Wahrung der allgemeinen und wirtschaftlichen Interessen schnell gefunden haben müsse.

Indessen ergaben sich bald unüberwindliche Schwierigkeiten und in gar mancher Beziehung traten arge Enttäuschungen ein. Wir werden gleich hören, wie das kam und geschah.

Durch die im Friedensvertrage mit Frankreich bedingte Abtretung der Eisenbahnen Elsass-Lothringens gewann das deutsche Eisenbahnnetz im Jahre 1871 einen wichtigen Zuwachs. Derselbe vermehrte die Bedeutung des Staatsbahnwesens und fügte dem Netz von Staats- und Privatbahnen ein neues Glied in der Gestalt von Reichsbahnen hinzu. Damit erschien der Gedanke berechtigt, es werde das neu erstandene Reich um so kräftiger einheitlich gestaltend zu wirken vermögen. Der Gedanke lag noch deshalb besonders nahe, weil man die Bahnen des neu gewonnenen Reichslandes nicht unter die Landesverwaltung stellte, sondern dem Reiche in Eigentum und zur Verwaltung überwies. Und in der That wurde bereits im April 1871 dem Reichstag der Entwurf eines Gesetzes vorgelegt betreffend die Verbindlichkeit zum Schadenersatz für die beim Betriebe von Eisenbahnen u. s. w. herbeigeführten Tötungen und Körperverletzungen.

Nicht lange darauf machten sich unter den Verkehrs- und Wirtschaftsinteressenten im neuen Reiche Bestrebungen geltend, um das gesamte deutsche Eisenbahnwesen unter die Oberleitung und einheitliche Verwaltung von Reichsbehörden zu bringen.

Auch im deutschen Reichstage entstand bereits Ende 1871 eine Bewegung in der Richtung, ein Reichs-Eisenbahngesetz zu schaffen und geeignete Organe für die Ausübung der dem Reiche in Bezug auf die Eisenbahnen zustehenden Befugnisse einzusetzen.

Noch ehe dieses hervorragende Jahr 1871 zu Ende ging, waren auch die vom preussischen Handelsminister, dem damals das Eisenbahnwesen unterstand, ausgegangenen Bestrebungen auf Herbeiführung einer grösseren Gleichmässigkeit in dem Tarifwesen, wenigstens auf dem Gebiete der Gütertarife, in eine erstmalige bestimmte Form gebracht und zum Leben erweckt worden. Es wurde eine Kommission eingesetzt mit der Aufgabe, zunächst ein einheitliches Tarifschema und eine einheitliche Waarenklassifikation aufzustellen und in Vorschlag zu bringen. Auch im preussischen Abgeordnetenhause regten sich solche Bestrebungen, indem im Jahre 1872 eine Resolution angenommen wurde, — ich nenne den Namen Lasker — welche es als eine dringende und nicht länger abweisbare Notwendigkeit erklärte, wenigstens das Konzessionswesen von den Einzelstaaten auf das Reich zu übertragen. Aus solchen Gesichtspunkten wurde es im Deutschen Reiche auch mit Freuden begrüsst, dass es der Reichsregierung gelungen war, Verwaltung und Betrieb der Eisenbahnen der Wilhelm-Luxemburg-Gesellschaft für die Reichsverwaltung durch Vertragsabschluss zu gewinnen.

Zudem war man auf Veranlassung des Bundesrats von reichswegen damit beschäftigt, Entwürfe zu einer einheitlichen Verkehrs- und Betriebsordnung für die Eisenbahnen des deutschen Reichs auszuarbeiten und das zur Beaufsichtigung des Deutschen Eisenbahnwesens im Jahre 1873 verfassungsmässig durch besonderes Gesetz eingesetzte »Reichseisenbahnamt« war eifrig bemüht, die ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen. — —

So war es nicht unberechtigt, wenn die deutsche Fachpresse gegen Beginn des Jahres 1873 betonte, dass sich immer neue Anzeichen für einen gänzlichen Umschwung in unserer Eisenbahnpolitik in der Richtung der Reichseisenbahnen geltend machten, auf welche Richtung ja auch das inzwischen erschienene Generalstabswerk entschieden hinwies.

In der Folgezeit fand die hochwichtige Gütertariffrage, welche sich weder aus der Reichsverfassung heraus noch durch die Macht des Reichseisenbahnamtes in erwünschter Weise bisher hatte ordnen lassen, durch die Iniatiative Preussens auf dem Wege der freien Vereinbarung unter den Bundesstaaten und durch den dadurch sich gleichmässig geltend machenden Einfluss der Aufsichtsbehörden auf die Privatbahnen eine vorläufige Lösung. Das Heruntergehen der Ertragsfähigkeit in der Mitte der 70er Jahre,

die dadurch bedingte allgemeine Tariferhöhung und ein reformatorisches Vorgehen bei den Reichseisenbahnen halfen die vorläufige Lösung herbeiführen. — Aber zu einheitlichen Reichsbahnen kam es nicht!

5. Um das Jahr 1878 machte sich inmitten dieser Bestrebungen nach Reichsbahnen in den deutschen Staaten, insbesondere in Preussen und Bayern, die Meinung geltend, dass das bis dahin geschaffene Netz von Haupt- und Voll-Eisenbahnen ausreichend sei, den grossen Durchgangs- und direkten Personen- und Güterverkehr dauernd zu bewältigen. Man neigte zu der Ansicht, dass, abgesehen von einzelnen Ergänzungs- und militärisch bedeutenderen Linien, künftighin mehr nur »Bahnen von untergeordneter Bedeutung« und mit der vorzugsweisen Aufgabe zur Ausführung gelangen brauchten, der Landesmelioration und dem engeren Lokalverkehr zu dienen. Eine Denkschrift aus der autoritativen Feder des Freiherrn von Weber machte darauf aufmerksam, dass es für die Folge ausreichen werde, Bahnen zu bauen, welche zwar möglichst normale Spurweite aufweisen, aber einfacher gebaut und betrieben werden, für mindere Fahrgeschwindigkeit eingerichtet und mit einfacheren Anlagen ausgerüstet werden.

Zu jener Zeit belief sich das gesamte deutsche Eisenbahnnetz auf rund 31 300 km, wovon überhaupt 15 724 km Staatsbahnen, das gesamte preussische Eisenbahnnetz auf etwa 18 000 km, wovon 5457 km preussische Staatsbahnen waren.

Einzelne Linien dieses Netzes zeigten bereits einen Mangel an Ertragsfähigkeit und ein Übermass an Betriebskosten. Dabei geriet die weitere Entwickelung und der Ausbau des Netzes ersichtlich ins Stocken; weite Landesteile schienen von dem Segen des Eisenbahnnetzes dauernd ausgeschlossen bleiben zu sollen. Eine wirtschaftliche Krisis von einer nie dagewesenen Langwierigkeit und Bedeutung suchte Mitteleuropa, insbesondere Deutschland, heim.

Bei dieser Sachlage und der daraus gewonnenen Erkenntnis verschaffte sich der Begriff der Bahnen »minderer Ordnung«, auch Sekundärbahnen, Neben- und Lokalbahnen genannt, bald Verständnis und Geltung.

Wieder war es Preussen, welches die Grundlagen für die gesetzliche Ordnung der Verhältnisse festlegte, indem es unterm 10. Mai 1877 eine Sicherheitsordnung für Eisenbahnen

untergeordneter Bedeutung erliess, die schon unterm 12. Juni 1878 in eine allgemein giltige »Bahnordnung für deutsche Eisenbahnen untergeordneter Bedeutung« sich verwandelte und für das ganze Deutsche Reich Giltigkeit erlangte. Und die hiermit bewirkte Ordnung der Dinge entsprach einem überaus dringenden Bedürfnisse. Denn von allen Seiten drängten die unter der grossen wirtschaftlichen Krisis schwer leidenden Landesteile auf Gewährung gerade der Hilfe, welche von Nebenbahnen erwartet wurde und für welche der öffentliche Geldmarkt verschlossen blieb. Aus berufenen und unberufenen Kreisen wurden Vorschläge laut, wie das Lokalbahnsystem zu ordnen sein möchte. Frankreich und Belgien gingen fast stürmisch in der Sache vor, Bayern und Sachsen machten ihren Volksvertretungen umfassende Vorlagen; für Preussen berechneten ruhig denkende Sachverständige den Bedarf an Nebenbahnen untergeordneter Bedeutung auf mindestens 12000 km mit einem Kostenaufwande von etwa 800 Millionen Mark. Bald gelang es in Preussen zwischen Staatsregierung, Landesvertretung und hervorragenden Interessenkreisen Übereinstimmung darüber herbeizuführen, dass den zu erbauenden Nebenbahnen minderer Ordnung konzessionsmässig mehrfache Erleichterungen, dass seitens der Staatsregierung finanzielle Beihilfen zu gewähren seien, und dass die berührten Kreise und Gemeinden freien Grund und Boden und unter Umständen eine finanzielle Beteiligung zu gewähren hätten. Dagegen wollte es in keinem Lande gelingen, ein festes, die Dinge ein- für allemal und überall gleichmässig ordnendes Sekundärbahngesetz zu stande zu bringen. Unter solchen Umständen verständigten sich fast in allen deutschen Staaten nach dem Vorgange von Preussen Regierungen und Landesvertretungen dahin, die Erbauung von Nebenbahnen nach den vorerörterten Gesichtspunkten zu lokalisieren und zu individualisieren und von Fall zu Fall durch Spezialgesetze zu ordnen. Dabei wurden in Preussen auch für diese Bahnen die Grundlagen des Eisenbahngesetzes vom 3. November 1838 festgehalten und nur durch die vorhin erwähnte Nebenbahnordnung für Bau und Betrieb weitreichende Erleichterungen zugelassen. Der Beginn dieser neuen und hochbedeutsamen Entwickelungsphase der deutschen Eisenbahnen fiel zeitlich zusammen mit der grossartigen Bismarck'schen Wirtschaftspolitik, welche ebenfalls gegen Ende des Jahres 1878 einsetzte. Das Wirtschaftsprogramm des ersten deutschen Reichs-

kanzlers vom 15. Dezember 1878 brachte auch diese Wendung. Am 16. April 1879 hatte Fürst Bismarck an den bayerischen Freiherrn von Thüngen auf dessen Zustimmungsschreiben zu jenem Programm feierlich folgende Erklärung abgegeben:

> »Ein noch grösseres Gewicht indessen als auf die Zölle lege ich auf die Eisenbahntarife, durch welche Einfuhrprämien gegeben werden, welche nicht selten das Vier- und Fünffache eines 50-Pfennigzolles erreichen. Wenn es gelingt, diese Ungleichheit zu beseitigen, so verspreche ich mir davon eine grössere Wirkung. Doch in dieser Beziehung habe ich kaum mehr Hoffnung, die Eisenbahnminister der grösseren Bundesstaaten für den Zweck zu gewinnen und zu übereinstimmendem Verfahren zu bewegen.«

n dieser Äusserung liegt das Samenkorn für die weitere Gestaltung des deutschen Eisenbahnwesens in wesentlichen Richtungen. Bis 1879 waren alle Versuche des Reichskanzlers, die Eisenbahnreform auf der Grundlage des Reichs-Eisenbahnsystems durchzuführen, an dem Misstrauen und Widerspruch der deutschen Mittelstaaten gescheitert. Eine Denkschrift vom 7. Februar 1879 und eine zweite vom 18. März 1879 an den Bundesrat erläutern die Absichten und Zustände. Es folgen einige Beratungen im Bundesrate über diese Präsidialvorlagen. Kurze Zeit schien es, als ob über die Bildung und Veröffentlichung der Tarife, über die Einrichtungen des Reichseisenbahnnetzes und über eine gewisse Einheitlichkeit in der Verwaltung der Bahnen des Reichs eine beschränkte Übereinstimmung bei den Bundesregierungen erzielt werden sollte. Aber im letzten Augenblicke trat Sachsen gegen diese die Rechte der Einzelstaaten einschränkenden Einheitsbestrebungen ein und Bayern verschanzte sich hinter seine Reservatrechte; aus der Furcht vor wirtschaftlicher Mediatisierung entstand zuletzt ein Veto der 3 Königreiche und damit scheiterte der grosse Gedanke vielleicht für alle Zeit.

6. Als diese Versuche einer einheitlichen Eisenbahnreform mit Hilfe der Reichsgesetzgebung vereitelt waren, wurde in Preussen der Weg der Verstaatlichung aller wichtigeren preussischen Privatbahnen beschritten. Es begann die Herrschaft des Staatsbahnsystems in Preussen. Im Februar 1880 hatte der bekannte französische Volkswirt Georges de Laveleye

eine im preussischen Archiv für Eisenbahnwesen Jahrgang 1880 aufgenommene bemerkenswerte Äusserung wörtlich, wie folgt, gethan:

> »Eine unwiderstehliche Strömung treibt alle Regierungen dazu, sich zu alleinigen Herren ihres Eisenbahnnetzes zu machen. Es liegt hier eine Notwendigkeit vor, welche sich unserer heutigen Gesellschaft aufzwingt. Es handelt sich nicht mehr darum, darüber in Erörterung zu treten, ob der Staat auf die Eisenbahnen Einfluss haben soll, dieser Einfluss wird durch den Zwang der Notwendigkeit geboten. Es handelt sich vielmehr nur noch darum, die Mittel ausfindig zu machen, um etwaige Bedenken gegen diesen Einfluss abzuschwächen, einen möglichst vereinfachten Betrieb dieses Verkehrsorganismus durch den Staat herzustellen, eine solche Staatsverwaltung politisch unschädlich, dagegen förderlich für die Entwickelung des Handels zu machen. Diese Aufgabe ist eine ebenso schwierige als ernste; man wird mit blossen Redensarten ihre Lösung nicht herbeiführen helfen.«

Fast zur gleichen Zeit hatte der hervorragendste Kenner der amerikanischen Eisenbahnverhältnisse Charles Francis Adams, ein Mann reichster praktischer Erfahrungen und sichersten Urteils, seine Meinung über die Verstaatlichungsvorgänge in Preussen und Deutschland abgegeben, die er mit lebhaftem Interesse und warmer Sympathie verfolgt hat. Er nennt die preussisch-deutsche Eisenbahnpolitik eine gleichzeitig kaiserliche und kühne, mit einem Wort »eine Bismarckische« und hegt keinen Zweifel über die für Deutschland segensreichen Folgen derselben.

Die preussischen Landtagsverhandlungen überliefern die Thatsache der Geschichte, dass bereits am 25. März 1876 dem preussischen Landtage von Bismarck ein Gesetz unterbreitet worden ist, wonach die Staatsregierung ermächtigt werden sollte, das gesamte preussische Staatsbahnnetz gegen angemessene Entschädigung kaufweise dem Reiche zu übertragen. Es ist wichtig und bedeutungsvoll, dass der erste Reichskanzler als preussischer Ministerpräsident auch diesen grossartigen, die wirtschaftliche Entwickelung bedingenden Machtfaktor hat als Morgengabe dem Deutschen Reiche zuweisen wollen. Das in Rede stehende Gesetz war auch von beiden Häusern des preussischen Landtags angenommen worden.

Zur Ausführung hat dasselbe aber bis heut, obschon inzwischen 22 weitere Jahre vergangen sind, nicht gelangen können, denn der Bundesrat des Deutschen Reiches hat sich bisher zur Einbringung eines bezüglichen Ankaufsgesetzes im Reichstage nicht zu einigen und zu entschliessen vermocht. Dazu, dass dies jemals noch geschehen wird, ist auch wohl kaum noch die geringste Aussicht vorhanden; deshalb wurde in Preussen die Verstaatlichung im grossen Stil erforderlich. Und in der That, die Erfolge, welche Fürst Bismarck auf diesem Gebiete, Dank der eifrigen Mitwirkung des Ministers von Maybach, errang, sind vollkommene und grossartige. Sind doch durch die preussische Gesetzgebung allein in der kurzen Zeit vom 28. März 1882 bis 23. Februar 1885 zwanzig Haupt- und Vollbahnen mit einer Gesamtschienenlänge von 7859 km und für einen Ankaufspreis von insgesamt 803 551 000 Mark für den preussischen Staat erworben worden. Zu diesen Bahnen gehören alle wichtigeren preussischen Privatbahnen und ausserdem Eisenbahnstrecken in den Staatsgebieten Braunschweig, Schaumburg-Lippe, Bremen, den Thüringischen Staaten, Hessen und Königreich Sachsen. Dieser Aktion ist es auch zu verdanken, dass in Erfurt eine Königliche Eisenbahndirektion eingesetzt wurde. Das ist die grosse Periode, welche allüberall auf der ganzen gebildeten Erde das gewaltigste Erstaunen wachgerufen hat. Ein einziges Zeugnis hierfür möchte ich wörtlich anführen. Unter der Überschrift »Deutsche Eisenbahnpolitik« hat Professor von Stein in No. 26 Jahrgang 1887 der österreichischen Zeitschrift für Eisenbahnen und Dampfschiffahrt wörtlich Folgendes ausgeführt:

> »Der alte Kaiser Wilhelm I. war es, der mit gewaltigem Griffe das deutsche Eisenbahnwesen als ein Ganzes erfasst, es zur Einheit gebracht, es den Anforderungen seines neuen Reiches unterworfen, ihm zum erstenmale in der Welt seine Stellung in einer Rechtsverfassung gegeben und Begriff und Aufgabe der Staatsbahnen zu einer dauernden Kategorie in Recht und Politik erhoben hatte. Kaiser Friedrich III. war es, dem es neben seinem grossen Vater vergönnt war, die staatswirtschaftlichen Erfolge dieses Bahnwesens nicht bloss vom Standpunkte eines Strategen, sondern auch von dem eines Staatsmannes zum Ausdruck zu bringen. Lange und schwer hat das deutsche Bahnwesen darum kämpfen müssen, sich zuerst aus seiner Ab-

hängigkeit vom Kapital und dann aus seiner administrativen Unterordnung zu der Stellung zu erheben, auf welcher es jetzt als einer der grössten Faktoren nicht bloss der Volkswirtschaft, sondern des gesamten Staatslebens steht. Sagen wir es kurz: das, was Kaiser Wilhelm I. gewollt, und dessen Erfüllung Kaiser Friedrich III. so schön und so feierlich anerkannt hat, das Eisenbahnwesen ist mit seinen Mitteln und seinen Anregungen aus einem Elemente der Volkswirtschaft eine selbständige Macht im Staate geworden, mit welcher nicht bloss das Heerwesen, sondern das ganze Staatswesen in unserer Zeit zu rechnen hat.« —

So Professor von Stein. Ich meinerseits trete seinen Anschauungen bei und ergänze dieselben noch bezüglich der Wirksamkeit Kaiser Wilhelm II.

7. Hat doch die Regierung unseres jetzt regierenden Königs Majestät, des fünften preussischen Königs im sechzigjährigen Eisenbahnzeitalter, in dreifacher Beziehung hochbedeutsame Erfolge aufzuweisen.

Bereits im Jahre 1873, also vor genau 25 Jahren, hatte man in Preussen versucht, dem Eisenbahnwesen eine seiner Natur, Eigenart und Aufgabe mehr entsprechende und aus dem allgemeinen Verwaltungs-Schematismus freier heraustetende Organisation zu geben. Neben den als Provinzialbehörden eingesetzten und direkt unter dem zuständigen Ministerium amtierenden Königlichen Eisenbahndirektionen wurden bei den grösseren derselben Eisenbahnkommissionen an besonderen Orten eingesetzt, in der rechtlichen Stellung von Delegationen der Provinzial-Eisenbahn-Behörden.

Anfangs hatte in .Preussen das Eisenbahnwesen zum Finanzministerium gehört, bis im Jahre 1848 ein eigenes Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten gebildet und diesem das Eisenbahnwesen zugewiesen wurde. Bald wurde für letzteres auch eine eigene Abteilung eingerichtet. So blieb es bis zum Jahre 1878, in welchem durch Allerhöchste Verordnung vom 7. August unter Abtrennung von Handel und Gewerbe ein »Ministerium der öffentlichen Arbeiten« gebildet wurde, dem nunmehr die oberste Leitung der Staatsbahnen übertragen wurde. Eine der ersten Aufgaben desselben war eine bessere Ordnung der provinziellen Eisenbahnverwaltung. Waren auch die ersten

im Jahre 1850 ergangenen allgemeinen Bestimmungen über die Organisation der provinziellen Eisenbahnbehörden schon im Jahre 1867 erheblich umgestaltet worden, so war auch hierbei noch die behördliche Kollegialverfassung bestehen geblieben, was für das Eisenbahnwesen nicht passte. Der weitere soeben erwähnte, im Beginn des Jahres 1873 gemachte Versuch, für die lokale Verwaltung an Stelle ausführender Oberbeamten Königliche Behörden — Eisenbahnkommissionen — einzusetzen, führte auch nicht zum erwünschten Ziele.

So fiel dem im Jahre 1878 eingesetzten »Ministerium der öffentlichen Arbeiten« die ausserordentlich schwierige und grosse Aufgabe zu, vor weitergehender Durchführung der Verstaatlichung erst eine für das grosse preussische Eisenbahnnetz passende gänzliche Neuordnung der Verwaltung durchzuführen.

Es geschah dies sofort und fand im Jahre 1879 einen gewissen Abschluss. Der Grundgedanke dieser neuen Organisation war die Decentralisation, aber unter voller Wahrung des bureaukratischen Systems. Für die lokale Verwaltung wurden dabei den vergrösserten Königlichen Eisenbahndirektionen direkt unterstellte Zwischenbehörden, »die Königlichen Eisenbahn-Betriebsämter eingesetzt. Unter dieser Organisatiton vollzog sich die Verstaatlichung, es wurde aber auch unter *ihr nicht* ein erwünschter, der Eigenart des Eisenbahnwesens entsprechender Zustand erreicht. Letzteres geschah erst mit der gegenwärtigen, seit dem Jahre 1895 bestehenden Organisation, welche die Zwischenbehörden und Abteilungen aufhob und an Stelle kollegialer Verwaltung die persönliche Verantwortlichkeit des Einzelnen weiter durchführte. Das Beispiel hierfür gaben erprobte Einrichtungen der Reichseisenbahnen in Elsass-Lothringen. Hierin ist die *eine grosse That* der jetzigen Regierung auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens zu erkennen und es hat auch nicht lange gedauert, bis sich deren Einfluss bei den anderen deutschen Staatseisenbahnverwaltungen geltend gemacht hat.

Eine zweite bedeutsame Entwickelungserscheinung seit der Regierung Kaiser Wilhelms II. auf dem Gebiete der deutschen Eisenbahnen ist der »Ankauf der Hessischen Ludwigsbahn« unter *Begründung einer preussisch-hessischen Betriebsgemeinschaft.* Es hat sich hiermit zweifellos ein für die preussische und deutsche Eisenbahnpolitik hochwichtiges Ereignis vollzogen, zugleich ist dadurch eine ganz neue Form der Ver-

staatlichung einerseits und der dauernden Interessengemeinschaft mehrerer Bundesstaaten in Beziehung auf ihren Eisenbahnbesitz andererseits begründet worden. Fast könnte man meinen, der Grundgedanke des früheren Zollvereins sei mutatis mutandis auf das Eisenbahnwesen übertragen worden. Nicht Wenige und besonders Eingeweihte neigen auch der Ansicht zu, es habe hiermit eine neue vorbildliche Form für die Zusammenlegung des gesamten deutschen Eisenbahnbesitzes und der Möglichkeit der Einheitlichkeit in Betrieb und Verwaltung gefunden werden sollen, nachdem, wie ich ausführlich dargestellt habe, das Reichseisenbahnwesen sich als unerreichbar erwiesen hat.

Im weiteren Verlaufe der Verhandlungen über die Verstaatlichung der Hessischen Ludwigsbahn gelangten die beiden Staaten Preussen und Hessen zum Abschluss des Staatsvertrages vom 23. Juni 1896, welcher die Eigentumsverhältnisse nach dem Grundsatze ordnete, dass eine territoriale Aufteilung zu erfolgen habe. Sodann trat mit dem 1. April 1897 die gemeinschaftliche Verwaltung aller den beiden Staaten gehörigen Eisenbahnen, nicht nur der den Ausgangspunkt bildenden Hessischen Ludwigsbahn, ein. Seitdem erfolgt der Betrieb aller zur Gemeinschaft vereinigten Bahnen beider Staaten in der Weise, dass sämtliche Einnahmen und Ausgaben, mit alleiniger Ausnahme aller Arten von Steuern, als gemeinsame anzusehen sind und der Überschuss der Einnahmen über die Ausgaben nach einem besonders vereinbarten Teilungsmassstabe unter beide Staaten dauernd verteilt wird. Was die Verwaltung betrifft, so sind innerhalb des ganzen Gemeinschaftsgebietes und für die Centralleitung die für die preussischen Staatseisenbahnen bestehenden Verwaltungsgrundsätze massgebend. Der hessischen Regierung ist das Recht vorbehalten, bei der Königlich Preussischen und Grossherzoglich Hessischen Eisenbahndirektion zu Mainz 5 und bei der Königlichen Eisenbahndirektion zu Frankfurt a. M., welcher die oberhessischen Strecken zugeteilt wurden, 2 hessische Direktionsmitglieder zu ernennen. Ferner ist mit Rücksicht darauf, dass das preussische Ministerium der öffentlichen Arbeiten die Eigenschaft der Centralbehörde der Gemeinschaftsverwaltung hat, der Eintritt eines hessischen vortragenden Rates in das genannte preussische Ministerium erfolgt. Auch wird von den Beamtenstellen eine ziffernmässig bestimmte Zahl mit hessischen Beamten besetzt. Bezüglich der rechtlichen Vertretung der so begründeten Ge-

meinschaft besagen die Motive zur Landtagsvorlage, dass für die in preussisches Eigentum übergegangenen preussischen, hessischen und bayerischen Strecken der preussische, für die in hessisches Eigentum übergegangenen hessischen und badischen Strecken der hessische Fiskus das zu vertretende Rechtssubjekt darstellen.

Es hat diese, in staatsrechtlicher Beziehung vielleicht ein Unikum darstellende Gemeinschaft wohl noch am meisten Ähnlichkeit mit der in den Mauern Erfurts domizilierenden Generaldirektion des Thüringischen Zoll- und Steuervereins.

Aus der Regierungszeit unseres jetzt regierenden Kaisers und Königs Majestät bitte ich schliesslich wenigstens noch eine dritte hochwichtige Massnahme auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens behandeln zu dürfen, welche mich zugleich zum Ausgangspunkt meiner Abhandlung zurückführt und deren Betrachtungskreis gewissermassen schliesst. Unterm 28. Juli 1892 trat in Preussen ein »Gesetz über Kleinbahnen und Privatanschlussbahnen« in Kraft, welches seitdem unter der abgekürzten Bezeichnung »Kleinbahngesetz« seine Wirksamkeit entfaltet hat.

Durch dieses Gesetz wurde eine neue Form von Schienenstrassen zur Befriedigung vorhandener Verkehrsbedürfnisse eingeführt. Während die unter der Reichsverfassung und damit der Reichsgesetzgebung oder doch der Mitwirkung des Bundesrats und unter Vereinbarungen der Bundesstaaten stehenden eigentlichen Eisenbahnen — Haupt- und Nebenbahnen — den hieraus sich ergebenden allgemein giltigen Ordnungen und Gesetzen unterworfen sind, liegen die Verhältnisse bei den Kleinbahnen wesentlich anders. Sie umfassen, wie die Zeitschrift für Kleinbahnen vom Jahre 1894 zutreffend ausführt, das weite Zwischengebiet von der gewöhnlichen Vekturanz der Strassen und Landwege bis zu den eigentlichen Eisenbahnen im vorhin geschilderten Sinne der Reichsverfassung. In solchem Sinne sind die Kleinbahnen keine Eisenbahnen. Im Bereiche dieser Kleinbahnen sind alle Arten der Motoren, nicht bloss der Dampf, alle Arten des Verkehrs, alle Stufen der wirtschaftlichen Bedeutung denkbar. Hier kann kaum von einem Netz überhaupt, viel weniger von einem einheitlichen Netz die Rede sein. Für sie gilt als ausschlaggebender Gesichtspunkt: »mit möglichst geringen Mitteln, in möglichst einfacher Weise vorhandenen Verkehrsbedürfnissen geringerer Bedeutung zu genügen«. Da diese Verhältnisse natur-

gemäss überall recht verschieden sein können, so muss beim Kleinbahnwesen der Eigenart der Verhältnisse, des Landesteils und der zu befriedigenden Bedürfnisse ganz besonders Rechnung getragen werden.

Auch auf diesem Gebiete ist, gleichwie im Jahre 1838 mit dem Gesetze vom 3. November, der preussische Staat schöpferisch vorgegangen. Er hat, nachdem die Verstaatlichung der unter dem Gesetze vom 3. November 1838 stehenden eigentlichen Eisenbahnen zur Hauptsache abgeschlossen und nachdem auch das Netz der Nebenbahnen unter Staatsverwaltung gestellt und auf die noch erforderliche Ergänzung durch Spezialgesetze verwiesen ist, nunmehr im Wege des Kleinbahngesetzes für die weitere Befriedigung mehr örtlicher Bedürfnisse eine allgemeine und grundsätzliche Regelung geschaffen. Nehmen diese Bahnen dritter Ordnung in Preussen hiernach an dem eigentlichen allgemeinen Eisenbahnrechte nicht Teil, so hat doch sofort eine besondere rechtliche Regelung stattgefunden. Hat der Staat diese Bahnen letzter Ordnung in das staatlich zu verwaltende Eisenbahnnetz nicht aufgenommen, so hat er doch für eine ausgiebige staatliche Förderung gesorgt. Entgegenkommende Abmessung der Rechte und Pflichten des Unternehmers in Bezug auf Bau und Betrieb der Bahn, Erleichterung bei Erteilung der Genehmigungen, Erlaubnis der Benutzung öffentlicher Strassen und Wege, Zusage des Anschlusses an andere Kleinbahnen und auch an eigentliche Eisenbahnen, erhebliche Beschränkung der Anforderungen, welche im Interesse der Landesverteidigung und der Reichspostverwaltung bei Eisenbahnen gefordert werden, weitgehende Freiheit in der Bemessung und Feststellung der Beförderungspreise, Vergünstigungen und staatsseitige Unterstützungen bei Beschaffung der Geldmittel zum Bau: das etwa sind die hauptsächlichsten Förderungen, welche dem Kleinbahnwesen grundsätzlich zu Teil geworden sind. — Noch zögern die übrigen deutschen Staaten, diesem Vorgehen zu folgen, jedoch sind Ansätze in gleicher Richtung sowohl in Bayern als in Sachsen zu erkennen.

Ich eile zum Schlusse. Das Archiv für Eisenbahnwesen vom Jahre 1892 führt bei einer Betrachtung über das Kleinbahngesetz wörtlich Folgendes aus:

> »Schärfer, als in anderen Ländern, heben sich in Preussen die einzelnen Phasen der Entwickelung des Eisenbahn-

wesens gegen einander ab. Zunächst galt es, durch die Verbindung der Hauptorte des Landes unter einander und mit denen der Nachbarländer mittels Eisenbahnen ein zusammenhängendes Netz herzustellen, welches vermöge seiner Beschaffenheit und seiner Einrichtungen auf allen seinen Gliedern nicht nur einen einheitlichen, sondern auch im wesentlichen gleichartigen Betrieb gestattete. Bis gegen Ende des achten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts baute man fast ausschliesslich Eisenbahnen, welche bestimmt waren, an der Vermittelung des grossen Verkehrs teilzunehmen und deshalb in thunlichst vollkommener Weise hergestellt werden mussten. Erst um diese Zeit ging man in grösserem Umfange dazu über, im Anschluss an das Netz dieser Eisenbahnen erster Ordnung, jetzt Haupteisenbahnen genannt, Bahnen zweiter Ordnung, Nebenbahnen, zu bauen, welche hauptsächlich die Verbindung der abseits des Hauptnetzes gelegenen Orte von erheblich wirtschaftlicher Bedeutung mit diesen bezweckten. Da es sich dabei um Verkehrsbedürfnisse minderen Grades handelte, konnten die an die Hauptbahnen in Betreff des Baues und Betriebes zu stellenden Anforderungen für diese Bahnen erheblich ermässigt werden. Gleichwohl wurden dieselben als Eisenbahnen im rechtlichen Sinne angesehen, welche sich qualitativ von den Haupteisenbahnen nicht unterscheiden. Soweit die Nebeneisenbahnen an das Staatsbahnnetz anzuschliessen waren, erachtete es der Staat meistenteils als seine Aufgabe, sich dem Bau und Betriebe derselben zu unterziehen, und er ist derselben im vollen Masse gerecht geworden, so dass seit Beginn des neunten Jahrzehnts von ihm mehr als 6000 km Nebenbahnen ins Leben gerufen worden sind.«

Dieser Entwickelung in Preussen entspricht im grossen und ganzen die Entwickelung in dem übrigen Deutschland.

Die gegenwärtige Ausdehnung des Eisenbahnwesens in Deutschland, abgesehen von den preussischen Kleinbahnen, umfasst 31910 km Haupt- und 16400 km Nebenbahnen, zusammen 48310 km. — Hiervon stehen unter der Verwaltung des preussischen Staats 19020 km Haupt- und 9170 km Neben-, zusammen 28190 km Eisenbahnen.

In Preussen stehen daneben noch die vorhin im allgemeinen

behandelten Kleinbahnen im Betriebe. Es sind dies Privatanschluss-, Gruben- und Hütten-, Strassen-, Kreis- und Gemeinde- und sonstige dem engeren örtlichen Verkehr dienende Kleinbahnen, ganz gleich, ob sie mit Dampf, Elektrizität, tierischer oder sonstiger Kraft betrieben werden, schmal- oder normalspurig gebaut sind, ob sie nur dem Personen- oder auch dem Güterverkehr zu dienen haben.

Nach dem diesjährigen Januarheft der Zeitschrift für Kleinbahnen ist seit dem Bestehen des Gesetzes vom 28. Juli 1892 immer deutlicher das Bestreben hervorgetreten, nicht bloss den bisherigen Betrieb von Kleinbahnen mit Pferden immer mehr durch elektrischen Betrieb zu ersetzen, sondern auch, besonders im Westen, neue, dem Personenverkehr dienende Kleinbahnen von vornherein mit elektrischen Betriebsmitteln auszustatten. Sodann ist der Wunsch zu erkennen gewesen, vornehmlich der Kreise, die Landwirtschaft treiben und mehr oder weniger der Eisenbahnen im Sinne des Gesetzes vom 3. November 1838 entbehren, mit Hülfe von Staatsunterstützungen aus den durch die Etatgesetze von den Jahren 1895 bis 1897 zur Förderung des Baues von Kleinbahnen bereit gestellten Mitteln von zusammen 21 Millionen Mark sich dieses Verkehrsmittels zu versichern.

Das Netz der in Preussen vorhandenen Kleinbahnen hat sich dementsprechend fortgesetzt vermehrt. Es sind nach einer Auskunft, welche der Herr Minister der öffentlichen Arbeiten in der 65. Sitzung des Preussischen Landtages am 25. April cr. gegeben hat, von derartigen Bahnen bereits 120 mit 2 705 km Länge ausgeführt und im Betriebe, 60 mit 1 245 km Länge noch in der Ausführung begriffen oder doch in Vorbereitung.

Von den bereits im Betriebe befindlichen trifft vorerst nur eine, die hiesige elektrische Strassenbahn, auf den Regierungsbezirk Erfurt, dagegen sind mehrere dergleichen in Vorbereitung. In dem ganzen Bezirk, welcher der Königlichen Eisenbahndirektion Erfurt unterstellt ist und im ganzen 1 059 km Haupt- und 608 km Nebenbahnen umfasst, stehen, abgesehen von einer grossen Anzahl Privat-Anschlussbahnen, nur in Erfurt, Zeitz und Naumburg vorerst eigentlich Kleinbahnen im Betriebe, die Kleinbahnen Wernshausen–Herges-Vogtei und Brotterode–Kleinschmalkalden befinden sich noch im Bau.

Es könnte diese geringe Ausdehnung des Kleinbahnwesens auffällig erscheinen, es ist aber dabei zu beachten, dass die grössere Hälfte des Direktionsbezirks in ausserpreussischen Gebieten be-

legen ist, wo ein Kleinbahngesetz nicht besteht, wennschon ähnliche Bahnen, wie die elektrischen Strassenbahnen in Gera, Gotha und Eisenach vorhanden sind. Ausserdem ist im Direktionsbezirk Erfurt bisher in so hervorragender Weise auf die Erbauung von Nebenbahnen Bedacht genommen worden, dass die Befriedigung durch Kleinbahnen zurücktreten konnte.

So ist — und dies führt mich auf den Ausgangspunkt zurück — als es sich um Anschluss des Gebiets um Witteroda und Dachwig an das Eisenbahnnetz handelte, die Befriedigung von vornherein nicht auf die Erbauung einer Kleinbahn verwiesen, sondern sogleich die Herstellung einer durchgehenden Nebenbahn Erfurt-Kühnhausen-Langensalza in das Auge gefasst und betrieben worden. Heut steht diese Bahn im Betriebe, sie ist zunächst in einer Weise einfach eingerichtet und betrieben, wie es dem vorhandenen sehr geringen Verkehrsbedürfnisse durchaus entspricht, für einen grösseren Durchgangsverkehr ist diese Bahn von vornherein weder notwendig noch eingerichtet. Es schliesst dies indessen keineswegs aus, dass auch diese Strecke mit dem wachsenden Verkehrsbedürfnis oder zur später etwa notwendig werdenden Entlastung anderer Strecken in nicht zu ferner Zeit eine erheblich erweiterte Betriebsgestaltung erfährt. Wie bald und in welcher Weise sich dies unter Umständen vollzieht, lässt die am 1. Oktober 1889 eröffnete benachbarte Nebenbahnstrecke Naumburg-Artern-Sangerhausen deutlich erkennen. — Ich muss schliessen!

Vielleicht hat diese meine Abhandlung einigermassen dazu beigetragen, auch die Beurteilung der Bahn Erfurt-Langensalza etwas ruhiger und sachlicher zu gestalten. Vielleicht dienen auch die von mir gegebenen Ausführungen dazu, die Beurteilung einer soeben aufgetauchten neuen Eisenbahnfrage von vornherein in angemessenen Grenzen zu halten. Ich meine, das fast täglich in einer Reihe von Zeitungen des Landes seit längerer Zeit zur Besprechung gelangende Bahnprojekt Erfurt-Rudolstadt. Es liegt mir durchaus fern, die Königliche Akademie in den Streit der Meinungen gegenüber schwebenden Tagesfragen hineinzuziehen; aber es will mir auch nicht nachteilig erscheinen, bei solchen Gelegenheiten und Betrachtungen die Gemeinnützigkeit der wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Akademie auf einem neuen Felde wirksam werden zu lassen.

———

Über den

Willehalm Wolframs von Eschenbach.

Vortrag,

gehalten am 21. September 1898 in der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

E. Bernhardt,

Professor.



Wer sich einmal mit den Dichtungen Wolframs von Eschenbach eingehend beschäftigt hat, wird immer wieder mit Vergnügen dazu zurückkehren. Zwar sind, im ganzen wie im einzelnen, noch manche Rätsel darin zu lösen; aber die planvolle Anlage, die scharfe Zeichnung der Charaktere, die Anschaulichkeit der Schilderung, der sittlich religiöse Ernst neben liebenswürdigem Scherz, das naive Hervortreten der eignen Persönlichkeit des Dichters, ja selbst der bisweilen etwas gesuchte und schwerfällige, aber stets gedankenreiche Ausdruck gewähren dem Leser immer wieder neuen Genuss. Dem Forscher drängt sich eine unabsehbare Reihe anziehender Fragen und Untersuchungen sprachlicher und litterargeschichtlicher Art auf. Wie sehr Wolfram die Germanisten beschäftigt hat, seitdem er, namentlich durch die vortrefflichen Arbeiten von Lachmann und Bartsch, wieder zugänglich gemacht ist, beweist die grosse Zahl von Aufsätzen und Büchern, die im Laufe der letzten sechzig Jahre über ihn erschienen sind.

Ausser wenigen lyrischen Gedichten besitzen wir von Wolfram drei erzählende, den unvollendeten Titurel, den Parzival und den Willehalm. Dieser ist sein letztes Werk. Der Landgraf Hermann von Thüringen, sagt er im Eingang des Willehalm, »tet mir diz mære bekant«, d. h. er teilte ihm die französische Vorlage, das Lied von Aliscans, mit. Eine Stelle des letzten Buchs (417, 22) beweist, dass Hermann nicht mehr lebte, als dieses entstand. Sein Tod fällt in das Jahr 1216. Daraus ergiebt sich, dass der Willehalm vor 1216 begonnen und nach 1216 vollendet ward*).

*) 393, 30 wird Ottos des IV. Kaiserkrönung in Rom erwähnt. Man hat daraus geschlossen, dass Wolfram die Friedrichs des II. (1220) nicht erlebt habe; allein mir scheint, dass dies aus jener Stelle nicht mit Sicherheit gefolgert werden kann.

Über Wolframs Leben, so viel oder so wenig wir davon wissen, über den Titurel und Parzival ist in jeder Litteraturgeschichte ausführlich gehandelt; dagegen ist der Willehalm, wie ich meine, unverdienter Weise, weit weniger beachtet worden und weniger bekannt. Auf dies Gedicht erlaube ich mir heute Ihre Aufmerksamkeit zu lenken. Ich gedenke zuerst eine Übersicht des Inhalts zu geben, dann die geschichtliche Grundlage der Sage, das französische Gedicht Aliscans und Wolframs Verhalten gegenüber dieser seiner Vorlage zu besprechen.

Willehalm, der älteste von sieben Söhnen des Grafen Heimrich von Narbonne und seiner Gemahlin Irmengard von Pavia, wird mit seinen Brüdern von dem Vater enterbt und an Kaiser Karls Hof verwiesen, sein Glück zu suchen; seinen Besitz will Heimrich seinem Paten, dem Sohne eines treuen, im Kampfe gefallenen Lehensmanns, zuwenden. Von den Schicksalen der Brüder Willehalms will der Dichter nicht reden; aber auch von Willehalm wird zunächst nur erzählt, was zum Verständnis des Folgenden unentbehrlich ist. Aus gelegentlichen Rückblicken erfahren wir, dass er dem Kaiser Karl in Rom gedient, zum Schutze des Papstes Leo gegen die aufständischen Römer gekämpft und dabei eine Narbe *»ob der nasen«* davongetragen hat. Die französischen Gedichte berichten abweichend, dass er Rom gegen die Sarazenen verteidigt und im Zweikampfe die Nasenspitze verloren habe, daher sein Beiname *»au court nez«*; auch bei Wolfram kommt dieser Name *»ehkurneis«* vor, obwohl dies zu der Narbe *»ob der nasen«* (d. h. über der Nase) nicht recht stimmt. Wir erfahren ferner, dass er dem König Loys (Ludwig dem Frommen) bei Karls Tode wider die aufsässigen Fürsten zur Krone verholfen und seine Schwester mit ihm vermählt hat. Dann ist er von Loys mit Oransche belehnt worden, das er (vorher oder nachher?) den Sarazenen entrissen hat und hat sieben Jahre lang die südliche Mark verteidigt. Einst in heissem Kampfe gegen den heidnischen König Tybalt vom Eifer der Verfolgung hingerissen, ist er von einem andern heidnischen Fürsten Synagun gefangen und nach Tybalts Stadt Todjerne gebracht worden; hier hat er Tybalts Gemahlin Arabel kennen gelernt, zum Christentum bekehrt und entführt; sie hat in der Taufe den Namen Gyburg erhalten und sich mit Willehalm vermählt. Tybalt ruft die gesamte Heidenschaft zur Rache auf; Gyburgs Vater Terramer, der höchste aller sarazenischen Könige,

der dem Baruch von Baldac, d. h. dem Kalifen, zur Seite steht, wie in der Christenheit der Kaiser dem Papst, nimmt sich seiner Sache an, und mit dem grossen Rachezug, den die Sarazenen nach der Provence und gegen Willehalms Feste, Oransche, unternehmen, beginnt Wolframs Erzählung.

Auf dem Felde Alischanz, am Flusse Larkant, tritt Willehalm mit 20000 Streitern, die sich als Vorkämpfer des Christentums mit dem Kreuze bezeichnet haben, dem unermesslichen sarazenischen Heere entgegen. Bei ihm befinden sich viele Jünglinge aus seinem fürstlichen Geschlecht, die unter seiner und Gyburgs Obhut herangewachsen und zur Ritterschaft erzogen sind, und unter diesen zeichnet sich durch blühende Jugendschönheit und Heldenmut Vivianz, der Sohn einer Schwester Willehalms, aus. Trotz mutigster Gegenwehr erliegen die Christen der Übermacht; acht von den jungen Fürsten werden gefangen, alle übrigen Christen fallen bis auf Willehalm. Indem dieser fliehend den Rückweg nach Oransche sucht, entzieht ihn eine Staubwolke den Blicken der Verfolger, und er entkommt zunächst in die nahen Berge. Hier hält er sein Ross Puzzat an und schaut um sich: Berg und Thal sind ringsum von den zahllosen Scharen der Feinde bedeckt. Er liebkost das müde Ross und wischt ihm mit seinem kostbaren Waffenrock den Schweiss ab; dann führt er es, um den Weg nach Oransche zu erreichen, aus dem Felsengewirr hinab an den Fluss Larkant. Hier findet er unter einer Linde bei einer Quelle seinen Neffen Vivianz todwund und bewusstlos. Er bindet ihm den Helm ab und nimmt, laut klagend um den jungen Helden, sein Haupt in den Schoss. Vivianz kommt zu sich und erkennt den geliebten Oheim; dass er ihn noch einmal sehen sollte, hatte ihm der Engel Kerubin versprochen. Willehalm nimmt ihm die Beichte ab; es ist nicht viel, was Vivianz zu bekennen hat; nur dass er Willehalms und Gyburgs Pflege noch nicht vergolten habe, und dass er vielleicht seinem beim Ritterschlag gethanen Gelübde, nie vor den Sarazenen zu weichen, nicht ganz treu geblieben sei. Dann giebt ihm Willehalm eine Hostie, die zu Paris in der Kirche des heiligen German geweiht ist, und Vivianz stirbt. Bei dem Toten bringt Willehalm die Nacht zu; bei Tagesgrauen bricht er auf, um Oransche zu erreichen. Aber neue Kämpfe erwarten ihn. Er schlägt sich durch; mit Ehmereiz, Gyburgs Sohn von Tybalt, meidet er den Kampf und erwidert auch seine Schmäh- und

Drohreden nicht. Dann trifft er auf Terramers Bruder Arofel, den König von Persia; diesen tötet er, legt seine kostbare Rüstung an, und besteigt sein Ross Volatin. Trotz seiner heidnischen Tracht wird er beim Weiterreiten von den Feinden erkannt und angerannt; aber Volatins Schnelle rettet ihn in einen Wald von Kastanien und Weinreben, und so gelangt er endlich an das Thor von Oransche. Es ist geschlossen, denn schon streifen Scharen von Sarazenen durch die Umgegend. Der alte Kaplan, der das Thor hütet, erkennt den Markgrafen in der fremden Rüstung nicht und verweigert ihm Einlass; ebenso Gyburg, die herbeigerufen wird. Er muss sich erst ausweisen, indem er eine Schar von Sarazenen anfällt, die gefangene Christen vor sich her treiben, und diese befreit, und dann, indem er den Helm abnimmt und seine Narbe zeigt. Nun erfährt Gyburg von der furchtbaren Niederlage und dem Aufgebot der ganzen Heidenschaft, aber Willehalm tröstet sie: er will seine Verwandten und Freunde und den römischen König Loys um Hilfe angehen, wenn Gyburg bis zu seiner Rückkehr die Festung halten wolle; doch er sei auch bereit, wenn sie wünsche, zu bleiben und ihr Schicksal zu teilen. In der Nacht ruht Willehalm an Gyburgs Seite; in inbrünstigem Gebet ruft sie Gott um Beistand an; ihre Thränen benetzen die Wange des schlafenden Gatten und erwecken ihn. Ihr Entschluss ist nun gefasst: sie heisst Willehalm nach Hilfe ausziehen und will Oransche halten. Ihre Bitte und Warnung, er möge in Frankreich keinem Weibe seine Minne zuwenden, erwidert er durch ein Gelübde: bis er sie befreit habe, soll der Schmerz nicht aus seinem Herzen weichen, keine andere Nahrung als Wasser und Brot will er geniessen; das französische Gedicht fügt noch hinzu, dass kein Kuss seine Lippen berühren solle, dass er sein Antlitz nicht waschen, das Hemd nicht wechseln, in keinem Bette liegen will. Dann waffnet er sich, besteigt sein Ross Volatin und reitet unbehelligt mitten durch das feindliche Heer, das inzwischen Oransche umlagert hat; die Rüstung Arofels und seine Kenntnis der heidnischen Sprachen helfen ihm durch.

Oransche wird nun von den Feinden vergeblich bestürmt; Gyburg waffnet sich und die übrigen Frauen, und, um die Zahl der Verteidiger grösser erscheinen zu lassen, werden auch die Toten im Harnisch auf die Mauern gestellt. Terramers Drohungen, der ihr zwischen drei Todesarten, Ertränken, Verbrennen, Hängen die Wahl lässt, erschrecken das standhafte Weib nicht.

Inzwischen erfährt Willehalm durch zufällige Begegnung mit seinem Bruder Arnalt von Gerunde, dass König Loys zu Munleun (Laon) ein grosses Hoffest abhalten wolle; dort werde er auch seine Eltern und vier seiner Brüder treffen; Arnalt selbst sagt ihm seinen bewaffneten Beistand zu.

Es folgt nun ein besonders wirkungsvoller Teil des Gedichts, Willehalm am Hofe des Königs Loys. Vortrefflich gezeichnet ist der Gegensatz zwischen dem rauhen Kriegsmann, von gewaltiger Gestalt und grimmigem Blick, wie der des Wolfs, der in die Schafhürde schaut, mit wirrem Haar und Bart, und ungewaschenem Antlitz, auf dem der Staub des Weges und der Rost der Eisenrüstung liegt, in kostbarem, aber zerhauenem und zerstochenem Waffenrock, und anderseits dem weichlichen und unentschlossenen König Loys und seiner höfischen Umgebung. Willehalms Sinn ist auf nichts als neuen Kampf zur Rache für die Gefallenen und zum Entsatz seiner Gattin gerichtet; in Munleun aber soll eben ein glänzendes Fest gefeiert werden, in dem man sich höchst ungern durch den Ruf zu den Waffen stören lässt.

Willehalm reitet in den Hof des Königspalastes und steigt unter einem Ölbaum und einer Linde vom Ross; der Hof ist voll von Dienern und Gästen, die zum Hoffeste gekommen sind; niemand aber nimmt ihm sein Ross ab, und wie er sich nun niederlässt und den Helm abthut, weicht alles scheu von dannen. Dem König wird die Ankunft des Fremden gemeldet, und er tritt mit seiner Gemahlin ans Fenster des Palas ihn zu schauen. Die Königin, Willehalms Schwester, erkennt ihn; aber weit entfernt sich seines Kommens zu freuen, ahnt sie, dass er ein neues Heer zum Kampfe gegen die Heiden fordern, neues Ungemach bringen, das Fest stören werde. Sie befiehlt, dass niemand zu ihm hinausgehe, die Thür des Palas geschlossen, ihr Bruder, wenn er Einlass begehre, abgewiesen werde.

Da tritt zu Willehalm Wimar, ein reicher Kaufmann aus der Stadt Munleun, und bietet ihm seine Gastfreundschaft. Er führt ihn in sein Haus, aber die köstlichen Speisen, die der gastliche Wirt ihm vorsetzt, Pfau, Fasan, Kapaun, Lampreten und Rebhühner, verschmäht Willehalm; er nimmt nur Wasser und Brot und liegt zur Nacht auf einer Streu, schlaflos, von zornigen Gedanken und Vorsätzen bewegt. Seinen Namen hat er dem Wirt schon am Abend genannt; am Morgen legt er seine Waffen an

und thut dem erschrockenen Mann seine Absicht kund, den König das Schwert fühlen zu lassen. Er reitet in den königlichen Hof und bindet sein Ross an den Ölbaum; da kommt ihm doch der Gedanke, dass Gewaltthat am König sein Vorhaben vereiteln würde, und er beschliesst zunächst die Ankunft seiner Eltern und Brüder zu erwarten. Wimar ist ihm nachgeeilt und verbreitet unter den Anwesenden die Kunde, wer der Fremdling sei; da läuft alt und jung herbei, ihn zu sehen, und mancher »werte« Mann bietet ihm seinen Gruss; aber des Markgrafen Gegengruss ist grimmig.

Nun erscheint Loys mit der Königin im Palas; mit den Gästen tritt ungeheissen Willehalm ein und setzt sich, das Schwert im Schosse. Die Schar der Höflinge und Gäste betrachtet ihn mit feindseligen, scheuen Blicken; sie wünschen ihn weit weg nach Kanach oder Assim oder in die Hitze zu Alamansura, in das Eis von Scandinavia, oder auf die Insel Palaker im Lebermeer; dann würde er von dem König keine neue Heerfahrt nach dem vermaledeiten Oransche verlangen; Loys solle ihm statt dessen Vermandois oder Arras geben, dann wäre Ruhe.

Jetzt treten Heimrich und Irmengard und vier Brüder Willehalms in den Saal und werden von Loys und der Königin feierlich begrüsst. Im Vertrauen, dass diese ihm helfen werden, erhebt sich Willehalm und tritt vor den König. Um Heimrichs willen, der bei ihm sitze, wolle er ihm kein Leid thun; aber er erinnert ihn mit bitteren Worten an die Dienste, die er seinem Vater Karl und bei der Thronbesteigung ihm selbst geleistet habe; sieben Jahre habe er sodann in der Südmark das Reich gehütet, ohne einen seiner Brüder oder seine Eltern zu sehen.

Die vier Brüder Willehalms springen auf, begrüssen und umarmen ihn und bitten ihn in seinem Zorn Mass zu halten. Loys selbst bekennt sich zu Dank verpflichtet; was in seinem Reiche Willehalm begehre, Gabe oder Lehen, sei er ihm zu gewähren bereit. Aber die Königin widerspricht: »Wehe, wie wenig würde uns dann bleiben! Ich wäre die erste, die er vertriebe. Mir ist lieber, dass er von uns, als dass wir von ihm Gnade begehren.« Dies Wort reizt Willehalm zum heftigsten Zorn; er reisst der Königin die Krone ab, fasst sie an den Zöpfen und will ihr das Haupt abschlagen; aber seine Mutter Irmengard wirft sich dazwischen, die Königin entwindet sich mühsam seinen Händen und flieht in ihre Kemnate, deren Thür sie mit eisernem

Riegel verwahrt. Loys wäre lieber zu Estampes oder Paris oder Orleans, als hier vor seinem zornigen Schwager.

Nun tritt der alte Heimrich zu seinem Sohne, ihn zu begrüssen, und Willehalm berichtet die Ereignisse von Alischanz und Oransche, schildert seine Not und bittet um des Vaters Hilfe, die ihm zugesagt wird. Sein Bericht ruft allgemeine Wehklage hervor; Willehalm aber ergeht sich wieder in Schmähungen gegen seine Schwester, die Königin. Der Eintritt der schönen Königstochter Alyze unterbricht ihn, sie fällt dem zornigen Oheim zu Füssen und bittet ihn um Verzeihung für ihre Mutter; Willehalm hebt sie auf und willfahrt ihrer Bitte. Irmengard sendet nun Alyze mit zwei Rittern zur Königin; wenn ihr nicht zu Herzen gehe, was bei Oransche geschehen sei, dann sei ihre weibliche Ehre zergangen, und niemand werde ihr ferner vertrauen. Sie selbst sagt Willehalm zur Ausrüstung einer Heerfahrt nach Oransche reiche Beisteuer aus ihrem Schatze zu; ja, sie will selbst den Harnisch anlegen und mitziehen.

Alyze hat indes mit ihren Begleitern die Königin aufgesucht, sie über Willehalms Zorn beruhigt, und ihr erzählt, wie es um Oransche steht. Tief erschüttert von dieser Kunde, ist die Königin nunmehr entschlossen Willehalm zu helfen. Sie kehrt in den Palas zurück und fällt mit ihren vier Brüdern dem König, Hilfe für Willehalm erflehend, zu Füssen. Loys antwortet zunächst noch ausweichend, er wolle ihre Bitte erwägen; sie selbst aber verheisst aus ihrem Schatze reichen Sold jedem, der nach Oransche ziehe; ebenso versprechen ihre Brüder Bernhart von Brubant, Bertram, Gybert, Buove feierlich ihren Beistand.

Nachdem die Sache soweit geordnet ist, fordert Heimrich den König Loys auf das Hoffest nicht zu unterbrechen. Bei dem festlichen Mahle sitzt auch Willehalm am Tisch, aber er geniesst nur Wasser und Brot. Auf sein Ersuchen wird der Kaufmann Wimar zur Königstafel geladen und reich beschenkt. Nach beendetem Mahle glaubt Willehalm, jetzt, wo der König »satt« sei, sei die rechte Zeit sein Gesuch zu erneuern; er erinnert ihn an die Bedrängnis der Mark und an seine königliche Ehrenpflicht die Seinen zu beschützen. Als aber Loys abermals antwortet, er wolle sich beraten, springt Willehalm über den Tisch und tritt drohend vor ihn: »Beraten?« ruft er ihm zu; »wollt ihr's nicht schnell thun, so seid ihr nicht Karls Sohn.« Wer werde noch sein Lehensmann sein wollen, wenn er nicht

des Herren oberste Pflicht erfülle? Er für seine Person gebe seine Lehen auf. Seine Brüder umringen ihn und bewegen ihn dies Wort zurückzunehmen. Loys aber wird endlich durch erneute Bitte der Königin und Heimrichs Mahnung an seines Vaters Karl Heldenmut und die Ehre des Reiches bewogen das Reichsheer aufzubieten; »durch mîn selbes prîs,« sagt er, d. h. um seiner eigenen Ehre, nicht um Willehalms willen. Binnen zehn Tagen soll sich das Heer vor Munleun sammeln; bis dahin weilt Willehalm notgedrungen und ungeduldig am Hofe als Gast seiner Schwester.

Nun tritt eine neue Gestalt in den Vordergrund der Handlung, der starke Rennewart. Er ist, wie wir im Verlaufe der Erzählung erfahren, ein Sohn des Heidenkönigs Terramer, also Bruder Gyburgs. Kaufleute haben ihn als Kind entführt und wegen seiner Schönheit dem König Loys geschenkt, der ihn seiner gleichaltrigen Tochter Alyze als Gespielen zugesellt hat. Loys will ihn taufen lassen, aber der Knabe weigert sich; die Taufe sei ihm nicht »geslaht«, d. h. in seinem Geschlecht nicht üblich; darauf wird er von Alyze getrennt und zum Küchendienst verurteilt, den er zwar mit geheimem Unmut über seine Erniedrigung, aber doch geduldig verrichtet. Er hat die Stärke von sechs Männern oder drei Maultieren und macht sich dem Küchenmeister sehr nützlich. Sinnig vergleicht ihn der Dichter in seiner wunderbaren jugendlichen Schönheit, seiner ärmlichen Kleidung und seinem »küchenfarbenen« Antlitz mit dem Gold im Pfuhl, dem Edelstein im Russ, deren Glanz sich verbirgt, aber nicht erlischt, mit dem jungen Adler, der, dem Neste entflogen, auf dürrem Aste sitzt, an anderen Stellen mit der tauigen Rose oder Rosenknospe, die aus ihrer rauhen Hülle leuchtend hervorbricht. Durch diese seine Schönheit gleicht er dem jungen Parzival, ebenso durch seine jugendliche »Tumpheit«, d. h. Unerfahrenheit und Mangel an ruhiger Überlegung, die den Spott seiner Umgebung reizt, aus der sich aber der innere Wert, der angestammte Heldenmut hervorarbeitet. Tief im Herzen verschlossen trägt er die Liebe zu seiner Jugendgespielin, der schönen Königstochter, der er einzig seine Abkunft mitgeteilt hat, und deren er sich würdig zu machen hofft. Freilich bricht noch manchmal, mit gleichsam elementarer Gewalt, zornige Leidenschaft in ihm los.

Während Willehalm in Munleun verweilt, sieht er Rennewart eines Abends, wie er Wasser über den Hof tragend die Necke-

reien der übermütigen Knappen, die hier ihre Übungen treiben, erst geduldig erträgt, dann aber furchtbar rächt, indem er einen von ihnen an einer Säule zerschmettert. Er erbittet sich den sonderbaren Gesellen vom König, der ihn auf Alyzens Fürbitte überlässt. Rennewart wird nun zu Willehalm gerufen, dessen französische Anrede er nicht erwidert; als aber jener »Caldeis und Coati« (chaldäisch und coptisch?) zu ihm spricht, giebt er bereitwillig Antwort und bekennt sich als Sarazenen von vornehmer Abkunft. Mahomet habe ihm nicht geholfen, und so halte er sich jetzt, wenn auch ungetauft, an Christ; zugleich drückt er den Wunsch aus, aus seiner jetzigen Erniedrigung sich zu erheben, was ihm Willehalms Herz gewinnt. Er tritt in des Markgrafen Dienst und wird neu gekleidet; ritterliche Waffen und ein Ross verschmäht er, dagegen erbittet und erhält er eine hagenbuchene, mit Eisen beschlagene Stange, so schwer, dass sechs Männer sie nicht forttragen können.

Das Reichsheer hat sich vor Munleun versammelt und bricht auf; Loys mit Frau und Tochter geleitet es bis Orleans und übergiebt die Reichsfahne und den Oberbefehl mit Zustimmung der Fürsten dem Markgrafen Willehalm.

Beim Aufbruch von Munleun lässt Rennewart, der sich verschlafen hat, in der Eile seine Stange in der Küche liegen; von Willehalm erinnert, kehrt er um, sie zu holen. Die Köche, merkt er, haben sie weggetragen; da sprengt er mit gewaltigem Fusstritt die Küchenthür, erschlägt den Küchenmeister, mit dem er schon am Abend vorher einen Strauss gehabt hat, findet die Stange und eilt dem Heere nach. Bei Orleans verabschiedet er sich von Loys, der Königin und Alyze, die ihn bittet, ihrem Vater zu verzeihen, was er ihm Unrecht gethan habe, und ihn mit einem Kusse entlässt; auch den Wunsch, dass ihn sein Adel bewahren und aus seiner Niedrigkeit emporheben möge, giebt sie ihm mit.

Indem Willehalm mit dem Reichsheer sich seiner Festung nähert, erblickt er bei Nacht am Himmel einen Feuerschein, der ihn sehr besorgt macht. Nicht mit Unrecht; in Oransche ist von den Heiden die äussere Stadt erstürmt und angezündet worden; nur die Burg Glorjet hat sich gehalten. Terramer hat mit Gyburg vergeblich unterhandelt, um sie ihrem früheren Glauben und ihrem ersten Gatten wiederzugewinnen; sie hat sich, um die Wahrheit des Christentums zu erweisen, auf die Wunder

der Schöpfung, auf die Bibel, Plato und die Sibylle berufen, Terramer aber nichts von einem Heiland wissen wollen, den sein eignes Volk gekreuzigt habe. Dann haben die Sarazenen noch einen Sturm auf Oransche unternommen, mit dem eben erwähnten Erfolg, und sind darauf, weil die Umgebung der Stadt durch Leichengeruch verpestet und gänzlich verödet ist, auf einige Zeit nach Alischanz ans Meer zurückgekehrt. Den Feuerschein der brennenden Stadt hat Willehalm wahrgenommen.

Er sprengt seinem Heere voran; Rennewart, zu Fuss, bleibt ihm zur Seite; Gyburg, die selbst die Schlüssel verwahrt, öffnet das Thor, nachdem sie ihren Gemahl, diesmal an der Stimme, erkannt hat. So sind die Gatten wieder vereinigt, und Gyburg kann den Harnisch ablegen. Das Heer, das Loys dem Markgrafen mitgegeben hat, lagert sich vor der Stadt, und noch an demselben Tage kommen auch Willehalms Vater und seine Brüder aus ihren Landen herangezogen; der Feuerschein hat auch sie zur Eile getrieben. Zuletzt stellt sich der jüngste der Brüder ein, Heimrich der schetis, d. h. der arme, mit seinem Freunde, Schilbert von Tandarnas, zwei fahrende Ritter, ohne anderen Besitz als ihre Waffen; sie haben im Solde Venedigs gegen den Patriarchen von Agley (Aquileja) gestanden und sind auf die Kunde von Terramers Einfall in die Mark herbeigeeilt.

Willehalms Verwandte und die Fürsten aus dem französischen Heere werden nun zur Tafel nach Glorjet geladen. Gyburg sitzt neben dem alten Heimrich, dem sie ihr Herz ausschüttet; sie klagt unter Thränen über das um ihretwillen auf beiden Seiten vergossene Blut. Ihr Schwiegervater tröstet sie, preist ihre Treue und Standhaftigkeit und mahnt sie vor den Gästen ihre Trauer zu verbergen.

Auch Rennewart tritt in die Halle und lehnt seine grosse Stange an einen Pfeiler des Gewölbes. Auf Willehalms Geheiss begrüsst er mit gebührendem Anstand Heimrich und Gyburg; am Ende der Tafel neben Gyburg auf dem Teppich weist ihm Heimrich seinen Platz an. Obgleich sie höher sitzt, überragt er sie mit dem Haupte; sie sehen sich so ähnlich, wie zwei Abdrücke eines Siegels; nur ist Rennewart seit Alyzens Kuss der Bart gewachsen. Die Speisen und die starken Weine munden ihm vortrefflich; aber der Wein benimmt ihm die »Kiusche«, d. h. Sanftmut und Selbstbeherrschung. Als mutwillige Knappen sich mit seiner Stange zu schaffen machen dass sie klirrend zu Boden fällt,

springt er auf, ergreift die Stange und schlägt nach einem der Necker, der sich hinter einer Säule geborgen hat, dass die Funken aus dem Marmor bis an die Decke sprühen. Viel schlimmer aber ergeht es dem Küchenmeister. Am nächsten Morgen soll das Mahl früh bereit sein, und die Köche sind während der Nacht in emsiger Thätigkeit; Rennewart hat sich, die Stange unter dem Haupte, in der Küche gebettet. Da nimmt der Küchenmeister einen Brand aus dem Herdfeuer und versengt dem Schlafenden den jungen Bart, auf den er so stolz ist, und die Lippen. Rennewart packt ihn, bindet ihn und wirft ihn ins Feuer. »Herr Vogelweid von Braten sang, dieser Braten war dick und lang«; so scherzt Wolfram, auf einen Spruch Walthers anspielend, der, etwa dreizehn Jahre vorher, die Köche, d. h. die Berater des Königs Philipp, gemahnt hatte, den Fürsten den Braten länger und dicker zu schneiden, d. h. sich freigebiger zu erweisen. Die anderen Köche entweichen erschrocken, Rennewart bleibt allein in der Küche und klagt über die neue ihm zugefügte Schmach und sein eines Königssohnes unwürdiges Geschick. Niemand wagt die Küche zu betreten; da schickt Willehalm Gyburg, die den Zornigen leicht beruhigt und in ihre Kemnate führt. Ihr Herz ahnt, seit sie Rennewart gesehen hat, dass er ihrem Geschlecht angehöre; aber so fügsam er sonst gegen sie ist, über seine Geburt weigert er sich ihr Auskunft zu geben; nur dass er ein Sarazene und aus fürstlichem Stamme sei, erfährt sie; auch einer Schwester erwähnt er, vor deren Schönheit der Sonne Glanz erlosch; Gyburg sei ihr ähnlich. Dem Markgrafen, erklärt er, sei er zu jedem Dienst bereit, räche er doch damit sein eignes Leid, die Vernachlässigung von Seiten seiner Verwandten. Gyburg versieht ihn mit einer kostbaren Rüstung; er legt sie an; nur das Schwert will ihm nicht behagen, es dünkt ihm zu leicht, und seine Stange ist ihm lieber; doch nimmt er es schliesslich an.

In dem Kriegsrate, der dem Aufbruch vorangeht, erinnert Willehalm daran, dass die zwölf höchsten Würdenträger des Reiches, also die sogenannten Pairs, ihm die Hilfe des Reiches zugesagt haben, als er mit seiner Mark belehnt ward; auch an die Pflicht des ritterlichen Gelübdes und den doppelten Lohn, der des Tapferen in diesem Kriege gegen die Heiden warte, den Himmel und edler Frauen Gruss. Von den französischen Fürsten sind viele geneigt nun, da Oransche entsetzt ist, ohne weiteren Kampf heimzukehren und die Gefangenen l o s z u k a u f e n. Auf

erneute Mahnung der Brüder Willehalms lassen sie sich jedoch bereit finden, den Heiden eine Schlacht zu liefern, und legen zum Zeichen ihres Entschlusses das Kreuz an. Zuletzt erhebt sich Gyburg zu einer merkwürdigen Rede: sie empfiehlt den Kriegern für den Fall des Sieges Schonung und Barmherzigkeit gegen die Heiden, die auch Gottes »hantgetât« d. h. Geschöpfe seien. Heiden seien auch Adam, Elias, Enoch, Noah, Hiob gewesen; drei heidnische Könige hätten Christus an der Mutterbrust die erste Gabe dargebracht; also nicht alle Heiden seien zu ewiger Verdammnis bestimmt; Heiden seien ja auch die Kinder der Christen bis zur Taufe. Sich selbst bezeichnet sie als die unschuldige Ursache des Krieges durch Gottes Fügung; ihr aus Überzeugung erfolgter Übertritt zum Christentum habe sie bewogen Willehalm zu folgen; weltliche Liebe habe sie auch in der Heimat genossen, einen untadligen Gemahl und süsse Kinder um Christi willen verlassen.

Das glänzende kriegerische Schauspiel des nun folgenden Auszugs nimmt Rennewarts Sinne so gefangen, dass er seine Stange zum zweiten Male vergisst; Willehalm lässt sie holen. Aber am folgenden Morgen, beim Aufbruch aus dem Feldlager, wo das christliche Heer die Nacht zugebracht hat, widerfährt ihm dasselbe, zu seiner tiefen Beschämung. Er läuft an die Lagerstätte zurück, findet die Stange und eilt dem Heere nach. Diesmal gereicht seine Vergesslichkeit den Christen zum Glück.

Sie sind nach kurzem Marsch auf einem Berge angekommen, von wo sie das unermessliche Zeltlager der Heiden übersehen und ihre Menge abschätzen können. Da Willehalm denen, die sich der Gefahr nicht willig unterziehen, den Abzug freistellt, begeben sich von den Franzosen 15000 auf den Rückweg. Sie wollen den vergifteten Pfeilen der Heiden nicht zum Ziele dienen, sondern sich zu Hause pflegen und von den Mühen des Feldlagers erholen. Aber St. Dionys, der Schutzheilige Frankreichs, und Rennewart, der, mit der Stange dem Heere nachfolgend, ihnen ihm Engpass zu Pititpunt begegnet, verhindern die Ausführung des schmachvollen Vorhabens. Ihre Absicht erkennend, schlägt er unbarmherzig auf sie los und tötet viele, sodass sie geloben mit ihm umzukehren. Willehalm empfängt sie ohne Vorwurf, ordnet sie seiner Schlachtreihe ein, die er schon vorher in fünf Scharen geteilt hat, und giebt ihnen Rennewart zum Anführer.

Indes hat Terramer durch einen »Wartmann« den Anzug der Christen erfahren: er hofft Loys selbst unter den Feinden zu finden und freut sich, dass der Tag der Vergeltung für frühere Niederlagen und den Verlust in der ersten Schlacht gekommen sei; Oransche und Paris sollen zerstört werden, dann will er den Stuhl zu Aachen in Besitz nehmen und nach Rom ziehen; als Nachkommen des edlen Pompejus gebühre ihm die römische Krone, die Cäsar einst in Besitz genommen habe. Er teilt sein Heer in zehn Scharen; die Bilder der Götter Mahumet, Apolle, Tervigant, Cahun werden auf Wagen gesetzt und der zehnten Schar, die Terramer selbst führt, zur Obhut übergeben.

Nun beginnt die Beschreibung der Schlacht. Auf der ganzen Linie entbrennt der Streit, beide Teile kämpfen um Rache für die in der ersten Schlacht Gefallenen, für ihren Glauben, um die Minne der Frauen. Wie in den Schlachtgemälden der Ilias treten die Zweikämpfe der Anführer hervor, die auch auf die Heermassen entscheidend einwirken; doch ist ein Zusammenhang der Begebenheiten und ein übersichtlicher Gang der Handlung wohl zu erkennen; die Schilderung ist nicht, wie im französischen Gedicht, eine wirre Anhäufung von Einzelheiten. Rennewart thut sich vor allen hervor; mit den gewaltigen Schlägen seiner Stange zerschmettert er Mann und Ross zugleich; er dringt zuerst bis ans Meer, zu den feindlichen Schiffen, vor und befreit die acht jungen Grafen, die in der ersten Schlacht gefangen und in ein Schiff gebracht worden sind, versieht sie mit Waffen und Rossen und führt sie zum Kampf auf das Schlachtfeld. Noch mehrmals schwankt die Entscheidung durch das Eingreifen neuer Scharen von Heiden, die vom Meere über den Fluss Larkant herbeikommen; auch hier giebt hauptsächlich Rennewart den Ausschlag. Seine Stange zerbricht endlich, da braucht er die Faust, dann das Schwert, das ihm Gyburg gegeben hat; zu seinem Erstaunen findet er, dass es leicht und doch »strîtbære« sei. Die Heiden, immer noch tapfer kämpfend, weichen alle nach dem Meere zurück; Terramer, von Willehalm verwundet, und was sonst noch von Fürsten am Leben und nicht gefangen ist, retten sich auf die Schiffe.

So ist der Sieg gewonnen. Bernhart, Willehalms Bruder, bläst in sein Horn, gewaltig wie Roland einst in Olifant, und die Christen sammeln sich. Auf dem Schlachtfelde und im feindlichen Lager finden sie reiche Beute, auch an Lebensmitteln,

woran sie sich gütlich thun. Freude und Trauer begegnen sich in den Herzen; zuletzt überwiegt doch die Freude am Siege.

Am nächsten Morgen soll aufgebrochen werden; da ist Rennewart nirgend zu finden; Willehalm bricht in laute Klage aus um seine rechte Hand, seinen Freund, der den Preis behalten habe, dem er sein Land, sein Weib, seine und der Seinen Rettung verdanke. Sein Bruder Bernhart verweist ihm die unmännliche Klage, die dem siegreichen Feldherrn nicht wohl anstehe, und rät die ganze Gegend nach dem Vermissten durchsuchen zu lassen; möglich sei auch, dass er in die Gewalt der Heiden geraten sei; dann werde es nicht schwer fallen, ihn gegen einen der gefangenen heidnischen Fürsten einzutauschen. Es wird nun weiter erzählt, dass Willehalm diese Gefangenen ausgeliefert erhält, 25 an der Zahl; er legt sie in Ketten, nur von Matribleiz, dem König von Scandinavia, nimmt er »Sicherheit«, d. h. er giebt ihm unter Bedingungen die Freiheit: er soll die Leichen der gefallenen heidnischen Fürsten auf dem Schlachtfelde sammeln und sie zu Terramer bringen, damit sie in heimischer Erde und nach heimischer Sitte bestattet werden. Auch soll er melden, dass Willehalm Terramers Gnade und Huld gern verdienen möchte, nur nicht um den Preis seines Glaubens und seines Weibes. Unter sicherem Geleite verlässt dann Matribleiz mit seiner traurigen Last das Land Provence.

Das französische Gedicht weiss nichts von Rennewarts Verschwinden und von der Verhandlung mit Matribleiz. Es berichtet von einem weiteren Zweikampf Rennewarts mit Baudus, erzählt dann, wie Rennewart am folgenden Morgen eine grosse Schar von Heiden erschlägt, die sich in ein Bohnenfeld geflüchtet hatten, wie Willehalm seinen besten Helfer aufs heftigste erzürnt, indem er ihn nicht zu dem Festmahl in Oransche beruft, wie Rennewart durch Gyburg versöhnt wird, ihr seine Herkunft offenbart, wie er getauft und zum Ritter geschlagen wird, und wie ihm Willehalms Fürsprache zur Hand der Königstochter Alyze verhilft.

Wolframs Gedicht sah man im Mittelalter als unvollendet an, und dies ist auch heute die Ansicht der meisten Gelehrten, die sich mit der Frage befasst haben, während andere am Schlusse nichts zu vermissen behaupten. Ich glaube, man kann die Frage, ob der Willehalm vollendet sei, mit ja und mit nein beantworten. Es ist nicht selten vorgekommen, dass man einem gotischen Kirchturm, anstatt der schlanken, zierlich durchbrochenen Spitze,

die ihm zugedacht war, ein niedriges Notdach hat geben müssen, weil die Mittel oder die Lust zum Bauen versagten. So hat, glaube ich, der Willehalm einen notdürftigen Abschluss: der Einfall der Sarazenen ist abgeschlagen, der Krieg beendet. Aber ich gedenke an einem anderen Orte zu beweisen, dass die Absicht des Dichters weiter gegangen war, dass er Rennewarts Rückkehr nach Oransche, seine Erkennung durch Gyburg, seinen Ritterschlag und seine Vermählung hatte berichten wollen. Hier nur soviel: der Schluss, der Auftrag an Matribleiz, steht mit dem unmittelbar vorausgehenden Teil der Erzählung, mit Bernharts Rat Rennewart suchen zu lassen und ihn vielleicht gegen einen der Gefangenen auszutauschen, in Widerspruch. Es finden sich ferner an früheren Stellen des Gedichts unzweifelhafte Anspielungen auf Rennewarts Werbung um Alyze, auf seine Erkennung durch Gyburg und auf seinen Ritterschlag. Diese hätte der Dichter vermieden, wenn er den jetzt vorliegenden Schluss geplant hätte. Vermutungen über die Art, wie er seine Erzählung weiter zu führen gedachte, und über die Ursache, die ihn an der Vollendung hinderte, gedenke ich gleichfalls an einem anderen Orte zu geben.

Der hier gegebene Überblick über den Inhalt des Willehalm dürfte genügen, um den dichterischen Wert des Gegenstandes zu erweisen. Der Kampf zweier Völker und zweier Religionen, die Gestalten Willehalms und Rennewarts, der treuen und heldenmütigen Gyburg, der lieblichen Alyze sind gewiss geeignet unsere Teilnahme zu erwecken und unsere Spannung bis ans Ende zu erhalten. Wollen wir nun aber Wolframs Verdienst dabei ermessen, so müssen wir fragen, was in Erfindung und Darstellung sein Eigentum sei, also, wie er sich zu seiner französischen Quelle, dem Gedicht Aliscans, verhalte. Bevor wir jedoch dazu schreiten, empfiehlt es sich die geschichtliche Grundlage der Sage kennen zu lernen.

Die Sage spielt in der Provence, hier liegt Orange (Arausio), berühmt durch die Niederlage der Römer gegen die Cimbern und Teutonen und als ehemaliger Besitz des Hauses Nassau, das daher den Namen Oranien führt. Dies ist Willehalms Feste. Etwa anderthalb Tagemärsche weiter südlich, an der Nordspitze des Rhonedeltas, liegt Arles, das alte Arelate, und dicht dabei das Feld Aliscans; übrigens wird merkwürdiger Weise Arles in der Beschreibung der Schlacht weder bei Wolfram noch bei den

Franzosen genannt. Auf Aliscans ist eine uralte, aus römischer Zeit stammende, aber auch später benutzte Begräbnisstätte noch jetzt erkennbar. Daneben erscheint, meist mit dem Artikel, Archant, bisweilen so, dass man diesen Namen für gleichbedeutend mit Aliscans halten möchte, bald davon geschieden oder als ein Teil davon. Eine genaue Vorstellung ist aus dem französischen Gedichte nicht zu gewinnen; es ist in Nordfrankreich verfasst, und der Dichter war der Gegend ebenso unkundig wie Wolfram, der aus l'Archant einen Fluss Larkant macht.

Arles und seine Umgegend ist wiederholt Schauplatz von Kämpfen mit den Sarazenen gewesen. Diejenige Schlacht freilich, die höchst wahrscheinlich den geschichtlichen Kern der Sage bildet, hat sich weiter westlich am Flusse Orbieu zwischen Narbonne und Carcassonne im Jahre 793 ereignet. Man vermutet, wie ich glaube, mit Recht, dass der Willehalm der Sage der von der Geschichte erwähnte und gepriesene Wilhelm, Markgraf von Toulouse, sei, aus einem vornehmen fränkischen Geschlecht; seine Mutter war vielleicht eine Tochter Karl Martells. Von Karl dem Grossen mit der Markgrafschaft betraut, überwältigte und befriedete er das unruhige Volk der Basken und trat in der eben erwähnten Schlacht einem arabischen Heere entgegen. Die Schlacht endete für die Christen unglücklich; Wilhelm musste, nachdem er selbst mit dem grössten Heldenmute gestritten hatte, das Feld räumen; aber auch die Sarazenen hatten solche Verluste erlitten, dass sie nach Spanien zurückkehrten. Ein an Aliscans sich anschliessendes Gedicht Moniage Guillaume berichtet, wie der Held nach langem, thatenreichem Leben sich in das von ihm gegründete Kloster Gellone zurückzog und dort starb, und ebenso wissen wir aus der Geschichte, dass jener Markgraf Wilhelm von Toulouse noch weitere Kämpfe mit den Sarazenen bestand, bei der Einnahme von Barcelona im Jahre 801 mitwirkte, dann 806 in das Kloster Gellone, das er gestiftet hatte, eintrat und dort 812, also vor Karls des Grossen Tode, starb. Er ward später heilig gesprochen. In einer erhaltenen Schenkungsurkunde werden als Wilhelms Eltern Theoderich und Alda, als Brüder Theodwin, Theoderich, Aldhelm, als Schwestern Abba und Berta, als Söhne Witcar und Hildehelm, als Tochter Helinbruch, und als seine zwei Frauen Witburg und Cunegunde genannt. Unter diesen Namen stimmt wenigstens Witburg, romanisch Guiborc, zu der Sage.

Man sieht nun freilich, dass die Sage mit den geschichtlichen Thatsachen recht willkürlich umsprang. Wahrscheinlich haben sich mit der Überlieferung über Wilhelm von Toulouse andere Ereignisse und Helden vermischt. Der Name Terramer (französisch Desrames) entspricht dem arabischen Abderrahman und erinnert an die grosse Sarazenenschlacht Karl Martells bei Poitiers. Ein Wilhelm, Graf von Provence, besiegte 975 die Sarazenen bei Draguignan und machte damit ihren Einfällen in Frankreich ein Ende. Wenn die Sage berichtet, dass Willehalm dem König Loys zu der stark umstrittenen Krone verhalf, so sind hier wahrscheinlich Erinnerungen aus späteren Ereignissen der Karolingischen Geschichte eingeflossen, denn Ludwigs des Frommen Thronbesteigung erfolgte ohne Widerstand. Die Namen, die Willehalms Eltern in der Sage führen, Heimrich von Narbonne und Irmengard, finden sich merkwürdiger Weise im 12. Jahrhundert verbunden; ein Graf Aymeric von Narbonne, dessen Gattin Irmengard hiess, fiel 1134 vor Fraga in Arragonien im Kampfe gegen die Sarazenen.

Aus der Erinnerung an diese Ereignisse also erwuchs die Sage, wie sie Wolfram in dem altfranzösischen Gedicht Aliscans vorlag und uns noch jetzt vorliegt.

Ähnlich wie in Deutschland das Volksepos, auf heimischer Sage beruhend, dem der ritterlich höfischen Kreise gegenübersteht, so in Frankreich die sogenannten Chansons de geste, d. h. Lieder über wirkliche oder vermeintliche geschichtliche Ereignisse, dem Kunstepos, das seine Stoffe der Antike oder den Sagen von König Artus und dem Gral entnahm und vorzugsweise Roman genannt ward. Das älteste und berühmteste Gedicht jener Gattung ist das Rolandslied. Die Entstehung der Chansons de geste lässt sich ziemlich genau verfolgen. Kürzere epische Lieder gehen zuerst von Mund zu Mund; die fahrenden Leute (jongleurs, joculatores) verbreiten sie. Dann kommt im 12. Jahrhundert die Zeit der schriftlichen Aufzeichnung, wobei mehrere Lieder zu einem Epos zusammenwachsen. An den Kern der Sage und das älteste Epos schliessen sich sodann andere Erzählungen an, die vorausliegende oder spätere, mit jenem zusammenhängende Ereignisse behandeln. Was die Form betrifft, so bilden beliebig lange Reihen von zehnsilbigen Versen — die Zahl schwankt zwischen 8—10 und mehreren hundert — eine »laisse«, ein Lied; diese Verse sind durch die Assonanz, d. h. den unvollkommenen Reim,

der später von Überarbeitern durch den vollkommenen ersetzt ward, zusammengehalten.*) Oft wiederholt ein solcher Abschnitt einen Teil vom Inhalte des vorigen. Eine Reihe dieser Lieder, in Aliscans gegen 160, bilden das Epos, und eine Anzahl von Epen füllen den Kreis der Sage aus und bilden die »Geste«; mit diesem Worte bezeichnet man nämlich auch die Gesamtheit der zu einer Sage gehörigen Epen, die, als Teile der Geste, Branches, d. h. Zweige heissen. So gehören z. B. mit Aliscans zu einem Kreise: Garins de Montglane, Girars de Viane, Aimeris de Narbone, Departement des enfans Aimeri, Enfance Guillaume, Siege de Narbone, Couronnement Loys, Charroi de Nîmes, Prise d'Orange, Enfance Vivien, Siege de Barbastre, Guibers d'Andrenas, Covenant Vivien, sämtlich von Begebenheiten handelnd, die vor Aliscans liegen; ferner, nachfolgende Ereignisse enthaltend, Bataille Loquifer, Moniage Renoart, Moniage Guillaume. Dies lange, nicht einmal vollständige Verzeichnis mag zum Beweise dienen, in welch üppiger Fruchtbarkeit diese Art der epischen Dichtung sich in Frankreich entwickelte.

In viel grösserem Umfang als die Chansons de geste, sind die »Romane« der höfischen Dichtung in Deutschland und überall, wohin das Ritterwesen gedrungen war, beachtet und nachgeahmt worden. Auf die Gründe der ungemeinen Einwirkung, die der Geist des französischen Rittertums im 12. und 13. Jahrhundert im westlichen Europa ausgeübt hat, will ich hier nicht eingehen. Nur zweierlei möchte ich hervorheben: die deutschen Gedichte sind niemals Übersetzungen in unserem Sinne, wie z. B. die Homers von Voss, sondern Nachdichtungen. Ferner: bis vor kurzem hat man in Deutschland den dichterischen Wert der französischen Vorlagen vielfach unterschätzt und demgemäss das Verdienst und die Selbständigkeit der deutschen Dichter überschätzt. Ich weiss z. B. nicht, ob ich dem Chevalier au lion des Chrestien von Troyes oder Hartmanns Nachdichtung, dem Iwein, den Vorzug geben soll, und in manchen Teilen, wenn auch nicht in der Fassung und Durchführung des Grundgedankens, kann sich, wie ich meine, Chrestiens Perceval li Gallois dem Parzival Wolframs wohl zur Seite stellen. Die Franzosen begehen freilich denselben Fehler; in dem gelehrten Werke Gautiers, Les Epopées françaises, erfährt Wolfram den Vorwurf, dass der Willehalm nur ein

*) Uhland hat diese Dichtungsform in dem unvollendeten Gedicht Roland und Alda nachgeahmt.

Abklatsch (calque) der französischen Dichtung Aliscans sei, und derselbe Gautier tadelt an anderer Stelle jede Abweichung Wolframs von seiner Vorlage. Guessard, der letzte Herausgeber von Aliscans, versteigt sich zu der Behauptung, Wolfram habe am Schlusse die Gestalt Rennewarts fallen lassen, weil er die Komik der französischen Vorlage nicht verstanden habe.

Der Landgraf Hermann von Thüringen hat mit seinem Bruder Ludwig in seiner Jugend längere Zeit in Paris zugebracht, dessen Universität damals in hoher Blüte und in grösstem Ansehen stand. Der Brief, durch den sie ihr Vater dem französischen König Ludwig dem VII. empfahl, ist erhalten. Von dieser Zeit rührt wohl Hermanns Wohlgefallen an der französischen Dichtung her, die er in Deutschland einzubürgern bestrebt war; vielleicht hat er auch damals die französischen Handschriften mitgebracht, denen Wolfram und andere Dichter ihre Stoffe entnahmen. Wolframs Kenntnis des Französischen war nicht sehr gründlich; er sagt selbst, ein roher Bauer aus der Champagne spreche das Französische besser, als er, und mancherlei Missverständnisse bestätigen dies; z. B. macht er aus un roi d'antiquité einen künec Antikotê; den Artikel oder die Präposition de erkennt er nicht als solche und trennt sie nicht vom folgenden französischen Worte; so in der lampriure, Larkant, Tandarnas, Todjerne, vielleicht auch in ûz Daniu = d'Anjou. Terramers Ross nennt er Brahane; es ist das französische Adjektiv »brehaigne«, unfruchtbar, verschnitten. Aus dem Adjektiv »grifaigne« in »la gent grifaigne« (das grausame, boshafte Volk) wird ihm ein heidnisches Land Griffâne; aus »le blon« macht er einen Eigennamen Libilun, und der Volksname Esclavon wird zum Namen eines heidnischen Fürsten Eskelabon; aus Escler, ebenfalls einem Volksnamen, macht er einen fürstlichen Titel Eskelier. Von dem sterbenden Vivianz heisst es: En paradis le fist Deu osteler, avec ses angles mettre et alloer, d. h. Gott gab ihm im Paradies Wohnung und liess ihn bei seinen Engeln unterbringen. Das Zeitwort »alloer« (adlocare) hat vielleicht Wolfram verführt an den Aloebaum zu denken: er sagt, bei Vivianz Tode sei ein süsser Duft entstanden, wie wenn Aloeholz brennte. Übrigens lässt auch das französische Gedicht aus den Wunden der für ihren Glauben blutenden Christen Wohlgeruch ausströmen.

So viel aber verstand Wolfram von seiner Vorlage, dass er den Sinn und Zusammenhang der Erzählung richtig auffasste.

Wie stellt er sich nun dieser Vorlage gegenüber?

Die Charakteristik der Hauptpersonen, mit Ausnahme Rennewarts, wovon unten, ist bei Wolfram von der in Aliscans wohl in einzelnen Zügen, doch nicht wesentlich verschieden. Wohl aber hat er es verstanden, manche von den Nebenpersonen, Christen wie Heiden, durch schärfere Zeichnung aus der grossen Masse lebendiger hevortreten zu lassen. Der Gang der Handlung ist im ganzen derselbe wie in Aliscans, abgesehen von der fraglichen Gestaltung des Schlusses. Zu Anfang giebt Wolfram, dem Bedürfnis seiner deutschen Hörer oder Leser entsprechend, eine kurze Vorgeschichte, während der französische Dichter die Bekanntschaft mit der Sage voraussetzt und seine Hörer sogleich auf das Schlachtfeld mitten in den Kampf führt: »An jenem Tage, wo der Schmerz gross und furchtbar die Schlacht auf Aliscans war, da litt Graf Guillaume grosse Not«.

Das französische Gedicht ist in der Form sehr unvollkommen; es enthält zahlreiche Wiederholungen, die Wolfram vermeidet, und Widersprüche, die er beseitigt. So werden, um nur ein Beispiel anzuführen, eine grosse Zahl der heidnischen Fürsten als verwandt bezeichnet; geht man aber dem Verwandtschaftsverhältnis auf den Grund, so zeigt sich Verwirrung und Unklarheit. Wolfram dagegen hat den Stammbaum Terramers erweitert und so verarbeitet, dass man eine Geschlechtstafel nach seinen Angaben leicht und widerspruchslos zusammenstellen kann.*) Was in der französischen Vorlage kunstlose Anhäufung von Einzelheiten ist, hat er zu übersichtlicher Klarheit umzugestalten gesucht, so namentlich die Erzählung von der ersten und zweiten Schlacht auf Aliscans, die bei Wolfram ein, ich möchte sagen, militärisches Gepräge trägt und nicht nur Einzelkämpfe schildert, sondern auch die Bewegungen der Massen erkennen lässt. Auch darin unterscheidet sich Wolfram von seiner Vorlage, dass die abenteuerlichen Gestalten mit seltsamen Waffen, der fünfzehn Fuss hohe Halzebier, der Zwerg Agrapart, der Riese Crutados, der menschenfressende Grishart und seine unliebenswürdige Schwester Flohart, die den Gegner wie eine wilde Katze anspringt, verschwunden oder doch auf menschliches Mass zurückgeführt sind.

---

*) Merkwürdigerweise hat er auf den Stammbaum Heimrichs von Narbonne, also Willehalms Geschlecht, nicht gleiche Sorgfalt verwandt, sodass sich hier bei ihm, wie übrigens auch im Französischen, mehrfach Widersprüche nachweisen lassen.

Als einziger märchenhafter Rest sind die Leute des Königs Gorhant zurückgeblieben, die mit Hornhaut bekleidet sind und deren Stimme wie die der Leithunde oder Kälber klingt. Die seltsame Übertreibung des Franzosen, der Rennewart in aller Eile sämtliche Schiffe der Heiden, bis auf eins, zertrümmern lässt, hat Wolfram vermieden; bei ihm stehen die Schiffe, als die Christen ans Meer vordringen, drei Rasten lang am Gestade.

In der Abrundung und Übersichtlichkeit, überhaupt der künstlerischen Form der Darstellung ist Wolfram also dem Franzosen weit überlegen. Bedeutsamer aber sind andere Änderungen.

Das französische Gedicht hat zum geschichtlichen Hintergrunde den jahrhundertelangen Kampf der Sarazenen in Spanien gegen Frankreich. Aus dem nationalen und religiösen Gegensatz ist auf beiden Seiten bitterste Feindschaft erwachsen; dieser Krieg kennt kein Erbarmen. An den Sarazenen erkennt der französische Dichter wohl die Tapferkeit als einzige Tugend an; aber ihre Thaten sind der Ausfluss gottvergessenen Übermuts und teuflischen Hasses. Der Hass der Christen ist nicht minder stark: »Wer nicht Christ ist,« heisst es, »verdient nicht zu leben, und wer einen Heiden erschlägt, tötet einen elenden Hund.«

Wolfram weiss nichts von fanatischem Hass gegen Andersgläubige. Obgleich von der Wahrheit des christlichen Glaubens tief durchdrungen und von aufrichtiger Frömmigkeit erfüllt, achtet er doch auch in den Heiden Geschöpfe Gottes und entschuldigt ihren Irrtum: »sie empfiengen nie toufes künde« (450, 15). In der vorhin erwähnten Rede Gyburgs stellt er sich in bewussten Gegensatz zu dem Fanatismus des Franzosen und predigt geradezu die religiöse Duldung. Ein eigentümlicher Zug ist auch dieser: Terramers Liebe zu seiner Tochter Arabel-Gyburg ist auch nach deren Taufe und Vermählung mit Willehalm nicht erloschen; wenn er ihr dennoch nach dem Leben trachtet, so geschieht es auf ausdrücklichen Befehl des Baruch, des mohamedanischen Papstes (217, 19), und seiner »êwarten« (Priester). Sieht dies nicht aus, wie ein Protest gegen priesterliche Ketzerverfolgung? Auch das ist bemerkenswert, dass Wolfram zwar selbst im Eingang seines Gedichts den »hêrren sanct Willehalm« anruft, seinen Helden aber nie ein Gebet an Maria oder die Heiligen in den Mund legt, so oft ihm auch das französische Gedicht dazu Anlass gab. Man wird daran erinnert, dass Wolfram die Kämpfe

zwischen Kaiser und Papst mit durchlebte, dass er ein Zeitgenosse Saladins und Friedrichs II. war und ein Freund Walthers von der Vogelweide, des freimütigen Kämpfers gegen päpstliche Übergriffe.

Wolfram war ferner erfüllt von dem Geiste der ritterlich höfischen Gesellschaft, in der er lebte und für die er dichtete. Von der ritterlichen Verehrung der Frauen, der »Minne«, findet sich in dem volkstümlichen französischen Gedicht kaum eine Spur; um so grösseren Raum nimmt sie bei Wolfram ein. Willehalm mahnt die Seinen zur Tapferkeit um des doppelten Lohnes willen, den der Verteidiger des Kreuzes zu erwarten habe, der ewigen Seligkeit im Himmel und der Gunst der Frauen auf Erden, und den Franzosen, die sich vor der zweiten Schlacht zurückziehen, stellt er in Aussicht, dass die Frauen daheim, wenn sie von rechten Sitten seien, sie hassen werden. Die gleiche ritterliche Gesinnung überträgt Wolfram, freilich sehr ungeschichtlich, auf die Sarazenen; auch sie werden durch die Minne zu ihren Thaten begeistert und von den geliebten Frauen mit kostbaren Waffen und Gewändern beschenkt.

Der ritterlichen Sitte und Gesinnung, dem feineren sittlichen Gefühl entspricht es ferner, dass Wolfram manche Züge von Härte und Roheit beseitigt oder mildert. Er lässt nicht, wie der Franzose, Rennewart mit dem eigenen Vater kämpfen und ihn verwunden, sondern überträgt dies auf Willehalm. Der Franzose weiss nichts von der Schonung, die Willehalm gegen Ehmereiz, den Sohn Gyburgs aus ihrer Ehe mit Tybalt, übt; er erzählt, dass Willehalm bei seiner Rückkehr nach Oransche nach der ersten Schlacht eine Schar von Heiden, denen er gefangene Christen abgenommen hat, entwaffnet, nach der Stadtmauer treibt und niedermacht; hiervon sagt Wolfram nichts, ebenso wenig davon, dass Willehalm zwei Brüder des Ehmereiz, also Söhne oder Stiefsöhne Gyburgs, in der Gefangenschaft gemartert und getötet habe. Die Schmähungen, die Willehalm in Munleun gegen seine Schwester, die Königin, ausstösst, giebt Wolfram nicht wieder; die »zuht«, sagt er, d. h. die höfische Sitte, gebiete ihm sie zu verschweigen.

Die durchgreifendste Änderung hat Rennewart erfahren; offenbar ist diese Gestalt eine Lieblingsschöpfung Wolframs. Der französische Renoart gehört dem Gebiete der niederen Komik an. Er braucht so viel Speise wie »zehn bärtige Bauern« und

betrinkt sich bei jeder Gelegenheit. Seine geistige Beschränktheit zeigt sich im dreimaligen Vergessen der Stange, das Wolfram beim zweiten und dritten Male durch das Interesse des Jünglings an dem vor seinen Augen sich entwickelnden kriegerischen Schauspiel des Aufbruchs begründet. Auch während der Schlacht spielt Renoart seine tölpelhafte Rolle weiter, wie wenn er ein erbeutetes Ross mit dem Gesicht nach dem Schwanze zu besteigt und, da es ihn abwirft, mit einem Faustschlag tötet, oder dem befreiten jungen Grafen Rosse verschaffen möchte, aber immer mit dem Reiter das Ross zerschmettert, oder die mit dem Blute der Seinen befleckte Stange wegwirft, weil sie die Schuld an diesem Verbrechen trage, und sie sogleich darauf, da ein Feind naht, wieder holt und zärtlich anredet, und nicht anders zeigt er sich bei seiner Taufe, seinem Ritterschlag und, nach einigen französischen Handschriften, auch bei der Brautwerbung. Was Wolfram aus dieser Figur gemacht hat, haben wir oben gesehen. Dass er sie so hob und veredelte, ist wohl auch als ein Beweis dafür anzusehen, dass er die Erzählung bis zur Vermählung mit Alyze fortzuführen beabsichtigte.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, dass sich Wolfram seiner Vorlage gegenüber sehr selbständig verhält und kaum weniger eingreifende Veränderungen daran vorgenommen hat als Sophokles und Aeschylos an ihren vom Epos überlieferten Stoffen, Shakspeare an seinen italienischen Novellen oder einem Abschnitt der Chronik von Holinshed, Goethe an der Iphigenie des Euripides. Wägt man den dichterischen Wert des französischen und des deutschen Gedichtes gegen einander ab, so wird man vielleicht zugeben müssen, dass die Abschwächung des nationalen und religiösen Gegensatzes zwischen den kämpfenden Parteien und das Hineintragen der ritterlich höfischen Gesinnung und Sitte die Wirkung des Willehalm einigermassen beeinträchtigt; aber in der Abrundung und Übersichtlichkeit der Erzählung, in der künstlerischen Form der Darstellung, in Reichtum und Tiefe der Gedanken ist Wolfram weit überlegen, und dass er die an das Gemeine streifende volkstümliche Derbheit seiner Vorlage beseitigt oder gemildert, den tölpelhaften Renoart zu einem zweiten Parzival umgeschaffen hat, das werden wir ihm doch wohl zugute rechnen, wenn auch die französischen Kritiker anders urteilen. Im ganzen dürfen wir das Urteil des Mittelalters unterschreiben, das den Willehalm sehr

hoch schätzte; dies erhellt schon daraus, dass nachfolgende Dichter die Vorgeschichte und den weiteren Lauf der Sage bearbeitet haben. Die Ritter vom Deutschen Orden sollen Wolframs Gedicht als Vorbild ihrer Kämpfe gegen die Heiden besonders hochgehalten haben.

Olympia Morata,

ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation und der Renaissance.

Vortrag,

gehalten in der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 9. November 1898

von

Lic. Dr. Schwarzlose,
Schlosspfarrer zu Köpenick.



Hochgeehrte Damen und Herren!

Wie schon einmal, als ich die Ehre hatte, in der Erfurter Akademie sprechen zu dürfen, führe ich Sie auch heute wieder im Geiste nach Italien. Lenkte ich damals Ihre Gedanken nach der »ewigen Stadt«, nach Rom, um Ihnen die Anfänge der dortigen christlichen Gemeinde zu schildern, so versetzt Sie dagegen das Thema, das ich heute vor Ihnen zu erörtern versuchen werde, an die Ufer des Po, in eine Stadt, die heute mit ihren stillen Strassen und mit ihren einsam gewordenen Palästen einen verödeten Eindruck gewährt. Wer macht heute in der Welt noch viel Aufhebens von Ferrara? Welcher von den unzähligen Reisenden, die alljährlich nach Italien strömen, hält es der Mühe für wert, diese Stadt in seine Route hineinzuziehen? Und doch ist auch Ferrara klassischer Boden, eine Stadt Italiens, die mehr als manche andere umweht ist vom Hauche grosser Erinnerungen. Einst war es dort nicht so still und öde wie heute, sondern versetzen wir uns ein paar Jahrhunderte zurück, so herrschte hier ein reges geistiges, ein interessiertes litterarisches und buntes gesellschaftliches Leben.

Zu jedem Bilde gehört ein Hintergrund, auch zu einem Lebensbilde. Wir können nur in das Verständnis einer Persönlichkeit eindringen, wenn wir uns auch die geschichtlichen und geistigen Verhältnisse vergegenwärtigen, in die ihr Dasein hineinverflochten ist. Das alte Wort bleibt war: Quantum refert, in quale tempus vita optimi cuiusque. Und so erheischt es auch die Biographie der Olympia Morata, die ich Ihnen geben will, dass wir uns ein wenig den Hintergrund ihres Lebens ansehen. Dieser Hintergrund ist Ferrara, wo sie den grössten Teil ihres nur kurzen Erdendaseins verbrachte.

Es ist bekannt, dass der Sinn für die Studien des klassischen Altertums, die ja freilich das ganze Mittelalter hindurch immer von einzelnen gepflegt worden waren, seit dem 14. Jahrhundert in Italien in einer vorher nicht gekannten Weise lebendig wurde. Eine mächtige Förderung erhielt diese Begeisterung für die versunkene Welt der Römer und Griechen durch den Fall Konstantinopels im Jahre 1453. Dieses an und für sich traurige Ereignis hatte die segensreiche Folge, dass ganze Scharen von byzantinischen Gelehrten mit ihren reichen litterarischen Schätzen nach Italien flüchteten. Die Buchdruckerkunst war rechtzeitig genug erfunden, um das gerettete Material leicht vervielfältigen und einer grösseren Zahl von bildungsdurstigen Seelen zugänglich machen zu können. Und so zog denn von Italien her seit dem 15. Jahrhundert jener Geistesfrühling durch die Welt, der eine Erneuerung der Kunst, die Renaissance, und eine Erneuerung der Wissenschaft, den Humanismus, herbeiführte. Italien war auch darum ein so günstiger Boden für die neuerwachten geistigen Bestrebungen, weil dort eine ganze Reihe von kleinen Fürstenhöfen vorhanden war, die nun hinsichtlich der Pflege der Wissenschaften miteinander in eine edle Rivalität treten. Die Medizeer in Florenz leuchteten allen andern voran als Mäcene von Kunst und Wissenschaft. Mit ihnen messen konnten sich nur die erlauchten Herzöge von Este in Ferrara, die einem der ältesten italienischen Fürstengeschlechter angehörten und noch heute in den deutschen Welfenhäusern fortleben. Goethe giebt uns in seinem »Tasso«, der bekanntlich in Belriguardo, einem Lustschlosse bei Ferrara spielt, andeutungsweise ein Bild von der schöngeistigen Bedeutung, die dieser Stadt damals im 16. Jahrhundert zukam. Er sagt nicht zuviel, wenn er behauptet: »Ferrara ward durch seine Fürsten gross« und wenn er der Leonore die Worte in den Mund legt:

»Hier zündete sich froh das schöne Licht
Der Wissenschaft, des freien Denkens an,
Als noch die Barbarei mit schwerer Dämmrung
Die Welt umher verbarg. Mir klang als Kind
Der Name Herkules von Este schon,
Schon Hippolyt von Este voll ins Ohr.
Ferrara ward mit Rom und mit Florenz
Von meinem Vater viel gepriesen ......
Hier ward Petrarch bewirtet, hier gepflegt,
Und Ariost fand seine Muster hier.
Italien nennt keinen grossen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.«

Und der gleich darauf folgende Ausspruch, der zum geflügelten Wort geworden ist:

»Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder«

ist zum ersten Male im Hinblick auf Ferrara gesagt. Dies war thatsächlich im 16. Jahrhundert ein einzigartiger Brennpunkt geistigen und litterarischen Lebens und ein Sammelplatz der hervorragendsten Persönlichkeiten jener Zeit. Der Hof von Ferrara, an dem damals die Musen und Grazien ihren Sitz genommen zu haben schienen, giebt uns ein klares Spiegelbild von der Höhe der weltlichen Kultur und von dem hochgradigen Interesse für geistige Bestrebungen, das in jener Periode durchschnittlich überhaupt in dem gesamten Italien anzutreffen war. Es giebt wirklich, wie Goethe sagt, kaum einen grossen Namen des Italiens jener Tage, der nicht irgendwelche Verbindung mit dem genannten Fürstensitze der Este gehabt hätte. Wie Torquato Tasso zu Herzog Alfons II., so stand der nicht minder berühmten Ariost zu seinem Grossvater Alfons I. in Beziehung. Zwischen beiden regierte Herkules II., von 1535 bis 1559. In seine Regierungszeit und in den Bannkreis seines Hofes gehört vornehmlich das Leben derjenigen hinein, die uns beschäftigen soll, nämlich der Olympia Morata.

Herkules II., ein persönlich schöner und ritterlich liebenswürdiger Mann, war mit der seiner Familie eigenen Freigebigkeit und Begeisterung darauf bedacht, die schönen Künste und Wissenschaften in jeder Hinsicht zu fördern. Er liebte den Umgang von Gelehrten, die er aus allen Gegenden an seinen Hof zog, und verstand selbst in Prosa und in Versen eine gewandte Feder zu führen. Ein Museum mit antiken Kunstschätzen und eine kostbare Münzsammlung, die er anlegte, waren ein sichtbares Zeugnis seiner klassischen Neigungen. In denselben wurde er aufs eifrigste unterstützt durch seine Gattin Renata, eine geborene Prinzessin von Frankreich, deren Name überall da mit Ehren genannt werden muss, wo von der Geschichte der Renaissance und der Reformation in Italien und Frankreich die Rede ist. Sie hatte eine selten vorzügliche Erziehung genossen. Es wird nämlich von ihr berichtet, dass sie das Lateinische und Griechische gleich gut beherrschte und dass sie nicht nur in der Geschichte, Philosophie und Mathematik, sondern auch in der Theologie und

Astronomie sicher bewandert war. Ja, sogar die geheimnisvollen Lehren der Astrologie, die man damals mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu als etwas ganz Besonderes ansah, sollen ihr nicht fremd gewesen sein. Es versteht sich von selbst, dass durch die Bemühungen der beiden fürstlichen Gatten, die in ihren ästhetischen Neigungen und litterarischen Bestrebungen völlig eins waren, das geistige Leben Ferraras einen ungeahnten Aufschwung nehmen musste. Derselbe kam insonderheit der dortigen Universität zu gute, zu der nun Schüler aus allen Ländern Europas in grossen Scharen herbeiströmten. Beiläufig sei erwähnt, dass damals besonders viele Engländer in Ferrara studierten. Es waren freilich die akademischen Lehrer auch Männer, die in ihrer Zeit einen anerkannten Ruf besassen und, die an sich zu fesseln, dem Hofe von Ferrara zum Stolz gereichte. Aus der Zahl derer, die hier längere oder kürzere Zeit wirkten, seien beispielsweise erwähnt Lyon Jamet, der durch seine poetische Psalmenübersetzung für die französischen Reformierten bekannte Clément Marot, Peter Martyr Vermigli, der unter den gelehrten Protestanten des damaligen Italiens den ersten Rang einnimmt, der evangelische Humanist Coelius Curio Secundus, der ebenfalls evangelisch gesinnte Marcantonius Flaminius, Bartholomaeus Riccio, der Dichter Coelius Giraldi, der Astronom Caecilius Calcagnini, Bernardo Tasso, der Vater des Dichters Torquato, und die beiden gelehrten Brüder Johann und Kilian Sinapi. Auch diese beiden bekannten sich, wie schon mancher der vorher Genannten, zum evangelischen Glauben. Und wenn nun gleich bei dieser Gelegenheit erwähnt wird, dass auch Calvin sich vorübergehend in Ferrara aufhielt, so kündet es sich jedem schon an, dass auch die reformatorische Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts an dem Hofe von Ferrara eine Rolle gespielt und irgendwie für unsere Heldin den Hintergrund ihres Lebens mitabgegeben haben muss.

Dem Gelehrtenkreise, welcher dem Hofe und der Universität von Ferrara zur Zierde gereichte, gehörte auch und zwar nicht an unbedeutendster Stelle Fulvius Peregrinus Moratus an. Er stammte aus Mantua und hatte sich durch die Gediegenheit seiner humanistischen Kenntnisse den Ruf eines tüchtigen Philologen erworben. Wie anerkannt derselbe gewesen sein muss, geht unter anderem daraus hervor, dass selbst der gelehrte Kardinal Bembo, der klassisch gebildete Geheimsekretär Leos X. eifersüchtig auf seinen Ruhm war. Nachdem er schon an

einigen anderen Universitäten Italiens mit Erfolg thätig gewesen, berief ihn Herzog Alfons I. nach Ferrara, vornehmlich, um ihm die Erziehung seiner beiden jüngeren Söhne Hippolyt und Alfons anzuvertrauen. Ausserdem lehrte Moratus an der Universität in Ferrara und zwar hauptsächlich die lateinische Sprache. Seine Gattin Lucretia hatte ihm 3 Töchter geschenkt und einen Sohn. Sein ältestes Kind war unsere Olympia, die ausgangs des Jahres 1526 in Ferrara geboren wurde und bald mit ihrer Gelehrsamkeit den Namen des Vaters in Schatten stellte. Olympia — mit ihrem ganzen Namen heisst sie Olympia Fulvia Morata — tritt nicht nur den berühmten Frauen Italiens aus der damaligen Zeit, einer Juliana Morella, Vittoria Colonna, Lucretia von Este und Isabella Bresegna ebenbürtig zur Seite, nein, sie ist überhaupt eine der gelehrtesten Frauengestalten, welche die Weltgeschichte kennt. Eine Roswitha von Gandersheim muss im Vergleich mit ihr weit zurückstehen, die schon von ihren Zeitgenossen um ihrer erstaunlichen Frühreife und eminenten Verstandesschärfe willen als ein wahres Wunder hingestellt und als eine neue Aspasia oder Diotima gepriesen wurde.

Moratus erkannte frühzeitig die ungewöhnliche Begabung dieser seiner ältesten Tochter und erachtete es als die köstlichste Verwendung seiner Mussestunden, die reichen Talente zu wecken, die in ihr schlummerten. Er gab sich ihrer Ausbildung mit einer gewissen Begeisterung hin und gönnte es anfänglich nur schwer einem anderen, an der Erziehung dieses Wunderkindes teilzunehmen. Dieselbe wurde aufs nachdrücklichste unterstützt durch den edlen, wissenschaftlichen Geist, der überhaupt in diesem Hause wehte und darin den Ton angab. Moratus hielt mit den meisten der in Ferrara aufhältlichen Gelehrten freundschaftlichen Umgang. Sie kamen häufig in seinen Familienkreis und unterhielten sich hier über ihre humanistischen Studien und über die sie bewegenden wissenschaftlichen Fragen. So kam es, dass Olympia aus dieser Gedankenwelt ihre erste geistige Nahrung schöpfte. Die grossen Namen des klassischen Altertums waren es, an denen sie sprechen, die Ideen der Antike, an denen sie denken lernte. Calcagnini trifft vollkommen das Richtige, wenn er später an sie schreibt: »Das Wohlgefallen an den Musen hast du aus dem Elternhause und gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, und wie durch ein göttliches Wunder ist dein leiblicher Vater zugleich der Bildner deines Geistes geworden.« Es konnte nicht ausbleiben, dass sich

die gelehrten Freunde des Moratus alle gern mit dem aussergewöhnlich frühreifen und geweckten Kinde beschäftigten, welches die Sprache Homers und Vergils in wenigen Monaten so beherrschen lernte, dass sie sich in beiden mit gleicher Gewandtheit auszudrücken wusste. Im Alter von 6 Jahren verstand Olympia bereits den Erklärungen der lateinischen Klassiker zu folgen. Das Lateinische hatte sie von ihrem Vater gelernt, das Griechische von dem Professor Kilian Sinapi, dem sie dieserhalb zeitlebens eine dankbare Verehrung und Zuneigung bewahrte. Mit 12 Jahren war sie ihren Lehrern in den klassischen Sprachen völlig ebenbürtig geworden und ausserdem in der Rhetorik und allen anderen Disziplinen, welche damals für die Töchter der vornehmen Familien Italiens die höhere Bildung ausmachten, aufs vortrefflichste bewandert. Es muss hier eingeschaltet werden, dass Olympia die ersten 12 Jahre ihres Lebens nicht ununterbrochen in Ferrara zubrachte. Ihr Vater Moratus hatte die Unbeständigkeit der Fürstengunst kennen lernen müssen. Durch eine Kabale, die allem Anschein nach den Neid gegen ihn angezettelt, fiel er bei Alfons I. in Ungnade. Infolgedessen verliess er das Land und lebte abwechselnd einige Jahre in Vicenza und Venedig. Erst im Jahre 1538, nachdem inzwischen Herkules II. zur Regierung gelangt war, kehrte er nach Ferrara zurück. Mit den dortigen Freunden war er sowohl wie seine Tochter Olympia in regem geistigen Verkehr und Gedankenaustausch geblieben. Die berühmten Gelehrten waren glücklich, wenn sie aus der Feder der ebenso jugendlichen wie geistreichen Olympia ein Briefchen erhielten. Ein beredtes Zeugnis hierfür ist ein Antwortschreiben des Caecilius Calcagnini, das uns erhalten geblieben ist. Calcagnini, der zu gleicher Zeit einen Ruf als Astronom und Mathematiker, als Archäologe und als Dichter besass, war einer der frühesten und glühendsten Bewunderer der Olympia. Er schreibt in seiner ersten Antwort an sie: »Was soll ich mich verstellen, von dir Briefe gewünscht zu haben, da ich die Süssigkeit derselben noch nicht gekostet hatte? Oder kann wohl jemanden die Sehnsucht nach einer Sache anwandeln, von der er noch keinen Geschmack besitzt? Allein, nachdem Du jenen Brief, welchen m. E. die Musen selbst Dir in die Feder diktiert, mir zugesendet hattest, so leide ich — ich gestehe es — ordentlich an Sehnsucht nach Briefen von Dir. Nicht etwa, damit ich durch sie Stoff zum Kritisieren erhielte? Momus selbst würde

hier, auch mit Sperberaugen, nichts entdecken können, um wieviel weniger ich, der ich Deinem Genius durchaus huldige und die Reinheit Deines Wesens am meisten und innigsten verehre.« Er ermahnt sie dann weiter in diesem Brief, in den angefangenen Studien rüstig fortzufahren, »damit auch unsere Zeit erkenne, die Huld der erhabenen Gottheit habe noch nicht aufgehört und die Bestrebungen für edlere Künste seien den Frauen noch nicht fremd geworden, noch viel weniger sei die Natur erschöpft — wie manche, die ihre Roheit damit verschleiern wollen, es geglaubt haben möchten —, so dass sie nicht auch zu unseren Tagen Aspasias und Diotimas erwecken könnte, wenn man nur gehörige Sorgfalt und Fleiss anwendet. Dafür wirst Du den Beweis liefern, so Du standhaft die einmal betretene Laufbahn verfolgst und statt der Kunkel die Feder, statt der Leinen die Bücher, statt der Nadel den Griffel zur Hand nimmst.« Energischer kann wohl kaum einer Frau das Studium und die wissenschaftliche Ausbildung ans Herz gelegt werden, und verdient es wohl kaum ein anderer so sehr, in der Aula eines Mädchengymnasiums aufgestellt zu werden, wie gerade Caecilius Calcagnini. Seine briefliche Ausdrucksweise ist übrigens typisch für die damalige Zeit. Unschwer erkennt ein jeder daraus, wie ganz und gar sich diese humanistischen Kreise in der Gedankenwelt des klassischen Altertums bewegten. Nicht minder wirft aber dieser Brief auch ein Licht auf die Persönlichkeit der Olympia. Calcagnini setzt bei ihr eine völlige Vertrautheit mit den Ideen und Vorstellungen der antiken Welt voraus und behandelt sie als eine geistig Ebenbürtige. Keine Zeile seines Briefes lässt im entferntesten vermuten, dass er an eine Person gerichtet ist, die den Jahren nach noch ein Kind war.

Durch die Beschäftigung mit den Wissenschaften wurde nun Olympia keineswegs das, was wir einen »Blaustrumpf« nennen. Gehörten bei ihr auch Herz und Seele der idealen Welt der Gedanken, so sah sie doch nicht mit Verachtung und Geringschätzung auf die häuslichen Arbeiten herab, welche nun einmal die Natur dem weiblichen Geschlecht als den zunächst gelegenen Wirkungskreis angewiesen hat. Die Verhältnisse geboten es, dass sie im Elternhause mit zugreifen musste. Und sie that dies auch stets ohne Murren, erfüllte ihre häuslichen Obliegenheiten mit gewissenhafter Pflichttreue und wurde ihren jüngeren Schwestern geradezu eine zweite Mutter. Es wäre aber bedauerlich gewesen, wenn

ein so reicher Geist unter dem Druck der äusseren Verhältnisse an seiner weiteren Ausbildung und Entfaltung gehemmt worden wäre. Eine glückliche Verkettung der Umstände fügte es, dass Olympia die günstigste Gelegenheit erhielt, alle ihre Kräfte uneingeengt ihren schöngeistigen Neigungeu widmen zu dürfen. Diese Gelegenheit bot sich ihr an dem Hofe der hochgebildeten Herzogin Renata, an den sie in ihrem dreizehnten Lebensjahre berufen wurde. Welche uneingeschränkte Pflege der schönen Künste und Wissenschaften an diesem Hofe stattfand, wie dort die Koryphäen im Reiche des Geistes aus- und eingingen, ist bereits vorhin angedeutet worden.

Renata hatte ausser zwei Söhnen drei Töchter: Anna, Lucretia und die uns aus dem »Tasso« wohlbekannte Leonore. Es ist uns überliefert, dass sie alle drei sehr schön gewesen sind. Aber zu der äusseren Schönheit besassen sie auch einen bildsamen Geist. Diesen aufs beste zu veredeln, hielt Renata für ihre oberste Pflicht. Sie hatte die Empfindung, dass ihre älteste Tochter Anna noch glänzendere Leistungen und Fortschritte aufweisen würde, wenn sie ihr eine Freundin an die Seite gäbe, die ihre Studien teilen und ihre Lernbegier noch anspornen könnte. Ihre zweite Tochter Lucretia war zu jung, um mit der älteren Schwester Anna in einen geistigen Wettstreit eingeführt werden zu können. Und so schaute die Fürstin ausserhalb ihres Hauses nach einem jungen Mädchen aus, das würdig wäre, in eine so enge Beziehung zur herzoglichen Familie zu treten. Sie hatte zweifelsohne schon von der wunderbaren Gelehrsamkeit der jungen Olympia gehört; vielleicht kannte sie sie auch persönlich. Jedenfalls konnte es niemanden überraschen, dass Olympia zur Gesellschafterin und Studiengenossin der Prinzessin Anna erwählt wurde. Ihr Vater Moratus willigte in diese Veränderung nur unter der Bedingung, dass er seiner Tochter auch nach ihrer Übersiedelung in den Palast nach wie vor den ihm unentbehrlich gewordenen Unterricht erteilen dürfte.

Es begannen nunmehr für Renata die schönsten und genussreichsten Jahre ihres Lebens. In der Prinzessin Anna, welche 5 Jahre jünger war als sie selbst, gewann sie eine aufrichtige Freundin, der sie mit jugendlicher Hingebung und Zärtlichkeit Herz und Seele erschliessen konnte; in der Herzogin Renata eine wohlwollende Gönnerin. Wie sehr sie mit der Zeit in der fürstlichen Familie und besonders bei der Herzogin beliebt war, konnte

sie augenscheinlich später einmal gelegentlich einer schweren Erkrankung erfahren, die es ratsam erscheinen liess, sie auf einige Zeit dem geräuschvollen Treiben des Hofes zu entziehen und ihr die einer Kranken zuträglichere Ruhe des Elternhauses zu gewähren. Als sie dann in einer herzoglichen Sänfte in das Schloss zurückgeholt wurde, veranstaltete man ihr zu Ehren dort ein Fest, an dem sich die ganze Hofgesellschaft mit ersichtlicher Freudigkeit beteiligte. Auch das mannigfaltige und prächtige Treiben am Hofe verfehlte nicht, einen reizvollen Zauber auf ihr Gemüt und ihre Phantasie auszuüben. Äusserlich wirkte dasselbe insofern auf sie ein, als es ihrem Auftreten eine grössere Gewandtheit und Sicherheit verlieh. Aber das Angenehmste war dem jungen Mädchen doch bei dem Wechsel, dass nunmehr Pflicht und Neigung bei ihr zusammenfielen. Beide hatten die ausschliessliche Beschäftigung mit den klassischen Studien zum Inhalt. Diese selbst bestanden nicht bloss im Unterricht, den die beiden jungen Mädchen seitens der schon erwähnten Gelehrten genossen, sondern auch in öffentlichen Deklamationen und Disputierübungen, sowie in dichterischen Versuchen und Aufführungen antiker Dramen, die sie vor der herzoglichen Familie oder vor versammeltem Hofe leisten mussten. Ein Fragment eines griechischen Hymnus in Distichen, den Olympia in dieser Zeit verfasste, ist uns erhalten geblieben und beweist, dass die Bewunderung, die man ihr von allen Seiten zollte, eine durchaus begründete war. Es erwachte nun überhaupt in ihr der Drang nach schriftstellerischer Produktivität. Und so verfasste sie im Alter von 14 Jahren ein griechisches Lobgedicht auf Mutius Scaevola und Studien zu Homer. Ja, sie nahm auch Stellung in der Kontroverse zwischen Ciceronianern und Anticiceronianern, welche schon damals die Philologen spaltete, und verfasste eine Verteidigungsschrift für Cicero, welche sie ihrem gelehrten väterlichen Freunde Caecilius Calcagnini widmete. Dieser teilt ihr in seinem Dankschreiben mit, dass er ihre Abhandlung mit Freuden gelesen und seiner Bibliothek eingereiht habe, und fügt diesem Dank die liebenswürdige Schmeichelei hinzu, während andere junge Mädchen ihres Alters Gefallen daran fänden, hie und da Frühlingsblumen zu pflücken, um sich einen bunten Kranz daraus zu winden, habe sie aus den reichen Blumenbeeten der Musen unverwelkliche Amaranten gesammelt. Aber Olympia erging sich nicht bloss in schriftstellerischen Versuchen, sondern trat auch öffentlich lehrend am Hofe von Ferrara auf. Jede Verfechterin

des Frauenstudiums wird mit Vergnügen hören, dass dieses öffentliche Dozieren gelehrter Frauen im damaligen Italien weder etwas Unerhörtes noch irgendwie Aufsehen Erregendes war. Und das damalige Italien war reich an hochgebildeten Frauen und schaute in vereinzelten erlesenen Kreisen einen Höhepunkt der weiblichen geistigen Durchbildung, wie er seitdem kaum wieder erreicht worden ist, wenigstens nicht in solcher Menge. Beispielsweise führe ich aus dem 13. Jahrhundert Novella an, die rechtskundige Tochter des berühmten Bologneser Kanonisten Andreae, die häufig ihren kranken Vater in seinen Vorlesungen über das Kirchenrecht vertrat. Sie las feierlich hinter einem Vorhang, um nicht die jungen Studenten durch ihre Schönheit in ihrer Aufmerksamkeit zu beirren. Somit lag also in der Thatsache selbst, dass Olympia am Hofe öffentlich die Paradoxa des Cicero kommentierte, für ihre Zeitgenossen nichts Auffälliges. Bewunderung erregte nur das jugendliche Alter, in dem sie dies schon wagen durfte, und der Scharfsinn und Reichtum an Geist, mit welchem sie die Ideengänge des Cicero wiederzugeben und zu erläutern verstand. Jede ihrer Vorlesungen leitete sie mit einem Prolog ein. Diese sind noch erhalten und legen ebenso von ihrer Bescheidenheit wie von ihrer Belesenheit und Vertrautheit mit der Begriffswelt der antiken Denkweise Zeugnis ab. Die 14jährige Gelehrte wusste auch in beiden alten Sprachen gewandt und pointiert auf alle Fragen und Einwürfe zu erwidern. So konnte es nicht ausbleiben, dass Olympia, die schon längst der Stolz ihres Vaters war, nicht nur für den Hof von Ferrara eine beneidenswerte Zierde, sondern auch ausserhalb eine Berühmtheit wurde. Überall, wo sich humanistische Kreise gebildet, hatte man auch Kunde und Kenntnis von dem Wunderkind zu Ferrara, das, noch nicht zur Jungfrau erblüht, schon mit den grössten Leuchten der Gelehrsamkeit in wissenschaftliche Konkurrenz treten konnte. Dieses Gekannt- und Genanntsein brachte später manchen Lichtblick in die dunkleren Lebenstage Olympias hinein.

Wie zu erwarten stand, übte der Umgang mit einer solchen Studiengenossin auf die Prinzessin Anna den wohlthuendsten und fördersamsten Einfluss aus. Es illustriert die Art, in welcher Töchter der Gelehrten, Vornehmen und Fürsten in der Zeit der Renaissance erzogen wurden, wenn wir erfahren, dass auch Anna bereits im zartesten Kindesalter das Griechische und Lateinische lernte. Und erreichte sie darin auch nicht die Fertigkeit der

Olympia, die diese Sprachen ganz wie ihre Muttersprache handhabte, so muss sie doch in ihnen sehr zu Hause gewesen sein. Denn sie verstand nicht bloss lange Stellen aus Demosthenes und Cicero zu recitieren, sondern lieferte auch verschiedene Übersetzungen, welche ihr das freundlichste Lob ihrer Lehrer eintrugen. Eine prächtige Gelegenheit, einmal einem weiteren Kreise das geistige Leben ihres Hofes und die klassische Bildung ihrer Kinder vorzuführen, bot sich dem herzoglichen Paare im April 1543, als der 75jährige Papst Paul III. aus dem alten Geschlechte der Farnese mit einem grossen Gefolge von kirchlichen Würdenträgern den Hof von Ferrara mit seinem Besuche beehrte. Zur Verherrlichung dieses Gastes liessen sie von ihren Kindern die Adelphi des Terenz aufführen. Zweifellos war auch Olympia bei dieser Aufführung beteiligt. Man braucht sich nur das Bild zu vergegenwärtigen: der Träger der Tiara, gefeiert durch Vorführung eines antiken Lustspiels, und man gewinnt besser als durch langatmige Auseinandersetzungen einen Einblick in das Zeitalter der Renaissance.

Aber das Jahrhundert, in das wir uns zu versetzen haben, gehörte nicht bloss der Renaissance an, sondern es war auch dasjenige der Reformation. Und dieses Miteinanderverbundensein des Humanismus und der Reformation war nicht etwa eine Zufälligkeit, nein, es war etwas Unausbleibliches. Denn das Zurückgehen auf die Quellen der Wissenschaft musste logischerweise ein Zurückgehen auf die Quellen der Religion im Gefolge haben. So hatte denn der Humanismus in der Weltgeschichte den Beruf der Vorbereitung auf die Reformation ähnlich, wie Johannes der Täufer der Wegbereiter des HErrn war. Und aus dieser Beziehung erklärt sich auch die Erscheinung, dass die reformatorische Bewegung sehr häufig gerade bei den humanistischen Kreisen einsetzte. So war es auch in Italien. Auch hier waren weite Kreise auf die Erneuerung der christlichen Kirche vorbereitet; auch hierhin warf der mächtige Strom der Reformation, der in Deutschland seinen lebenswarmen Quell hatte, seine Wellen. Darum hat auch Italien eine Reformationsgeschichte gehabt. Freilich spielt sich dieselbe hier nicht in der weiten, breiten Basis des Volkes ab, wie in Deutschland, sondern in einzelnen, von dieser oder jener Seite her angeregten Kreisen. Viele Anregung brachten die Schriften der Reformatoren, besondes Luthers, die der rege kommerzielle und litterarische Verkehr mit Italien über

die Alpen trug. Sie wurden auch hier mit einem wahren Heisshunger verschlungen und behufs besserer Verbreitung auch ins Italienische übersetzt. Vielfach liess man sie in berechtigter Vorsicht unter falscher Flagge ins Land segeln. So erschien z. B. Luthers gewaltige Schrift »An den christlichen Adel deutscher Nation« unter dem Titel »Libro de la emendatione et correctione dil stato Christiano« (1523) und Melanchthons berühmte Loci wurden abgedruckt als I principii de la Theologia di Ippofilo da Terra Nigra (1534). Ja, wie es der Brief eines Mönches vom Lago Maggiore beweist, der die Bitte um die Schriften der Doktoren Luther, Melanchthon, Zwingli und Ökolampadius nach Deutschland richtete, hatte man in Italien geradezu Sehnsucht nach den befreienden Lehren der Reformation. In verschiedenen Orten fand dieselbe wahrnehmbare Pflegestätten. Als solche können im Vorübergehen genannt werden: Venedig, wo Bruccioli und zwar mit auf Anregung der Herzogin Renata die Bibel ins Italienische übersetzte, Modena, wo sich ein Kreis von Anhängern der evangelischen Gnadenlehre zusammenfand, Neapel, wo der ebenso gründlich humanistisch wie theologisch gebildete Juan Valdés eine grosse evangelisch gesinnte und zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Gemeinde um sich zu scharen verstand, und endlich, aber darum nicht am wenigsten ehrenvoll Ferrara, das vor den anderen den Ruf genoss, eine Hochburg der Toleranz und eine sichere Zufluchtsstätte aller um ihres evangelischen Glaubens willen Verfolgten zu sein. Diesen Ruf verdankte Ferrara der edlen Herzogin Renata, die sich der aus religiösen Gründen Vertriebenen und Verbannten hochherzig und opferwillig annahm, nicht bloss, weil sie Toleranz für ihre Fürstenpflicht hielt, sondern auch, weil die Anhänger der Reformation ihre Gesinnungs- und Glaubensgenossen waren. Schon in ihrer französischen Heimat hatte sie evangelische Gedanken kennen gelernt; aber erst in Ferrara wurde sie eine bewusste Anhängerin der Reformation und zwar einmal durch den stillen Einfluss ihrer aus Frankreich mitgebrachten und überzeugt evangelisch gesinnten näheren Umgebung und sodann und vornehmlich durch die persönliche Einwirkung Calvins, der sich im Frühjahr 1536 mehrere Wochen in Ferrara aufhielt, nachdem er gerade kurz zuvor in Basel sein Hauptwerk, die Institutio religionis christianae, herausgegeben hatte. Calvin weilte in Ferrara nicht unter seinem wahren Namen, sondern wurde hier bei Hofe als Charles d'Espeville vor-

gestellt. Durch den Herzog wurde er bald verwiesen, aber mit Renata blieb er zeitlebens in Verbindung. »Immer seitdem,« sagt Theodorus Beza, »so lange er gelebt, hat sie ihn geliebt und verehrt wie ein hervorragendes Organ des HErrn.« Gleichwohl galt der Hof zu Ferrara nicht als calvinisch, sondern als lutherisch gesinnt und Renata, je nach der Parteistellung, als eine liebenswerte oder hassenswerte Beschützerin der neuen Lehre. Sie verdient noch heute viel Dank dafür, dass sie manchem Glaubensflüchtling, wie z. B. Marot, Ochino, Vermigli und Curio, kürzer oder länger Sicherheit an ihrem Hofe und fürsorgliche Hilfe für die Zukunft seines Lebens gewährt hat.

Die reformatorische Bewegung konnte sich in Italien nicht lange eines ungestörten Gedeihens erfreuen. Die römische Hierarchie erkannte bald die Gefahr, die ihr hier erwuchs, und ergriff energisch alle möglichen Mittel zur Unterdrückung. Die Inquisition und die beiden Orden der Theatiner und Jesuiten haben es vor allen Dingen zu Wege gebracht, dass die Reformation auf Italiens Boden keinen festen Fuss fassen konnte. Das Werk der Reaktion und Gegenreformation wurde dadurch erleichtert, dass die evangelische Überzeugung in Italien weder an den Fürsten noch im Volke eine Stütze fand, sondern, wie vorhin schon bemerkt, dort wesentlich von kleineren Kreisen der gebildeten Gesellschaft getragen wurde, die sich leicht versprengen liessen. Die meisten der Versprengten, die eine Freistatt in der Ferne, in der Mehrzahl jenseits der Alpen suchen mussten, nahmen ihren Weg über Ferrara. Hier wehte also naturgemäss eine stark protestantische Luft. Von derselben musste auch Olympia Morata etwas empfinden. Es sollte auch ihr nicht erspart bleiben, zu der grossen Frage der Zeit Stellung zu nehmen und um des Glaubens willen Opfer zu bringen. Anfänglich schien es freilich nicht so, als ob die religiöse Bewegung, von der damals alle Welt sprach, ihr Gemüt tief ergriffe. Selbst der Mann, der ihren Vater für die evangelische Überzeugung gewann, Coelius Secundus Curio, vermochte zunächst keinen ersichtlichen Einfluss auf sie auszuüben. Curio gehört zu den rührigsten Vorkämpfern des Protestantismus in Italien. Durch die Lektüre der heiligen Schrift und das Studium der Schriften Luthers, Zwinglis und Melanchthons, die ihm der Augustinermönch Hieronymus Nieger verschaffte, war er für das Evangelium gewonnen, dem er rastlos mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften Geltung und Anhang zu verschaffen bestrebt war, ein

Bemühen, das ihn mehrfach ernstlich in Gefahr brachte und ihn zu einem wechselvollen Wanderleben zwang, bis er endlich im Jahre 1542 in Basel als Professor der Eloquenz ein dauerndes Domizil fand. In den Jahren der Unruhe hatte er in Venedig mit dem dort zeitweise in der Verbannung lebenden Fulvius Peregrinus Moratus innige Freundschaft geschlossen und ihn für seine Glaubensüberzeugung gewonnen, als er im Jahre 1540 längere Zeit bei ihm in Ferrara als Gast weilte. Olympia, die später gerade mit Curio die vom Vater ererbte Freundschaft pflegte, wurde durch ihn in die heilige Schrift eingeführt und wohl auch eingehender mit den evangelischen Lehren bekannt gemacht. Aber irgendwelche Entscheidung führte dies damals noch nicht herbei, obwohl sie innerlich der herrschenden Kirche nicht minder indifferent gegenüberstand, als die meisten Gebildeten ihrer Zeit. Das Wort der Schrift, in der sie zuweilen las, fand noch keinen Widerhall in ihrer Seele. Noch 8 Jahre gingen dahin, in denen sie ziemlich ausschliesslich dem Studium der antiken Schriftsteller und der heidnischen Philosophie ihre Zeit und ihr Nachdenken widmete. Wie bei so vielen Menschen, musste auch bei ihr erst die rauhe Wirklichkeit des Lebens mit harter Hand den Pflug über den Acker ihres Herzens führen, um den Samen des göttlichen Wortes zum Aufgehen zu bringen und in ihr ein Verständnis für die höchsten Fragen des Daseins zu wecken. Diesen einschneidenden Wendepunkt im religiösen Leben der Olympia brachte das Jahr 1548.

Dieses Jahr rief einen völligen Umschwung in ihren äusseren Lebensverhältnissen und als Folgeerscheinung auch in ihrer Denkweise hervor. Die nächste Veranlassung hierzu war eine schwere, hoffnungslose Erkrankung ihres Vaters, der schon mehrere Jahre lang leidend gewesen war. Olympias Unterstützung wurde im Elternhause gebraucht. Und da sie auch die Pietät an das Krankenlager ihres Vaters trieb, so gab sie ihre Stellung am Hofe auf. Sie konnte durch ihre Liebe und Pflege die letzten Tage ihres Vaters verschönern, der, sich seines Glaubens tröstend, in die Ewigkeit hinüberging. Aber das war nicht der einzige Verlust, den Olympia in diesem Jahr erlitt, wenn auch der schwerste. Das Zweite, was sie hingeben musste, war ihre fürstliche Freundin und Studiengefährtin. Während sie am Krankenbette ihres Vaters sass, wurde die Prinzessin Anna mit Franz von Lothringen, Herzog von Guise, verlobt, der als Kriegsmann

einen berühmten Namen hatte. Doch lebt er in der Geschichte mehr übelberüchtigt fort durch seinen blutigen und fanatischen Protestantenhass. Am 29. September 1548 fand bereits die Hochzeit statt. Kurz darauf reiste das neuvermählte Paar ab, und die beiden Freundinnen, die so eng aneinander gekettet und in den idealsten Bestrebungen eins gewesen waren, sahen sich in diesem Leben niemals wieder. Mag ihre Herzensgesinnung für einander auch dieselbe geblieben sein, so liegt doch eine gewisse Tragik darin, dass Anna die Gemahlin eines der erbittersten Feinde des Glaubens wurde, für den ihre Jugendfreundin noch so Schweres erleiden musste.

Das Dritte, was Olympia in diesem Jahre traf und zu ihrem Kummer um den Verlust des Vaters und der Freundin die Bitterkeit der Enttäuschung häufte, war die Ungnade des Hofes. Als sie zum ersten Male nach den soeben geschilderten Ereignissen dort wieder erschien, wurde sie in einer Weise empfangen, die ihr das Wiederkommen verleidete.

Wir vermögen bei der Dürftigkeit der Quellen nicht klar zu sehen, was diesen grellen Umschwung in der Stimmung der herzoglichen Familie hervorgerufen hat. Ihre Hinneigung zur neuen Lehre kann unmöglich den alleinigen Grund abgegeben haben; denn angesichts der intimen Art, in der Olympia vorher bei Hofe verkehrt hatte, konnte es dort nicht unbekannt sein, dass ihre Neigung bisher mehr der Philosophie der Alten als der Rechtfertigungslehre Luthers gegolten hatte. Ich vermute, dass das schöne und hochbegabte Mädchen, welches aller Aufmerksamkeit auf sich lenkte und seitens der Fürstlichkeiten so manche neiderregende Auszeichnung genoss, durch die Unnahbarkeit, welche sie den an jedem Hofe vorhandenen leichteren Elementen gegenüber beobachtete, sich manche Feindschaft zugezogen hatte. Und diese Feindschaft machte sich nun die günstige Gelegenheit, wo sie ihre Stützen, nämlich ihren Vater und die ihr befreundete Prinzessin verloren hatte, zu nutze, um sich an ihr zu rächen. Wer weiss, welche Hofintrigue gegen sie eingefädelt worden ist! Ein Meisterstück ist es zweifelsohne nicht gewesen, ein schutzloses Mädchen in Ungnade zu bringen. Ein Rätsel bleibt es nur, dass die sonst so edel gesinnte Herzogin Renata nicht ihre Stimme zu ihren Gunsten erhob. Aber das erklärt sich vielleicht aus der Thatsache, dass die Herzogin in diesen Jahren, in denen sie selbst um ihrer evangelischen Überzeugung willen von ihrem

Gatten schwer zu leiden hatte, überhaupt wenig Einfluss besass. Herkules begann nämlich seit dem Jahre 1545, in dem auch in Ferrara die Inquisition eingeführt wurde, zusehends immer offenkundiger und rücksichtsloser auf die Ausrottung des reformatorisch gesinnten Kreises in seinem Lande hinzuarbeiten. Das Motiv seiner Intoleranz war ebensowenig wie bei den anderen Fürsten Italiens Eifer für die katholische Lehre, sondern dieselbe entsprang vielmehr aus wohlüberlegter Liebedienerei gegen den römischen Stuhl, dessen Lehnsmann er war. Eine sich unparteiisch nennende Geschichtsforschung macht so häufig den deutschen Fürsten, welche im 16. Jahrhundert für die Reformation Partei ergriffen, den Vorwurf, dass sie dies nicht aus Überzeugung, sondern aus weltlichen Interessen gethan hätten. Dieses Urteil ist unberechtigt, denn die Geschichte lehrt, dass die protestantischen Fürsten um ihrer religiösen Überzeugung willen Krone und Leben aufs Spiel setzten. Dagegen lässt sich mit viel grösserem Erfolg der Wahrheitsbeweis für die Behauptung antreten, dass damals viele Fürsten, seien es nun weltliche oder geistliche, gegen ihre bessere Einsicht sich zu Ungunsten der Reformation entschieden, nicht aus immer noch entschuldbarer Furcht und Zaghaftigkeit, sondern, weil ihre persönlichen weltlichen Vorteile und Interessen mit der katholischen Kirche verbunden waren. Und ein Beispiel dieser Art ist auch Herzog Herkules von Ferrara.

Für Olympias inneren Menschen war die Enttäuschung, die sie erfahren, von grösstem Segen. Sie lernte die Unbeständigkeit der irdischen Verhältnisse und der Menschen kennen und suchte nunmehr ihren Trost in der Religion. Jetzt wurden die Lehren der Reformation, die vordem an ihrem Ohre vorüber gerauscht waren, ihre Stütze und ihr Halt. Und mit demselben Eifer, mit dem sie früher ihren Cicero studiert hatte, sass sie nun in den Mussestunden, welche ihr die ihr zufallenden häuslichen Sorgen und Arbeiten liessen, über die Bibel gebeugt, die sie bei ihrer Gelehrsamkeit in der Ursprache zu lesen vermochte. Auch ihre jüngeren Schwestern, deren Erziehung sie übernommen, unterwies sie eifrig in der heiligen Schrift. So dürfen wir erst seit dem Jahre 1548 Olympia als eine überzeugte Anhängerin der Reformation bezeichnen. Diese nahm fortan bei ihr die erste Stellung ein, welche vorher den humanistischen Studien gehört hatte. Auch zwei poetische Fragmente, die uns

aus dieser Zeit erhalten geblieben sind, legen von dieser ihrer religiösen Vertiefung Zeugnis ab. Und gerade in diesem Augenblick war es ebenso gefährlich wie mutvoll, sich in Ferrara zum evangelischen Glauben zu bekennen, da gerade jetzt über die dortige kleine Gemeinde ein schwerer Sturm der Verfolgung hereinbrach. Ihr erstes blutiges Opfer war Fannius aus Faënza, der um seines evangelischen Bekenntnisses willen festgenommen und nach 2jähriger Kerkerhaft öffentlich hingerichtet wurde. Zu denjenigen, die ihn trotz der damit verbundenen Lebensgefahr im Gefängnis aufzusuchen und zu trösten wagten, gehörten zwei schwache Frauen: unsere Olympia und eine Freundin, die sie in dieser Zeit der Trübsal gewonnen hatte, die gleichfalls evangelisch gesinnte Lavinia von Rovere, die spätere Gattin des Herzogs von Orsini, die ihr und ihrer Familie aufs wirksamste zu Seite stand.

Der alte Spruch: »Auf Regen folgt Sonnenschein«, sollte sich aber auch in Olympias Leben bewahrheiten. Für das, was sie verloren, schenkte ihr die Vorsehung einen köstlichen Ersatz in der Liebe. Zu den Studierenden, welche aus der Ferne nach Ferrara gekommen waren, gehörte auch Andreas Grunthler. Er stammte aus Schweinfurt in Bayern, hatte von Jugend an eine gute humanistische Bildung genossen und widmete sich in Ferrara dem Studium der Philosophie und Medizin. Er verkehrte viel im Hause der Professoren Johann und Kilian Sinapi, zu denen ihm die gemeinsame Wissenschaft und das gemeinsame Vaterland Anknüpfungspunkte bot. Die Gebrüder Sinapi gehörten zu den wenigen Persönlichkeiten, welche die Freundschaft mit der Familie ihres verstorbenen Kollegen Moratus aufrecht erhielten, auch, nachdem Olympia unter der Ungunst des Hofes zu leiden hatte. Grunthler vernahm im Hause der Sinapi die ebenso glänzende wie traurige Geschichte des geistig so hochstehenden jungen Mädchens, das er auch bald persönlich kennen lernte. Er empfand zunächst Mitleid für sie. Und wie so häufig Mitleid der erste Schritt zur Liebe ist, trat auch bei ihm diese Wandlung der Gefühle ein. Da er von Hause aus nicht unbemittelt war und die Ungnade des Herzogs Herkules nicht zu fürchten brauchte, bat er Olympia, seine Gattin zu werden. Diese gab ihm um so freudiger ihr Jawort, als sie Grunthler, mit dem sie das gleiche geistige Streben und die gleiche religiöse Überzeugung verband, ebenfalls aufs innigste zugethan war. Ihre Vermählung fand aus-

gangs des Jahres 1550 in den Formen des neuen Glaubens statt. Olympia verherrlichte ihren Hochzeitstag durch einen griechischen Hymnus in Distichen, den wir noch besitzen. Ebenso haben wir noch einige der reizenden Briefe, die sie an ihren jungen Gatten richtete, als derselbe kurz nach der Hochzeit abgereist war, um sich in Deutschland eine feste Anstellung zu suchen. Er war in Ferrara zum Dr. der Medizin promoviert worden und hatte nun den lebhaften Wunsch, in Deutschland für sein Fach eine Lehrthätigkeit zu gewinnen. Dass beide sich den eigenen Herd fernab von Ferrara gründen wollten, dazu veranlasste sie vornehmlich die Intoleranz, die inzwischen hier herrschend geworden war. Aus demselben Grunde dachten auch die Gebrüder Sinapi daran, das immer ungastlicher werdende Ferrara zu verlassen. Olympia nahm in der Zeit der Trennung von ihrem Gatten ihre litterarische Thätigkeit wieder auf. Das Bruchstück eines Dialogs ist noch vorhanden. Man könnte ihn für ein Erzeugnis der platonischen Schule halten, wenn er nicht in folgenden christlichen Erguss ausklingen würde, den ich hier als eine Probe der Sinnesart der Olympia mitteile: »Auch ich bin ein Menschenkind, aus ein wenig Lehm und Staub gebildet. Ein sterbliches Weib hat mich geboren, die ich als Stimme zunächst nur mein Schreien und meine Thränen besass. Ich wurde eingewickelt in Windeln und nur mit grosser Mühe und Sorge aufgezogen. Auch ein König hat keinen andern Ursprung; denn alle Menschen sind sich gleich im Werden und Vergehen. Aber ich habe frühzeitig mich gesehnt nach der Gabe der Weisheit. Ich habe sie höher geachtet als Throne und Königreiche, als Gold und Perlen. Ich habe sie mehr geliebt als die Schönheit, ja mehr als das Leben, und meine Seufzer sind erhört worden. Ein göttliches Licht hat hineingeleuchtet in die Dunkelheit meiner Seele und sein Glanz, welcher nicht erbleichen kann, ersetzt mir alle Schätze. O Gott, unerschöpfliche Quelle der Barmherzigkeit und der Liebe, gieb mir deine Weisheit, diese Gefährtin deines Ruhmes! Schreibe mich ein in die Zahl deiner Dienerinnen, weil ich ja nur dir allein gehören will, in dieser kurzen Lebenszeit, die du mir auf Erden zugewiesen hast.«

Grunthler kehrte im Frühjahr 1551 nach Ferrara zurück, um sein junges Weib abzuholen. Er hatte noch keine feste Anstellung gefunden, aber die freundlichsten Zusagen der Fürsorge von seinen einflussreichen Gönnern erhalten. Im Juni schieden

sie beide von Ferrara; Olympia nicht ohne Wehmut. Sie verliess die Stätte glanzvoller und kummervoller Erinnerungen. An beiden haftet das Menschenherz am festesten. Doch verklärte ihr den Abschied die freudige Aussicht, in ein Land zu kommen, wo sie frei und ungehindert ihres Glaubens leben konnte. Ihre Mutter und Schwestern vertraute sie ihrer bewährten Freundin Lavinia von Orsini an, die sich der Zukunft derselben auch aufs treueste angenommen hat; ihren kleinen achtjährigen Bruder Emilio nahm sie mit sich. Die Reise ging über Trient, wo damals gerade das Konzil versammelt war, und über Innsbruck zunächst nach Augsburg. Unterwegs schrieb Olympia an ihre Schwester Lucretia: »Der HErr hat mir einen Gatten gegeben, der mir teurer ist als das Leben. Ich würde ihm festen Schrittes in die unwirtlichen Einöden des Kaukasus folgen oder in die Engpässe der Alpen. Überall dahin, wohin er sich wendet, werde ich ihm freudigen Herzens folgen. Das Vaterland des mutigen Menschen ist überall unter dem Himmel. Selbst der fernste Strand muss uns beneidenswert erscheinen, wenn wir dort Gott in Gewissensfreiheit dienen dürfen.« In Augsburg fand Grunthler mit seiner jungen Frau mehrere Monate lang gastliche Aufnahme bei dem ihm befreundeten kaiserlichen Rat Georg Hermann, der ihm noch inniger zugethan war, seit er ihm von einer schweren Krankheit Heilung gebracht. Olympia beschäftigte sich während dieses Aufenthaltes mit klassischen Studien und mit der Erforschung der heiligen Schrift. Auch trat sie von hier aus, wohl in dankbarer Erinnerung daran, dass er ihr zuerst die evangelische Wahrheit verkündet, mit Curio, der als Professor in Basel lebte, in regen Briefwechsel. Dieser ist eine wertvolle Quelle für die Kenntnis ihrer Persönlichkeit geworden. Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, dass sie in Augsburg mit ihrem Gatten verschiedentlich im Hause der Fugger Verkehr pflegte, die für die humanistischen Bestrebungen ein freigebiges Interesse bekundeten und bei denen sie sich ihrer Dichtungen wegen der aufmerksamsten Anerkennung zu erfreuen hatte.

Von Augsburg folgte das Ehepaar einer Einladung ihres gemeinsamen väterlichen Freundes Johann Sinapi nach Würzburg, wo dieser Leibarzt des Fürstbischofs Melchior Zobel geworden war. Dieser Umstand wirft ein schönes Licht auf den irenischen Geist, der sich damals schon hier und dort in Deutschland zwischen den beiden Konfessionen anbahnte. Denn es ist doch

ein ersichtliches Zeichen hochherziger Toleranz, dass der katholische Fürstbischof im Zeitalter der Reformation einen evangelischen Leibarzt hatte. Hier blieben sie bis zum Oktober 1551. Da erhielt Grunthler unerwartet einen Ruf in seine Vaterstadt Schweinfurt, wo eine tüchtige ärztliche Kraft nötig geworden war. Sie siedelten dahin unverzüglich über.

Olympia fühlte sich anfänglich in Deutschland nicht wohl, zumal ihr der nordische Winter etwas Ungewohntes war. Auch machte es ihr Schwierigkeit, die deutsche Sprache zu lernen. Gleichwohl wies sie jede Sehnsucht nach Italien weit von sich. Lieber, schreibt sie an Curio, würde sie in den fernsten Fernen des Weltalls ihre Zuflucht suchen, als in ein Land zurückkehren, in dem ihrer nur Leiden harren würden. Italien war ihr gründlich durch die Intoleranz und Härte verleidet, mit der man dort der Reformation begegnete. Sie hatte die Schrecken des Glaubenshasses kennen gelernt. Darum war für sie ebenso wie für ihren Gatten das ungestörte Halten zum Bekenntnis der Reformation die erste Bedingung irdschen Glückes. Infolgedessen lehnte Grunthler eine ehrenvolle und auch pekuniär lockende Berufung in eine Professur der Medizin nach Linz ohne jedes Zaudern ab, weil ihm hier keine dauernde Ausübung seines evangelischen Glaubens verbürgt werden konnte.

In Schweinfurt lebte Olympia ausser ihren häuslichen Pflichten der Fürsorge für die Armen, Kranken und Waisen, die sie in ihren Freistunden besuchte. Ihre klassische Bildung stellte sie in den Dienst des doppelten Erziehungswerkes, das ihr oblag. Es galt dies nämlich ausser ihrem Bruder Emilio einer Tochter Sinapis, die sie zu sich genommen hatte, namens Theodora. Auch dieses junge Mädchen erhielt als Grundlage ihrer Bildung Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache. An den Erklärungen des Plutarch, des Virgil und Homer, die sie ihren Schülern gab, nahmen häufig Freunde der Familie teil. Den Grundsatz, den sie bei ihrer Pädagogik verfolgte, fasste sie in die Worte zusammen: »Die Lehrer haben ihren Schülern nicht alles mitzuteilen, aber sie müssen sozusagen mit dem Finger auf die Quellen hinweisen.« An den Abenden fand sich gewöhnlich ein kleiner Kreis von evangelisch gesinnten Freunden in Grunthlers Hause zusammen. Da wurde dann ein Abschnitt aus der heiligen Schrift vorgelesen und eines der Kirchenlieder Luthers angestimmt. Für diese Hausandachten hatte Olympia einige Psalmen ins Grie-

chische übersetzt und war es ihr vortrefflich gelungen, den Geist der hebräischen Poesie in die Formenschönheit der griechischen Sprache zu zwingen. Einige Fragmente dieser Übertragungen sind auf uns gekommen. Für Luther und seine Schriften hat Olympia ersichtlich eine besondere Vorliebe gehabt. Ihrer Freundin Lavinia übersandte sie gelegentlich ein ganzes Packet seiner Veröffentlichungen mit dem Geständnis, dass sie von der Lektüre grossen Segen für sich gehabt hätte und für sie das Gleiche hoffe. Später bat sie einmal den Vergerius, den Katechismus Luthers ins Italienische zu übersetzen und jenseits der Alpen zu verbreiten. Wir werden weiter noch sehen, wie sie bis zu ihrem Ende ein fürsorgliches und sorgenvolles Interesse für das Werk der Reformation behielt.

Das Ende der Olympia, dem wir uns nun nähern, war eine bittere Schule der Leiden. Auf dasselbe werfen die Kämpfe ihren Schatten, welche nach Luthers Tode Deutschland in zwei Heerlager spalteten. Als Moritz von Sachsen die Sache des Protestantismus führte, war Bayern der Kriegsschauplatz. Der Friede, den der Kaiser mit ihm zu schliessen gezwungen war, kam dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der den Krieg mehr als Sport betrieb, sehr ungelegen. Er suchte für seine Banden, die er nicht entlassen wollte, einen militärischen Stützpunkt und ersah als solchen das am rechten Ufer des Mains gelegene Schweinfurt. Hier wurde er nun von seinen Gegnern, dem Kurfürsten Moritz von Sachsen, dem Herzog Heinrich von Braunschweig und den Bischöfen von Bamberg und Würzburg eingeschlossen. Die Belagerung begann im April 1553 und dauerte ohne Unterbrechung 14 Monate. Jeder kann sich unschwer vorstellen, welche Schrecknisse und Einschränkungen diese Belagerung für die unglücklichen Einwohner Schweinfurts im Gefolge hatte. Oft mussten sie sich bei schweren Kanonaden in die Keller flüchten. Die Not stieg, als sich zu aller Drangsal noch ein furchtbarer Gast in der Stadt einfand, dessen unheimlichen Charakter wir vor kurzem aus der Ferne kennen gelernt haben, nämlich die Pest. Auch Dr. Grunthler erkrankte an ihr, genas aber wie durch ein Wunder. Seine Pflege lastete vornehmlich auf Olympias Schultern. Kaum war er wiederhergestellt, da wurde Schweinfurt nach dem Abzüge Albrechts von den Belagerern genommen und ging in Flammen auf. Grunthler und Olympia wollten schon in der Kirche des Ortes Zuflucht suchen,

als ein ihnen gänzlich unbekannter Soldat sie davor warnte und aus den Mauern der Stadt herausführte. Hätten sie diesen Wink nicht erhalten, wären sie rettungslos unter den Trümmern des Gotteshauses begraben worden; denn auch dieses wurde von den erbitterten Feinden nicht geschont. Nachdem sie noch ausserhalb der Stadt von einer plündernden Streifschar so ziemlich aller ihrer Kleider beraubt waren und Grunthler beinahe als Gefangener zurückbehalten war, gelangten sie arm und abgehärmt nach Hammelburg. Olympia, die stark fieberte, zog nach ihrem eigenen Ausdruck hier ein wie eine »Bettlerkönigin«. Die Bürger Hammelburgs gewährten ihnen nur eine 4tägige Gastfreundschaft, weil sie sich durch ihre Aufnahme den Zorn des Bischofs von Würzburg zuzuziehen fürchteten. So mussten denn die beiden Flüchtlinge weiterwandern. Nachdem sie für die letzte Ungastlichkeit unterwegs durch eine um so liebenswürdigere Aufnahme bei dem Grafen von Rheineck entschädigt worden waren, bot sich ihnen endlich eine ebenso sichere wie wohlthuende Zufluchtsstätte in dem Schlosse der edlen Grafen von Erbach, die ihren Stammbaum auf Karls des Grossen Geheimschreiber Einhard und die Kaisertochter Emma zurückführen und in der Reformationszeit zu den begeistertsten Anhängern Luthers gehörten. Hier in diesem echt evangelisch gesinnten Hause konnten die beiden Flüchtlinge zum ersten Male wieder sicher aufatmen. Olympias Name war auch hier schon ehrenvoll bekannt. Der Graf von Erbach gewährte ihnen nicht allein die aufmerksamste und liebenswürdigste Aufnahme, sondern sorgte auch für ihre Zukunft. Er empfahl Grunthler seinem Schwager, dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz. Diese Empfehlung hatte Erfolg. Grunthler wurde als Professor der Medizin nach Heidelberg berufen. Damit war also der beruflich heisseste Wunsch seines Lebens erfüllt. Seiner Gattin wurde der Titel einer Hofdame der Kurfürstin angeboten; aber sie lehnte dies dankend ab. Sie hatte die Gefahren und Klippen des Hoflebens zu deutlich kennen gelernt. Es ist auch von einzelnen berichtet worden, es sei ihr ein Lehrstuhl der griechischen Litteratur angetragen worden; doch ist dies ungeschichtlich. In Heidelberg musste das junge Paar ganz von vorn anfangen und oft mit schweren Sorgen kämpfen. Bei der Schweinfurter Katastrophe hatten sie ihre ganze Habe verloren. Am schmerzlichsten beklagte Olympia den Verlust ihrer Bibliothek, die sie mit grossen Kosten und Mühen von Ferrara über die Alpen geführt hatte,

und aller ihrer Manuskripte. Dieses Unglück verschuldet es auch, dass wir von ihrer schriftstellerischen Thätigkeit nur so kärgliche Überreste besitzen. Das einzige, was Olympia von ihren reichen Bücherschätzen wiedererhielt, war ein Exemplar des Plutarch, das von einem Plünderer nach Würzburg gebracht und dort öffentlich ausgeboten wurde. Sinapi hörte davon, kaufte das Buch und sandte es ihr zu. Curio tröstete sie für den litterarischen Verlust mit der schmeichelhaften Bemerkung, sie habe keineswegs das Ihrige verloren, sondern wie jener hellenische Bias alles mit sich getragen. Gleichzeitig teilte er ihr aber auch mit, dass ihr die Baseler Buchhändler behufs Wiederanlegung einer Bibliothek Freiexemplare von allen bei ihnen erscheinenden Werken senden wollten. Sicherlich auch ein Beweis für das hohe Ansehen, dessen sich Olympia zu erfreuen hatte. Die Damen unter meinen Zuhörern wird es zweifelsohne interessieren, dass der jungen Professorenfrau in Heidelberg die Dienstbotenfrage sehr viel zu schaffen machte. Sie beklagte sich bitter über die hohen Löhne, die dort gezahlt wurden.

Nach menschlicher Berechnung würde Olympia allmählich in Heidelberg wieder ein behagliches Heim und einen befriedigenden Wirkungskreis gefunden haben, wenn nicht die zunehmende Schwäche ihrer Gesundheit ihrem Leben ein allzufrühes Ziel gesetzt hätte. Die lange, entbehrungsreiche Belagerung von Schweinfurt, die aufreibenden Nachtwachen am Krankenbette ihres Mannes, die Überanstrengungen und Ängstigungen auf der Flucht, alles dies war zusammengekommen, um den Keim des Todes in ihr zu pflanzen. Auch in Heidelberg war der liebste Gegenstand ihres Nachdenkens die heilige Schrift, der vornehmste Gegenstand ihrer Sorge das Werk der Reformation und das Schicksal ihrer Glaubensgenossen. Mit Trauer vernahm sie die Kunde von dem Verschwinden der evangelischen Lehre in Ferrara, mit Schmerz die Nachricht von der Verfolgung der Hugenotten in Frankreich. Einen ihrer letzten Briefe hat sie zu deren Unterstützung an ihre Jugendfreundin Anna von Guise geschrieben. Die bezeichnendste Stelle dieses Briefes lautet: »Weil der HErr dich einer so grossen Wohlthat gewürdigt hat, dich mit der Wahrheit bekannt zu machen, so kannst du nicht die Unschuld dieser Leute unbeachtet lassen, welche tagtäglich zur Verantwortung gezogen werden und sich so grausamen Qualen um Christi willen aussetzen. Es ist deine Pflicht, für sie einzu-

treten, sie beim Könige zu rechtfertigen und Begnadigung für sie zu erbitten. Wenn du stumm bleibst, wenn du sie leiden und sterben lässt, ohne auch nur ihre Verteidigung gewagt zu haben, machst du dich zum Mitschuldigen ihrer Peiniger.« So hatte sich Olympia, die prunkvolle Lobrednerin des Cicero, in eine mitfühlende Apologetin der Reformation verwandelt, als deren Märtyrerin sie selbst bezeichnet werden darf.

Seit dem Frühjahr 1555 war sie meistenteils ans Bett gefesselt. Sie wusste, dass es für sie keine Heilung mehr gab, und sah ihrem Sterben mit Fassung und ohne Furcht entgegen. Ja, in ihren letzten Briefen tröstet sie ihre Freunde über ihren eigenen Tod. »Mit meinem letzten Seufzer«, schreibt sie an Curio, »werde ich mich aller derer erinnern, die ich geliebt habe. Die Nachricht von meinem Tode darf euch nicht betrüben. Ich weiss, dass die Krone der Gerechtigkeit mir aufgespart ist, und ich habe Lust abzuscheiden, um bei Christo zu sein.« Sie starb am 7. Nov. 1555, nachmittags 4 Uhr, im noch nicht vollendeten 29. Lebensjahre. Über ihre letzten Stunden berichtete ihr Gatte an Curio: Kurz vor ihrem Ende erwachte sie aus einem leichten Schlummer und lächelte verklärt, wie von einem schönen Gedanken entzückt. Ich näherte mich ihr und fragte sie nach der Ursache dieses Lächelns. Sie sagte: »Ich sah im Traum einen Ort, der erleuchtet war vom strahlendsten und reinsten Licht«. Ihre grosse Schwäche liess sie nicht weiterreden. »Mut, meine Teure«, antwortete ich ihr, »du wirst bald in dem Schosse dieses reinen Lichtes leben.« Sie lächelte von neuem und machte mit dem Haupte ein leichtes Zeichen der Zustimmung. Ein wenig nachher sagte sie: »Ich bin glücklich, ganz glücklich.« Als ihr Blick sich schon zu verschleiern begann, flüsterte sie noch: »Ich sehe beinahe nicht mehr, aber meine ganze Umgebung erscheint mir mit den schönsten Blumen geschmückt.« Grunthler war durch ihren Heimgang so gebeugt, dass ihm die Thränen fehlten. An seinem Schmerz nahmen die Gelehrten der damaligen Zeit, welche sie »wie einen Ruhm ihres Jahrhunderts« verehrt hatten, und insonderheit die Anhänger der evangelischen Lehre in Deutschland, Frankreich und in der Schweiz den innigsten Anteil. Grunthler überlebte die heissgeliebte Gattin nicht lange. Er sowohl wie sein junger Schwager Emilio wurden bald darauf von der Pest dahingerafft, die damals in Heidelberg grassierte. So waren die drei Glaubensflüchtlinge von Ferrara wieder im Tode vereint.

Aber auch ihre sterblichen Überreste brachte man pietätvollen Sinnes zusammen. Sie wurden alle drei auf dem Peterskirchhof zu Heidelberg beigesetzt. Von Freunden wurde der Olympia die Grabschrift gesetzt.«

»Dem Andenken der Olympia Fulvia Morata, die einst zwar in Gestalt eines Weibes, jedoch mit einem grösseren Geist als gewöhnlich in Männern ist, gelebt hat, um in ihrem Herzen einzig und allein Christum zu verehren, die ganze Welt hingegen zu verachten.«

Jetzt erinnert in Heidelberg an Olympia nur noch eine in der Peterskirche an der Nordwand angebrachte Gedenktafel. Die lateinische Inschrift darauf rühmt vor allem ihre ungewöhnlichen Sprachkenntnisse, ihre allgemein hochgeachtete Frömmigkeit und ihr ruhiges, seliges Sterben.

Ihren litterarischen Nachlass gab drei Jahre nach ihrem Tode Curio heraus. Ihm, den selbst ihr frühzeitiges Sterben aufs tiefste verwundet hatte, war auch die Aufgabe zugefallen, die überlebende Mutter in der Ferne von dem Tode ihrer Tochter in Kenntnis zu setzen und sie zu trösten. Er schreibt an die schwergeprüfte Frau: »Unsere Olympia ist nicht gestorben, sondern sie lebt noch in Christo, selig und unsterblich. Sie lebt, ja sie lebt, deine Tochter, auch noch in dieser Welt, und sie wird leben, so lange es Menschen giebt, in der Unsterblichkeit ihrer göttlichen Werke und im Andenken aller trefflichen Christen.«

Und diesem ihren Andenken sollte auch diese heutige Stunde geweiht sein. Sicherlich hat ihr Lebensbild für jeden unter uns etwas Sympathisches. Es erweckt unsere Anteilnahme, weil es so reich ist an Lust und Leid des Daseins, und besonders, weil über seinem unerwartet frühen Ausgang eine solche Tragik ruht. Das Leben der Olympia hat ein Anrecht an unser Interesse, weil es verflochten ist mit so manchen denkwürdigen Stätten und Persönlichkeiten des 16. Jahrhundert, und weil wir in ihrer Erziehung, in ihrem Fühlen und Denken einen Hauch verspüren vom Geiste jener grossen Zeit. Um ihrer staunenswerten Frühreife und um ihrer eminenten Gelehrsamkeit willen können auch wir ihr unsere Bewunderung nicht versagen, aber doch wird sie wohl mehr in unseren Herzen haften bleiben um des Mutes und der Überzeugungstreue willen, mit der sie ihren evangelischen Glauben bekannte, für ihn duldete und kämpfte. Olympias Entwickelungsgang ist typisch für die Entstehung der Reformation

selbst, die ja auch aus dem Humanismus herausgeboren war. Und in der Tragik ihres Lebens spiegelt sich das Schicksal der evangelischen Bewegung Italiens wieder, die ja auch nach einem kurzen hoffnungsreichen Blühen vorzeitig zu Grunde ging. Ob noch einmal ihrem schönen Vaterland ein Geistesfrühling erstehen wird wie in jener grossen Zeit, die so dramatisch bewegt ist durch das Ringen nach reiner Erkenntnis auf dem Gebiet des Wissens und des Glaubens, das steht in Gottes Hand. Die Unterdrückung des evangelischen Glaubens machte ihr das Vaterland zur Fremde und die Fremde zur Heimat. Und was ihr unser deutsches Vaterland heimisch machte, das war nicht so sehr der Umstand, dass auch hier Wissenschaft und Kunst eine Stätte hatten, sondern vor allem der von ihr schwer errungene Gewinn, dass sie hier furchtlos und treu in dem Glauben des Mannes Christin sein durfte, dessen Geburtstag diese Stadt morgen wieder in altüberkommener Pietät begehen wird!

Die Studienreform der Universität Erfurt vom Jahre 1519.

Vortrag,

gehalten am 26. April 1899 in der ordentlichen Sitzung der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

Georg Oergel,
Pastor.

Bis zum Jahre 1519 trug die Universität Erfurt durchaus mittelalterlichen Charakter. Die Studien wurden betrieben auf der Grundlage der herrschenden Scholastik, und zwar unter Betonung der formalen Seite. Hauptziel des Studiums war logisch-dialektische Verstandesbildung.

Nominell standen noch die bekannten sieben freien Künste in Geltung, betrieben nach Anleitung der Werke des Aristoteles, so gut oder so schlecht man sie in lateinischen Übersetzungen und Bearbeitungen hatte. Aber in der That traten von diesen sieben Fächern einige fast ganz zurück (sonderlich die Rhetorik) oder wurden sehr nebensächlich behandelt (so Grammatik, Mathematik, Metaphysik und Ethik). Etwas besser weg kam die Physik oder Natural-Philosophie. Das Hauptgewicht aber wurde auf Logik und Dialektik gelegt. Die Vorlesungen und Disputationsübungen (Exercitien) der philosophischen Fakultät beschränkten sich fast ausschliesslich auf dies Gebiet, die ganze Kraft wurde darauf verwandt, den Studierenden formale Denk- und Begriffsbildung beizubringen, und bei den Bakulariats- und Magisterprüfungen beurteilte man die Kandidaten hauptsächlich nach ihren Leistungen in dieser speciellen Kunst. Die Sprachstudien lagen zwar nicht ganz darnieder und die Humaniora wurden auch betrieben, aber nur als Allotria, denen man gestattete, was an Zeit und Raum übrig blieb.*)

Zwar stand es in Erfurt am Anfang des 16. Jahrhunderts in dieser Hinsicht besser, als an den meisten deutschen Universitäten. Der vielgewanderte Petrejus (Peter Eberbach) urteilte z. B. über Wien, die Barbarei der Philosophanten wäre hier so gross,

*) Vergl. hierzu meinen Aufsatz »Die Lebens- und Studienordnung auf der Universität Erfurt während des Mittelalters« in Heft XIX dieser Jahrbücher.

wie sie nur bei den barbarischsten Nationen sein könne. Er zählt die abgeschmackten Themata auf, die man in Wien behandeln hört, Gegenstände, »die doch von den Unsrigen, wie er sagt, schon längst ausgemerzt sind«. (Brief an Johann Lang vom 10. September 1510.) Aber es waren nur die gröbsten Auswüchse, die man in Erfurt dank dem Einflusse der Humanisten abgeschnitten hatte. Die Abwege, auf die die einseitige Betreibung des Studiums führte, wurden auch hier beschritten und die Professorengelehrsamkeit dadurch in Miskredit gebracht. Mit Recht galten auch in Erfurt die Stimmführer der philosophischen Fakultät als Sophisten.

Diese Männer der alten Schule waren durchaus nicht geneigt, ihr System aufzugeben und den Humanisten, den Vertretern einer allseitigen, naturgemässen, auf das Studium der wiederentdeckten lateinischen und griechischen Klassiker gegründeten Bildung, das Feld zu räumen. Sophistisch gebildet und in ihrer spinösen Kunst die Höhe aller Weisheit erblickend, setzten sie dem Ansturm der in Erfurt besonders zahlreich vertretenen und rührigen Humanistenschaar die ganze Wucht ihres Ansehens und ihrer Machtstellung entgegen. Die leitenden Stellungen waren in ihren Händen, sie standen in der Fakultät, beaufsichtigten die Studien, nahmen die Prüfungen ab und hielten streng auf Konservierung der althergebrachten Ordnungen.

Da aber der Eifer der von Mutian geleiteten humanistischen Genossenschaft nicht nachliess, ihre Zahl sich mehrte, ihre Leistungen auch immer mehr Anklang fanden bei der Studentenschaft, während die der Sophisten mehr und mehr in Misskredit kamen; da ferner auf den benachbarten Universitäten Lehrstühle für Humanisten errichtet wurden, in Leipzig für Mosellan, in Wittenberg für den jungen Melanchthon; da endlich in Erasmus von Rotterdam eine Kraft ersten Ranges, ein Reformator der Wissenschaft erstand, den jedermann respektiren musste, — konnten verständige Männer der alten Schule der Forderung einer Studienreform sich nicht mehr verschliessen. Sie mussten deren Berechtigung anerkennen. So setzten denn die Humanisten endlich ihren Willen durch.

Diese Wendung trat ein im Jahre 1519, genauer mit Beginn des Sommersemesters d. J., — ein Jahr nach der Berufung Melanchthons nach Wittenberg, drei Jahre nach der Rückkehr des Erasmus aus England in die Niederlande, mit welchem Er-

eignis erst die epochemachende Wirksamkeit dieses Gelehrten für Deutschland begann.

Ziemlich plötzlich und selbst vielen Anhängern der Neuerung überraschend kam es zum Beschluss der Studienreform bei Gelegenheit der Rektorwahl am 2. Mai 1519.

Auf die Bedeutung dieses Moments für die Erfurter Hochschule hat zuerst Kampschulte in seinem bekannten Werke über »die Universität Erfurt im Verhältnis zum Humanismus und zur Reformation«, Bd. I S. 251, aufmerksam gemacht, auf Grund des Rektoratsberichts in der Matrikel über das Sommersemester 1519. Seine Darstellung fasst er dahin zusammen: »So waren denn jene Hoffnungen (scil. der Humanisten) in Erfüllung gegangen. Noch keine deutsche Universität hatte als Korporation den neuen Ideen einen derartigen Einfluss gestattet. Es war das erste Mal, dass der neue Geist sich in aller Form eine mittelalterliche Lehranstalt dienstbar machte.«

Dies Ereignis habe ich dann in meinen »Beiträgen zur Geschichte des Erfurter Humanismus« (Heft XV der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt) weiter verfolgt und in seiner Bedeutung zu würdigen gesucht, auf Grund reicheren mir zu Gebote stehenden Materials, das mich auch in den Stand setzte, Kampschultes Darstellung in einigen Punkten zu berichtigen und sein — manchmal, so auch hier — etwas übertriebenes Urteil zu limitieren.

Ich wiederhole daraus kurz Folgendes:

Die Rektorwahl des 2. Mai 1519 war für die Humanisten insofern eine überraschend günstige, als beim Wahlverfahren, das bekanntlich sehr kompliciert und unberechenbar war, die Befugnis, das neue Oberhaupt der Hochschule zu küren, drei Anhängern der Neuerung zufiel. Es waren der Mediziner Heinrich Eberbach, Bruder des Petrejus, und die Magister Johann Drako und Johann Femelius, und diese einigten sich nach kurzer Beratung auf die Person des Justus Jonas. Er war zwar noch jung, 26 Jahre zählend, aber schon Licentiat der Rechte und Inhaber der Lektoralpräbende von St. Sever, als solcher Dozent in der juristischen Fakultät, und, was ihn vor allem empfahl, einer der Vorkämpfer der humanistischen Bewegung. Er war damals abwesend, auf einer Huldigungsreise zu Erasmus, dem gefeierten Humanistenhaupt, begriffen. Gerade deshalb wählten die Freunde ihn, weil sie sich von diesem begeisterten Eras-

mianer energische Förderung der humanistischen Bestrebungen versprachen.

Mit diesem Wahlergebnis begnügten sich aber die Freunde der Neuerung nicht. Man ging sofort einen Schritt weiter, eine Studienreform zu fordern. Sie drangen auch damit durch. Ohne die Rückkehr des neugewählten Rektors abzuwarten, wussten sie den Beschluss durchzusetzen, dass das Studium der alten Sprachen, griechisch und latein, und der »wahren« Philosophie unter die Disziplinen der Universität aufgenommen und die »Achtmänner«, d. h. das aus acht Würdenträgern bestehende Konzilium, der akademische Senat, der mit dem Rektor die Oberleitung der ganzen Hochschule hatte, beauftragt werden sollten, die Berufung besonderer besoldeter Dozenten für die einzelnen Disziplinen der philosophischen Fakultät in die Hand zu nehmen. Die Besoldung sollte die Fakultätskasse übernehmen, und um sie dazu in stand zu setzen, sollten die Promotionsschmausereien eingeschränkt und die dadurch gesparten Gelder der Fakultätskasse überwiesen werden.

Als Jonas von seiner Reise zurückkam (Mitte Juni), voll des Lobes des grossen Erasmus, den mit Augen zu sehen und mit Ohren zu hören er gewürdigt worden war, war er nicht wenig überrascht von den Vorgängen, die sich inzwischen in Erfurt abgespielt hatten. Mehr als seine Wahl zum Rektor setzte ihn in Staunen der Studienreformbeschluss. Zeugnis davon gibt ein Brief, den er wenige Tage darauf an einen Nordhäuser Landsmann und Freund, Melchior von Aachen, geschrieben.*) Darin heisst es: »Höre, worüber du staunen musst, was du mit Ehrfurcht lesen, ja wie etwas himmlisches anbeten musst. Du kennst ja unser altes Erfurter Gymnasium, in welchem die Sophisten so sehr alles beherrschen, dass die ganze Gelehrten-Republik auf ein paar armselige dialektische Spitzfindigkeiten beschränkt erschien, wo vor lauter Summularien, Exerzitien und Kopulaten fast nichts von guten Autoren gelesen wurde. Sechs Wochen bin ich fortgewesen. In diesem kurzen Zeitraum ist alles erneuert worden. Ganz anders finde ich die Schule, als ich sie verlassen habe. Kurzer Hand und mit einem Mal ist dieser Unrat abgethan und jetzt nach Wahl der Achtmänner handelt es sich um

---

*) Dat. Erfurt d. 22. Juni 1519, abgedruckt bei Kawerau, Briefwechsel des Justus Jonas. I. S. 24 f.

das Eine, dass das Studium der drei Sprachen, der wahren Philosophie und der echten Theologie hier durch Anstellung von Professoren eingeführt werde.« Nachdem er sich dann noch über die beschlossene Vereinfachung der Promotionsmahle ausgesprochen, auch seine Wahl zum Rektor mitgeteilt, schliesst er mit der Nachschrift in deutscher Sprache: »Vnsser vniuersitet ist in hundert jaren oder dyweil sy gestanden, also nytt reformirt gewest.«

Etwas bescheidener lautet der von ihm am Schluss des Semesters gegebene Rektoratsbericht.*) Auch hier spricht er von der Studienreform und Beschränkung der Promotionsschmause. Er redet hier aber nur vom Studium der zwei alten Sprachen, lässt also das hebräische weg, sowie von dem der wahren Philosophie, also ohne eine Reform der Theologie zu erwähnen. Dieser letztere offizielle Bericht ist, wie wir sehen werden, der richtigere; im obigen Privatschreiben an seinen Nordhäuser Freund hatte Jonas den Mund etwas zu voll genommen.

Aus dem Gesagten geht deutlich hervor, dass im Jahre 1519 unter Jonas' Rektorat eine für die Humanisten hocherfreuliche Reform der Studien stattgefunden hat. Nicht so deutlich ergibt sich aber daraus die Beantwortung der Frage nach dem Wie? dieser Reform. Wir gewinnen daraus noch kein klares vollständiges Bild, worin die Reform eigentlich bestanden, wieweit sie sich erstreckt hat.

Ich glaube nun aber in der Lage zu sein, ein Aktenstück mitteilen zu können, das die Sachlage völlig klärt. Es enthält den Wortlaut der Beschlüsse, die das Konzil der Universität im Einverständnis mit dem Stadtrat als Patron in der Angelegenheit der Studienreform gefaſst hat. Dies wichtige Schriftstück liegt abschriftlich vor in einem Kodex des hiesigen Stadtarchivs**), und trägt den Titel: »Ordinatio facultatis artium, wie man lesen, repetiren und promoviren soll.«

Leider fehlt sowohl Unterschrift wie Datum. Doch machen innere Gründe es unzweifelhaft, dass wir hier den Wortlaut des Studienreformbeschlusses vom Jahre 1519 vor uns haben, von der wir sonst nur aus verschiedenen kurzen Äusserungen der Zeitgenossen wissen. In dieser Annahme kann uns auch nicht

---

*) Abgedruckt bei Weissenborn, Akten der Universität Erfurt. II. S. 308.

**) Abt. II B, Nr. 2a, daselbst f. 313.

zweifelhaft machen, dass die Beschlüsse, der Sitte jener Zeit entgegen, in deutscher Sprache abgefasst sind. Die Anwendung der Muttersprache war nötig um der Beteiligung der Ratsmitglieder willen, die schwerlich alle der lateinischen Sprache mächtig waren. Vielleicht, ja wahrscheinlich ist das Schriftstück in beiden Sprachen abgefasst worden; das lateinische Exemplar kam ins Archiv der Universität und ist verloren gegangen, das deutsche ins Ratsarchiv und ist uns wenigstens in dieser im 17. Jahrhundert gefertigten Abschrift erhalten.

Das Ganze besteht aus 19 Paragraphen folgenden Inhalts:

§ 1—6 handelt von den neu zu errichtenden Lektionen (lectiones publicae) und dem Lektionsplan.

§ 7 von den neu anzustellenden Professoren (Professores publici) und ihren Gehältern.

§ 8—10 von der Aufbringung der Mittel zur Besoldung der Professoren durch Ermässigung der Ausgaben für die Promotionsschmause.

§ 11 und 12 von den Promotionsgebühren für Baculare und Magister.

§ 13 von den Pflichten der (Privat-) Präzeptoren im Allgemeinen.

§ 14 und 15 von ihren Pflichten, betreffend die Disputationsübungen.

§ 16 und 17. Einschärfung der Inscriptionspflicht.

§ 18. Einschärfung der Bursenpflicht.

§ 19 von der Umarbeitung der Statuten, sowohl der allgemeinen Universitäts- als der einzelnen Fakultäts-Statuten.

Die Abschrift macht den Eindruck genauer Wiedergabe des Originaltextes. Nur die Orthographie hat der Abschreiber nach den zu seiner Zeit geltenden Grundsätzen modernisiert. Daher redet er von »Baccalauren« und »Baccalaureanden«, während sie in den älteren Erfurter Schriftstücken richtiger »Baccularien« und »Bacculariandeu« heissen. Mitunter hat er den vorliegenden Text nicht entziffern können, was er durch Punkte andeutet. Wo er, was einige Male vorkommt, offenbar falsch gelesen hat, habe ich den Fehler zu bessern gesucht.

Ich lasse nun den Wortlaut folgen:

Ordinatio facultatis artium, wie man lesen, repetiren vndt promoviren soll.

1. Baccalaureanden sollen schuldig sein zu compliren Priscianum der je vmb 12 Schläge soll gelesen werden.

2. Magistranden aber sollen schuldig sein zu compliren Libros Ethicorum Aristotelis, Politicorum et Oeconomicorum.*)

3. Vmb 1 hora soll gelesen werden Sphaera materialis ein Mutation,**) die andere Arithmetica et Musica***) .....†) Euclidis, Theorica Planetarum cum perspectiva Dominici, vndt die dritte Mutation duodecim libri Metaphysices. Diese Bücher und Lectiones sollen compliren Baccalaureanden vndt Magistranden.

4. Zu 2 Schlägen soll man lesen in studiis humanioribus, Quinctilianum de institutionibus. Die Lection sollen auch compliren Baccalaureanden [vndt Magistranden].††)

5. Zu 3 Schlägen soll man lesen Libros veteris artis die erste Mutation. Die andere Mutation Libros priorum Analiticorum. Die dritte 4 Bücher Physicorum. Die sollen compliren die Baccalaureanden. Aber die Magistranden sollen compliren libros posteriorum Analyticorum, Elenchorum, Topicorum cum libris Physicorum, de anima, de coelo et mundo, de generatione et corruptione, Meteororum, parvorum naturalium.

6. Vndt vff ein Stunde, denen Magistris auß der Facultet gelegen, soll man lesen in Graecis litteris, die soll einem jeglichen frey sein zu hören.

7. Zu obgeschriebenen Lectionibus sollen verordnet werden VII Lectores. Der erste soll lesen Grammaticam Latinam,†††) der andere Moralem Philosophiam,*†) der dritte Dialecticam [vndt Physicam] vor die Baccalaureanden,*††) der vierte Dialecticam vndt Physicam vor die Magistranden,*†††) der fünfte Mathematicam et Metaphysicam,**†) der sechste Litteras humaniores alß Quintilianum,**††) der siebente Litteras graecas.**†††) Vndt diesen Lectoribus sol die Facultas Artium wie folget lohnen: denen ersten

*) Jedenfalls auch um 12 Uhr.

**) D. h. ein Semester.

***) Vielleicht zu lesen Arithmetica Muris.

†) Wohl Geometrica Euclidis.

††) Diese beiden Wörter stehen nicht im Text, werden aber vom Zusammenhang erfordert.

†††) Siehe § 1. *†) § 2. *††) § 5a. *†††) § 5b. **†) § 3. **††) § 4. **†††) § 6.

fünfen soll man jährlich jeglichem 40 fl. geben, den letzten zweyen alß Lectori humanitatis et Graecarum literarum, derer jeglichem soll man jährlich geben 30 fl.

8. Vndt auff daß die Scholares desto förderlicher die gradus in solcher Facultät erlangen, zu wachsung ihrer selbst vndt der Vniuersität, vndt zu der Ehre Gottes solches reichen möge, auch daß die Facultät solche Lectiones zu versolden desto mehr einkommens erlange, so söllen die Expens gemäßiget werden, wie folget.

9. Alle Baccalaureanden, die sich zuvor sonderlich promoviren haben laßen in Baccalaureos, die sollen sich nun hinforder zugleich vff einmal promoviren lassen vndt alle zugleich e i n Eßen geben. Alß was zuvor in eigen nutz der Magister gekummen, das soll nun hinfort, nemlich was vberbleibt von dem Gelde, das die Baccalaureanden contribuiret, facultati folgen, zu versolden die Lectores.

10. Vndt wan den Magistranden Licentia conferiret wird, so sollen sie gleich nichts anders in demselbigen Actu geben vndt vmbtragen laßen, dan wie mans hält, wan der Rector visitiret, vndt soll Zucker und Malvasier zu geben absein.

11. Ein Baccalaureand soll geben zu seiner Promotion iiij fl., seinem sunderlichen praeceptori einen Gulden, den Pedellen einen Orth*) eines Gulden, der Vniuersität auch einen Orth. Ist er aber arm, so soll er zwene Gulden in der Promotion geben. Vndt sol der arm geschatzt sein, der weder in re noch spe x fl. hat, vndt gleichwol zusagen, wan er zur Muglickeit kommt, daß er solches entrichten wolle.

12. Ein Magistrand aber soll geben zu seiner Promotion xv fl., seinem sunderlichen praeceptori ij fl., den Pedellen ihre gebuhr**) vndt auch der Vniuersität ihre gebuhr***) davon, vndt wan ein eßen promotionis Magistrorum ausgericht, was vberbleibt sol dem Fisco folgen vndt bleiben.

13. Daß den Praeceptoribus†) durch diese Ordnung der genieß nicht gar entzogen [werde], so soll hinfurt ein jeglicher Praeceptor von einem iglichen seiner Junger ein Mutation haben 1 fl. für die tägliche Sorge vndt gute fleißige Vffehung, vndt schuldig sein zuvor kommen, daß sie nicht in ein loßes Leben gerahten, sondern zunehmen

*) Ein Ort ist $^1/_4$ Gulden, die Kosten betrugen also in Summa $5^1/_2$ fl.

**) Wahrscheinlich $^1/_2$ fl.

***) Laut Rubr. VI, 11 der Universitätsstatuten (Weissenborn Bd. 1. S. 17) betrug die dem Fiskus zu zahlende Gebühr $^1/_2$ fl. Die Promotionskosten für Magister lassen sich demnach auf 18 fl. berechnen.

†) Diese Präceptoren sind von den Professoren zu unterscheiden. Sie waren, wie bisher, Erzieher und Aufseher der Scholaren. Vergl. § 18.

in guten Sitten und Kunsten, vnd wochentlich einen iglichen examiniren, was er gelernet, vndt ihnen vfgeben Epistel vff ein Argument zu schreiben, vndt sol sie zwingen Lateinisch zu reden, auf daß sie derselbigen Sprache eine Vbung erlangen.

14. Daß auch Exercitium nicht mangel den Baccalaureanden, so sol [mit] ihnen der Praeceptor exerciren vndt arguiren, vndt sie darauf respondiren laßen, die erste Mutation Libros Porphyrii, veteris artis et praedicamentorum, die andere Libros Priorum Analiticorum, die dritte die iiij Bücher Physices Aristotelis. Davor sol ihm ein iglicher Scholar geben eine Mutation x β.*)

15. Mit denen Baccalaurien und Magistranden soll ein Exercitium gehalten werden eine Mutation nach der andern, in Dialectica, in Physica vndt Metaphysica. Davor eine Mutation lang soll ein Baccalaureus vndt Magistrandus seinem Praeceptori geben ein Schnebergisch Schock.**)

16. Dieweilen aber alle Ordnung vergebens, so sich nicht ein iglicher darzu schickt vndt kuntlich macht durch ehrliche Kleidung, gute Sitten vndt Gehorsam, derhalben ordent Ein Erbar Raht vndt will, daß ein jeglicher Schuler, der allhier in dieser Vniuersitet stehen, lernen, gradus, Forderung vndt Ehr empfangen will, daß derselbige, sobald er herkumbt, sich vff den gewöhnlichen Eydt in Matriculam Vniuersitatis schreiben vndt nach gewöhnlicher weiße deponiren vndt zu einem Studenten annehmen laße. Welcher aber das nicht thut vndt sich iiij wochen vnter die Studenten menget, der soll geben Vniuersitati ad fiscum iiij solidos, verlest er aber daß eine woche, ein Gulden, vndt soll in der Zeit der Privilegien der Vniuersitet mangeln.

17. Wurde aber solches von einem lenger vorächtlich vbergangen, so soll derselbe in Eines Erbaren Rahts strafe stehen.

18. Vndt ein jeglicher Student, sobald er herkombt, soll er einen Praeceptorem wählen, vndt der Rector, es sei dan, daß derselbige Scholar seines Praeceptoris, vnter dem er stehen will, Handtschrifft dem Rectori vberandtwort oder sunst glaubwurdig macht, soll denselben Scholar nicht einschreiben noch annehmen, für welchen Scholar auch der Praeceptor andtwurten soll.

19. Die anderen Statut sollen dieser newen Reformation nach

---

*) Offenbar 10 solidi oder Schneeberger Groschen, davon 22 auf einen Gulden gerechnet wurden.

**) D. h. 20 Schneeberger.

auch gar in ein rechte Ordnung vndt Form gebracht werden, durch eine itzliche Facultet die ihren. Was aber die gantze Vniuersitet*) betrifft, soll der Rector befehlen, daß dieselbige in ein mittelmäßig Latein ordentlich gebracht werden, also daß forne vffm ersten Blatt die Rubricken der Statuten erstlich gesatzt, mit Ziefern, an welchem Blatte eine itzliche Rubrick zu finden, vndt sollen also alle Statut rein vmbgeschrieben sambt der newen Reformation gezwiefacht werden, also daß ein Buch bey der Vniuersitet vndt Rectori bleibe, vndt das andere Einem Erbarn Raht zugestelt werde.

Worin bestand nun die Reform?

Der erste Eindruck des Schriftstücks wird der einer Enttäuschung sein. Mehr nicht?! ruft man unwillkürlich bei der Lesung aus. Der Jubel des Jonas über diese Reform ist uns etwas unverständlich.

Dennoch war es eine Reform, und zwar eine sehr beträchtliche, wenn auch bei weitem nicht so vollständig, wie sie sich z. B. Kampschulte gedacht hat und man sie sich denkt, wenn man von der Lektüre des Kampschulte'schen Buches herkommt.

Man muss nur bedenken, dass es der erste Schritt war aus den mittelalterlichen Verhältnissen heraus in die den Forderungen der Neuzeit entsprechenden.

Man muss auch bedenken, dass es eine den bisherigen Machthabern, den Sophisten, abgerungene Reform war, ein Kompromiss zwischen beiden Parteien, zwischen den Alten und den Jungen. Die Letzteren mussten den Verhältnissen Rechnung tragen und den alten Herren möglichst zu willen sein, wenn sie überhaupt etwas erreichen wollten.

Man muss endlich bedenken, dass es sich um Ausbesserung des Gebäudes, nicht um einen radikalen Neubau handelte. An dem Fundament des Hergebrachten wollte man nicht rütteln, nur das Ungehörige ausscheiden und das notwendige Neue eingliedern.

Speziell sind folgende Punkte als Momente der Neuerung und Verbesserung hervorzuheben:

1. Es ward die Alleinherrschaft der Logik und Dialektik

---

*) In der Handschrift steht fälschlich »Facultet«.

gebrochen, die Betonung der rein formalen Verstandesbildung beseitigt. Man strich die Dialektik nicht völlig vom Lehrplan fort, liess ihr aber nur einen bescheidenen Platz und schuf damit Raum zu gehöriger Berücksichtigung der anderen Disziplinen.

2. Man wies den Studien der Humaniora eine offizielle Stelle im Lehrplan an, und zwar wurde das Studium der lateinischen Klassiker jedem zur Pflicht gemacht, der promoviert werden wollte. Die griechische Sprache wurde auch offizieller, aber allerdings nur fakultativer Lehrgegenstand. Immerhin war das ein bedeutender Fortschritt. Dagegen ist vom Hebräischen nicht die Rede, gelehrt wurde es zwar auch, aber nur privatissime.

3. Es wurden für die einzelnen Disziplinen der philosophischen Fakultät, Grammatik, Mathematik, Physik, lateinische Klassiker, griechische Sprache u. s. w. besondere Fachgelehrte als Dozenten (Professores publici) bestellt. Bisher gab es in der philosophischen Fakultät überhaupt noch keine Professoren, noch viel weniger Professoren für die einzelnen Fächer. Man ging im Mittelalter von der Fiktion aus, dass jeder Magister kraft seines vorschriftsmässig absolvierten Studiums und seiner rite vollzogenen Promotion in der Siebenzahl der freien Künste über jedes der sieben Fächer müsse lesen können. Die sogenannten Magistri actu regentes haben thatsächlich über die verschiedensten Fächer lesen müssen, gleichviel, ob sie dazu tüchtig waren oder nicht. Der Dekan verteilte jedes Semester die Lektionen; wer actu regens war, musste z. B. ein Semester über Logik, ein zweites über Physik, ein drittes über Ethik, ein viertes über Mathematik lesen u. s. w. Dass das in den meisten Fällen nur handwerksmässige Leistungen waren, leuchtet ein. Jetzt erst kam es zur Vertretung jedes Faches durch besondere Lehrkräfte, und konnten die sich durch Fachkenntnisse auszeichnenden Gelehrten an den rechten Platz gestellt werden. Fortan gab es Professoren oder Lektoren z. B. der Logik oder der Mathematik oder der lateinischen Litteratur.

4. Diese Professoren lasen publice d. h. gratis, täglich eine Stunde. Ihre Lektionen waren Pflicht-Collegia für die Studenten (mit Ausnahme der Lektion des Griechischen), aber diese waren von Honorarzahlung befreit. Honorar zahlten sie nur ihren Privatlehrern, den Präzeptoren, deren Aufsicht sie unterstellt waren und nach wie vor unterstellt blieben, wie denn auch der Bursenzwang fortbestand. Für die von diesen Präcep-

toren abzuhaltenden Repetitionen und Disputationen waren die Vormittagsstunden freigelegt; so erklärt sich die sonst auffallende Thatsache, dass die Professores publici nur Nachmittags, von 12 Uhr ab, lesen sollten.

5. Diese ganze Reform bezog sich zwar nur auf die philosophische Fakultät, kam jedoch in Folge der eigentümlichen Stellung dieser Fakultät als Grundlage aller Studien auch den höheren Fakultäten, mithin der ganzen Universität zu Gute. Die philosophische Fakultät war, wie Jonas mit Recht sagt, puppis et prora der ganzen Hochschule, — jeder Theologe, Jurist oder Mediziner musste den philosophischen Kursus absolvieren, ehe er zu seinem Fachstudium übergehen konnte, — wurde die philosophische Fakultät gebessert, so konnte sie auch besser vorgebildete Leute den höheren Fakultäten zuführen. Daher darf man doch reden von einer Studienreform der Universität. Übrigens ist ja auch im Schlussparagraphen angedeutet, dass eine Reform der anderen Fakultäten folgen sollte. Aber der Anfang musste naturgemäss mit dem ordo artistarum gemacht werden.

Auf andere Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen. Eine Hauptfrage aber bleibt noch übrig. Wir haben den Reformbeschluss auf dem Papier kennen gelernt. Wie stand es mit der Ausführung?

Die Antwort lässt sich nicht mit völliger Sicherheit geben, weil uns die Quellen hier vielfach im Stich lassen.

Mit Recht war Jonas bei Übernahme des Rektorats überzeugt, dass, was ihm jetzt obliege, die Ausführung des Beschlossenen, das schwerere Stück sei. »Wenn ich dies zu Stande bringe«, schrieb er damals seinem Freunde Melchior, »kannst du mit mir zufrieden sein.« In der That hat er sich redlich darum bemüht. Mit dem Feuereifer, der der Jugend eignet, und voll Begeisterung für den Sieg der guten Sache ging er ans Werk, selbst persönliche Opfer aus eigenen Mitteln scheute er nicht, um die Sache zu fördern. Dennoch hören wir ihn in seinen Briefen wiederholt klagen, dass es mit der Reform nicht vorwärts gehen will. Er hatte gehofft, dass Mutian energischer mit dem Gewicht seiner Auktorität für die Reform eintreten würde, und sah sich darin getäuscht; der Altmeister in Gotha, der das Stillleben liebte, rührte sich nicht. Noch weniger Unterstützung fand er bei den Häuptern der Universität, die ja nur mit halbem Herzen, der Not gehorchend, nicht aus eigenem Triebe der

Reform zugestimmt hatten. Hauptsächlich aber fehlte es an den nötigen Geldmitteln, für einzelne Fächer wohl auch an geeigneten Kapacitäten. Wir wissen nur, dass Eoban Hessus den Lehrstuhl für die lateinische Litteratur, Heinrich Leo den für Mathematik, und der gelehrte Augustiner Johann Lang den für die griechische Sprache einnahm. Zur vollständigen Besetzung der sieben Professuren kam es unter Jonas' Rektorat wohl nicht. Seinen nächsten Nachfolgern, die seine Gesinnung teilten, aber nicht seinen Eifer und seine Opferfreudigkeit, gelang es noch weniger, das Werk hinauszuführen. Und bald trat eine Zeit ein, wo Alles über den Haufen fiel, wo man die Frage erheben konnte, ob es überhaupt noch eine Universität Erfurt gebe.

Was die Ausführung der Reformbeschlüsse vom Jahre 1519 hinderte, liegt auf der Hand. Es lässt sich in wenige Sätze zusammenfassen:

Zunächst ist hervorzuheben der nur zeitweilig unterdrückte Widerspruch der im Besitz der Macht befindlichen Männer der alten Schule. Im Grunde sahen diese die humanistischen Bestrebungen als eine gefährliche, mindestens unbequeme Neuerung an und bereiteten ihnen alle möglichen Schwierigkeiten, wozu der bekannte Johann Eck, als er im Sommer 1519 nach der Leipziger Disputation Erfurt besuchte, nicht wenig beitrug.

Sodann die äusserst geringen Gehälter, die die Fakultät den Professoren bieten konnte. Sieben Professoren sollten sich in 260 Gulden teilen, jeder 40, die beiden Sprachlehrer sogar nur 30 Gulden erhalten. Es war unmöglich, bei solchen Lumpengehältern gute Kräfte zu erwerben und auf die Dauer festzuhalten. Dazu stellte sich bald heraus, dass die Fakultät nicht einmal im Stande war, dies wenige zu leisten. Aus den Jahren 1533 ff. besitzen wir die »Zinsmater« der philosophischen Fakultät und sehen daraus, dass die Jahreseinnahme derselben nur 174 Gulden betrug. Wenn nun auch aus städtischen Mitteln noch etwas zufloss, so war es doch unmöglich, eine grössere Anzahl von Professoren auch nur einigermassen anständig zu besolden.

Dazu kam noch die Annahme derselben auf Zeit und ihre Stellung ausserhalb der Fakultät. Sie waren Professores conducti im eigentlichen Sinne des Wortes, wurden von Jahr zu Jahr neu »gemietet«, und gehörten als solche (wenn sie nicht etwa Collegiaten waren) dem Senat der philosophischen Fakultät nicht an. Sie sollten die Hauptarbeit thun, ohne doch Anteil zu

haben am Regiment der Fakultät. Eine solche ungesicherte und einflusslose Stellung war natürlich wenig lockend für tüchtige Gelehrte.

Und nun gar noch die kirchlichen Wirren, die wenig Jahre nach dem Reformbeschluss ausbrachen. Die Leiter der Universität stellten sich auf die Seite des Romanismus. Anhänger der kirchlichen Neuerung, wenn sie auch noch so verdient waren, schloss man aus. Der erste, der der Intoleranz des akademischen Senats zum Opfer fiel, war Johann Lang, als er sich für die Reformation entschied. Andere zogen sich freiwillig von diesem undankbaren Boden zurück. Dass Eoban Hessus sich länger hielt, ja sogar später noch einmal zurückgerufen wurde, verdankte er ausser dem Glanz seines Namens dem Umstande, dass er den Mantel auf beiden Schultern zu tragen verstand. Schliesslich liess man auch ihn definitiv von dannen ziehen.

So fiel die Reform des Jahres 1519, ehe sie recht aufgerichtet war. Richtiger hätte ich daher vielleicht gehandelt, wenn ich von vorne herein von einem Studien-Reform*versuch* gesprochen hätte. Dennoch meine ich ein Recht zu haben, von *Reform* zu sprechen. Ganz vergebens war die Arbeit des Jonas und seiner Freunde nicht. Wenn auch manches fiel unter der Ungunst der Zeit, die Herrschaft der Scholastik war doch gebrochen und blieb gebrochen und die Sophisten konnten nicht wieder die Alleinherrschaft gewinnen. Endlich aber kam doch auch für die Alma Mater Erfordiensis die Zeit des Auflebens, wo unter *Dresser* und *Helmbold* die 40 Jahre vorher geplante Studienreform zur Ausführung gelangte.

B. Jahresbericht der Akademie

für das Geschäftsjahr 1898/99.

Vom Sekretär der Akademie Prof. Dr. **Heinzelmann.**

I. Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Thätigkeit der Akademie vom 1. Juni 1898 bis zum 30. Juni 1899.

a. Die Sitzungen der Akademie wurden in hergebrachter Weise abgehalten. Es fanden während der Berichtszeit im ganzen 18 Sitzungen statt, 11 ordentliche, 4 öffentliche, 1 Festversammlung und 2 Senatssitzungen. Die 16 Vorträge, welche gehalten wurden, lassen sich nach dem Themata in folgender Weise gruppieren:

1 geographischer, 1 statistischer, 2 litterarische, 1 sprachphilosophischer, 1 ästhetisch-religiöser, 1 biographischer, 1 kirchengeschichtlicher, 2 kulturgeschichtliche, 2 kunstgeschichtliche, 2 lokalgeschichtliche, 1 weltgeschichtlicher, 1 apologetischer.

b. Folgende Veränderungen hat die Akademie während der Berichtszeit hinsichtlich ihrer Mitglieder erfahren:

1. Neu ernannt sind im ganzen 22 Herren:

a) Zu Ehrenmitgliedern 3 Herren:

1) am 5. August 1898 anlässlich der Feier seines 80. Geburtstages:

Herr Dr. Heinrich Kiepert, ord. Professor an der Universität und Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Mitglied unserer Akademie seit dem Jahre 1850. Leider ist uns der hochverdiente, liebenswürdige Gelehrte bereits am 21. April 1899 durch den Tod entrissen worden.

2) am 3. Mai 1899:

Seine Excellenz der Königliche Wirkliche Geheime Rat Herr Dr. D. Ludwig Wiese in Potsdam und der Kaiserliche Ministerialrat a. D. Herr Dr. August Baumeister in München.

Die beiden verehrten, um die Schulverwaltung in unserem Vaterlande so hoch verdienten Männer gaben ihrem Danke in äusserst verbindlichen Schreiben einen ergreifenden Ausdruck. Wir können es uns nicht versagen, sie hierdurch einem weiteren Kreise fast vollständig mitzuteilen.

Der ehrwürdige Nestor der preussischen Schulmänner, dem es vergönnt war, bereits am 30. Dezember des Jahres 1896 in bewunderungswürdiger Geistesfrische seinen 90. Geburtstag zu feiern, schrieb unterm 26. Mai 1899 an uns mit fester Hand:

»Durch die hochgeneigte Zusendung des mich zum Ehrenmitgliede der dortigen Königlichen Akademie ernennenden Diploms hat der verehrliche Senat derselben mir eine besondere Ehre und Wohlthat erwiesen: es ist der Ausdruck eines Abschlusses meiner langjährigen Teilnahme an den Bildungsbestrebungen in unserem Vaterlande. — Dass ich früh meinen Beruf erkannte und dann in demselben mannigfaltige, meinen Neigungen entsprechende Verpflichtungen zu erfüllen hatte, habe ich immer als eine göttliche Fügung dankbar empfunden. Diese Lebensführung hat nun in der mir zu teil gewordenen akademischen Anerkennung öffentlich einen mich hocherfreuenden, wenn auch im Hinblick auf das geringe mir zu leisten Vergönnte zugleich demütigenden Abschluss gefunden. Lobe den HErrn, meine Seele!«

Der thatkräftige und geistvolle Organisator des höheren Schulwesens in Elsass-Lothringen, der unermüdlich thätige Herausgeber des »Handbuches der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen« erfreute uns durch folgendes sehr liebenswürdige Schreiben vom 16. Mai d. J.: »Durch die gütige Zuschrift des Akademie-Sekretärs H. Prof. Dr. H. ist mir unterm 9. d. M. die Mitteilung gemacht worden, dass der hochver. Senat beschlossen hat, mich zum Ehrenmitglied der Akademie zu ernennen. Dieser hohen und ehrenvollen Auszeichnung durch eine altehrwürdige und glänzend verdienstvolle Körperschaft stehe ich überrascht und tief gerührt gegenüber und vermag meinem Gefühle des innigsten Dankes nur schwache Worte zu verleihen. Da ich aber gleichzeitig sehe, dass die Akademie auch die Bestrebungen auf dem Gebiete der Jugenderziehung und des Unterrichts als vollwichtig schätzt und würdig erachtet, den wahrhaft gemeinnützigen Wissenschaften beigezählt zu werden, so trete ich auch freudig in Ihre Mitte und will, obzwar nur mit bescheidenen Kräften gerüstet, gern versuchen, zu den Schriften, worin von Ihnen die Saat der Bildung ausgestreut wird, bei Gelegenheit ein Scherflein beizutragen. — Einstweilen fühle ich mich durch die ungesucht mir erwiesene Ehre hochbeglückt und nenne mich eines Akad. Senates u. s. w.«

b) Zu ordentlichen Mitgliedern wurden ernannt folgende, in Erfurt wohnende 7 Herren:

1) Am 14. Juni 1898:

Herr Regierungsrat Ernst Klewitz.

2) Am 3. Mai 1899:
Der praktische Arzt Herr Dr. med. Johann Axmann,
Herr Regierungs- und Baurat Arnold Boie,
„ Oberstleutnant a. D. Rudolf Kubale,
„ Gymnasialprofessor Georg Rumler,
der Augenarzt Herr Dr. med. Max Weitemeyer.

3) Am 10. Juni 1899:
Der Oberlehrer am Realgymnasium Herr Dr. Paul Stange.

c) Zu auswärtigen korrespondierenden Mitgliedern der Akademie wurden 12 Herren ernannt:

1) Am 14. Juni 1898:
Herr Gymnasialdirektor Dr. Christian Muff in Cassel, jetzt Rektor der Landesschule zu Pforta.

2) Am 5. August 1898:
Herr Universitätsprofessor Dr. Fritz Regel in Jena, jetzt in Würzburg,
„ Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Rein in Jena,
„ Seminardirektor Gustav Voigt in Berlin.

3) Am 3. Mai 1899:
Herr Oberschulrat Gymnasialdirektor Dr. Albert von Bamberg in Gotha,
der Oberbibliothekar der Grossherzoglichen Bibliothek Herr Geheimer Hofrat Paul von Bojanowski in Weimar,
der Grossherzogliche Archivdirektor Herr Geheimer Hofrat Dr. Karl August Hugo Burkhardt in Weimar,
Herr Pastor Lic. Gustav Ecke in Bremen,
„ Geheimer Regierungsrat Professor D. Dr. Wilhelm Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S.,
der Herzogliche Bibliothekar Herr Professor Dr. Heinrich Georges in Gotha,
Herr Oberschulrat Professor Dr. Rudolf Menge in Oldenburg,
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Paul Reinthaler in Weimar.

Es sei uns gestattet, aus den bedeutsamen Dankschreiben der genannten Herren einige Stellen herauszuheben. So schreibt uns u. a. Herr Geh. Hofrat von Bojanowski in Weimar unterm 1. Juni d. J.: »Ich erachte es als eine besondere Auszeichnung, Mitglied einer so angesehenen Wissenschaftlichen Anstalt mich nennen zu dürfen, die auf eine so ruhmvolle Vergangenheit zurückblickt und durch ihre Beziehungen zu Weimar und den Führern unserer litterarischen Glanzzeit eine besondere Bedeutung für jeden besitzt, der dieser Zeit näher zu treten bemüht ist. Aber nicht bloss in der Vergangenheit, auch in der Gegenwart hat Ihre Akademie durch verdienstvolle und anregende Arbeiten sich allgemeines, wohlberechtigtes Ansehen erworben. An diesen Arbeiten

einen bescheidenen Anteil nehmen zu dürfen, nach dem Mass meiner Kräfte ist mir eine grosse Ehre.« — Und Herr Geh. Hofrat Burkhardt in Weimar äussert sich in einem verbindlichen Schreiben vom 4. Juni d. J.: »Weit mehr als durch die Entfaltung einer litterarischen Thätigkeit hoffe ich, wie bisher, auch in Zukunft die Bestrebungen der Königlichen Akademie durch meine amtliche Stellung fördern zu können, in der ich seit mehr als vierzig Jahren die Neuorganisation der bedeutsamen Weimarschen Staatsarchive zu vollziehen die Ehre gehabt habe, wobei ich zur Fruktifizierung dieser nicht allein die Ordnung, sondern auch eine möglichst liberale Verwaltung angestrebt habe, die vor allem darauf bedacht war, die hochbedeutsamen Schätze der Archive für die Wissenschaft zu erschliessen und zugänglich zu machen. — Ich gebe mich im besonderen der Hoffnung hin, dass die neue Bahn, in die ich den Betrieb der Anstalten geleitet habe, auch ferner den Weimarschen Archiven in ihrer Leitung eigen sein wird, und dass diese auch ferner die Bestrebungen Königlicher Akademie zu stützen im stande sein möge, die wie bisher den gründlichen Ausbau der vaterländischen Geschichte in so hervorragender Weise angestrebt hat.« — Herr Seminardirektor Voigt, jetzt in Berlin, schrieb uns aus Halberstadt unterm 12. August 1898: »Indem ich für die mir zu teil gewordene Auszeichnung um so lebhafter Dank sage, als ich bekennen darf, dass ich die mir durch meinen Beruf gestellte Aufgabe in der Richtung der durch die Akademie verfolgten Bestrebungen auffasse und zu lösen versuche, bitte den hohen Senat ich ehrerbietigst mit dem Ausdruck meines Dankes die Versicherung entgegennehmen zu wollen, dass ich mich stets bemühen werde, nach meinen Kräften die idealen Ziele der Akademie zu fördern und auf diese Weise den durch meine Ernennung ausgesprochenen Erwartungen zu entsprechen. — In dem Bewusstsein, vermöge dieser Bestrebungen mit dem Senate durch das Band geistiger Gemeinschaft verbunden zu sein, versichere ich Hochdenselben meiner Dankbarkeit und ausgezeichneten Ergebenheit.«

2. Durch den Tod hat die Akademie folgende vier Mitglieder verloren:

Am 30. Juli 1898 das Ehrenmitglied der Akademie Seine Durchlaucht den Fürsten Bismarck, Herzog von Lauenburg in Friedrichsruh;

am 27. August 1898 das ordentliche Mitglied Herrn Gymnasialprofessor a. D. Dr. Erwin Kayser in Erfurt;

am 21. April 1899 das Ehrenmitglied der Akademie Herrn Universitätsprofessor Dr. Heinrich Kiepert in Berlin;

am 3. Juni 1899 das auswärtige, korrespondierende Mitglied Herrn Gymnasialdirektor a. D. Dr. Hugo Saintine Anton in Jena.

c. An Druckschriften sind der Bibliothek der Akademie übersandt und zwar zunächst

1. als Geschenke folgende Werke von den Herren Verfassern:

a) Von dem Ehrenmitgliede der Akademie, Herrn Oberkonsistorialrat Professor D. Julius Köstlin in Halle a. S.:
Christliche Ethik.

b) Von dem Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann:
Goethes Odendichtung aus den Jahren 1772—1782.
Zur Behandlung der Kirchengeschichte im Religionsunterricht der Gymnasien.

c) Von folgenden ordentlichen Mitgliedern der Akademie:
von Herrn Senior D. Dr. Bärwinkel:
Im Garten Gottes;
von Herrn Sanitätsrat Dr. Loth:
Die Choleraepidemie der Jahre 1831—1832;
Die Neuorganisation der Fäkalienabfuhr in Erfurt;
von Herrn Postbaurat a. D. Neumann:
Architektonische Betrachtungen eines deutschen Baumeisters;
von Herrn Pastor Lic. Dr. Schulze:
Unsere Predigerkirche in den Jahren 1894—1898.

d) Von folgenden auswärtigen korrespondierenden Mitgliedern der Akademie:
von Herrn Gymnasialoberlehrer Dr. Dobenecker in Jena:
Regesta diplomatica nec non epistolaria historiae thuringiae. I, II, 1;
durch Herrn Militäroberpfarrer Konsistorialrat Dr. Hermens in Magdeburg übersandt:
Gerhardt, Schloss und Schlosskirche zu Weissenfels;
von Herrn Oberschulrat Prof. Dr. Menge in Oldenburg:
Originalstellen griechischer und römischer Klassiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts,
Einheitlichkeit des Unterrichts an höheren Schulen;
von Herrn Gymnasialprofessor a. D. Dr. Reinthaler in Weimar:
Bilder aus preussischen Gymnasialstädten;
von dem Kaiserlichen Legationsrat Herrn Wolf von Tümpling in Thalstein bei Jena:
Erinnerungen aus dem Leben des Generaladjutanten Kaiser Wilhelms I. Hermann von Boyen;
von dem Oberlehrer am Herzogl. Realgymnasium Herrn Dr. Max Voretzsch in Altenburg:
Festrede zum 70. Geburtstage Seiner Hoheit des Herzogs Ernst von Sachsen-Altenburg,
Die Stätte des Herz. Ernst-Realgymnasiums in Altenburg,
Register der Originalurkunden des Altenburger Ratsarchivs von 1256 bis zum Schluss des 14. Jahrhunderts,
Festrede zur Feier des 80jährigen Bestehens der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes.

e) Von Herrn Geheimen Hofrat Professor Dr. Scheibner in Leipzig:

Über die formale Bedeutung des Hamiltonschen Prinzips und das Webersche Gesetz.

Über den Einfluss des Neumannschen Experimentalgesetzes auf die elliptische Bewegung.

Über Hansens Verfahrungen zur Berechnung der speziellen Störungen.

Den freundlichen Gebern sagen wir nochmals an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank.

2. Die gelehrten Gesellschaften, Akademieen und Vereine des In- und Auslandes, mit denen unsere Akademie ihre Schriften austauschte, sind unter Abschnitt III verzeichnet. Neu hinzugekommen sind folgende Gesellschaften:

Berlin: Verein für die Geschichte Berlins.

Danzig: Westpreussischer Geschichtsverein.

Erfurt: Königl. Gymnasium, Königl. Realgymnasium, Städtische Realschule.

Erlangen: Universitätsbibliothek.

Hamburg: Naturwissenschaftlicher Verein.

Jena: Verein für thüringische Geschichts- und Altertumskunde.

Chicago: University.

Wir bitten übrigens, das unten folgende Verzeichnis zugleich als Empfangsbescheinigung für diejenigen Sendungen anzusehen, deren Empfang wir nicht durch eine besondere Karte testiert haben, namentlich für die laufenden Zeitschriften.

d. Dankschreiben für das an die Mitglieder der Akademie versandte 24. Jahresheft sind uns zugegangen:

1. von den Ehrenmitgliedern Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog von Sachsen durch Herrn Dr. Freiherrn von Egloffstein, von Seiner Königlichen Hoheit dem Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha durch Herrn von Rothbart, von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Bismarck, Herzog von Lauenburg durch Herrn Prof. Dr. Chrysander, von Sr. Excellenz dem Herrn Dr. Freiherrn Lucius von Ballhausen auf Klein Ballhausen und von dem Herrn Grafen von Wintzingerode in Merseburg;

2. aus der Zahl der auswärtigen, korrespondierenden Mitglieder der Akademie u. a. besonders von den Herren: Geheimen Hofrat Professor Dr. Eucken, Gymnasialdirektor Dr. Anton, Oberlehrer Dr. Dobenecker in Jena, Professor Dr. K. J. Neumann in Strassburg, Direktor Dr. Knabe in Marburg und Oberlehrer Dr. Schreiber in Schwedt. Indem wir den letztgenannten Herren für ihre freundliche Begrüssung und die rege Teilnahme, die sie den Angelegenheiten der Akademie entgegenbringen, aufrichtig danken, richten wir zugleich eine ergebenste Bitte an alle auswärtigen geehrten Mitglieder der Akademie. Die Versendung der Jahreshefte an die auswärtigen Mitglieder der

Akademie wird in Zukunft, mit Rücksicht auf die beschränkten Mittel, die unserer Akademie zur Verfügung stehen, nicht mehr, wie bisher, durch die Post, sondern im Wege des Buchhandels erfolgen. Es ist wichtig für uns zu erfahren, ob unser Jahresheft auch auf diesem Wege sicher in die Hände der Mitglieder gelangt. Wir bitten daher dringend, uns unmittelbar nach dem Empfang des Exemplars durch eine kurze Notiz, etwa per Postkarte, darüber zu benachrichtigen. Auf dieser Karte können dann auch alle inzwischen erfolgten Veränderungen persönlicher Art vermerkt werden.

3. Auch liegt uns noch die angenehme Pflicht ob, die Dankschreiben zu erwähnen, welche uns auf das übersandte Exemplar des letzten Jahresheftes zugegangen sind von Seiner Excellenz dem Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten Herrn D. Dr. Bosse, von dem Unterstaatssekretär im Ministerium der geistlichen etc. Angelegenheiten, Herrn Dr. von Weyrauch, sowie von dem Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrat und Ministerialdirektor im genannten Ministerium Herrn Dr. Althoff in Berlin. Übrigens verfehlen wir nicht mit ehrerbietigstem Dank an dieser Stelle hervorzuheben, dass Seine Excellenz der Herr Kultusminister D. Dr. Bosse auch für das laufende Geschäftsjahr auf eine besondere Eingabe des Vizepräsidenten der Akademie Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele einen ausserordentlichen Zuschuss von 300 Mark aus Staatsmitteln für die Zwecke der Akademie hochgeneigtest bewilligt hat.

e. Einige Mitteilungen aus der Chronik der Akademie mögen unseren diesjährigen Bericht schliessen.

1. Es war uns eine besondere Freude und Ehre, das 24. Heft der neuen Folge unseres Jahrbuches dem ältesten Ehrenmitgliede unserer Akademie, Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog von Sachsen, zu Höchstdessen 80. Geburtstage widmen zu dürfen. Seine Königliche Hoheit hat das von uns übersandte kunstvoll hergestellte Prachtexemplar huldvollst entgegengenommen und die von dem Vizepräsidenten der Akademie ihm dargebrachten Glückwünsche durch folgendes Kabinettschreiben erwidern lassen:

Euer Hochwohlgeboren als dem Vizepräsidenten der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften beehre ich mich im Höchsten Auftrage für die Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzoge als deren ältesten Ehrenmitgliede zum achtzigsten Geburtstage dargebrachten Glückwünsche, sowie für das denselben beigefügte vierundzwanzigste Jahresheft der Akademie von ganzem Herzen zu danken. Mein gnädigster Herr hat die ersten ebenso wie das letztere als einen neuen Beweis der treu anhänglichen Gesinnungen der Akademie für Höchstseine Person mit lebhafter Freude entgegengenommen und erwidert derselben die herzlichsten Wünsche

für das fernere Blühen und Gedeihen dieser altehrwürdigen Pflegestätte wissenschaftlicher Forschung.

Wilhelmsthal, den 12. Juli 1898.

Kabinettssekretariat
Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs von Sachsen
gez. Dr. Freiherr von Egloffstein.

2. Ein von uns besonders hochgeschätztes auswärtiges korrespondierendes Mitglied, dem wir für sein beständiges thatkräftiges und umsichtiges Eintreten für die Zwecke unserer Akademie zu grossem Danke verpflichtet sind, der Geheime Hofrat Herr Professor Dr. Eucken in Jena, hat vor kurzem, am 5. Mai d. J., sein 25 jähriges Jubiläum als ordentlicher Professor der Thüringer Hochschule, begangen. Der Sekretär der Akademie durfte dem hochverehrten Herrn zugleich im Namen der Akademie seine aufrichtigsten Segenswünsche zu diesem festlichen Tage in einem Schreiben übermitteln, das von dem verehrten Herrn Jubilar aufs herzlichste erwidert worden ist. Möchte es dem auf der Höhe seines Wirkens und Schaffens stehenden allerseits hochgeschätzten Manne, dem so viele Tausende auch über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus die fruchtbarsten geistigen Anregungen verdanken, vergönnt sein, noch recht lange seines schönen Amtes zu walten!

3. Es gereicht uns zur Freude und Genugthuung hier zu erwähnen, dass ein anderes auswärtiges Mitglied der Akademie, Herr Pastor Albrecht in Naumburg a. S., einer unserer umsichtigsten Lutherforscher, bei Gelegenheit der von der theologischen Fakultät der vereinigten Universität Halle-Wittenberg am 30. März d. J. veranstalteten Feier des 100. Geburtstages des grossen Theologen August Tholuck zum Licentiaten der Theologie honoris causa ernannt worden ist. In dem uns gütigst übersandten Diplom ist diese Auszeichnung durch folgenden, dem Namen beigefügten Zusatz näher begründet:

Qui, quod otii dat munus religiose administratum, Lutheri scriptis cum hucusque impendit tum etiam nunc impendere perseverat reliquias edendo difficultatis illustrando textum recensendo.

Dieselbe Auszeichnung ward aus gleichem Anlass einem kürzlich erst ernannten auswärtigen Mitgliede der Akademie, Herrn Pastor Gustav Ecke in Bremen, zu teil, der sich durch sein vor zwei Jahren herausgegebenes Werk, »Die theologische Schule Albrecht Ritschls« weiteren Kreisen bestens bekannt gemacht hat.

Aus ähnlichem Grunde ist ein anderes hochgeschätztes auswärtiges Mitglied unserer Akademie, Herr Domdiakonus Bithorn in Merseburg, auf Grund seiner pädagogischen Verdienste zum Professor ernannt worden. Wir beglückwünschen die genannten Herren auch an dieser Stelle zu den ihnen verliehenen Auszeichnungen.

4. Die zur Anregung und Belehrung weiterer Kreise der Gebildeten alljährlich von der Akademie veranstalteten öffentlichen Vorträge, die vorzugsweise von auswärtigen Mitgliedern gehalten werden, fanden während des vergangenen Geschäftsjahres am 2., 9., 24. und 30. November in der Aula des hiesigen Königl. Gymnasiums statt, welche für diesen Zweck in dankenswertester Weise von der hohen Schulbehörde zu Magdeburg ein für allemal zur Verfügung gestellt worden ist. Die Herren Professor Dr. Regel aus Jena, Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose aus Köpenick, Militäroberpfarrer Konsistorialrat Dr. Hermens aus Magdeburg und Professor Dr. Brünnert aus Erfurt hatten diese Vorträge gütigst übernommen. Wir sagen ihnen an dieser Stelle für ihre freundlichen Bemühungen unseren aufrichtigsten Dank. Leider entsprach der Erfolg in materieller Beziehung nicht den gehegten Erwartungen. Die Unkosten waren so bedeutend, dass die Akademie nicht nur nicht im stande war irgend welche Summe an den Fonds des Kaiser-Wilhelm-Denkmals hierselbst abzuliefern, sondern sogar noch mit einem starken Defizit abschloss.

5. Einer von Strassburg und Weimar ausgehenden Anregung Folge gebend, haben auch wir uns warm interessiert für ein unserem grössten deutschen Dichter in Strassburg zu errichtendes Denkmal, und das um so mehr, als ihn ja unsere Akademie einst zu ihren auswärtigen Mitgliedern zählen durfte. Der Herr Stadtverordnetenvorsteher Rechtsanwalt Dr. Weydemann und der Sekretär der Akademie, Prof. Dr. Heinzelmann, waren von Weimar aus durch Herrn Geheimen Hofrat Dr. Ruland persönlich aufgefordert, in dieser echt nationalen Sache vorzugehen. Unter ihrem Vorsitz hat sich am 17. Mai d. J. unter lebhafter Beteiligung aller höheren Kreise der Gesellschaft ein Goethe-Denkmal-Komitee auch für Erfurt gebildet. Dank dem regen geistigen Interesse unserer Stadt und der ruhigen Thätigkeit namhafter Mitglieder unserer Akademie, unter denen besonders Herr Divisionspfarrer Falke hier durch einen längeren, im hiesigen »Allgemeinen Anzeiger« erschienenen anziehenden Aufsatz über »Goethe in Erfurt« für die gute Sache erfolgreich gewirkt hat, dank der aufopfernden Hingabe des Herrn Rechtsanwalts Dr. Weydemann und des Herrn Professor Dr. Beyer, wie des Herrn Oberlehrer Dr. Martens u. a., hoffen wir, trotzdem durch eine ganze Reihe von anderweitigen idealen Zwecken die Wohlthätigkeit unserer Mitbürger gegenwärtig bereits aufs höchste in Anspruch genommen ist, gegen andere Städte Thüringens nicht zurückzustehen und eine nicht unansehnliche Summe an das weitere Komitee abliefern zu können. Der von uns veröffentlichte Aufruf lautet:

Aufruf!

In allen grösseren Städten unseres Vaterlandes rüstet man sich zu einer würdigen Feier des 150. Geburtstages unseres grössten

Dichters. Der Gedanke, dem jungen Goethe in Strassburg ein Standbild zu errichten, ist überall im Deutschen Reiche mit Begeisterung aufgenommen. Schon sind erhebliche Gaben aus allen Teilen des Vaterlandes eingegangen, und auch der Reichstag hat nicht umhin gekonnt, eine namhafte Summe für diesen nationalen Zweck zu bewilligen.

In unserer engeren Heimat Thüringen hat sich unter dem Ehrenvorsitz Sr. Königlichen Hoheit des Grossherzogs Carl Alexander von Sachsen ein Komitee gebildet. Wie sollte da unsere ruhmreiche Stadt Erfurt, die Metropole Thüringens, zurückbleiben?

Mitbürger! Hier in Erfurt ist unser grösster Dichter bei dem ihm eng befreundeten Freiherrn von Dalberg ein- und ausgegangen; an seinen Aufenthalt in dieser unserer Stadt knüpfen sich viele seiner schönsten Erinnerungen, die zum Teil in seine Dichtungen verwoben sind. Hier hat er selbst dem corsischen Eroberer auf dem bekannten Fürstenkongress Achtung und Bewunderung abgenötigt.

Erfurt darf nicht zurückbleiben gegen seine Thüringer Nachbarstädte. Unsere Stadt wird es mit allen anderen grösseren Städten des Vaterlandes als eine nationale Ehrensache betrachten, sich durch Beiträge an der Errichtung eines Goethe-Denkmals in Strassburg zu beteiligen. In dieser Zuversicht wenden wir uns an unsere Mitbürger mit der Bitte um Gaben für das Goethe-Denkmal in Strassburg.

Das engere Komitee für Erfurt:

Prof. Dr. Heinzelmann, Vorsitzender; Rechtsanwalt, Stadtverord.-Vorsteher Dr. Weydemann, stellvertr. Vorsitzender; Prof. Dr. Beyer, Schriftführer; Oberlehrer Dr. Martens, stellvertr. Schriftführer; Direktor der Thuringia Dr. Ludewig, Schatzmeister.

D. Dr. Bärwinkel, Senior und Superintendent; Dr. Beermann, Professor; Dr. Brinckmann, Stadtschulrat; v. Dewitz, Regierungspräsident; Döhler, Bierbrauereibesitzer und Stadtverordneter; Falke, Divisionspfarrer; Klewitz, Regierungsrat; Kubale, Oberstleutnant a. D.; Lange, Bürgermeister; Dr. Pohle, Oberregierungsrat; Dr. Schmidt, Oberbürgermeister; Dr. Thiele, Gymnasialdirektor; Dr. Venediger, Realschuldirektor; Prof. Dr. Zange, Realgymnasialdirektor.

6. Im August des Jahres 1898 fand zu Kronstadt in Siebenbürgen die Weihe des Denkmals für den dortigen Reformator Johannes Honterus statt. Im Anschluss daran hielt am Montag den 22. August der Verein für siebenbürgische Landeskunde, mit dem unsere Akademie seit einer langen Reihe von Jahren ihre Druckschriften austauscht, seine Generalversammlung ab. Herr Militäroberpfarrer Konsistorialrat Dr. Hermens, welcher zur Denkmalsweihe reiste, brachte dem

geschätzten Verein, dessen Publikationen für uns einen hohen, zugleich wissenschaftlichen und nationalen Wert haben, auf unsere Bitte die Grüsse unserer Akademie dar; diese fanden dort eine sehr warme Aufnahme. Herr Konsistorialrat Hermens hatte die Güte, uns eine eingehende und anschauliche, in einer Kronstädter Zeitung veröffentlichte Beschreibung jener erhebenden, echt nationalen Feier zu übersenden und erfreute uns sodann im November des Jahres 1898 in einem fesselnden öffentlichen Vortrage durch eine anziehende Mitteilung seiner Reiseerlebnisse. Es sei ihm dafür auch an dieser Stelle noch einmal von Herzen gedankt.

7. Es gereichte uns zur besonderen Freude, zweimal je ein Exemplar sämtlicher Hefte der Neuen Folge unseres Jahrbuches für ein edles nationales Unternehmen und für die Zwecke der Volksbildung zur Verfügung zu stellen, einmal für die Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen, und sodann für die städtische Volksbibliothek zu Erfurt. Namens des Ausschusses übermittelte uns unterm 18. Oktober 1898 der Generaldirektor der Königlichen Bibliothek zu Berlin, Herr Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. A. Wilmanns den wärmsten Dank für diese Zuwendung, desgleichen unterm 19. Dezember cj. a. Herr Oberbürgermeister Dr. Schmidt zu Erfurt namens der Verwaltung der städtischen Volksbibliothek. Auch die Fürstliche Bibliothek in Wernigerode erhielt auf Wunsch ihres liebenswürdigen Bibliothekars Herrn Archivrat Dr. Jacobs die Hefte unserer Neuen Folge übersandt, wofür derselbe uns in einem äusserst verbindlichen Schreiben seinen Dank abstattete.

Wir geben nun in den beiden folgenden Abschnitten einen eingehenderen Bericht über die während des vergangenen Geschäftsjahres in den Sitzungen gehaltenen Vorträge, so weit dieselben nicht schon in diesem Jahreshefte abgedruckt sind, und sodann die herkömmlichen statistischen Mitteilungen.

II. Sitzungsberichte.

1. Erste ordentliche Sitzung am 18. Mai 1898. Herr Ober- und Geheimer Regierungsrat Scholtz liest die in diesem Jahreshefte veröffentlichte Abhandlung: »Einblicke in die Entstehung und Gestaltung des deutschen Eisenbahnwesens.«

2. Zweite ordentliche Sitzung den 8. Juni 1898. Der Sekretär der Akademie Professor Dr. Heinzelmann liest die bereits im 24. Hefte erschienene Abhandlung: »Goethes Odendichtung aus den Jahren 1772—1782.«

3. Dritte ordentliche Sitzung den 22. Juni 1898. Herr Justizrat Huschke hält einen Vortrag über: »Die Reformen des Freiherrn von Stein.« Nach einer Schilderung der Lage, in die Preussen durch den Frieden von Tilsit geraten war, ging der Vortragende auf die Reformgesetze ein, die Stein für alle Zeiten eine hervorragende Stelle unter den deutschen Staatsmännern sichern: Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die Vorschriften über den erleichterten Erwerb und den freien Gebrauch des Grundeigentums, die Zulassung des freien Verkehrs auf wirtschaftlichem Gebiete, die Beseitigung des Zunftzwanges und der lästigsten Monopole, die Städteordnung und endlich die Schaffung einer einheitlichen Regierung an Stelle der bisherigen Ressort- und Provinzialminister. Es vollzog sich damit der Bruch mit den feudalen Anschauungen und der bureaukratischen Vormundschaft der Vergangenheit, und als so bescheiden diese Anfänge sich darstellen, so sind sie in Wahrheit die lebensvollen Motive des modernen Staates. Der grosse Kampf der Geister, der, von Hugo Grotius ausgehend, im vorigen Jahrhundert fast alle europäischen Völker ergriff, hatte neben verhängnisvollen, noch heute nachwirkenden Irrtümern doch ein ideales Gut gezeitigt; er hatte zu der Erkenntnis geführt, dass der Mensch nicht bloss als Beherrschungsobjekt zu gelten habe, sondern dass jeder, auch der Geringste, ein Ebenbild Gottes und als solches berechtigt sei, sein Leben auszuleben. Man gelangte zur Würdigung der menschlichen Persönlichkeit. Hier setzte Stein mit vollem Bewusstsein ein. Die Unterthanen sollten nicht wie bisher der Staatsgewalt als willenlose Masse feindselig und argwöhnisch gegenüberstehen, sondern die Kraft der Regierung sollte im Volke und aus dem mütterlichen Boden unausgesetzt Nahrung und Stärkung ziehen. Ihm war der Staat der grosse Organismus, der berufen ist, den Menschen innerhalb der nationalen Schranken und der nationalen Befähigung zur Vollendung der sittlichen Persönlichkeit zu führen und durch die stete Mitarbeit der wechselnden Geschlechter sich selbst von Jahrhundert zu Jahrhundert zu verjüngen und zu erneuen.

Es gereicht Steins idealem und zugleich praktischem Sinn zum höchsten Ruhme, dass er durch Entfesselung der sittlichen und wirtschaftlichen Kräfte dem zu Tode verwundeten Volke neue Lebenskraft gab. Natürlich kam ihm darin die Zeit entgegen. Denn alle grossen Wandelungen im Leben der Völker sind durch zwei Momente bedingt: durch eine entsprechende Zeitströmung und durch eine Persönlichkeit, die dieser Strömung den positiven Ausdruck giebt — eine einzigartige Begabung, die man früher auf göttliche Inspiration zurückführte und die stets allezeit ein seltenes Geschenk des Himmels ist. Aber in solchen Wendepunkten der Geschichte treten in fast wunderbarer Regelmässigkeit die Männer auf, die zu Führern der Nation gewissermassen prädestiniert sind. Nicht immer vermögen sie das

Schicksal zu wenden; auch einem untergehenden Volke schenkt die Vorsehung wohl einen letzten grossen Mann. Für Preussen war Stein einer dieser Gewaltigen des Herrn, und mit ihm war das Glück; er goss seinen Feuergeist in die erschlafften Adern der Nation und rüstete sie aus zu der siegreichen Erhebung, die die Vorstufe ward für die Herrlichkeit und Fülle späterer Tage. Heute sind die Steinschen Reformen überholt, und die Erinnerung daran ist in weiten Kreisen verblasst; aber das Bild des tapferen Freiherrn steht noch in unvergänglichen Farben vor unserer Seele. Mit ihm erwacht das Gedächtnis an eine furchtbare Zeit; und in den kümmerlichen Hader der Gegenwart klingt wie eine leise Mahnung an vergangene Tage das Wort:

> Wenn die Götter strafen,
> Schweige der Mensch und lerne.
> Nicht Fabel ist es, nur Vergangenheit,
> Und was geschah, kann wiederum geschehen.

4. Vierte ordentliche Sitzung den 24. August 1898. Herr Postbaurat a. D. Neumann liest über: »Die Berechtigung des Klassizismus in der modernen Architektur.« Der Vortragende sprach über die Bedeutung der Anwendung klassischer Kunstformen auch in der Gegenwart, gegenüber den Bestrebungen der Neuzeit auf Realismus und Naturalismus bei völliger Nichtbeachtung dessen, was vergangene Zeiten geleistet haben. Zwar bleibt die Natur allezeit die beste Lehrmeisterin auch des Künstlers, aber sie ist so überaus reich und vielgestaltig, dass es dem einzelnen nicht möglich ist, lediglich aus eigener Kraft mit völliger Sicherheit aus der verwirrenden Fülle ihrer Erscheinungen das Notwendige auszuscheiden; jeder Künstler sieht sich vielmehr gezwungen, für sein eigenes Schaffen auch Das zu benutzen und von Dem zu lernen, was seine Vorgänger geschaffen haben; und zwar bedingt es die fortgeschrittene Kultur unserer Zeit, dass dies nicht bloss in naiver Nachahmung, sondern in klar bewusster Erkenntnis geschehe.

Das Wertvollste in den bildenden Künsten hat das griechische Altertum geschaffen. Die Kunst der Griechen hat die gesamte Kunstentwickelung der Folgezeit bedeutsam beeinflusst, auch die so entgegengesetzt erscheinende Kunst des christlichen Mittelalters. Als deren Formenkreis aber erschöpft war, begann man, zuerst im 14. und 15. Jahrhundert in Italien, die Kunst der Alten mit wissenschaftlichem Ernste an den noch vorhandenen Werken zu studieren. Daraus entwickelte sich die Kunst der Renaissance. Als diese entartet war zur Kunst des Barock, begann im 18. Jahrhundert, vornehmlich in den Kreisen des deutschen Gelehrtenstandes, ein erneuetes gründliches Studiem des Altertums, auch der Kunst der Alten, und führte zur Aufstellung von festen Grundsätzen für das Schaffen des Schönen im System der Wissenschaft des Schönen, der Ästhetik, sowie zur Kunstblüte des neueren Klassizismus. Der Vortragende suchte zu begründen,

dass die Grundsätze der Ästhetik in Verbindung mit fortgesetztem Beobachten und Benutzen der Natur auch für unsere Zeit unverminderten Wert behalten haben, dass neben der naiven Kraft der Genialität das klar bewusste Erkennen allem künstlerischen Schaffen zu Grunde liegen müsse.

5. Fünfte ordentliche Sitzung den 21. September 1898. Herr Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt liest die in diesem Hefte veröffentlichte Abhandlung: »Über den Willehalm Wolframs von Eschenbach.«

6. Sechste ordentliche Sitzung den 19. Oktober 1898. Herr Pastor a. D. Wiegand liest über: »Philipp Jakob Spener (1635—1705) und seine Zeit.« Zur Erinnerung an die staatlichen Verhältnisse des 17. Jahrhunderts folgt ein kurzer Hinweis auf die Hauptpersonen des 30jährigen Krieges und behufs Einsicht in die kirchlichen Zustände wird erinnert an einige in ihrem Wirken gesegnete, einflussreiche Theologen, wie Val. Herberger, Joh. Arndt, Heinrich Müller, Christian Scriver u. a. Diese aber übertrifft an Vielseitigkeit der Bildung und Innigkeit des Herzens, wie an Milde des Urteils und an Tiefe des Verständnisses der christlichen Lehre von der Sünde und Gnade, von der Erlösung und Rechtfertigung, der Vater des Pietismus, Ph. J. Spener, der langjährige Hauptpastor in Frankfurt a. M. (1666—1686), der Oberhofprediger in Dresden (1686 bis 1691), der Konsistorialrat und Propst in Berlin (1691—1705). — Aus der Frankfurter pastoralen Thätigkeit kommt zur Besprechung Speners eigenartige Predigtweise und Vorliebe für das Gebiet der Seelsorge, seine „collegia pietatis" und seine „pia desideria". — Während seines 5jährigen Aufenthaltes in Dresden findet er Anerkennung, aber auch Verkennung. Die Bürgerschaft ist dem erbaulichen Prediger und dem leutseligen Seelsorger wohlgesinnt, der kurfürstliche Hof entfremdet sich ihm infolge einer Beichtmahnung; durch eine kleine Schrift, »Natur und Gnade«, welche Spener als Oberhirt und Visitator ins Land gesendet hatte, fühlt sich die Geistlichkeit in ihrer Ruhe und Bequemlichkeit gestört. Willkommen ist ihm daher der Ruf nach Berlin. — Hier hält der 56jährige Spener mit leichteren Herzen am 21. Juni 1691 seine Antrittspredigt in der Nikolaigemeinde auf derselben Kanzel, wo zuvor Paul Gerhardt (1657 bis 1666) warm und wahr das Evangelium verkündigt hatte und energisch für das Bekenntnis der lutherischen Kirche eingetreten war. Das Amt in Berlin stellt an Spener grosse Anforderungen. Seinen Lebensabend trüben ihm die pietistischen Streitigkeiten in Halle, Erfurt, Hamburg, Gotha, Leipzig und Giessen, insbesondere aber der Streit über die Mitteldinge (Adiaphora) und der Beichtstreit mit dem Diakonus Schade. Ein Lichtpunkt für Spener war die von ihm warm befürwortete, am 10. Mai 1794 erfolgte Gründung der Universität Halle. Am Schlusse des Vortrags wurde seines letzten Stündleins gedacht, seiner ehrenvollen Be-

stattung am 12. Februar 1705 und dabei darauf hingewiesen, dass in wenigen Jahren — 1905 — der 200jährige Todestag bevorstehe und man in evangelischen Landen sicherlich Speners in erneuerter Dankbarkeit gedenken werde durch Wort und Schrift.

7. Erste Senatssitzung den 19. Oktober 1898.

8. Erste öffentliche Versammlung den 2. November 1898. Herr Professor Dr. Fritz Regel aus Jena hält einen freien Vortrag über: »Reisen in Columbia 1896—1897.« Die Hinreise erfolgte von Hamburg aus (Abfahrt den 28. Juli 1896) auf der »Flandria«, einem Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie über Le Havre nach St. Thomas, an der Südküste Puerto Ricos entlang, nach San Petro de Marcoris, La Guaira, Puerto Cabello und Curaçao nach Puerto Colombia (Sabanilla), dem Hafen von Barranquilla. Ein mehrtägiger Aufenthalt des Schiffes in La Guaira und Puerto Cabello gewährte die Möglichkeit, einen Abstecher nach Caracas, der glänzenden Hauptstadt Venezuelas, und von hier über die Küstencordillere mit der neuerbauten prachtvollen Bahn der deutschen Diskontogesellschaft von Caracas nach Valencia zu machen. Von Barranquillo aus wurde alsbald die Reise auf dem Magdaleno aufwärts fortgesetzt bis Puerto Berrio, dem Hafen des Departamento Antioquia, dessen Hauptstadt Medellin der Vortragende von Monos aus, der Kopfstation der etwa 50 km in das Innere führenden Eisenbahn, mit Maultieren am 12. September erreichte. Medellin zählt etwa 45000 Einwohner. Der Vortragende gab nunmehr einen Überblick über die Naturverhältnisse und Bewohner der Republik Colombia (Columbien), an deren Erforschung deutsche Forscher seit den grundlegenden Studien Alexander von Humboldts (1801) einen hervorragenden Anteil genommen haben, wie z. B. Karl Degenhardt, Hermann Karsten, Moritz Wagner, Wilhelm Russ und Alfons Stübel, Alfred Hettner, Wilhelm Sievers, Friedrich von Schenck und andere mehr. In einem kurzen geschichtlichen Rückblick erwähnte der Redner, dass die Gründung der spanischen Kolonie Nueva Granada, der heutigen Republik Colombia, vom Jahre 1500 ab erfolgte: 1510 wurde Santa Marta und Cartagena gegründet, und es begannen nun Vorstösse in das Innere, welche mit der Eroberung des Hochlandes von Bogotá im Jahre 1538 einen gewissen Abschluss erreichten. Dieselbe wurde von Quesada ins Werk gesetzt; bald nach ihm langte der Deutsche Federmann ebenfalls auf dem Hochlande an, und von Süden erschien Belalcazar, ein Offizier Pizarros. Redner schilderte dann weiter den unrühmlichen Verlauf der Expedition Federmann und gab ein anschauliches Bild davon, in welcher Weise Spanien kolonisierte, dass es ihm nur auf den Erwerb vielen Goldes ankam. Im letzten Teile seines durch zahlreiche Photographien (den Zuhörern waren überdies Kartenskizzen eingehändigt worden) veranschaulichten Vortrages gab der Vortragende sodann einen Überblick der von ihm in der Zeit von Mitte September 1896 bis Anfang Mai 1897 von seinem Stand-

quartier Medellin aus unternommenen Reisen nach dem Süden und Südwesten (Oktober), Nordwesten (November und Dezember), Osten (Dezember), Norden (Januar) und Südosten (April) des Departamento Antioquia. Nachdem er sich über die verschiedenen Hindernisse verbreitet hatte, die dem Reisenden entgegentreten, der zum 1. Male das spanische Amerika betritt, erzählte er in überaus fesselnder Weise, oft humorvolle Schilderungen der vielen Unzuträglichkeiten einflechtend, welche Sprache, Sitte und Landesnatur dem Fremden bieten, von diesen verschiedenen Reisen, die anfangs in kleinem Umfange von Medellin aus unternommen wurden. So wurden die Zuhörer eingeweiht in die interessanten topographischen Verhältnisse des bereisten Gebietes, dessen Hauptcharakter die Hochflächenform ist, welche von vielfältigen tiefen Depressionen durchschnitten wird. Infolgedessen ist das Reisen selbst in der trockenen Jahreszeit überaus ermüdend wegen des unaufhörlichen Bergauf- und Bergabsteigens, von der unteren Zone, der tierra caliente, zur Hochebene, der tierra fria, und umgekehrt. Beispiellos sind die Schwierigkeiten für Reiter und Tier jedoch zur Regenzeit, ja selbst gefährlich wegen der Fieber, denen sich der Vortragende selbst aussetzte bei seinem Vorstosse nach Norden, vor allem auf dem entsetzlichen, durch Witterung und Bodenverhältnisse aller Art erschwerten Ritte von Zaragoza nach Caceres. Trotz alledem war es aber dem Vortragenden vergönnt, noch einen würdigen Abschluss der erfolgreichen und interessanten Forschungsreise zu gewinnen durch einen Ausflug nach dem 5600 m hohen Paramo del Ruiz, von dem Orte Manizales aus. Mit einem schönen Ausblick auf die unvergleichliche Hochcordillere schloss der Vortrag, der, wie gesagt, auch durch kulturhistorische Episoden allgemein ansprach und von seiten der zahlreichen Zuhörer den wohlverdienten Beifall fand.

9. Zweite öffentliche Versammlung den 9. November 1898. Herr Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose aus Köpenick bei Berlin liest die in diesem Hefte veröffentlichte Abhandlung über »Olympia Morata, das Wunderkind des 16. Jahrhunderts«. Es war ein überaus fesselndes kulturgeschichtliches Bild, das der Redner auf Grund eingehender Quellenstudien in bekannter Meisterschaft vor einer zahlreichen, gespannt lauschenden Versammlung entrollte. Er gab zuerst eine lebendige Schilderung des hochinteressanten geschichtlichen Hintergrundes, auf dem sich das Leben der durch ihn zuerst der unverdienten Vergessenheit entrissenen, bedeutsamen Persönlichkeit abhebt. Es ist dies bei Olympia Morata der Hof zu Ferrara gewesen, von dessen schöngeistigem Leben und Treiben im 16. Jahrhundert uns Goethe in seinem »Tasso« ein sprechendes Bild giebt. Dr. Schwarzlose schildert nun eingehend das vom Studium des klassischen Altertums und der antiken Kunst beherrschte Zeitalter der Renaissance, wie dasselbe in dem eleganten und geistig bedeutenden Hofleben zu Ferrara Ausdruck fand, besonders unter dem

Herzog Herkules II. von Este (1535—1559) und seiner Gemahlin Renata, der geistreichen Prinzessin von Frankreich. Viele Gelehrte ersten Ranges seien zu jener Zeit in Ferrara ansässig gewesen, unter ihnen auch der Professor der klassischen Philologie Fulvius Peregrinus Moratus. Seine älteste Tochter war Olympia (geb. 1526), die so aussergewöhnlich begabt und gelehrt war, dass sie bereits von den Zeitgenossen als Wunderkind bezeichnet wurde. Sie las mit sechs Jahren die lateinischen Klassiker, sprach mit zwölf Jahren fertig lateinisch und griechisch und gab zwei Jahre später, nachdem sie inzwischen als Studiengenossin der Prinzessin Anna von Este an den Hof gezogen war, einen Kommentar zu Homer und eine Verteidigungsschrift des Cicero heraus. Mit berühmten Gelehrten ihrer Zeit stand sie in wissenschaftlichem Briefwechsel. Auch als Dichterin in der griechischen und lateinischen Sprache machte sie sich frühzeitig einen Namen. In dieser Hingebung an gelehrte Studien verfloss ihr Leben bis 1548. In diesem Jahre starb ihr Vater, der durch Curio für den evangelischen Glauben gewonnen war, die Prinzessin Anna verheiratete sich, und Olympia fiel in Ungnade. Ihre Gönnerin Renata konnte nichts für sie thun, da sie selbst ihres evangelischen Bekenntnisses wegen zu leiden hatte. Dr. Schwarzlose legte nun eingehend dar, wie in jenen Tagen viele Kreise in Italien, besonders auch der Hofkreis und der Gelehrtenkreis von Ferrara, mächtig von der reformatorischen Bewegung ergriffen worden seien. Luthers Schriften wurden in Italien mit Heisshunger gelesen, Calvin war persönlich in Ferrara. Auch Olympia wandte sich seit dem Jahre 1548 dem Studium der heiligen Schrift und dem Glauben der Reformatoren zu. Diese Entscheidung giebt Zeugnis von ihrem hohen Mute, da schon seit 1545 die Inquisition im Bunde mit den Theatinern und Jesuiten die evangelischen Kreise Italiens schonungslos verfolgte. Auch in Ferrara fielen blutige Opfer. Durch die Gegenreformation, der sich Herkules II. aus politischer Berechnung anschloss, verödeten der glänzende Hof und die berühmte Universität von Ferrara. Olympia wurde den Bedrückungen durch die Verheiratung mit dem deutschen Arzt Dr. Andreas Grunthler (1550) entzogen, der sich zuerst vorübergehend in Augsburg und Würzburg aufhielt und dann in Scweinfurt, seiner Vaterstadt, niederliess. In den Kämpfen zwischen den Kaiserlichen und Moritz von Sachsen wurde Schweinfurt eingeäschert (1554). Dr. Grunthler entkam mit seiner jungen Frau, aber diese verlor ihre kostbare Bibliothek und ihre sämtlichen Manuskripte. Längere Zeit irrten die beiden flüchtig umher, bis sie beim hochherzigen Grafen von Erbach Aufnahme fanden. Durch seine Vermittlung wurde Grunthler als Professor der Medizin nach Heidelberg berufen. Olympia genoss das neue Glück nicht lange. Sie starb am 7. November 1555. Ihr Gatte folgte ihr bald nach. Auch in Deutschland war Olympia mit ihrem

reichen Wissen für die Förderung der Reformation thätig, um derentwillen sie ihre Heimat gern verlassen hatte. Sie kann selbst als eine Märtyrerin des Evangeliums bezeichnet werden. Es liegt — mit diesem Gedanken schloss der Redner seinen interessanten und ansprechenden Vortrag — eine Tragik über diesem in der Blüte der Jahre hingerafften Leben, in dem sich so ausdrucksvoll wie selten in einem anderen das Zeitalter der Renaissance und der Reformation wiederspiegelt.

10. Dritte öffentliche Versammlung den 24. Novomber 1898. Herr Militär-Oberpfarrer Konsistorialrat Dr. Hermens aus Magdeburg hält einen Vortrag über: »Land und Leute in Siebenbürgen«. Er selbst war in diesem Jahre dorthin gereist, um an der Enthüllung des Denkmals des Honterus, des Reformators der Sachsen Siebenbürgens, teilzunehmen. Seit ungefähr 700 Jahren befinden sich diese, dort mit dem Namen »Sachsen« bezeichneten Deutschen, heute im ganzen etwa 220000 Menschen, welche damals aus Flandern und den Siegener-Landen ausgewandert waren, in Siebenbürgen mitten unter katholischen Magyaren. Mit zäher Treue hat dieser kraftvolle Stamm bis jetzt trotz aller politischen und konfessionellen Bedrückungen am evangelischen Glauben und am Deutschtum festgehalten und verdient darum in weitesten Kreisen unseres Vaterlandes die wärmste Sympathie. Der Vortragende that auch sein bestes, das Verständnis und Interesse für die deutschen Brüder in der Diaspora unter den Zuhörern zu wecken. Er schilderte zu Anfang mit anschaulichen Worten seine Reise durch Ofen und Pest, Klausenburg und Schässburg, erwähnte die landschaftlichen Schönheiten, die Handelsprodukte, von denen vor allem der Wein (Kokelblümchen, Mädchentraube u. a.) auch in Deutschland gebührende Beachtung finden möchte, und unterliess auch nicht, auf den deutschfeindlichen magyarischen Patriotismus hinzuweisen. Als er in Klausenburg in deutscher Sprache ein Billet nach Schässburg verlangte, zuckte die Billetteuse mit dem Ausdruck völligen Unverständnisses die Achseln; es war zweifelhaft, ob aus Sprachunkunde, oder aus magyarischem Patriotismus. Bei der Schilderung der Verhältnisse in Schässburg, vor allem des hochgelegenen Gymnasiums, erwähnte er auch den ehemaligen Rektor desselben, den als Bischof der Siebenbürgener Sachsen so bekannt gewordenen D. G. D. Teutsch. In Kronstadt, woselbst das Honterus-Denkmal steht, war ein grosser Teil des begeisterten Sachsenvolkes zusammengekommen. In dankbarer Erinnerung, dass Honterus ihnen den evangelischen Glauben einst erschlossen, dass er das evangelische Kirchen- und Schulwesen begründet und auch ein Handbuch des bürgerlichen Rechtes für die Städte und Rühle der Sachsen verfasst hatte, wollten sie alle an der Feier teilnehmen. Die sächsischen Vereine, Turner, Schützen, Sänger, die landwirtschaftlichen Genossenschaften, vor allem die Frauenvereine mit ihren malerischen

Trachten, der Gustav Adolf-Verein, Studenten u. a., alle waren zu einmütigem Zusammenhalten herbeigeströmt. — Nachdem Dr. Hermens das Fest mit einigen Worten geschildert, auch der wenig ermunternden Rede Professor Virchows Erwähnung gethan hatte, charakterisierte er noch Hermannstadt, ferner die Eigentümlichkeit, dass die Kirchen meist mit Basteien und Schiessscharten umgeben sind als ehemalige Zufluchtsstätten gegen die hereinbrechenden Türken, und schloss seinen mit grossem Beifall aufgenommenen Vortrag mit einem warmen Aufruf, die Stammesbrüder in der Südostecke Ungarns nicht zu vergessen, sondern sie auch gelegentlich aufzusuchen, und verlas ein von glühendem Patriotismus getragenes, warm empfundenes Gedicht eines siebenbürgischen Dichters über sein schönes Heimatland.

11. Vierte öffentliche Versammlung den 30. November 1898. Herr Gymnasialprofessor Dr. Brünnert hält einen Vortrag über: »Napoleon in Erfurt«. Da das gewählte Thema von hohem lokalen Interesse war, hatte sich in der Aula des neuen Gymnasiums eine sehr zahlreiche Zuhörerschaft eingefunden, die den auf sorgfältigem Studium beruhenden Mitteilungen mit sichtlicher Spannung folgte. Vier im Archiv der Stadt Erfurt befindliche Quellenwerke dienten dem Vortrag zur Grundlage. Redner wies zunächst einige über den Erfurter Kongress verbreitete irrige Ansichten zurück: nicht nur ganz kurze Zeit, sondern 18 Tage, vom 27. September bis zum 14. Oktober 1808, währte der Aufenthalt Napoleons in Erfurt; auch war es nicht eigentlich ein Kongress deutscher Fürsten, wie gesagt wird: nur die Rheinbundfürsten waren zugegen, aber weder der König Friedrich Wilhelm von Preussen, noch der österr. Kaiser Franz; nur eine Zusammenkunft des russischen und des französischen Kaisers war geplant worden. Napoleon und Alexander, zu jener Zeit die mächtigsten Monarchen Europas und nach dem Abschluss des Friedens von Tilsit noch einig in ihren Gesinnungen, wollten sich am 27. September 1808 zur Erledigung der wichtigsten politischen Fragen in Erfurt einfinden. Hier traf man die umfassendsten Vorbereitungen zum Empfange Napoleons. Die Strassen wurden ausgebessert, drei Ehrenpforten errichtet, die eine bei Gamstedt, zwei Stunden östlich von der Stadt, die andere am Brühlerthor, und die dritte auf dem Anger an der Mündung der Bahnhofstrasse; doch wurden sie wieder beseitigt, da Napoleon sich allen mit Unkosten verbundenen Aufwand verbeten hatte. Der Kaiser selbst wollte mit grossem Pomp auftreten; ein glänzendes militärisches Gefolge, in dem sich die berühmtesten französischen Marschälle befanden, begleitete ihn; sämtliche Staaten des Rheinbundes waren teils durch ihr Oberhaupt, teils durch Abgeordnete repräsentiert, so dass sich eine stattliche Anzahl von Königen, Grossherzögen, Herzögen und Fürsten in Erfurt zusammenfand. Auch der Fürstprimas von Dalberg war erschienen, als Vertreter von Preussen der Prinz Wilhelm. Die angesehensten Häuser der Stadt, von

denen die meisten noch heute stehen, wurden für die fürstlichen Personen hergerichtet; die Statthalterei, das jetzige Regierungsgebäude am Hirschgarten, sollte Napoleon zur Wohnung dienen. Am 27. September, morgens 10 Uhr, zeigte ein Kanonenschuss die Ankunft des Kaisers an; unter den Klängen der Maria gloriosa und aller anderen Glocken der Stadt und von dem Rufe »vive l'empereur!« begleitet, fuhr Napoleon hinter einer von 400 Kürassieren gebildeten Ehrengarde in Erfurt ein; am Brühlerthor wurde er von dem Bürgermeister mit den devotesten Worten begrüsst, an der Treppe der Regierung empfing ihn der König von Sachsen. Nach kurzem Aufenthalt ritt Napoleon in der Richtung nach Linderbach, um den Kaiser von Russland, der von Osten kam, zu begrüssen; die Begegnung erfolgte unter herzlicher Umarmung. Abends war in Erfurt festliche Illumination; zahlreiche Transparente wiesen Sprüche auf, die sich in allen erdenklichen Schmeicheleien erschöpften. Einer derselben hatte den Wortlaut: »Gäb's jetzt noch einen Göttersohn, so wär's gewiss Napoleon!«; dagegen ein anderer: »In Hoffnung bessrer Zeiten illuminieren wir mit Freuden!« Am Morgen des 28. wurde von den beiden Monarchen eine Art Tagesordnung festgesetzt. Um 9 früh begann die Audienzzeit; unter wechselseitigen Visiten, bei denen die Fürsten sich zu den schmählichsten Schmeicheleien erniedrigten, ging der Vormittag hin. Gegen 5 und 6 Uhr abends wurde die Hauptmahlzeit eingenommen, nach Tisch gegen 7 Uhr das Schauspiel in dem Teichmannschen Haus in der Futterstrasse besucht. Es ist bekannt, dass hier 15 Mitglieder vom théâtre français in Paris, unter ihnen der berühmte Talma, vor einem »Parkett von Königen« gespielt haben. Auf die Auswahl der Stücke hatte der Kaiser grosse Sorgfalt verwandt; es waren Trauerspiele der hervorragendsten Dramatiker: Racine, Corneille und Voltaire; besondere Vorliebe zeigte Napoleon für Voltaires Mahomet, weil sich hier die meisten Beziehungen auf seine eigene Person darboten. Die Schauspieler waren genau instruiert worden, da, wo sich Anspielungen auf den Imperator in den Stücken vorfanden, mit gehobener Stimme zu sprechen, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer anzuregen und ihren Beifall zu entfesseln. Bekannt ist auch, dass Goethe, der von Weimar herübergekommen war, zur Audienz bei Napoleon befohlen wurde und einen imponierenden Eindruck auf den Kaiser machte: die Worte »c'est un homme« sind historisch geworden. Für den 6. und 7. Oktober wurde der Aufenthalt der fürstlichen Versammlung nach Weimar verlegt; nicht ohne Absicht verband Napoleon, in dessen Umgebung sich auch Prinz Wilhelm von Preussen befand, jene bekannte Hasenjagd mit der Besichtigung des Schlachtfeldes von Jena und Auerstädt. Neben den mannigfaltigen Festlichkeiten wurden im Regierungsgebäude zu Erfurt wichtige politische Verhandlungen gepflogen, die aufs strengste geheim gehalten wurden; sie betrafen die gesamte Weltlage nach dem Frieden von Tilsit,

besonders die Teilung des osmanischen Reichs, einen Lieblingsgedanken Napoleons. Das Ergebnis war die Proklamation einer französisch-russischen Diktatur über Europa, bei dem engsten Einverständnis zwischen beiden Teilen; was Preussen betraf, so verblieb es bei den früheren Friedensbedingungen. Am Tage nach dem Abschluss des Vertrages ging der Kongress auseinander, nachdem Napoleon die deutschen Fürsten noch einmal um sich versammelt hatte. Am 14. Oktober, mittags 12 Uhr, reiste der Kaiser von Russland ab; Napoleon, der ihm während der ganzen Zeit des Zusammenseins mit ihm die grösste Aufmerksamkeit erwiesen hatte, begleitete ihn ein Stück Weges, und im besten Einvernehmen schieden die beiden mächtigen Monarchen voneinander. Alexander reiste nach Weimar, Napoleon kehrte nach Erfurt zurück, um noch an demselben Tage unter Kanonendonner und Glockengeläut, wie er gekommen war, die Stadt zu verlassen. Doch sollte keiner der Entwürfe, die sich an den glänzenden Kongress knüpften, verwirklicht werden. Wenige Jahre darauf vollzog sich der gewaltige Umschwung: in zwei Feldzügen brach die Macht des corsischen Eroberers zusammen. 75 Jahre nach jener Zusammenkunft der beiden ausländischen Monarchen, im Jahre 1883, durfte Erfurt den glorreichen Kaiser Wilhelm I. mit seinem Sohne, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, und seinem erprobten Heerführer, dem Grafen Moltke, in seinen Mauern begrüssen, im Jahre 1891 den Enkel des alten Kaisers, Wilhelm II. — Mit diesem Ausblick auf eine erfreulichere Gegenwart schloss der Herr Redner seinen hochinteressanten, mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag.

12. Festversammlung zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs Wilhelms II. den 26. Januar 1899. Der Direktor des Kgl. Realgymnasiums Herr Professor Dr. Zange hielt einen Vortrag über: »Die Jerusalemfahrt Kaiser Wilhelms II. im Lichte der Geschichte«. Er wies zunächst nach, in wie naher Beziehung das Hohenzollernhaus und insonderheit Kaiser Wilhelm II. zum Bau der Erlöserkirche in Jerusalem stehen, dass sie eine Schöpfung des preussischen Herrscherhauses sei, zu der Friedrich Wilhelm IV. seiner Zeit durch Errichtung des evangelischen Bistums zu Jerusalem den Grund gelegt, und die der jetzige König und Kaiser zum schönen Ziel geführt. So war denn auch die Einweihung der Erlöserkirche die Hauptveranlassung der Pilgerfahrt des Kaiserpaares nach Jerusalem. Aber der Kaiser hatte Grösseres im Sinn. Er wollte, dass die ganze evangelische Kirche der Welt sich einheitlich und einmütig an der Feier beteilige und so ein Zeugnis ablege von dem Einen Geiste, der sie trotz ihrer konfessionellen und politischen Vielgespaltenheit regiert. Darum wurde trotz ungünstiger Jahreszeit der 31. Oktober als Einweihungstag gewählt. Darum wurden nicht nur an alle deutschen Kirchenregierungen, welche durch Beisteuern ihrer Kollekten an

dem Baue beteiligt waren, Einladungen gesandt, sondern auch an die ausserdeutschen. Und dieser Plan ging herrlich in Erfüllung. Denn wenn auch das hochkirchliche England und Oesterreich sich unbegreiflicherweise trotz der Einladung fern hielten, so waren doch sonst aus aller Welt, aus Schweden, Norwegen, Holland, Schottland, Ungarn, Italien, Amerika, Südafrika, Aegypten, Palästina, Syrien, Asien Abgesandte erschienen, und wie sie in das Bekenntnislied »Ein' feste Burg ist unser Gott« mit einstimmten, so bekräftigten sie das ebenso treue wie weitherzige und friedliche Bekenntnis zur evangelischen Lehre und Kirche mit einem freudigen Amen. So hat der Kaiser nicht verfassungsmässig, aber thatsächlich aus freiem Antrieb und an freie Entscheidung appellierend eine kirchenleitende Thätigkeit aufgenommen und mit schönem Erfolge zum Ziele geführt. Ein grosses Verdienst um die evangelische Kirche, von der man die Jahrhunderte her mehr ihre Vielgespaltenheit als ihre Einheit gesehen und die man deshalb schon so oft für tot gesagt hatte. Als ob Kampf, immer weiterschreitende Differenzierung, Entstehung immer neuer Gestaltungen nicht gerade die Signatur des Lebens sei, als ob Einheit nicht möglich sei in der Mannigfaltigkeit, als ob sie fehlen müsste, wenn sie sich dem oberflächlichen Blick unter der Mannigfaltigkeit verbirgt. Die Einheit sei immer dagewesen, in dem Einen Geiste des Evangeliums, und sie sei auch schon bis zu einem gewissen Grade in die Erscheinung getreten, zuerst in den allen evangelischen Christen gemeinsamen Kirchenliedern, dann in der Arbeit der äusseren und inneren Mission, endlich in der Gustav Adolf-Vereinsarbeit, kurz, in aller evangelischen Liebesarbeit. Aber das sei das Verdienst des Kaisers, dass er durch die ökumenische Gestaltung der Einweihungsfeier dafür gesorgt habe, dass diese Einheit den Evangelischen selbst auf dem ganzen Erdenrund zum Bewusstsein und vor aller Welt unverkennbar zur Erscheinung gekommen sei wie nie zuvor, seitdem es eine evangelische Kirche giebt. Auch die Gründung der Erlöserkirche in Jerusalem sei Liebesarbeit, und eine ganze Reihe von evangelischen Liebesanstalten haben sich wie ein duftiger Kranz um Jerusalem gelegt. Im zweiten Teile seiner Rede ging der Vortragende weiter zurück bis ins Mittelalter und verglich die neue Jerusalemfahrt mit denen der Kreuzfahrer. Er deckte den ganzen grossen Unterschied zwischen dem Einst und Jetzt auf, zwischen jenen kriegerischen Fahrten im Namen des Papstes, um mit Gewalt zu nehmen, und dieser freien Friedensfahrt, um zu geben und zu segnen. Die Rede gipfelte in der Kennzeichnung der That des Kaisers als einer That echter charaktervoller Duldung, die nicht verleugnet, indem sie duldet, und als einer That echter Religiosität, die sich durch die That, durch die Liebe bewährt. Damit habe er auf der grossen Bühne des Lebens den christlichen Namen von dem Makel befreien helfen, der ihm sonderlich in den Augen der

Muhamedaner seit den Exzessen des mittelalterlichen Fanatismus anhaftete. Die Toleranz, welche Christus und seine Apostel und Märtyrer nicht als Gedanken, sondern als That in die Welt gebracht und die Luther nach der Nacht des Mittelalters wieder erweckt habe, habe der Kaiser an dem bekanntesten Orte der Erde vor aller Welt herrlich zur Geltung gebracht. Das werde unter Gottes Segen gewiss gute Früchte tragen.

13. Siebente ordentliche Sitzung den 15. Februar 1899. Herr Gymnasialprofessor Dr. Beermann liest über: »Weltsprachen und Weltsprache«. Der Vortragende gab zum Beginn eine Übersicht über die Versuche, die bislang gemacht sind, um den Missständen zu begegnen, welche die Vielsprachigkeit der Kulturwelt für die Verständigung der im internationalen Verkehr stehenden Kreise herbeigeführt hat. Diese Missstände lassen sich weder durch Vielsprachigkeit der einzelnen Persönlichkeiten heben — denn auch für den Begabtesten ist die Lebenszeit zur Erlernung so vieler Kultursprachen zu kurz — noch auch dadurch, dass man eine tote oder lebende Sprache als internationale Verkehrssprache einsetzt: die toten Sprachen (Latein und Griechisch) reichen für die Bedürfnisse des modernen Verkehrs nicht aus und sind deshalb sogar in der Gelehrtenrepublik als Verständigungsmittel aufgegeben; der Einführung einer lebenden Sprache als International-Sprache setzt die Eifersucht der einzelnen Nationen ein unübersteigliches Hindernis entgegen. So bleibt als Ausweg nur die Schaffung einer Kunstsprache. Von den in dieser Richtung gemachten Versuchen ist das Volapük Schleyers am bekanntesten geworden, obgleich es einen dauernden Erfolg nicht gehabt hat und nicht hat haben können. Die Gründe für den Misserfolg liegen einmal in der dem grammatischen Bau der modernen Sprachen widersprechenden Gestaltung seiner Deklination und Konjugation, sodann namentlich in der durch diese verkehrt angelegte Flexion notwendig gewordenen Verunstaltung zahlreicher international feststehender Ausdrücke. Der Vortragende betont, dass Kunstsprachen nicht ohne weiteres als unwissenschaftlich verworfen werden dürfen. Hervorragende Sprachgelehrte wie Max Müller und Hugo Schuchardt haben sich zu Gunsten der Kunstsprachen erklärt. Die Schaffung von solchen hat keineswegs Willkür zur notwendigen Voraussetzung.

Die Weltsprachefreunde teilen sich jetzt in drei Parteien: die eine will am Volapük festhalten, die anderen es verbessern, die dritte will ganz neu bauen. Der Vortragende gehört zu der letzten. Er glaubt, dass sich unter ausschliesslicher Berücksichtigung der Bedürfnisse der sechs europäischen Hauptkultursprachen, des Deutschen, Englischen, Französischen, Italienischen, Spanischen und Russischen, ein internationales Verständigungsmittel herstellen lässt, dessen Lexikon die international bekannten Wörter zur Grundlage hat und diese aus dem Latein ergänzt und

dessen Grammatik sich dem Zuge obiger Sprachen entsprechend analytisch aufbaut. Ein Ansatz zu einer solchen Sprache ist das »Nov Latin« Rosas (Turin 1890).

14. Achte ordentliche Sitzung den 12. April 1899. Herr Postbaurat a. D. Neumann redet über: »Kultuseinrichtungen und Kultusgebäude«. Der Vortragende sprach über die Einrichtung der Kultusgebäude in Bezug auf die Kultusformen. — Vom Altertum beginnend und die ägyptischen Tempel kurz erwähnend, gab er sodann ein Bild des Salomonischen Tempels zu Jerusalem und ging dann auf die Gestaltung des altgriechischen Tempels über, der lediglich als Behausung des Kultbildes und als Aufbewahrungsort für die Weihegeschenke diente, während die eigentliche Kulthandlung, die Darbringung der Opfer im Freien vor dem geöffneten Tempel und vor dem durch die geöffnete Tempelthür sichtbaren Kultbilde stattfand. — Sodann wurde die christliche Kirche besprochen, welche stets die Bestimmung gehabt hat, die Gemeinde in ihren Innenraum aufzunehmen, daher nur in der Form der alten Gerichtshalle, der Basilika ein verwendbares Vorbild fand, ausserdem nur noch in der Form des Centralbaues. — Wohl der leichteren baulichen Herstellung wegen behielt die Form der Basilika den Vorzug und wurde weiter ausgebildet. — Dabei machte sich aber das Bestreben geltend, die Form der Basilika mit dem kuppelbedeckten Centralbau in Verbindung zu bringen. Höchste Prachtleistung darin der Petersdom in Rom.

Als im späteren Mittelalter der Predigt grösserer Wert beigelegt wurde, traten akustische Rücksichten für die Form der Kirche in den Vordergrund. Dies veranlasste die abweichende Form der Jesuitenkirche, ganz besonders aber die der evangelischen Kirche, welche eingehender besprochen wurde, namentlich auch in Bezug auf die Anforderung, von allen Plätzen aus die Kanzel und den Altar sehen und überall die Stimme des Predigers deutlich vernehmen zu können. Auch die Unterschiede in der Einrichtung der reformierten und der lutherischen Kirche wurden besprochen.

15. Neunte ordentliche Sitzung den 26. April 1899. Herr Pastor Oergel liest den in diesem Hefte abgedruckten Vortrag über: »Die Studienreform der Universität Erfurt vom Jahre 1519«.

16. Zweite Senatssitzung den 3. Mai 1899.

17. Zehnte ordentliche Sitzung den 17. Mai 1899. Herr Pfarrer Dr. theol. Schauerte hält einen Vortrag über: »Gottes Offenbarung in der Musik«. Derselbe gliederte sich in 9 Abschnitte: 1. Der Dreiklang in der Musik und die Trinität in der Religion. 2. Der Dreiklang als Quartsextenakkord und die Engelwelt. 3. Der Vierklang (Septimenakkord) und die Menschenwelt. 4. Die Molltonart und die Menschwerdung des Sohnes Gottes und die Erlösung. 5. Die Siebenzahl der Töne und

die Siebenzahl in der Religion. 6. Die Lehre von den Dissonanzen und die Lehre von der Sünde und Busse. 7. Die Musik und das Gehör. 8. Die Grenzen der Musik und die natürliche und übernatürliche Erkenntnis des Menschen. 9. Die Wirkung der Musik und die der Religion.

18. Elfte ordentliche Sitzung den 28. Juni 1899. Der Sekretär der Akademie Professor Dr. Heinzelmann hält einen Vortrag über: »Humanität und Christentum«. Er versuchte in demselben, ausgehend von den Bedürfnissen und Aufgaben der gegenwärtigen Kulturentwicklung, folgendes nachzuweisen: Es giebt eine Humanität ohne Christentum, aber sie ist nicht die echte; erst durch das Christentum ist die Humanität in ihrem wahren und vollen Sinne in der Menschheit begründet; erst vom Christentum aus und durch das Christentum kann sie die Weihe der Vollendung empfangen.

III. Statistische Mitteilungen.

A. Verzeichnis der Mitglieder
der Königlichen Akademie im Jahre 1899.[1]

Gesamtzahl: 157.

1. Protektorat.

Protektor: Seine Majestät der deutsche Kaiser und König von Preussen Wilhelm II.

2. Präsidium.

Präsident: Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Preussen.

3. Ehrenmitglieder (15).

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Karl Alexander von Sachsen. 1854.
Seine Königliche Hoheit der Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha. 1893.
Seine Excellenz Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen, Staatsminister a. D. 1891.

---

[1]) Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Seine Excellenz Herr von Pommer Esche, Oberpräsident a. D. in Magdeburg. 1894.

Der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Herr von Brauchitsch, Regierungspräsident a. D. in Mittel-Gerlachsheim in Schlesien. 1891.

Herr Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen, in Merseburg. 1894.

Herr D. Dr. Wilhelm Schrader, Geheimer Ober-Regierungsrat, Kurator der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1894.

„ D. Willibald Beyschlag, odentlicher Professor der Theologie an der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1892.

„ Geh. Regierungs- und Obermedicinalrat Dr. Schuchardt, vortragender Rat im Herzoglich Gothaischen Ministerium in Gotha. 1868.

Seine Excellenz Herr Wirklicher Geheimer Rat und ordentlicher Professor der Philosophie und neueren deutschen Litteratur an der Universität Heidelberg, Dr. Kuno Fischer in Heidelberg. 1897.

Herr Hofrat Dr. phil. und jur. Theodor Ritter von Sickel, ordentlicher Universitätsprofessor und Direktor des Istituto Austriaco di studii storici in Rom. 1897.

„ D. Dr. Adolf Hilgenfeld, Grossherzoglich Sächsischer und Herzoglich Meiningischer Geheimer Kirchenrat und ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Jena, in Jena. 1897.

„ Oberkonsistorialrat D. Julius Köstlin, ordentlicher Professor der Theologie an der Königl. Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1898.

Seine Excellenz der Königliche Wirkliche Geheime Rat Herr Dr. D. Ludwig Wiese in Potsdam. 1899.

Der Kaiserliche Ministerialrat z. D. Herr Dr. August Baumeister in München. 1899.

4. Mitglieder des Senates (8).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Vicepräsident der Akademie. 1892.

„ Gymnasialprofessor Dr. Heinzelmann, Sekretär der Akademie. 1875.

„ Apotheker Dr. Biltz, Rendant der Akademie. 1850.

„ Schuldirektor a. D. Neubauer. 1863.

„ Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1892.

„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt. 1877.

„ Pastor Oergel. 1891.

„ Oberbürgermeister Dr. Schmidt. 1897.

5. Ordentliche Mitglieder (47).[1]

(Sämtlich in Erfurt).

Herr Oberlehrer Apel. 1897.
„ Dr. Axmann, praktischer Arzt. 1899.
„ Senior und Superintendent D. Dr. Bärwinkel 1891.
„ Amtsgerichtsrat Becker. 1897.
„ Gymnasialprofessor Dr. Beermann. 1896.
„ Professor Dr. Beyer. 1892.
„ Regierungs- und Baurat Boie. 1899.
„ Stadtschulrat Dr. Brinckmann. 1897.
„ Gymnasialprofessor Dr. Brünnert. 1892.
„ Gymnasialprofessor Dr. Cramer. 1897.
„ Oberlehrer Dischner. 1897.
„ Divisionspfarrer Falke. 1894.
„ Pastor Fritzsche. 1895.
„ Oberregierungsrat Dr. Geutebrück. 1889.
„ Geschichts- und Porträtmaler Eduard von Hagen. 1891.
„ Oberlehrer Hellmann. 1897.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Herwig. 1898.
„ Rechtsanwalt Justizrat Huschke. 1895.
„ Landgerichtsrat Dr. Jacobsen. 1892.
„ Regierungsrat Klewitz. 1898.
„ Oberstleutnant a. D. Kubale. 1899.
„ Geheimer Baurat und Eisenbahndirektor Lochner. 1897.
„ Sanitätsrat Dr. Loth. 1893.
„ Geheimer Kommerzienrat Lucius, Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses. 1893.
„ Oberlehrer Dr. Martens. 1895.
„ Rechtsanwalt Justizrat Dr. Martinius. 1894.
„ Postbaurat a. D. Neumann. 1895.
„ Oberregierungsrat Dr. Pohle. 1898.
„ Gymnasialprofessor Rumler. 1899.
„ Pfarrer D. Schauerte. 1898.
„ Pfarrer Scheibe. 1898.
„ Realgymnasialprofessor Schmitz. 1877.
„ Ober- und Geheimer Regierungsrat Scholtz. 1897.
„ Realgymnasialprofessor Schubring. 1877.
„ Diakonus Lic. Dr. Schulze. 1889.
„ Gymnasialoberlehrer Schulze. 1897.
„ Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
„ Professor Dr. med. Stacke. 1898.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Emil Stange, Bibliothekar der Akademie. 1891.
„ Realgymnasial-Oberlehrer Dr. Paul Stange. 1899.
„ Friedrich Treitschke, Vorsteher der meteorologischen Station in Erfurt. 1897.

[1]) Die Reihenfolge ist hier, wie unter Nr. 6, nach dem Alphabet bestimmt.

Herr Dr. Venediger, Direktor der städtischen Realschule. 1892.
„ Augenarzt Dr. Weitemeyer. 1899.
„ Rechtsanwalt Justizrat Dr. Weydemann, Stadtverordnetenvorsteher. 1894.
„ Seminardirektor Schulrat Wieacker. 1892.
„ Pastor em. Wiegand. 1894.
„ Sanitätsrat Dr. Zschiesche. 1893.

6. Auswärtige Mitglieder (86).[1]

Herr Pastor Lic. Albrecht in Naumburg a. S. 1896.
„ Lic. Dr. Bäntsch, Privatdozent an der Universität zu Jena. 1892.
„ Oberschulrat Gymnasialdirektor Dr. von Bamberg in Gotha. 1899.
„ Dr. Behring, Professor an der Universität zu Marburg. 1894.
„ Amtsrichter Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Graf von Bernstorff, Geheimer Regierungs- und vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin. 1892.
„ Domdiakonus Professor Bithorn in Merseburg. 1894.
„ Oberbibliothekar, Geheimer Hofrat von Bojanowski in Weimar. 1899.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Alfred Breysig in Berlin. 1868.
„ Dr. Kurt Breysig, a. o. Professor an der Universität zu Berlin. 1894.
„ Dr. Brode, Privatdozent an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Leutnant a. D. Brunckow in Berlin. 1880.
„ Archivdirektor Geheimer Hofrat Dr. K. A. H. Burkhardt in Weimar. 1899.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Bussler in Metz. 1890.
„ Dr. Conrad, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Dobenecker in Jena. 1897.
„ Pastor Lic. Ecke in Bremen. 1899.
„ Geheimer Hofrat Dr. Eucken, ordentlicher Professor an der Universität zu Jena. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. Fechner in Breslau. 1860.
„ Schuldirektor a. D. Dr. Fischer in Strassburg i. Els. 1859.
„ Stadtrat Frenzel in Eisenberg. 1845.
„ Geheimer Regierungsrat Professor Dr. D. Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1899.

[1]) Wir bitten dringend, uns von jeder inzwischen erfolgten Veränderung hinsichtlich des Wohnorts oder des Titels der verehrten Mitglieder Kenntnis zu geben. Der Sekretär der Akademie.

Herr Bibliothekar Professor Dr. H. Georges in Gotha. 1899.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Hermann Grimm, ord. Professor an der Universität zu Berlin. 1897.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Hartwig in Marburg. 1894.
„ Konsistorialrat D. Haupt, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Halle a. S. 1893.
„ Militäroberpfarrer Dr. Heine in Königsberg in Ostpr. 1891.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Dr. Hermens in Magdeburg. 1897.
„ Provinzialschulrat Hermens in Berlin. 1894.
„ Landgerichtspräsident Herrmann in Konitz. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. Hesse in Magdeburg. 1885.
„ Prof. Dr. Hintner, Oberlehrer am akademischen Gymnasium zu Wien. 1894.
„ Dr. Hübschmann, ord. Professor an der Universität zu Strassburg i. Els. 1875.
„ Stadtpfarrer Lic. Hummel in Crailsheim. 1893.
„ Forstmeister Dr. Ilse zu Pfalzburg in Elsass-Lothringen. 1865.
„ Konsistorialrat D. Kawerau, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Breslau. 1898.
„ Archivrat Dr. Keller in Berlin W-Charlottenburg. 1894.
„ Dr. Kirchhoff, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1864.
„ Dr. Knabe, Direktor der Oberrealschule in der Entwicklung zu Marburg. 1896.
„ Geheimer Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S. 1898.
„ D. Kolde, ord. Professor der Kirchengeschichte an der Universität zu Erlangen. 1898.
„ Kirchenrat Dr. Kroner, erster Rabbiner zu Stuttgart. 1865.
„ Geheimer Schulrat Dr. Kroschel, Gymnasialdirektor a. D. in Arnstadt. 1859.
„ Geheimer Hofrat Professor Dr. Kürschner in Eisenach. 1884.
„ Gymnasialdirektor Leuchtenberger in Posen. 1889.
„ Archivar Dr. Liebe in Magdeburg. 1897.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Lindner, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Geheimer Justizrat Dr. von Liszt, ord. Professor an der Universität zu Berlin. 1893.
„ Oberpfarrer und Superintendent Dr. Lorenz in Weissenfels. 1886.
„ Lucanus, Vicepräsident des Königl. Provinzial-Schulkollegiums und des Medicinalkollegiums der Provinz Brandenburg in Berlin. 1894.

Herr Oberschulrat Professor Dr. Menge in Oldenburg. 1899.
„ Professor Dr. Muff, Rektor der Landesschule zu Pforta. 1898.
„ Dr. K. J. Neumann, ord. Professor der Geschichte an der Universität zu Strassburg im Els. 1897.
„ D. Nippold, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Jena. 1894.
„ Generalmajor z. D. Oberg in Naumburg a. S. 1894.
„ Professor Dr. Pietro da Ponte in Brescia. 1879.
„ Realgymnasialprofessor a. D. Quidde in Georgenthal i. Thür. 1863.
„ Dr. Fritz Regel, ord. Professor an der Universität zu Würzburg. 1898.
„ Dr. Rein, ord. Professor an der Universität zu Jena. 1898.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Paul Reinthaler in Weimar. 1899.
„ Geheimer Hofrat Gymnasialdirektor Dr. Richter in Jena. 1895.
„ Geheimer Hofrat Dr. Ruland, Direktor des Goethe-Nationalmuseums und erster Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft in Weimar. 1894.
„ Geheimer Hofrat Dr. Scheibner, ord. Professor an der Universität zu Leipzig. 1860.
„ Pastor Dr. Schmidt in Sachsenburg bei Heldrungen. 1894.
„ Missionsinspektor Dr. Schreiber in Barmen. 1892.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Schreiber in Schwedt. 1891.
„ Gymnasialdirektor Dr. Schroeter in Burgsteinfurt. 1895.
„ Gymnasialdirektor Dr. F. Schultz in Charlottenburg. 1895.
„ Geheimer Hofrat Dr. Schulze, ord. Professor an der Universität zu Jena. 1873.
„ Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose in Köpenick-Berlin. 1891.
„ Dr. E. Sievers, ord. Professor der germanischen Philologie an der Universität zu Leipzig. 1894.
„ Dr. Stintzing, ord. Professor an der Universität und Direktor der medicinischen Klinik zu Jena. 1894.
„ Geheimer Hofrat Professor Dr. Suphan, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. Thiele in Sondershausen. 1893.
„ Geheimer Justizrat Dr. Thon, ord. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
„ Pfarrer Guido Topf in Köttichau bei Hohenmölsen. 1892.
„ Postbaurat Tuckermann in Potsdam. 1873.

Herr Kaiserlicher Legationsrat Wolf von Tümpling in Thalstein bei Jena. 1897.
„ Ludwig Graf Ütterodt zum Scharffenberg auf Schloss Neuscharffenberg bei Eisenach. 1864.
„ Seminardirektor Professor Voigt in Berlin. 1898.
„ Realgymnasialoberlehrer Dr. Voretzsch in Altenburg in S.-A. 1895.
„ D. Warneck, Professor an der Universität zu Halle a. S. 1892.
„ Professor D. Witte, Superintendent und geistlicher Inspektor der Landesschule zu Pforta. 1896.
„ Dr. J. Zawodny auf Schloss Rotholz bei Jenbach in Tirol. 1897.

---

b. Verzeichnis derjenigen wissenschaftlichen Gesellschaften,

mit welchen die Akademie zu Erfurt in Tauschhandel steht:

Gesamtzahl: 117.

A. Europa.

I. Deutsches Reich.

a) Königreich Preussen.

Berlin. Kultusministerium.
Berlin. Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).
Berlin. Hufelandische Gesellschaft.
Berlin. Verein für die Geschichte Berlins.
Bonn. Verein der Altertumsfreunde in den Rheinlanden.
Brandenburg a. H. Historischer Verein.
Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Danzig. Naturforschende Gesellschaft.
Danzig. Provinzial-Kommission zur Verwaltung der westpreussischen Provinzial-Museen.
Danzig. Westpreussischer Geschichtsverein.
Düsseldorf. Naturwissenschaftlicher Verein.
Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld. Naturwissenschaftliche Gesellschaft.

Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Erfurt. Königliches Gymnasium.
Erfurt. Städtische Realschule.
Erfurt. Gewerbeverein.
Erfurt. Gartenbauverein.
Erfurt. Thüringer Wald-Verein.
Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein.
Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen. Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
Halle a. S. Kaiserlich Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher.
Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Halle a. S. Verein für Erdkunde.
Hanau. Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover. Geographische Gesellschaft.
Hannover. Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel. Verein für Naturkunde.
Königsberg. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Münster. Verein für die Geschichte Westfalens.
Münster. Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst in Westfalen.
Münster. Comenius-Gesellschaft.
Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen. Historische Gesellschaft der Provinz Posen.
Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Thorn. Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundesstaaten ausserhalb Preussens.

Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach. Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg. Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg.
Braunschweig. Verein für Naturwissenschaft.
Bremen. Künstlerverein für Bremische Geschichte und Altertümer.
Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein.
Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.

Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
Erlangen. Universitätsbibliothek.
Giessen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
Hall a. Kocher. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.
Hamburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Hamburg. Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
Heidelberg. Historisch-philosophischer Verein.
Jena. Verein für Thüringische Geschichts- und Altertumskunde.
Meiningen. Hennebergischer altertumsforschender Verein.
Meiningen. Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Mühlhausen i. E. Industrielle Gesellschaft.
München. Königliche Akademie der Wissenschaften.
München. Königliche Staatsbibliothek.
München. Historischer Verein von Oberbayern.
Nürnberg. Germanisches Museum.
Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft.
Schleiz. Vogtländischer altertumsforschender Verein.
Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Sondershausen. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Irmischia.
Strassburg i. E. Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart. Württembergischer Altertumsverein.
Stuttgart. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Stuttgart. Statistisch-biographisches Bureau der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

II. Oesterreich-Ungarn.

Brünn. Naturforschender Verein.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Krakau. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Laibach. Musealverein von Krain.
Prag. Gesellschaft zur Beförderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.
Prag. Naturhistorischer Verein Lotos.
Prag. Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Pressburg. Verein für Naturkunde und Heilkunde.
Reichenberg. Verein für Naturfreunde.
Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Wien. Kaiserliche geographische Gesellschaft.
Wien. Verein zur Verbindung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

Bergen. Museum.
Cherbourg. Société des sciences naturelles.

Christiania. Königliche Universität.
Leeuwarden. Verein für Friesische Geschichte.
Luxemburg. Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.
Moskau Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
Petersburg. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen.
Stockholm. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Stockholm. Königliche Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie.
Upsala. Königliche Universitätsbibliothek.

B. Amerika.

Albany, N. Y. Dudley Observatory.
Baltimore, Md. Johns-Hopkins University.
Boston, Mass. Society of Natural History.
Buffalo, N. Y. Society of Natural Sciences.
Cambridge, Mass. Harvard College.
Chicago. University.
Córdoba, Rep. Arg. Academia Nacional de Ciensias.
St. Louis, Mo. Academy of Science.
St. Louis, Mo. Missouri Botanical Garden.
Madison, Wisc. Academy of Sciences, Arts and Letters.
New Haven, Conn. Academy of Arts and Sciences.
New York city. Academy of Sciences.
New York. State Library.
Philadelphia, Penn. Academy of Natural Sciences.
Salem, Mass. Tufts College Library.
San Francisco, Cal. California Academy of Sciences.
Washington, D. C. Smithsonian Institution.
Washington, D. C. U. S. National Museum.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

In demselben Verlage sind erschienen:

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft I. (1860.) Preis statt 2 ℳ. nur 1 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft II. (1861.) Preis statt 3 ℳ. nur 1,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft III. (1863.) Preis statt 4,50 ℳ. nur 2,25 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft IV. (1866.) Preis statt 4,50 ℳ. nur 2,25 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft V. (1866.) Preis statt 5 ℳ. nur 2,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft VI. (1870.) Preis statt 5 ℳ. nur 2,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft VII. (1873.) Preis statt 3,60 ℳ. nur 1,80 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft VIII. (1877.) Preis statt 3,60 ℳ. nur 1,80 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft IX. (1877.) Preis statt 3,60 ℳ. nur 1,80 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft X. (1880.) Preis statt 3 ℳ. nur 1,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XI. (1882.) Preis statt 2 ℳ. nur 1 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XII. (1884.) Preis statt 6 ℳ. nur 3 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XIII. (1885.) Preis statt 3 ℳ. nur 1,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XIV. (1886.) Preis statt 3 ℳ. nur 1,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XV. (1886.) Preis statt 3 ℳ. nur 1,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XVI. (1890.) Preis statt 1,50 ℳ. nur 0,75 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XVII. (1892.) Preis statt 2 ℳ. nur 1 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XVIII. (1892.) Preis 4,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XIX. (1893.) Preis 5 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XX. (1894.) Preis 5 ℳ.

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft XXI. (1895.) Preis 2 ℳ.

Inhalt: Professor Dr. Heinzelmann: Der praktische Beruf der Wissenschaft und die Aufgabe der Erfurter Akademie. — Professor Dr. Kirchhoff: Die Lagenverhältnisse von Erfurt. — Professor Dr. Heinzelmann: Gedenkrede auf Dr. Wilhelm Freiherrn von Tettau. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrologe. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXII. (1896.) Preis 4,50 ℳ.

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Mitteilung eines Briefes von Eva Lessing an eine Verwandte. — Derselbe: Aus eines Dichters Werkstatt. Ein Beitrag zur Charakteristik Ferdinand Freiligraths. — Professor Dr. Heinzelmann: Der Protestantismus als Kulturprinzip der Neuzeit. — Dr. Zschiesche: Die heidnischen Kultusstätten in Thüringen. — Schuldirektor a. D. Neubauer: Zur Erinnerung an Gustav Freytag. — Privatdozent Dr. Brode: Die schwedische Armee nach dem Prager Frieden und die Enthauptung des Obristen Joachim Ludwig v. Seckendorf. — Landgerichtspräsident Herrmann: Die Geschichte des Sachsenspiegels. — Gymnasialoberlehrer Dr. Schreiber: Die neueste Limesforschung zwischen Main und Neckar. — Dr. Loth: Zornzeichen und Warnungszeichen. Eine kulturgeschichtliche Studie aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Nach Erfurter Quellen. — Oberregierungsrat Lucanus: Kronprinz Friedrich Wilhelm und die deutsche Kunstindustrie. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen, Sitzungsberichte, Nekrolog, Preisaufgabe der Akademie, Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXIII. (1897.) Preis 2 ℳ.

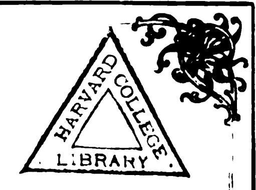
Inhalt: Luise Hagen und Anna Beyer: Wie lässt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gestalten? Zwei preisgekrönte Aufsätze. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen, Sitzungsberichte, Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXIV. (1898.) Preis 5 ℳ.

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Ferd. Schultz in Charlottenburg: Gedanken über das Wesen der Musik. — Professor Dr. R. Stintzing, Direktor der medizinischen Klinik zu Jena: Schlaf und Schlaflosigkeit. — Schuldirektor a. D. Heinrich Neubauer in Erfurt: Zur Hundertjahrfeier des Geburtstages Kaiser Wilhelms des Ersten. — Gymnasialdirektor Dr. R. Thiele in Erfurt: Michelangelos Moses, ein Deutungsversuch. — Dr. C. Martens, Oberlehrer am Königl. Realgymnasium in Erfurt: Wann ist das Erfurter evangelische Ministerium als geistliche Behörde entstanden? — A. Fritzsche, Pastor zu St. Thomas in Erfurt: Die Wirkung der Musik auf den Menschen. — Dr. B. Schuchardt, Geh. Regierungs- und Obermedizinalrat in Gotha: Zur Geschichte der Anwendung des Höhenklimas (Gebirgsklimas) behufs Heilung der Lungenschwindsucht (Lungentuberkulose). — Dr. C. Ruland, Geh. Hofrat und Direktor des Goethe-Nationalmuseums in Weimar: Über das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. — Professor Dr. Heinzelmann in Erfurt: Goethes Odendichtung aus den Jahren 1772—1782. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrologe. Statistische Mitteilungen.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.





Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

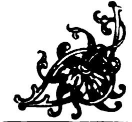
zu Erfurt.

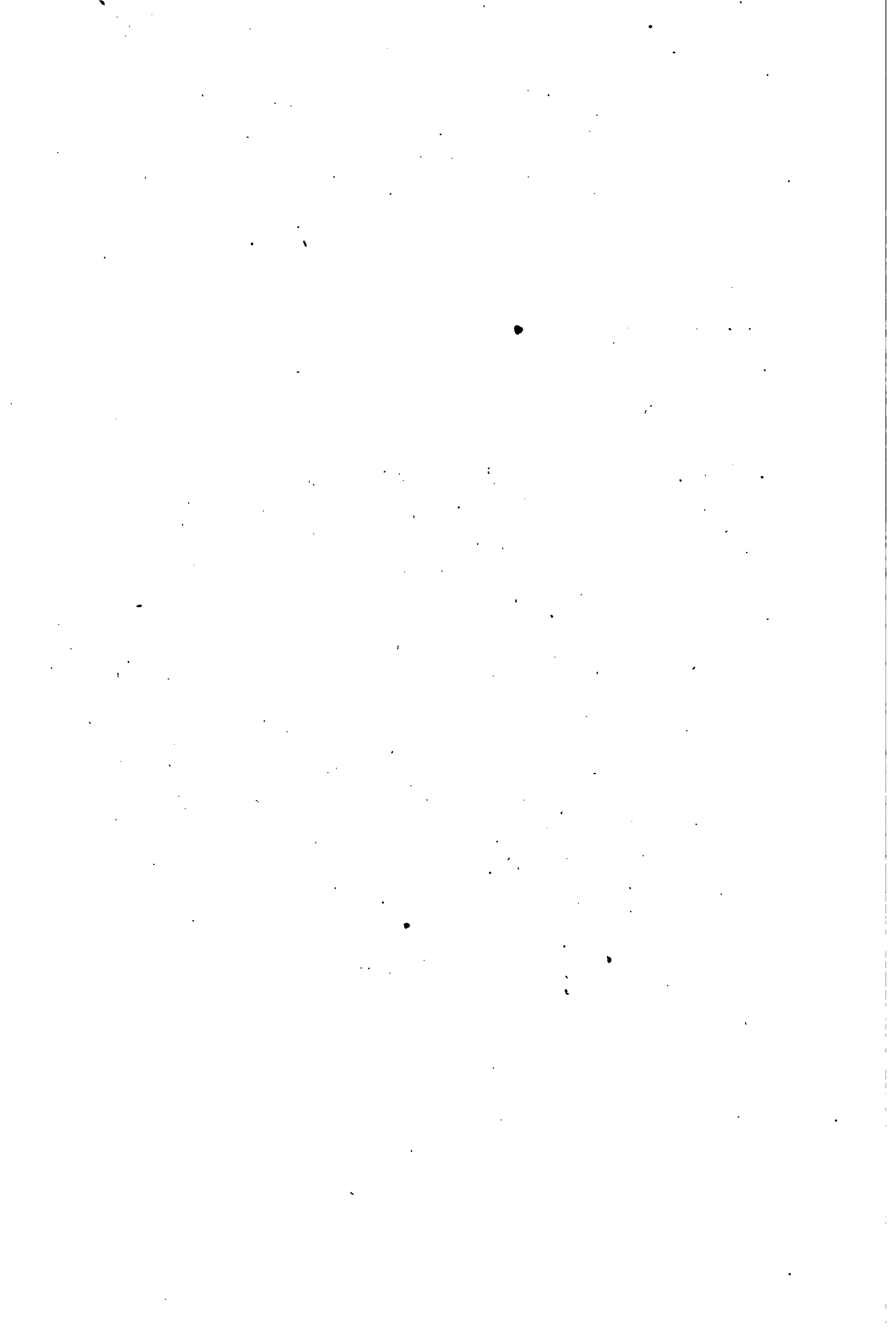


Neue Folge. — Heft XXVI.

ERFURT, 1900.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)







Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXVI.

ERFURT, 1900.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm)

The Academy,

Ihrem hochverehrten Senatsmitgliede

dem langjährigen Rendanten der Akademie

Herrn Apotheker

Dr. phil. ERNST BILTZ

zum festlichen Tage seiner

fünfzigjährigen Mitgliedschaft

unter den herzlichsten Segenswünschen

in aufrichtiger Hochachtung

gewidmet

von der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.



Inhalt.



A. Abhandlungen.



Das klassische Altertum

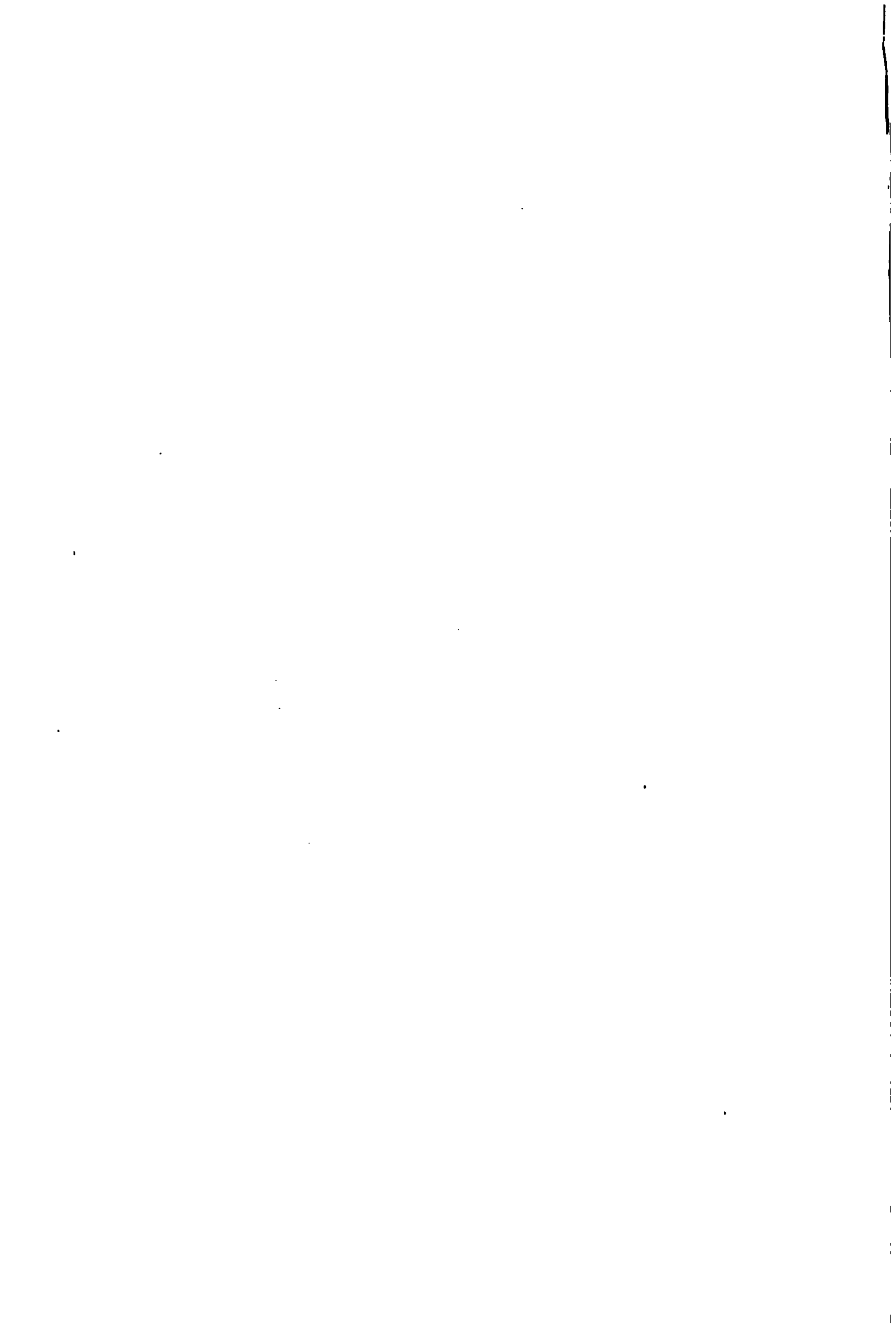
und

die Entstehung der Nationen.

Vortrag,
gehalten am 18. Oktober 1899 in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

Dr. Karl Johannes Neumann,
ord. Professor der Geschichte an der Universität Strassburg.



Hochansehnliche Versammlung!

Der heutige Tag, der 18. Oktober, ist für uns Deutsche ein nationaler Gedenktag; in der Schlacht bei Leipzig ist die Herrschaft Napoleons zusammengebrochen. Die Grenzen dieser Herrschaft der Franzosen gingen über die Wohnsitze des französischen Volkes weit hinaus; direkt und mittelbar umfassten sie das ganze Festland von West- und Mitteleuropa. Das Ziel Napoleons war die Universalmonarchie, das Weltreich; ohne Rücksicht auf die Herkunft und die Sprache mussten die Völker ihm gehorchen. Der Druck dieser Herrschaft belebt und kräftigt alle nationalen Instinkte, die mit elementarer Gewalt losbrechen und das Gefüge des Weltreichs sprengen; auf das Jahrzehnt des Universalreichs folgt ein Jahrhundert bewusst nationaler Staatenbildung.

Nicht als ob ein solches Verlangen sofort seine volle Befriedigung gefunden hätte; fast zwei Menschenalter sind nach dem Sturze Napoleons noch dahingegangen, ehe Italien und Deutschland die staatliche Form nationaler Einigung fanden. Aber aus den Gedanken der Völker war das Streben nach dieser Einheit nicht mehr zu bannen; es bildet vielmehr eine der grossen Tendenzen jener Jahrzehnte; es ist eine der leitenden Ideen, welche die Jahre von 1815 bis 1870 zusammenhalten. So stark macht das Nationalitätsprinzip sich als Tendenz des neuen Jahrhunderts geltend, dass der zweite Kaiser der Franzosen, im vollen Gegensatz zu seinem Oheim, in der Anerkennung und Förderung dieses Prinzips zugleich eine Förderung der eigenen Macht sieht; und dass er später die Konsequenzen daraus zu ziehen aufhörte, ist ihm nicht zum Heil gediehen. Jetzt an der Wende unseres Jahrhunderts ist die Stärke nationalen Gesamtempfindens um nichts gemindert. Die gemeinsame Geschichte, ein gemeinsames Herrscherhaus und das gemeinsame Bedürfnis halten die Völker des österreichischen Kaisertums zusammen.

Diese Grossmacht ist nicht auf das Nationalitätsprinzip gegründet, aber es regt sich bei allen Völkern des weiten Reiches. Dem mächtigen Einfluss, den hier das deutsche Element bisher auf Grund seiner Kultur und Geschichte geübt hat, tritt das erstarkte nationale Selbstgefühl slavischer Stämme jetzt entgegen, und in dem nichtnationalen Staate zeigt das Nationalitätsgefühl eben jetzt nach allen Richtungen seine Stärke.

Solche Stärke hat das Nationalbewusstsein aber durchaus nicht jederzeit besessen; im Gegensatze zu unserem Jahrhundert war das achtzehnte im wesentlichen weltbürgerlich, kosmopolitisch. Was die Gesellschaft jenes Jahrhunderts eint und bindet, sind die Ideen der Aufklärung und der Humanität. Für diese Ideen gilt keine Grenze von Volk und Sprache; diese Unterschiede werden eher als etwas Hemmendes empfunden. Auch unser altes Reich ruht schlechterdings nicht auf dem Grundsatz nationaler Selbstbeschränkung. Zwar steht seit 962, seit Otto dem Grossen, das Imperium bei den Deutschen, aber dies Kaisertum der deutschen Könige ist das Kaisertum Karls des Grossen, ist das römische Kaisertum. Universalistische Theorien haben der Vormacht abendländischer Christenheit, haben dem römischen Reiche deutscher Nation niemals gefehlt, und den guten Willen, solche Theorien ins Praktische zu übersetzen, hat zu Zeiten auch die Kraft dazu begleitet. Man ist gern bereit, die eigene Herrschaft auch über andere Völker auszudehnen, nur dass die deutsche Nation sich als Träger der Herrschaft fühlt. Es sind die altrömischen Gedanken, denen das Leben wenigstens zustrebt; nur die führende Nation ist jetzt eine andere.

Aber wenn das alte Reich auch nationale Grenzen weder einhalten wollte noch einhielt: es war doch eine Nation, welche die Führung und Herrschaft beanspruchte und ausübte. Die Nationen selber aber, sind sie denn ewig, ungeworden und unvergänglich? Hingestellt von den Uranfängen der Geschichte auf den Boden ihrer Wirksamkeit, fortdauernd sich in sich selbst erneuernd, Glied an Glied reihend zu ewiger Kette? Oder teilen auch die Nationen das Los des Einzelnen im Werden, Wachsen und Vergehen? Ein Keim, in die Erde gesenkt und aus ihr aufsteigend, zu mächtigem Baume den Stamm aufrichtend, Äste und Zweige weit entfaltend, die Jahrhunderte überdauernd, und endlich doch dem Alter unterliegend, morsch in sich zusammenfallend oder von Sturmesgewalt gebrochen? Wo sind sie ge-

blieben, Assyrer, Phönizier und Lyder, Thraker, Ligurer und Etrusker, Skythen, Hunnen und Alanen? Ihre Sprachen sind verschollen, nur in einzelnen Worten durch Griechen und Römer uns erhalten, oder in Inschriften auf uns gekommen, deren Verständnis keine Überlieferung lehrt und die erst das tastende Vermuten mühsamer Forschung wenigstens da zu neuem Leben erwecken kann, wo verwandte Sprachen uns bekannt sind. Wo sind sie geblieben, jene Stämme, die auf dem Boden des zerfallenden Römerreiches neue Staaten gründeten? Wo sind die Vandalen von Karthago? Wer redet heute in Spanien suebisch oder gotisch, und in Italien gotisch oder langobardisch? Die Nationen haben kein ewiges Leben, auch die Sprachen müssen sterben.

Aber darum sterben noch nicht die Geschlechter der Menschen, welche jene Sprachen reden. Wenn in Amerika nicht nur die Sprachen, sondern auch die Stämme der Indianer dem Tode verfallen, so ist das nicht die historische Regel; so grausam und so unerbittlich sind nur die Wirkungen der Kultur. Zu gross war hier der Unterschied der Rasse, als dass eine Verschmelzung der Roten und Weissen in weitem Umfange stattfinden konnte; aus Indianern und Europäern ist keine neue, amerikanische, Nation entsprungen. Die beiden Rassen blieben geschieden, und im Kampfe mit den neuen Bedingungen des Lebens ist die alte unterlegen. Die Regel aber ist der völlige Untergang der Völker nicht; die Völker überleben ihre Sprache und gehen auf in neuem Volkstum. Nur die Nation stirbt mit der Sprache.

Dieses Fortleben der Völker in engster Verbindung und Verschmelzung mit neuhinzugekommenen Stämmen lässt erkennen, dass die nationale Einheit nicht notwendig auch Einheit der Abstammung bedeutet. Mit vollem Rechte reden wir von einer spanischen Nation; aber aus welchen Wurzeln ist die Einheit dieser Nation erwachsen? Die Grundlage der Bevölkerung bildet ein Volk, dessen Sprache noch heute nicht tot ist, die alten Iberer, die in Leib und Sprache rein und unvermischt fortleben in den Bewohnern der baskischen Provinzen; die baskische Sprache ist neuiberisch. Diese iberische Sprache aber steht ganz für sich da, isoliert unter den Sprachen Europas und Asiens, nicht indogermanisch, auch nicht semitisch, vielleicht nach dem Norden von Afrika hinüberweisend. Rein iberisch sind nur die Basken,

nur hier haben die Iberer ihre Nationalität behauptet, aber ausgestorben sind sie auch im übrigen Spanien nicht, sondern leben noch heute fort in ihren Enkeln, als die Grundlage des spanischen Volkstums. Die ersten Fremden, die auf diesem Boden sich niederliessen, waren Semiten, waren Phönizier, Karthager; sie besiedelten den Süden und Südosten der Halbinsel und beherrschten zeitweilig auch das Binnenland, bis zum Ebro. Als Handelskonkurrenten der Karthager erschienen aber auch in Spanien die Griechen und gründeten im Nordosten ihre Kolonien. In den Griechen waren die Indogermanen an der Küste Spaniens erschienen. Und in grösserer Masse kam ein anderes indogermanisches Volk aus Gallien hinüber, es waren die Kelten. Die Indogermanen kommen jetzt zu starker Geltung. Die römische Herrschaft führt Italiker hinüber und legt den Grund zur heutigen Sprache. Die Völkerwanderung bringt Germanen, von denen Sueben und Westgoten sich hier dauernd niederlassen. Und die Wogen der arabischen, islamischen Erhebung schlagen auch nach Spanien über; die jahrhundertelange maurische Herrschaft bedeutet, ausser ihren afrikanischen Elementen, einen stärkeren Zusatz semitischen Blutes als vormals die der Phönizier, der Karthager. All diese Völker sind nicht ausgestorben, sondern haben sich verschmolzen; sie alle haben Sprache und Nationalität verloren — auch die Iberer, die sich ja nur in engsten Grenzen rein und unvermischt erhalten haben —, aber untergegangen und ausgestorben sind sie nicht. Aus der Verbindung all dieser Völker ist die spanische Nation entstanden. Auf den iberischen Stamm sind semitische und indogermanische Reiser gepfropft, semitische Phönizier und Mauren, indogermanische Griechen, Kelten, Italiker und Germanen. Und die Nationalität bestimmte die italische Herrschaft und Kultur: die spanische Sprache ist romanisch.

Schwerlich wäre die italische Einwanderung in Spanien stark genug gewesen, um die iberischen und keltischen Massen zu amalgamieren und zu romanisieren, wenn nicht die straffe römische Herrschaft und die Überlegenheit der italischen Kultur hinzugekommen wäre. Die Romanisierung hat der Halbinsel ihren bleibenden Charakter gegeben; sie war stark genug, um die Stürme der Völkerwanderung und der arabischen Invasion zu überwinden. Wir sehen hier bereits, von was für Kräften die Entstehung der Nationen abhängt.

Am weitesten zurück lässt die Geschichte der Menschheit

sich im Orient verfolgen, und jeder Fortschritt in der Entzifferung und Deutung vorderasiatischen Schrifttums, sowie in der methodischen Bearbeitung der Sprachen macht die vorderasiatische Völkertafel mannigfaltiger und bunter; hier fehlt die Stabilität des Nilthals, die von den Ägyptern der Pyramiden zu den Kopten leitet. Mit einer Scheidung von Semiten und Indogermanen kommt man in Vorderasien nicht mehr aus. In Babylonien ist eine weder indogermanische noch semitische Kultur der semitischen vorausgegangen; und in Kleinasien erschliesst sich der Zusammenhang einer grossen kleinasiatischen Völkergruppe, die für sich steht und für welche weitere Zusammenhänge vorläufig noch nicht mit Sicherheit gefunden sind. Jeder neue Erfolg der Forschung, wie die Entzifferung der sogenannten armenischen Keilinschriften vom Vansee, wie ferner die Entzifferung der kleinasiatischen Hieroglyphen, die glänzende Leistung Jensens in Marburg, eröffnet immer neue Probleme. Was man hier erreicht und erreichen wird, ist eine Scheidung und Verbindung, ist die richtige Abgrenzung der Nationen; in die Entstehung der Nationalitäten sieht man hier kaum. Höchstens dass man die allmähliche Ausbreitung der aramäischen, syrischen Sprache wahrnimmt; und dass die Chabiru neugefundener Keilinschriften uns vielleicht in die Vorgeschichte des hebräischen Stammes führen. Mehr ins einzelne ist die Entstehung der jüdischen religiösen Volksgemeinschaft nach der Rückkehr aus der babylonischen Verbannung zu verfolgen. Wer aber die lebendigen Kräfte sucht, die bei der Entstehung grosser Nationen wirken, findet im klassischen Altertum unvergleichliche Belehrung; hier überschauen wir Jahrhunderte, wo die Bildung grosser Nationen sich im hellen Lichte der Geschichte vorbereitet und vollendet. Es handelt sich um die Hellenen und um die Umwandelung Italiens zur lateinischen Nation.

Die Hellenen sind nicht die ersten Ansiedler im Süden der Balkanhalbinsel gewesen und sie haben sie auch niemals ausgefüllt. Im Lande südlich von der Donau haben ausser ihnen andere indogermanische Völker gesessen. Im Nordosten Thraker und, mit ihnen zusammengehörig, im heutigen Bulgarien Möser, innerhalb der indogermanischen Familie eine Gruppe für sich bildend, die sich aber auf Europa nicht beschränkte, sondern nach Kleinasien hinüberging und den Norden der Halbinsel besetzte, von der Troas über Phrygien bis Armenien. Den ganzen

Westen und Süden des schwarzen Meeres hat diese Gruppe in Beschlag genommen, von der unteren Donau bis zum kaspischen Meere, in einer grossen Völkerschiebung, die von Europa ihren Ursprung nahm, die am weitesten nach Osten vorgedrungenen Armenier an der Spitze. Den Forschungen Hübschmanns haben wir die Einsicht darein zu verdanken, dass die Armenier ihrer Sprache nach nicht zu den Persern, den Iraniern gehören, sondern zu den europäischen Indogermanen. Es handelt sich hier eben nicht um eine Wanderung von den Quellen des Euphrat bis zur Donaumündung, sondern umgekehrt um eine solche von Europa nach Asien hinüber; die Angaben der Griechen über diese Wanderung hat die linguistische Forschung bestätigt. Durch das Eindringen dieser indogermanischen Völker, die den Norden Kleinasiens besetzten, wurde die alte, für sich stehende kleinasiatische Sprachengruppe abgeschnürt und von ihren Verbindungen abgeschnitten, die wohl nach Kaukasien weisen.

Thraker und Möser also sind die in Europa zurückgebliebenen Verwandten der kleinasiatischen Myser, Phryger und Armenier. Ausser ihnen hat aber noch ein anderes indogermanisches Volk auf der Balkanhalbinsel seinen Wohnsitz gefunden, im Nordwesten. Es sind die Illyrier, die nach Abstammung und Sprache in den heutigen Albanesen noch fortleben. Im Nordosten Thraker und Möser, im Nordwesten albanesische Illyrier: und in Süden jene Stämme, aus denen im Laufe der Geschichte die hellenische Nation erwachsen ist. Diese Stämme kamen aus dem Norden. Im mittleren Laufe des Vardarflusses, der in der Nähe von Saloniki mündet, haben sich Spuren dieser Einwanderung noch in griechischen Namen erhalten, in Gegenden, in denen in historischer Zeit niemals Griechen gewohnt haben und in die auch griechische Kolonisation niemals gedrungen.

Als diese Stämme nach Süden zogen, sind sie auf eine ältere Bevölkerung gestossen, die den Peloponnes und den Norden des Isthmus erfüllte, die Inseln des Archipelagus bewohnte und in der kleinasiatischen Völkergruppe sich fortsetzte. Eben jene grosse und isolierte, weder indogermanische noch semitische Familie hat zu beiden Seiten des ägäischen Meeres und auf seinen Inseln gesessen, jene Gruppe, als deren Repräsentanten wir die Karer aus dem Südwesten Kleinasiens herausgreifen dürfen. Erst mit den hellenischen Stämmen sind Indogermanen im Süden der Balkanhalbinsel erschienen, um später als die

Nachfolger jener Kleinasiaten sich auch in den Besitz der Inseln zu setzen, die als Völkerbrücke Europa und Asien verbinden; um auch nach Kleinasien hinüberzugehen und die Westküste der Halbinsel zu kolonisieren. Die Einwanderung jener Stämme in den Peloponnes fällt spätestens in die ersten Jahrhunderte des zweiten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung. Früher begann für uns die griechische Geschichte mit Homer; seit den Grabungen Schliemanns ist das anders geworden. Hellenischen Stammes waren die Fürsten, die auf den glänzenden Königsburgen von Mykenä und Tiryns hausten. Und ägyptische Inschriften aus dem Palaste und den Gräbern von Mykenä lassen uns auch ihre Zeit erkennen: um 1400 v. Chr. Es war eine reiche und glänzende Kultur, die auch der Schrift nicht mehr entbehrte. Seit wenigen Jahren kennen wir eine mykenische Schrift, nur dass es schlechterdings noch nicht gelungen ist, diese Schriftzüge zu deuten. Der Nachschub neuer hellenischer Stämme hat die mykenische Kultur vernichtet: es waren die Schrecken der dorischen Wanderung.

Wenn ich von hellenischen Fürsten und Stämmen rede, so greife ich der Entwickelung vor: es waren Stämme aus jener Gruppe, aus der in den folgenden Jahrhunderten die hellenische Nation erwuchs. Denn entstanden ist diese Nation erst mit dem Erwachen eines Gesamtbewusstseins dieser Stämme, mit der Erkenntnis und Bethätigung engster Zusammengehörigkeit. Es waren anfangs locker aneinandergefügte Stämme, die einer Gesamtbezeichnung noch entbehrten; innerhalb des Stammes jedenfalls mit dem stärksten Bewusstsein der Zugehörigkeit und Einheit, das sich in Recht und Sitte äussern musste, aber über den Stamm hinaus noch keine Gemeinsamkeit empfindend. Und doch war des Gemeinsamen so vieles da. Die Dialekte der Stämme zwar unterschieden, aber eine Verständigung von Stamm zu Stamm doch gestattend. Ferner Übereinstimmung im Götterglauben und im Kultus; und in den Gewohnheiten des Lebens, in der Sitte. Aber das macht noch nicht die Einheit, dass solche Übereinstimmungen da sind; erst müssen sie auch zum Bewusstsein und zur Anerkennung kommen. Was aber erweckt ein solches Bewusstsein, woran erwacht es? Daran, dass man sich von einem Fremdartigen unterscheidet und diesen Unterschied stärker findet und empfindet als die heimischen Unterschiede.

Ein Gemeinbewusstsein der griechischen Stämme kann erst in solchem Gegensatz erwacht sein.

Ein solcher Gegensatz war gewiss vorhanden der Urbevölkerung gegenüber, aber zu nationaler Einheit hat die erste Okkupation des griechischen Bodens nicht geführt. Wir werden diese Okkupation uns eben nicht als einheitlichen Akt vorstellen dürfen, sie wird allmählich, Stück für Stück, erfolgt sein. Nicht der Gegensatz allein genügt, um das Bewusstsein der Einheit hervorzurufen: es muss noch die Gemeinsamkeit von grossen Unternehmungen hinzutreten. Bei welchen Unternehmungen aber sind die griechischen Stämme sich ihrer Zusammengehörigkeit bewusst geworden? Bei der grossen Kolonisation, die über die Inseln nach der kleinasiatischen Küste ging. Erst jetzt erwacht das Gesamtbewusstsein.

Es sind eng zusammengehörige Stämme, von denen hier die Kolonisation im Norden und im Süden ausgeht; die Äoler von Lesbos weisen nach Thessalien, und die Dorer von Kreta, Rhodos und der karischen Küste nach dem Peloponnese. Mannigfachen Ursprungs aber waren die ionischen Kolonisten; erst durch ihr Zusammenwachsen an der kleinasiatischen Küste ist der ionische Stamm entstanden. Hier in Kleinasien stehen die Kolonisten im Kampfe oder in friedlichem Gegensatze zu den fremdartigen Mysern, Phrygern, Lydern, Karern; ihnen gegenüber verschwand der Unterschied von Äolern, Ioniern und Dorern. Nationales Gemeinbewusstsein ist hier entstanden, im Gegensatze zu den Fremdredenden, den Barbaren.

Aber auch die alte Heimat erscheint den Kolonisten jetzt als Einheit. In den Sagen und Liedern vom troischen Kriege pulsiert schon das Gesamtempfinden; im homerischen Epos ist es für uns zuerst erkennbar. Bei den Äolern ist dies Epos entstanden und die Ionier haben es übernommen; aber es blickt hinüber nach dem Mutterlande. An den Höfen der Könige und des Adels werden diese Lieder vorgetragen, und der Horizont einzelner dieser Sänger erstreckt sich bis zum fernen Westen griechischen Landes; dass von Ithaka in einzelnen Teilen der Odyssee wirkliche Ortskenntnis vorliegt, ist neuerdings ausser Zweifel gestellt worden. Das Epos ist ein neuer gemeinsamer Besitz der griechischen Stämme, das Gemeinbewusstsein weiter stärkend. Aus Thessalien sind die ersten Pfleger des Epos, sind die Äoler gekommen; der Held dieses Epos ist der thessalische

Achill. Aus dem thessalischen Phthia stammen die Myrmidonen des Achill, und ihnen benachbart wohnt der Stamm der Hellenes in der thessalischen Landschaft Hellas. Bald fasst man diese Hellenen selber als die Mannen des Achill auf und wählte darum ihren Namen für die Gesamtheit dieser Stämme, die ihrer Einheit sich bewusst geworden waren. Im hesiodischen Epos erscheint Hellen bereits als Ahnherr der Stammesgruppen, und in der Lyrik des siebenten Jahrhunderts ist der Name der Hellenen schon der Name der Nation; um 648 begegnen bei Archilochus die Panhellenes, die Gesamthellenen. Von kleinen Anfängen ausgehend war das Fest zu Olympia zu einem Feste der Nation geworden: die Festordner hiessen schon vor 580 Hellanodiken.

Aus der Kolonisation ist die Nation erwachsen und eine Wirkung des in den Kolonien erblühten Epos ist die Übertragung des Hellenennamens von dem kleinen thessalischen Stamme auf die Gesamtheit aller Stämme. Weitere Kolonisation trägt dieses Volkstum nach Sizilien und Unteritalien, Südfrankreich und Spanien, nach Südrussland und nach dem Plateau von Barka. Überall fühlt sich dieses Volkstum als hellenisch im Gegensatze zu den Barbaren. In einer unvergleichlichen Litteratur und Kunst empfängt es neue Impulse der Einheit. Aber diese Einheit ist eine Einheit der Kultur geblieben; zur Einheit des nationalen Staates hat sie nicht geführt. Einen solchen zu begründen ist auch dem gewaltigen Aufschwung aller Kräfte in und nach den Perserkriegen nicht gelungen; es stehen immer mehrere Bünde nebeneinander. Eine staatliche Einigung ist überhaupt nur für einen kurzen Moment erreicht worden, und sie ging von einem Stamme aus, dessen Hellenentum bestritten wurde, sie war makedonisch.

Die Makedonier, zwischen den hellenischen Thessalern und den unhellenischen Thrakern wohnend, waren wohl anfangs einer der vielen Stämme, aus denen die hellenische Nation erwuchs. Aber an der gemeinsamen Entwickelung haben sie nicht teilgenommen und mehr ein Sonderleben für sich geführt. Zwar wollten die makedonischen Fürsten Hellenen sein und für Hellenen gelten und erreichten auch diese Anerkennung, die aber den makedonischen Stamm als solchen den Hellenen doch nicht näher brachte. Aber in die griechische Politik treten die Makedonier mit König Philipp. Der korinthische Bund, den er begründet, war ein hellenischer Gesamtstaat wenigstens des Mutter-

landes, nur dass das Hellenentum des führenden Stammes strittig war, und dass die Makedonen selber anfingen sich mehr zu dünken als die Griechen. Als Hegemon dieses hellenischen Bundes hat Alexander d. Gr. den Krieg gegen die Perser unternommen, aber die Grösse seiner Erfolge machte die Einheit des Reichs auf die Dauer unmöglich; ein griechischer Nationalstaat wäre es ohnehin nicht gewesen. Wohl aber herrschte hellenisches Volkstum jetzt über Vorderasien und Ägypten, und wenn auch die Einheit des Staates ausblieb, so unterwarf es diese Länder doch der hellenischen Kultur. Aus der Vermählung hellenischen und orientalischen Geistes ist der Hellenismus hervorgegangen, eine Bildung, selbst wieder des Höchsten fähig. Denn dieses Höchste ist weder griechisch noch orientalisch, es ist beides, in seiner Gestaltung ist es hellenistisch, es ist die grösste That der Weltgeschichte, es ist die Begründung des Christentums.

Ganz andere Wege als in Griechenland hat die Bildung der Nation in Italien eingeschlagen. Hier ist der Staat der Ausgangspunkt und die staatliche Einigung älter als die Nation. Diese Einigung wird durch die Gewalt der Waffen erzwungen, aber bald erkennen die Glieder des Bundes den grossen Vorteil, den ihnen diese Einigung bietet. So gehen verwandte Stämme und fremde Völker auch in dem Volkstum des herrschenden Staates völlig auf; in dem lateinischen Volkstum des römischen Staates die Völker und Stämme von den Alpen bis zur Strasse von Messina.

Die Einwanderung der grossen Massen in die Apenninhalbinsel ist zu Lande, also von Norden her erfolgt; wer am weitesten nach Süden gezogen ist oder geschoben wurde, war früher als die im Norden Gebliebenen hier angekommen. Diese frühen Ankömmlinge sind die indogermanischen Italiker gewesen, sie, die wir immer im Sinne haben, wenn wir schlechthin von Italikern reden; am nächsten verwandt nicht, wie man früher annahm, mit den Griechen, sondern, wie die Sprachforschung gelehrt hat, mit den Galliern, den Kelten. Diese Italiker sind wieder in verschiedene Stämme mit verschiedenen Dialekten gegliedert, die aber weiter von einander differieren als die griechischen Dialekte: Lateinisch, Oskisch, Umbrisch sind eigentlich verschiedene Sprachen. Unter diesen Stämmen gehören Latiner und Falisker eng zusammen, die Latiner links vom Tiber in der römischen Kampagna und auf den Albanerbergen, die Falisker auf dem rechten nördlichen

Tiberufer. Latinern und Faliskern gegenüber stehen die Umbrer und Osker zusammen und mit ihnen die Sabeller; die Umbrer am adriatischen Meere, um Rimini; die Osker, in erster Linie durch die Samniten repräsentiert, den Süden der Halbinsel erfüllend; und zwischen beiden, von der adriatischen Küste zum Binnenlande, die sabellischen Stämme. In uralter Zeit hatten diese Italiker aber auch die Poebene besiedelt, in der sie sich nicht auf die Dauer hielten. Hier kamen die Etrusker über sie, aus Graubünden, die schliesslich bis zum Tiber drangen. Von der italischen Bevölkerung rechts vom Tiber hielten in der etruskischen Überschwemmung nur die Falisker, von Falerii, dem heutigen Cività Castellana, ihr Volkstum. So reichten die Etrusker denn, mit den Rhätern der Alpen eines Stammes, von der Tibermündung bis nach Graubünden. Aber wenig vor 400 v. Chr. schob in diese etruskische Masse sich ein Keil, von Norden kommend, südliche und nördliche Etrusker auf die Dauer von einander scheidend und die Sonderentwickelung der Etrusker Toskanas von den Rhätern Graubündens anbahnend. Dieser Keil waren die Gallier, die Kelten; sie kamen nicht von Westen her, aus Frankreich, sondern, wie man jetzt erkannt hat, eben von Norden, aus dem heutigen Süddeutschland. Diese Gallier haben dem Poland seinen Namen und zunächst seinen Charakter gegeben; es ist das Gallien diesseits der Alpen. Aber den Westen des Polandes und Riviera bewohnte ein ganz fremdartiges Volk, die Ligurer, deren Spuren sich bis an den atlantischen Ozean verfolgen lassen, und deren Wohnsitze sich in grauer Vorzeit auch über die Apenninhalbinsel erstreckt haben mögen. Sie werden hier noch vor den Italikern gesessen haben, und an der Riviera und dem oberen Po hielten sich nur ihre Reste. An der Mündung des Po, in Venetien aber griffen die Indogermanen der Balkanhalbinsel nach Italien hinüber; die Veneter sind illyrischen Stammes, albanesisch. Und waren hierher die Illyrier zu Lande gekommen, so sind sie im Süden über die Strasse von Otranto nach Italien gezogen: die Messapier, im heutigen Apulien zwischen Tarent und Brindisi wohnend, waren ebenfalls illyrisch.

Also eine bunte Völkerkarte. Als Urbevölkerung die Ligurer, gänzlich unbekannten Volkstums; und immer noch ebenso unbekannt, aber sicher nicht italisch, die Etrusker. Dann Indogermanen dreier Gruppen: die eigentlichen Italiker, Latiner, Umbrer, Sabeller, Osker; sodann die Kelten der Poebene, und

die illyrischen Veneter und Messapier. Endlich kam die griechische Kolonisation von Süditalien hinzu, oskisches und messapisches Gebiet besetzend, Kumae, Neapel, Paestum, Regium, Kroton, Sybaris und Tarent.

Im Laufe der Jahrhunderte sind aber alle diese Stämme im latinischen Volkstum aufgegangen. Der bedeutendste Strom Italiens, der Tiber, als Wasserstrasse im Altertum viel mehr besagend als heutzutage, kam den Latinern wohl zu statten; indessen den Ausschlag gab doch der Charakter, gab die Art der Bauern der Kampagna, die sich schliesslich die Welt unterwarfen.

Aber nicht von der Begründung römischer Weltherrschaft will ich hier reden. Hier will ich fragen: wie kam es, dass sie alle, diese Stämme, schliesslich ihr eigenes Volkstum aufgaben zu gunsten der Art eines einzigen Stammes? Wie ward aus diesen Stämmen und Völkern, verwandten und fremden, eine einzige Nation?

Das brachte nicht der latinische Stamm zuwege, sondern eine einzige Gemeinde aus der Reihe latinischer Städte, durch Mut und Kraft, die zäheste Beharrlichkeit und eine mit Klugheit gepaarte Selbstsucht. Zunächst hat die römische Gemeinde eine Sonderstellung gegenüber den anderen latinischen Orten gewonnen: Rom gehört nicht zum latinischen Bunde, sondern ist mit diesem Bunde verbunden. Und dies Bündnis gestaltet sich zu einer Führung Roms; nach anderthalb Jahrhunderten hat die römische Republik den Widerstand der Stammesgenossen gegen die Herrschaft Roms gebrochen; im Jahre 338 vor Chr., eben damals als die Griechen bei Chaeronea dem Makedonier Philipp unterlagen, wird der latinische Bund aufgelöst, und die Römer herrschen über die Latiner durch Sonderbündnis mit den einzelnen latinischen Städten. Kaum aber sind die Römer Herren von Latium geworden, so schreiten sie sofort zu weiteren Kämpfen. In den zwei Menschenaltern, die jetzt folgen, haben sie Samniter und Griechen, Sabeller, Umbrer und Etrusker ihrer Herrschaft unterworfen; als der erste Krieg mit Karthago losbrach, war der italische Bund vollendet. Der Bund zeigt eine Karte von grösster Mannigfaltigkeit, nicht sehr viel anders als die unseres alten Reiches. Römischer Acker, durch Eroberung gewonnen, in unzusammenhängenden Stücken über die Halbinsel zerstreut. Sodann die latinischen Gemeinden und die Staaten der Bundesgenossen, autonom und mit voller Hohheit in der inneren

Verwaltung, beschränkt in der Souveränität nur was die auswärtige Politik und das Heerwesen anlangt: Heer und Politik hängt nur von Rom ab. An der Spitze dieses italischen Bundes hat Rom Karthago überwunden und die Welt erobert.

Über ganz Italien zerstreut sind römische Bürgerkolonien und Kolonien latinischen Rechtes; diese Kolonien sind nicht, was wir unter Kolonien verstehen, es sind Festungen. Die in diesen Festungen angesiedelten Römer und Latiner sind Pioniere latinischen Volkstums, diese Festungen sind Krystallisationspunkte der Latinisierung. Aber ob es wirklich zu allgemeiner Latinisierung kommen sollte, hing doch im wesentlichen an den Stämmen und Völkern des Bundes selber.

Widerwillig und gezwungen haben fast alle Glieder des Bundes ihren Eintritt in den Bund vollzogen; aber es dauerte nicht lange und sie wurden fest im Bunde. Als kurz vor dem Ausbruch der punischen Kriege der Bund abgeschlossen dastand, war er sofort im damaligen Europa die grösste Staatseinheit. Innerhalb dieses Staatenbundes herrschte Landfriede; wenn die griechischen Staaten sich fortwährend untereinander im Kriege schwächten, war das in Italien ausgeschlossen. Und die Ausdehnung des commercium, des privatrechtlichen Schutzes, fördert Handel und Wandel, Verkehr und Wohlstand. Als Glieder des Bundes stehen Staaten und Völker sich wirtschaftlich besser als bei den früheren Nachbarfehden und in der früheren Isolierung.

Und hinzukommt die Waffenbrüderschaft und die Gemeinschaft des Siegesbewusstseins. Urkundlich besitzen wir ein Verzeichnis der waffenfähigen Mannschaft Italiens aus dem Jahre 225 v. Chr. und kennen die Aushebungsbezirke des italischen Bundes. Als man sich damals, im Jahr 225, gegen die Gallier rüstete, war man von dem erhebenden und einenden Gefühle gemeinsam errungenen Sieges längst berührt; den ersten Krieg gegen die Karthager hat schon der italische Bund ausgefochten. Auf innere Zwietracht, auf den Zerfall des Bundes hatte Hannibal gerechnet, als er in Italien einfiel. Aber ein halbes Jahrhundert hatte bereits ein solches Gefühl der Zusammengehörigkeit gefestigt, dass den grossen Feldherrn und Staatsmann die Rechnung trog.

In den Kriegen gegen die Karthager hatten die Römer die ersten Provinzen, Unterthanenländer, gewonnen. Sie unterwerfen

sich Schritt für Schritt die Länder an den Küsten des Mittelmeeres. Das römische Reich hat sich gebildet und der Verkehr wird zum Weltverkehr; Ausfuhr und Einfuhr Italiens gewinnt ungeahnte Dimensionen. Freilich drückt die Einfuhr grosser Massen überseeischen Getreides stark auf die Getreidepreise und hat mittelbar den Niedergang des freien bäuerlichen Kleinbetriebes in Italien herbeigeführt. Der kapitalistische Grossbetrieb indessen mit seiner billigen Sklavenarbeit litt nicht darunter; es ist in jeder Hinsicht eine Zeit des Aufschwunges der kapitalistischen Wirtschaft. In grossen Massen führt der Verkehr auch die Italiker in die Provinzen; die italische Vesper des Mithradates konnte in Kleinasien Tausende von Italikern treffen.

Freilich nehmen die Italiker an der Nutzung der Provinzen noch nicht in dem Masse teil, wie sie wohl wünschten. Im Gegensatze zu den Anschauungen des modernen Staates von seinen Pflichten ist die antike Herrschaft immer zugleich materielle Ausbeutung gewesen. Die Herrschaft über die Provinzen bereichert den antiken Herrscher. Wer aber beherrschte die Provinzen? Erobert waren sie samt und sonders nicht bloss von den Römern, sondern von dem italischen Bunde. Man sollte meinen, sie wären nun auch Provinzen des Bundes geworden; aber sie wurden Provinzen der Römer. Die Bundesgenossen hatten keinen Teil an ihrer Beherrschung und Verwaltung und an dem Gewinne, den das doch thatsächlich brachte. Um auch daran teilzunehmen, streben die Italiker jetzt nach dem römischen Bürgerrechte. In Frage steht die volle finanzielle Exploitierung der Weltherrschaft, an deren Begründung die Italiker so erfolgreich teilgenommen. Das Verlangen nach dem römischen Bürgerrechte ist zum guten Teil durch solche wirtschaftlichen Wünsche motiviert.

Das die Römer diesen Forderungen hätten entgegenkommen sollen, lehrt die einfache Erwägung, dass sie es doch schliesslich mussten. Im Bundesgenossenkriege haben sie 90 und 89 vor Chr. alle Zugeständnisse gemacht, die, wenige Jahre vorher gegeben, dem italischen Kriege vorgebeugt hätten. Nunmehr erstreckt römisches Bürgerrecht sich vom Faro von Messina bis zum Po und latinisches Recht bis zu den Alpen, die vierzig Jahre später, unter Caesar, auch das Bürgerrecht selbst erreichte.

Der Bundesgenossenkrieg war die letzte Regung des Sondergefühls der italischen Stämme: in dem Bunde der Italiker gegen Rom war die oskische Sprache offiziell neben die latinische ge-

treten. Aber mit der Aufnahme in den Verband des herrschenden Volkes und der Bildung des italischen Einheitstaates schwinden alle Gegensätze: ein jeder ist Römer und will es sein, und die Römer sind Lateiner. Die lateinische Sprache wird in Italien jetzt allgemein die offizielle, was sie bisher nicht so gewesen; auch im Verkehr schwinden die Dialekte und fremden Sprachen. Die Dialektinschriften werden selten, um schliesslich völlig zu versiegen. Etwas länger hielt sich das Etruskische, das Litteratursprache geworden war; besitzen wir doch noch ein etruskisches Buch im Originale, vor kurzem wieder aufgefunden in den Mumienbinden von Agram.

Das Kaisertum des Augustus bildet den Abschluss für das Universalreich der Mittelmeerländer; es fand Italien bereits vor, zur lateinischen Nation geeinigt. Die Romanisierung der Provinzen hat die Republik begonnen und das Kaisertum vollendet; vor allem Spanien und Gallien wurden romanisch, und in Italien hielt sich die Sprache gegenüber Goten und Langobarden. Nicht romanisiert wurde der Osten; hier war die griechische Kultur zu stark. Die Kultur war das Zeichen der griechischen Einheit in den Tagen der griechischen Freiheit; sie überwand jetzt den römischen Sieger und gab dem hellenischen Volkstum seinen Rückhalt.

So leitet das römische Kaisertum uns über in das Mittelalter, zum Griechentum des Byzantinerreiches und in die Welt des Abendlandes, die durch den Gegensatz romanischer und germanischer Völker bestimmt wird. Und aller Orten bewährt sich die Einsicht, dass die Nationen werden, nicht einfach ruhen auf Einheit der Abstammung und des Blutes, sondern Stämme und Völker einen und binden zur Einheit der Sprache und Kultur und womöglich auch des Staates, falls sie nicht schon vom Staate ausgehen. Die Nationen werden in und mit der Geschichte und durch die Geschichte, und das Nationalbewusstsein ruht auf gemeinsam durchlebter Geschichte.

Der Zauber der Homerischen Poesie.

Vortrag,
gehalten am 1. November 1899 in der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

Prof. Dr. Christian Muff,
Rektor der Königl. Landesschule Pforta.



»Shakespeare ist nicht Shakespeare« — so hiess es plötzlich um die Mitte dieses Jahrhunderts, und so heisst es vielfach noch jetzt. Noch immer hört man sagen, ein Mann von der mangelhaften Bildung, wie sie Shakespeare nachweislich besessen habe, könne unmöglich der Verfasser von Dramen sein, in denen sich eine ebenso eindringende wie umfassende Kenntnis der Geschichte, des Lebens, des Menschenherzens bekunde. Alle die Stücke, die den Namen Shakespeare trügen, habe Sir Francis Bacon, der hochgelehrte und als Begründer der modernen Erfahrungs-Wissenschaft berühmt gewordene Baco von Verulam geschrieben, und Shakespeare habe nichts weiter gethan, als dass er sie bühnengerecht machte.

Gesetzt, diese Vermutung wäre richtig, was sie wahrscheinlich oder sicher nicht ist: was würde sich für uns ändern? Scheinbar alles, und im Grunde nichts.

Einer der gefeiertsten Namen der Litteraturgeschichte würde allen Glanz, allen Ruhm verlieren, und das wäre ja immerhin ein Verlust; aber die Dichtung, die ihm Glanz und Ruhm gegeben hat, die bliebe unversehrt und würde nach wie vor die Völker des Erdkreises, nicht am wenigsten uns Deutsche erquicken, erheben und begeistern; dann aber hätten wir Shakespeare behalten. Denn was wir an Shakespeare haben und geniessen, was wir an ihm lieben und bewundern, ist nicht der Mann aus Stratford, der unter der grossen Elisabeth als Schauspieler gewirkt hat, für uns ist Shakespeare die Sammlung der ausgezeichneten, der einzigartigen Dramen, die bis jetzt seinen Namen getragen haben, und die würden uns bleiben, auch wenn ein anderer Verfasser auf dem Titelblatte genannt würde.

Ähnlich wie bei Shakespeare liegen die Dinge bei Homer. Nicht nur, dass man die beiden grossen Epen, die gewöhnlich unter seinem Namen gehen, die Ilias und die Odyssee, verschie-

denen Verfassern zuschreibt, man bezweifelt, dass es überhaupt einen Homer gegeben habe. Wohl haben sich sieben griechische Städte um die Ehre gestritten, den Dichter geboren zu haben, aber es ist keiner gelungen, die Echtheit ihrer Ansprüche zu beweisen, so dass man begreift, wie jemand das schwierige Rätsel mit der witzigen Bemerkung zu lösen versucht hat, dass eben kein Ort der Erde, sondern der Himmel selber das Vaterland Homers sei. Ebensowenig ist von seinem Geschlecht, seiner Person, seinen Geschicken irgend etwas Näheres überliefert; selbst über die Zeit seines Auftretens ist man noch in Ungewissheit. Was bleibt also von Homer? Nichts, und in gewisser Beziehung doch wieder alles: die Homerische Dichtung.

Mögen also die Philologen fortfahren, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob es einen Homer gegeben habe oder nicht; mögen sie mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu beweisen versuchen, dass die vorliegenden Epen aus einer Anzahl Einzellieder entstanden seien, welche eine von Peisistratos eingesetzte Kommission in die heutige Verfassung gebracht habe; mögen andere an einem festen Grundstock als dem Werke Homers festhalten und nur Überarbeitung durch spätere, minder berufene Hände zulassen — für uns Leser macht das wenig oder gar nichts aus, für uns ist Homer die Dichtung, die in Ilias und Odyssee vorliegt, die vor mehr als 2000 Jahren bereits Homer hiess und die in alle Zukunft so heissen wird.

Die alten Griechen waren ein in jeder Beziehung hochbegabtes, schaffensfreudiges, glückliches Volk. In Krieg und Frieden, in Wort und That, im Leben wie in der Kunst haben sie Hervorragendes geleistet, und in gar vielen Beziehungen sind sie ewig gültige Muster und Lehrer der Menschheit geworden, Um nur von der Poesie zu sprechen, zu welcher Vollendung haben sie es in allen Gattungen dieser Kunst gebracht! Was sind die lyrischen Dichter Pindar und Anakreon, die tragischen Aischylos, Sophokles, Euripides, die komischen Aristophanes und Menander für bewundernswerte, ebenso gedankenreiche wie formgewandte, ebenso fruchtbare wie wirkungsvolle Künstler! Aber so gross auch diese Dichter waren und so sehr auch das feinsinnige Volk der Griechen sie zu schätzen wusste, wertvoller als sie alle war doch in seinen Augen Homer. Alle die vielen und herrlichen Dichtungen, die ein gütiger Gott gleichsam wie aus einem Füllhorn des Segens über das Volk ausgeschüttet hatte und denen es so viel Freude

und Erhebung verdankte, sie erschienen ihm nur wie die mannigfach entwickelten Blüten an dem Baume, dessen Wurzel und Stamm die Gesänge Homers waren.

Selbstverständlich ist auch die griechische Litteratur aus kleinen Anfängen hervorgegangen, und es wird mancher Übung, mancher Vorarbeit bedurft haben, um es zu Leistungen von der Grösse der Ilias und der Odyssee zu bringen. Aber diese Versuche, diese kleineren Bethätigungen des erwachenden poetischen Geistes waren schon für die Griechen verloren, wie sie es für uns sind, und so stand und steht an der Spitze ihrer Litteratur nicht ein schwächliches Machwerk, sondern ein Werk von höchster Vollendung, Homer. Diesem Dichter mit Ehrfurcht und heiliger Scheu zu begegnen war daher in Griechenland ein Gebot der Schicklichkeit, eine Pflicht der Pietät, die sich von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert fortpflanzte. Von den vielen epischen Dichtern, die nach Homer den Homerischen Sagenkreis behandelt haben, den sogenannten kyklischen Dichtern, hat es keiner gewagt, irgend eine schon von Homer behandelte Geschichte noch einmal anzugreifen; sie haben sich mit dem, was vorausgeht und was nachfolgt, befasst, mit ihm, dem einzigen, hat keiner wetteifern wollen. Die grossen Tragiker haben ihre Stoffe zu einem guten Teil dem Homer entlehnt; weiss man doch, dass gerade der grösste, der tiefsinnigste, Aischylos, erklärt hat, seine Dramen seien Brosamen von dem reichen Mahle Homers. Die Bildhauer und Maler entlehnten dem Homer die schönsten Motive; die Geschichtschreiber knüpften an ihn an; die Philosophen setzten sich mit ihm auseinander, und je öfter sie zu Ergebnissen kamen, die der Homerischen Anschauung widersprachen, desto mehr freuten sie sich, wenn es einmal möglich war, für diese oder jene Ansicht den Homer als Gewährsmann anführen zu können. Aus all diesen Gründen heisst Homer bei den Griechen kurzweg der Dichter.

Allein Homer stand nicht nur bei den Klugen und Weisen, bei den Dichtern und Schriftstellern in hohem Ansehen, er war allen Ständen, allen Schichten, allen Altersstufen zugänglich und verständlich, teuer und wert. Zuerst zogen Sänger, die sogenannten Rhapsoden, von Stadt zu Stadt, von Insel zu Insel, um bei festlichen Zusammenkünften Abschnitte aus Homer unter Begleitung eines Saiteninstrumentes zu singen. Seit Solon bildete der geordnete Vortrag der Homerischen Gedichte einen

stehenden Teil der grossen Panathenaiischen Feier zu Athen. Zuletzt war Homer die Grundlage und der hauptsächlichste Bildungsstoff für den Jugendunterricht in der Schule. Aus Homer lernte man Religion und Sittlichkeit, Sage und Geschichte; an Homer erbaute man das nach Schönheit lechzende Gemüt; aus Homer prägte man lange Stellen dem Gedächtnis ein, ja es war gar nichts Aussergewöhnliches, wenn Jünglinge den ganzen Homer, Ilias und Odyssee, zusammen 26000 Verse, auswendig konnten. Man glaubt es also, wenn Plato sagt, Homer habe ganz Hellas gebildet; man glaubt es, wenn die Alten versichern, von Homer seien alle grossen Geister genährt wie vom Okeanos alle Quellen und Ströme! Demnach ist es nicht richtig, wenn der Kulturhistoriker Riehl sagt, wie der dramatische Künstler Shakespeare, so habe auch der alte Volksdichter Homer zu seiner Zeit bei weitem nicht den Einfluss ausgeübt wie heute. Auch schon bei den Griechen hat Homer ausserordentlich viel gegolten und ausserordentlich heilsam gewirkt, so dass man wohl begreift, wie man ihn die Bibel der Griechen hat nennen können. Aber mit einer anderen Versicherung hat Riehl recht, dass jetzt die studierende Jugend der ganzen Kulturwelt durch Homers Werke herangebildet werde. Homer ist ein nationaler Dichter im besten Sinne des Wortes, aber er hat gleichzeitig für alle Völker und für alle Zeiten geschrieben. Der Wechsel des Geschmacks und die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge hat ihm nichts anzuhaben vermocht. Er ist in alle Kultursprachen übersetzt, tritt in poetischer, in prosaischer Wiedergabe, tritt in unzähligen Werken der Kunst allen Gebildeten der Erde nahe und geniesst namentlich bei uns Deutschen in der bekannten Übersetzung von Joh. H. Voss das Ansehen eines Klassikers. Seit Lessing und Herder das rechte Verständnis Homers eröffnet, seit Goethe und Schiller mit wahrer Begeisterung in die Betrachtung seiner Schönheit sich versenkt haben, seit Voss ihn übersetzt und der grosse Philologe Wolf die Frage nach der Entstehung der Homerischen Gedichte, die sogenannte homerische Frage aufgeworfen hat, die einen gewaltigen Kampf der Geister entfesselte und heute noch ihrer endgültigen Lösung harrt, seit jener Zeit ist Homer teils im Urtext, teils in Übersetzungen, teils in Auszügen und Bearbeitungen der wesentlichste Bestandteil der griechischen Bildung auf den deutschen Schulen und damit im deutschen Volke geworden.

Aber wie ist das möglich? Wie kann ein Dichter Jahrtausende

hindurch und bei den verschiedensten Völkern so angesehen sein und solcher Ehren geniessen? Was ist es, das diesem Homer ewige Jugend verleiht, das ihm die begeisterte Liebe des Knaben, die begeisterte Verehrung des erfahrenen Mannes einträgt? Welche Züge, welche Eigenschaften ziehen uns an und halten uns bei ihm fest? Mit einem Worte: Worin besteht der Zauber der Homerischen Poesie?

Zuerst und vor allem in der glücklichen Wahl des Stoffes. Zwar nach der Lehre der modernen Naturalisten kommt auf den Inhalt eines Kunstwerkes sehr wenig, auf die Form sehr viel oder eigentlich alles an. Ob ein Gegenstand an sich fesselt oder gleichgültig lässt, ob er anzieht oder abstösst, ob er schön oder hässlich ist, danach fragen sie nicht; im Gegenteil, sie haben eine Vorliebe für das Niedere, Widerwärtige und setzen nun alle Kraft daran, durch möglichst naturgetreue Wiedergabe auch für den abstossenden Gegenstand unser Interesse zu gewinnen. Anders Homer. Er ist Realist trotz einem, wie wir später sehen werden, aber des grossen Vorteils, schon durch die Wahl eines anziehenden und unterhaltenden Stoffes Hörer und Leser zu erfreuen, hat er sich wohlweislich nicht begeben. Wohin wir auch bei ihm blicken und welche Geschichte wir auch herausnehmen, immer werden wir auf das lebhafteste angesprochen, immer weiss er eine Saite unseres Gemütes zu treffen und lebhafte Teilnahme wachzurufen. Es ist ein anschauliches Bild des ritterlichen Lebens der Hellenen, das Homer in seinen Gedichten vor uns aufrollt. Die Sitten und Zustände, die Empfindungen und Thaten des jugendlichen Heroenzeitalters erscheinen so vor uns, wie in guter Stunde ein echter Dichter mit hellen Augen sie anschaut.

In dem einen Epos, in der Ilias, ist es der Krieg, der in all seinen Wechselfällen und in der grossen Fülle spannender Ereignisse uns vorgeführt wird. Wohl wird aus der zehnjährigen Belagerung Trojas nur ein kurzer Abschnitt, die Zeit von 51 Tagen des letzten Jahres, behandelt, aber wir erhalten doch eine Vorstellung vom ganzen Kriege, insofern die Hinterhalte und Schlachten, die Fluchtversuche und Heldenthaten, die Worte und die Werke bei aller individuellen Färbung typisch gehalten sind und so den allgemeinen Zustand wiederspiegeln. Gekämpft wird in der Ilias so ziemlich von Anfang bis zu Ende, fast 24 Bücher hindurch. Ob aber wohl ein Kampf dem andern gliche, ob wohl die Schilderung der Schlachten jemals eintönig und langweilig

würde! Man kann das Gedicht immer wieder lesen und hat immer wieder seine Freude an der Grösse des Einsatzes, an dem Aufwand von Mannesmut und Heldenkraft, an dem bunten Wechsel des Verlaufs und den wunderbaren Fügungen des Schicksals. Könige bekämpfen einander mit Worten, Könige bekämpfen einander mit tödlichen Waffen; aber auch Helden von geringerer Abkunft zeigen königlichen Mut, und es ist eine Lust, zu schauen, wie sie Zeugnis ablegen von dem kriegerischen Sinn und dem ritterlichen Geiste der alten Hellenen. Man sieht, der Krieg ist ein hochpoetisches Thema, und die Homerische Darstellung bestätigt die schönen Worte Schillers: »Aber der Krieg lässt die Kraft erscheinen, Alles erhebt er zum Ungemeinen, Selber dem Feigen erzeugt er den Mut«.

In der Odyssee ist es die Meerfahrt, die uns anzieht, die Meerfahrt mit ihrem geheimnisvollen Zauber, ihren Reizen und ihren Gefahren. Abenteuer reiht sich an Abenteuer, aber jedes ist anders gestaltet und gewährt uns einen immer neuen Einblick in die Wunder- und Schreckenswelt des Meeres. Bald sehen wir das Meer in seiner Lieblichkeit, bald in seiner Furchtbarkeit, bald in der bezaubernden Ruhe, bald im erschreckenden Aufruhr der Elemente. Homer hat natürlich den Sagenkreis seines Volkes gekannt und für seine Zwecke die beste Auswahl daraus getroffen; er hat aber auch eine Phantasie von unendlicher Stärke und reichster Gestaltungskraft besessen. Nur so erklärt sich die schöne Verbindung von Wahrheit und Dichtung in seinen Gesängen. Was sich thatsächlich ereignet, womit man die Vorgänge ausgeschmückt, was man frei ersonnen und als Schiffergeschichten, um nicht zu sagen Schifferlügen, verbreitet hatte, das alles kommt, ein jedes an seinem Ort, in dem besten Zusammenhang und in der besten Beleuchtung zur Geltung.

Bewundernswert ist ferner Homers Geschick in der Gruppierung. Wenn es wahr ist, dass es einen guten Klang giebt, wenn Hartes sich mit Mildem paaret, dann ist Homer sehr weise verfahren; denn er hat auf Scenen, die Tod und Verderben atmen, und auf Ausbrüche roher Naturkraft die lieblichsten Begebenheiten, Vorgänge von tiefer und zarter Empfindung folgen lassen; ebenso hat er umgekehrt kommenden Heldenthaten idyllische Scenen vorausgeschickt, um durch den Gegensatz eine tiefere Wirkung zu erzielen. Ehe der Zweikampf zwischen Menelaos und Paris anhebt, erscheint Helena, das Weib mit der berückenden Schönheit, auf dem Turm am Skaiischen Thore,

wo die troischen Greise sitzen, reisst diese durch ihre Schönheit zur Bewunderung fort und giebt dem Priamos Auskunft über die Helden der Achaier, die von der Mauer aus gesehen werden. — Im 6. Buche wird erzählt, wie Hektor das blutgetränkte Schlachtfeld verlässt, um seine Mutter Hekabe zu einem Bittgang zur Pallas Athene zu veranlassen, wie er dann mit seinem geliebten Weibe Andromache und dem kleinen Astyanax zusammentrifft und wie er von diesen beiden einen rührenden, tief ergreifenden Abschied nimmt. — Um dieselbe Stunde treffen draussen auf dem Blachfelde zwei ebenbürtige Gegner zusammen, Glaukos und Diomedes, aber sie haben sich nicht sobald als Gastfreunde von den Vätern her erkannt, als sie vom Kampfe abstehen und sich noch überdies beschenken. Sie tauschen Waffen aus. Es waren aber die, die der Lykier Glaukos gab, von Gold und hundert Rinder wert, während die des Griechen Diomedes, die er dafür erhielt, von Erz und nur neun Rinder wert waren; so sehr, bemerkt der naive Dichter, hatte ihm der Kronide Zeus den Verstand genommen. — Während nach Beendigung der dritten grossen Schlacht und nach dem Tode des Patroklos beide Heere von den übermenschlichen Anstrengungen sich ausruhen und neue Kraft sammeln, weil sie wissen, dass die Entscheidung bevorsteht, führt uns der Dichter auf den Olymp, in die Werkstatt des Hephaistos, der eben dabei ist, für den Achilleus neue Waffen zu schmieden, und lässt uns dort sehen, wie der kunstfertige Gott auf dem Schilde neben Kampfesscenen, die in einem kriegerischen Zeitalter und vollends auf einem Schilde nicht fehlen durften, Bilder des Friedens von gewinnender Anmut bildet. Wir sind mit fröhlichen Schnittern fröhlich bei der Ernte, wir mischen uns in die Scharen der Jünglinge und Jungfrauen, welche die köstliche Frucht des Weinstocks in Bütten zur Kelter tragen und dann in Jugendlust und Festesfreude den Reigen schlingen; wir stehen mit den Leuten der Stadt vor ihren Hausthüren und blicken dem Hochzeitszuge nach, in dem die Braut heimgeführt wird; wir sehen eine Schafherde still und friedlich im Thale weiden. Und als dann doch wieder ein Kampf ausgebrochen ist, der alle früheren an Furchtbarkeit übertrifft; als Achilleus, vom Dämon der Rache getrieben, die Scharen der Troer in wilder Flucht vor sich her treibt, den edlen Hektor, den Götter und Menschen verlassen, weil das noch über den Göttern thronende Verhängnis seinen Untergang beschlossen hat, dreimal um die Feste im Kreise

herum jagt, dann zu Tode trifft und im Staube nach seinem Zelte schleift; als er dabei in seiner Kampfbegier soweit geht, mit dem Flussgott Skamandros selbst zu kämpfen, und als auch die Olympier, die sich bisher nur ab und zu und einzeln unter die Kämpfenden gemischt haben, herabsteigen, wider einander zu streiten, wobei es zu bösen Auftritten kommt: da, wo von all dem Toben und Lärmen, dem Waffenklirren und Männermorden auch der Beherzteste seine Seele bis in die Tiefe erzittern fühlt, da erscheinen Bilder des Friedens und der Versöhnung vor unseren Augen, und an Stelle des entsetzlichen Krieges tritt die edelste Menschlichkeit. Priamos macht sich auf, seines lieben Sohnes Leichnam von Achilleus sich auszubitten; von einem gütigen Gotte, dem Hermes, geleitet, der als junger Myrmidone erscheint, dringt er unangefochten bis in das Zelt des Aiakiden vor; er umklammert seine Kniee, er bittet, er beschwört ihn bei seinem Vater, dem greisen Peleus, er erweicht das Herz des edlen Jünglings und eilt mit dem teuren Leichnam nach Hause, ihn zu bestatten. So schreitet die Ilias, das echte Kriegsepos, mit eisernem Schritt einher, aber das rein Menschliche blickt doch überall durch, und mit kriegerischen Scenen wechseln friedliche Bilder.

Ich verzichte darauf, zu zeigen, wie eine gleich wirkungsvolle Verbindung von harter Arbeit und süssem Genuss, von seelischer Grossheit und idyllischem Liebreiz, von völkerbewegenden Thaten und behaglichem Einzeldasein auch in der Odyssee überall stattfindet. Ich setze bei meinen freundlichen Lesern die Kenntnis der Odyssee wie die der Ilias voraus. Nur auf ein paar Episoden darf ich kurz hinweisen.

Zuerst auf die herrlichen Nausikaascenen. Odysseus ist eben mit Mühe aus dem Rachen des Todes errettet; mit Hilfe des Schleiers, den ihm die Meeresgöttin Leukothea gegeben hatte, war er nach unsäglichen Mühen an das Land geschwommen und hatte sich, entkräftet wie er war, in einem Busch zum Schlafe niedergelegt: er schien rettungslos verloren. Da tritt ihm Nausikaa, die Tochter des Phaiakenkönigs, die mit ihren Mägden am Strande des Meeres Wäsche gehalten und dann Ball gespielt hatte, wie der Himmlischen eine entgegen; sie führt ihn in den Palast ihres Vaters und verhilft ihm auf der verzauberten Insel und in der Märchenwelt ihres glücklichen Volkes zu jenen schönen Tagen, die dem Leser noch jetzt eine ähnliche Erholung bieten,

wie sie damals dem wege- und meermüden Odysseus geboten haben.

Ganz ergreifend ist ferner die Scene, als Demodokos im Palast des Phaiakenkönigs von dem hölzernen Ross, der Einnahme Trojas und den Heldenthaten des Odysseus singt, dieser dabeisitzt, Thränen vergiesst und dann auf die Frage des besorgten Königs, warum er denn trauere, das grosse Wort spricht: »Ich bin Odysseus, des Laertes Sohn!« — Wer dächte endlich nicht an das friedliche und vertrauliche Zusammensein des heimkehrenden Königs Odysseus mit seinem treuen Sauhirten Eumaios unmittelbar vor dem furchtbaren Racheakte im Königshause?

Andere Homerische Geschichten wieder haben ihre Stärke in der Gewalt, mit der sie uns anregen und spannen. Wen bangte nicht in tiefster Seele, wenn der eben geblendete Riese Polyphemos, am Ausgang seiner Höhle sitzend, den starken Widder betastet, an dessen Bauch Odysseus sich festgeklammert hält, um der Gefahr des Todes zu entgehen? Wer schaute nicht mit verhaltenem Atem zu, wenn Achilleus mit dem mächtigen Flussgott Skamandros ringt, oder wenn Hektor, von Achilleus verfolgt, dreimal um die Mauern Trojas herumflieht, während die Seinen von der Mauer herab die entsetzliche Gefahr mit ansehen, ohne helfen zu können? Wem entsänke der Mut nicht, wenn die Fahrt zwischen Skylla und Charybdis hindurchgeht, wo auf der einen Seite das Ungeheuer sitzt, das mit seinen Krallen die Gefährten aus dem Schiff heraushebt, und auf der andern die Strudel in die Tiefe reissen?

Das ist etwas von dem Reichtum an packenden Vorgängen, an solchen, die durch Grossartigkeit und tragischen Charakter, wie an solchen, die durch Liebreiz und komischen Anstrich sich auszeichnen. Dass man aber nicht glaube, es seien diese Geschichten wie schöne Blumen oder wie köstliche Perlen regellos umhergeworfen. Die Perlen sind zum kunstvollen Geschmeide gefasst, die Blumen zum schönen Kranze gewunden; oder ohne Vergleich: Ilias und Odyssee sind planvoll angelegte und entwickelte Kunstwerke.

Bei der Odyssee leuchtet das ohne weiteres ein und wird kaum noch im Ernst bestritten. Ich gebe den Grundriss. In einer Götterversammlung wird beschlossen, dass Odysseus, der auf Ogygia bei der Nymphe Kalypso weilt, heimkehren soll. Während Hermes sich aufmacht, diesen Auftrag zu überbringen,

begiebt sich die Göttin Athene nach Ithaka, den jungen Telemachos aufzufordern, Erkundigungen nach seinem Vater einzuziehen. So thun wir einen Blick in das Treiben der wüsten Gesellen, die um Penelope freien, und sehnen uns mit Weib und Kind nach der Rückkehr des Hausherrn. Den Nachstellungen der Freier zum Trotz, die ihm nach dem Leben trachten, gelangt Telemachos glücklich nach Pylos und Sparta und fragt nach seinem Vater. Hier verlässt ihn der Dichter fürs erste, um uns wieder zum Odysseus zu geleiten. Dieser zimmert sich ein Floss und stösst ab, erleidet, weil ihm Poseidon wegen der Blendung seines Sohnes Polyphemos zürnt, Schiffbruch, wird an die Insel der Phaiaken verschlagen, erzählt hier die Abenteuer, die er während der zehn Jahre seiner Irrfahrten bei den Kikonen und Lotophagen, bei Polyphemos und Aiolos, bei den Laistrygonen, der Zauberin Kirke und im Hades, bei den Seirenen, bei der Skylla und Charybdis bestanden hat, wird dann von jungen Phaiaken nach Ithaka gefahren und schlafend dort ausgesetzt, sucht den treuen Sauhirten Eumaios auf, sieht sich in der Verkleidung eines Bettlers das Treiben der Freier sowie der abtrünnigen Diener und Dienerinnen mit an, offenbart sich seiner treubewährten Amme und nimmt dann an allen, die sich vergangen, sein Weib belästigt, sein Hab und Gut verprasst haben, fürchterliche Rache. — Das ist ein Plan, von dem man sagen muss, dass er kunstvoll ausgedacht und kunstvoll durchgeführt ist. Zwei Hauptteile springen gleich in die Augen, die Abenteuer und die Rache, aber beide sind eng verschmolzen. Der Dichter hebt nicht von vorn an, von der Zerstörung Trojas und der Abfahrt des Helden, um uns nun die Begebenheiten der zehn Jahre in logischer wie historischer Aufeinanderfolge zu erzählen; das wäre langweilig; sondern er versetzt uns mitten hinein in die Sache, mitten hinein in eine gespannte Lage und entwirrt von da aus, bald weiterführend, bald einhaltend, bald in dramatisch bewegter Rede, bald im schlichten Erzählerton einen wunderbaren Knäuel kunstvoll verschlungener Abenteuer. Ein einzelner ist hier Träger der Handlung, aber sein Geschick ist mit den Vorgängen der Zeit eng verflochten, und es erweitert sich sein Lebensbild zu einem umfassenden Weltbilde. Zu dem Ende bedarf der Epiker der Epeisodien, der Beiwerke, um den Gesichtskreis zu erweitern, das gemütliche Interesse noch mehr wachzurufen und den Hauptthelden durch Thaten und Worte untergeordneter Menschen zu heben.

Etwas Ähnliches gilt von der Ilias. Es ist zwar richtig, dass sich in diesem Epos mancherlei Unebenheiten, Ungereimtheiten, Lücken und Widersprüche finden; dass in einem späteren Buche ein Held noch lebt, der in einem früheren bereits gestorben war; dass Motive fallen gelassen werden, die vorher für wichtig galten; dass Boten völlig vergessen, weshalb sie ausgesandt sind; dass etliche Vorgänge zweimal und in verschiedener Weise erzählt werden; dass andere weder räumlich noch zeitlich untergebracht werden können: das alles ist richtig, und man kann deshalb ruhig zugeben, dass es niemand zu verdenken ist, wenn er an mehrere Verfasser oder an die Überarbeitung eines ursprünglich vorhandenen Epos von beschränktem Umfange denkt; aber der Aufbau des Ganzen ist doch auch kunstvoll, wohldurchdacht nnd regelrecht gefügt. Ich versuche, die Entwickelung mit wenigen Strichen zu zeichnen.

Achilleus zieht sich mit seinen Leuten, den tapferen Myrmidonen, vom Heere der Griechen zurück, weil er vom Agamemnon schwer beleidigt ist, und bittet seine Mutter, die Meeresgöttin Thetis, beim Zeus dahin zu wirken, dass er den Agamemnon und die Griechen unterliegen lasse und ihn, den Achilleus, auf diese Weise räche. Auch hier sind wir in medias res, mitten in die Sache hineinversetzt; auch hier spielen sich gleich zu Anfang wichtige, folgenschwere Ereignisse ab, und unsere Teilnahme ist lebhaft erregt. Nur dass hier die Handlung nicht so verschlungen ist wie in der Odyssee, sondern mehr geradlinig verläuft. — Thetis begiebt sich zum Zeus und bringt ihre Bitte vor, und Zeus verspricht, wenn auch erst nach langem Sträuben, sie zu erfüllen. Die Griechen bleiben zunächst zwar noch im Vorteil, geraten aber bald in solche Bedrängnis, dass Agamemnon sich zu dem schweren Schritte verstehen muss, Gesandte zum Peliden zu schicken mit der Bitte, er möge dem Groll entsagen, Geschenke annehmen und wieder zum Heere kommen. Aber noch ist der Rachedurst des leidenschaftlichen Jünglings nicht gestillt. Erst müssen die Achaier völlig geschlagen sein, erst müssen sie ihn fussfällig um Gnade bitten, ehe er sich mit ihnen aussöhnen will. Es kommt zu einer neuen furchtbaren Schlacht. Der Lärm und das Getöse dringen bis zum Zelte, bis zum Ohre des Achilleus; voller Verlangen, Näheres über den Stand der Dinge zu erfahren, schickt er seinen Freund Patroklos aus, zu sehen, was vorgeht. Dieser trifft auf verwundete Helden, die er in ihre

Zelte führt und pflegt; erst als der Lärm immer grösser, die Gefahr immer dringender wird, eilt er zum Strande des Meeres, wo der Gewaltige in Einsamkeit weilt, zurück und beschwört ihn mit Thränen in den Augen, den Griechen, die dem Untergange nahe seien, zu helfen. Aber Achilleus bleibt unerbittlich. Noch sind ja die Griechen nicht gekommen, seine Kniee zu umfassen. Nur so weit lässt er sich erbitten, dass er seinem Freunde erlaubt, in seiner, des Achilleus strahlenden Waffenrüstung, an der Spitze seiner Scharen, der Myrmidonen. aufzubrechen und die Troer zurückzuwerfen. Nur die Feste selber soll er nicht zu nehmen versuchen; diesen höchsten Kampfpreis behält Achilleus sich selber vor. Dann opfert er für seinen Freund zu den Göttern, ordnet die Heerhaufen und entlässt ihn. Patroklos kämpft seines grossen Freundes würdig und würdig der Waffen, die er trägt. Er jagt die Feinde bis zu den Mauern der Stadt zurück und versucht, der Warnung des Freundes vergessend, diese selber zu nehmen. Dreimal stürmt er an, aber dreimal wirft ihn der Gott Apollon zurück, und als er das vierte Mal vordringt, betäubt ihn der Gott durch einen Schlag, und Euphorbos und Hektor töten ihn. Jetzt entbrennt der Kampf um seinen Leichnam. Es ist ein schauerlich-schönes Völkerringen, das nun anhebt. Bald streiten die Kämpfer im Dunkel der Nacht, bald im Lichte der Sonne, immer aber wie die Löwen. Die Waffen des Patroklos gehen verloren, aber der Leichnam wird gerettet. Mittlerweile hat der junge Antilochos dem Achilleus die Nachricht vom Falle seines Freundes Patroklos gebracht. Achilleus ist fast zu Tode getroffen. Er bricht zusammen, er jammert und klagt, er zerreisst seine Kleider und bestreut sein Haupt mit Asche, aber dann rafft er sich auf, den Gefallenen zu rächen. Seine göttliche Mutter lässt ihm vom Hephaistos herrliche neue Waffen schmieden; mit Agamemnon und dem ganzen Heere söhnt er sich aus; dann rast er in wilder Kampfgier los, rast gegen Götter und Menschen, rast, bis er seinen Gegner Hektor vor den Augen der wehklagenden Eltern, welche jammern und weinen und vor Schmerz sich die Haare ausraufen, gejagt, gestellt, zu Tode getroffen und im Staube dahin geschleift hat. Dann rüstet er dem geliebten Freunde Patroklos eine herrliche Leichenfeier aus. Den Leichnam des Hektor giebt er hierauf doch dem unglücklichen Vater auf seine Bitten zurück, und er selber wartet nun des Geschickes, das ihm die Mutter geweissagt hatte, nämlich nach

kurzem, aber ruhmvollem Leben zu sterben; Troja aber geht, weil es seines Hortes beraubt ist, mit eiligen Schritten dem unaufhaltsamen Verderben entgegen.

Auch hier sind deutlich zwei Hauptteile zu unterscheiden, die Niederlage der Achaier, die neben dem Groll des Achilleus einherläuft, wie sie durch ihn bedingt ist, und die Verherrlichung des Achilleus, mit der der Sieg der Achaier Hand in Hand geht. Achilleus ist der Mittelpunkt, wenn auch nicht der ausschliessliche Träger der Handlung; den stimmungsvollen Prolog zu dem Völkerringen giebt der Streit der Könige ab, den beruhigenden Epilog die Leichenfeier für Patroklos und die Rückgabe Hektors. Das ist unstreitig ein einheitlicher Aufbau mit regelmässiger, streng verlaufender Entwickelung, das ist eine planmässige, mit Bewusstsein ausgeführte Schöpfung.

Indessen für die Sicherheit in Führung der Handlung und ihren planmässigen Fortschritt haben vielleicht nicht alle Leser ein volles Verständnis, wie denn nicht geleugnet werden soll, dass die Wirkung der Einzellieder und der Einzelvorgänge die des Ganzen bei weitem übertrifft; was aber einen jeden fesselt und eines jeden Sinn gefangen nimmt, das ist die vollendete Zeichnung der Charaktere.

Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Meister des Worts und Meister der That, Könige und Bettler, Aristokraten und Demokraten, Idealisten und Materialisten, sie alle treten als geschlossene Charaktere, als Wesen von Fleisch und Blut vor uns auf und lassen uns Freude darüber empfinden, dass wir sie kennen lernen. Welche Fülle von Personen ausserhalb und innerhalb der Mauern, und doch, gleicht eine der andern, ist nicht jede ein Individuum? Der Dichter zeichnet sie mit Worten, ja wohl; vor allem aber zeichnet er sie mit ihren Thaten. Die Homerischen Menschen sind also keine Schattengebilde, keine saft- und kraftlosen Schemen, sondern Menschen von Mark und Bein, an die wir glauben müssen, weil wir sie sehen, hören und greifen. Ich weise wieder auf einige besonders hin.

In erster Reihe ist Achilleus zu nennen, der echte Vertreter der hochstrebenden griechischen Jugend; der Held, der jung und schön und dabei ein Feuergeist ist, dem der Ruhm über alles, auch über das Leben geht, der gross ist im Lieben, aber auch gross im Hassen, der auch im Lager die Laute schlägt, Heldenlieder singt und dem Dienste der Musen so gut wie dem

Dienste des Kriegsgottes huldigt, und der mit übermenschlicher Stärke einen solchen Löwenmut verbindet, dass ein ganzes Heer erschrickt, wenn es nur seine Stimme hört, und dass selbst Hektor vor ihm die Flucht ergreift; eine Lichtgestalt, über die doch ein Schatten geworfen ist, eine entzückende Blume, die aber den Keim des Todes in sich trägt.

Ihm gegenüber im Troerheere welcher Gegensatz! Hektor, an Tapferkeit nur dem Achilleus weichend, sonst niemand, der auch auf Ehre und guten Namen hält, aber doch für noch höhere sittliche Ziele kämpft, für Weib und Kind, für Herd und Altar, für König und Vaterland. Erwirbt Achilleus unsere Bewunderung, so gewinnt Hektor unsere Liebe.

Ich kehre zu den Griechen zurück. Agamemnon ist beides, ein tüchtiger König und ein tüchtiger Kämpfer, nur dass er Anwandlungen von Kleinmut hat und wiederholt den Vorschlag macht, die Belagerung aufzuheben und heimzukehren. Auch lässt er sich von Selbstsucht und Hochmut fortreissen, das Recht zu beugen und andere zu verletzen, aber er scheut sich dann nicht, sein Unrecht einzugestehen und um Verzeihung zu bitten.

Der alte Nestor ist eine liebenswürdige Erscheinung. Wohl leistet er jetzt im Kampfe nicht mehr viel; aber von seinen Lippen fliesst die Rede süsser denn Honig, und wenn er, der drei Menschenalter gesehen hat, auf die gute, alte Zeit zu sprechen kommt, in der er noch Kraft hatte, grosse Thaten zu verrichten. dann ist er wunderbar beredt, und es lauschen die Helden seiner nicht immer kurzen Erzählung.

Aias, Telamons Sohn, ist der Hort in der Schlacht, der mit seiner Riesenkraft auch den Hektor besiegt, der Vater Zeus bittet, wenn er ihnen nicht helfen wolle, doch wenigstens die Finsternis vom Schlachtfelde zu verscheuchen, damit sie im Licht kämpfen und fallen könnten, und der das Vertrauen des Heeres in einem Grade besitzt, dass, als sieben Helden das Los darum werfen, wer dem Hektor entgegentreten soll, alle ohne Ausnahme im stillen beten, das Los möge den Aias treffen, und alle aufjubeln, als es nun wirklich so kommt.

Hiernach ist Diomedes zu nennen, der an Tapferkeit noch seinen Vater Tydeus übertrifft, der in seiner Kampflust auch Göttern Wunden schlägt und in dessen Augen es ein solcher Schimpf ist, zu weichen, dass Zeus dreimal den schwefeligen

Blitzstrahl vor seinem Gespann niederwerfen muss, ehe er sich entschliesst, dem Feinde den Rücken zu kehren und sich höhnen zu lassen.

Und nun der Held, den schon mancher gewählt hat, um ihm zum Olymp hinauf die Wege sich nachzuarbeiten, der Held, der in der Ilias eine bedeutende Rolle spielt, in der Odyssee aber alle Strahlen des Interesses wie in einem Brennpunkt in sich sammelt, Odysseus, der viellistige, der immer Rat weiss, immer ein passendes Wort hat, der als Held und Dulder gleich gross erscheint, alle Gefahren zu Lande und zu Wasser siegreich besteht und in sittlicher Kraft den Seinen so schön die Treue hält, wie sie ihm von diesen gehalten wird, der vieler Menschen Städte gesehen und ihren Sinn erkannt hat und der, wenn einer, die Wahrheit jenes schönen Sophokleischen Wortes bezeugt: »Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch!«

Aber es finden sich nicht nur Tugendhelden, sondern auch widerwärtige Charaktere bei Homer, und diese sind ebenso scharf und fesselnd gezeichnet. Da ist Paris, der leichtfertige Königssohn, der durch den Raub der Helena den Krieg heraufbeschwört, und wiewohl er bald sieht, was er angerichtet hat, sich doch nicht entschliessen kann, durch Rückgabe des schönen Weibes dem Kriege ein Ende zu machen; der oft einen Anlauf nimmt, als wolle er die Feinde zu Paaren treiben, und eilig davon läuft, wenn ein wackerer Mann ihm herzhaft entgegentritt, so dass ihn Hektor wiederholt tadeln und strafen muss. Da ist vor allem Thersites, der echte Typus eines Volksaufwieglers, der die schmutzige Wäsche der Vornehmen vor aller Welt wäscht, der die Leidenschaften der Menge anstachelt und gegen die Grossen geschickt zu hetzen weiss.

Nicht so gross wie die Zahl der Männer ist die Zahl der Frauen bei Homer, aber was wir haben, genügt, uns erkennen zu lassen, dass er sich auch auf die Würdigung der Frauen vortrefflich versteht.

In Penelope und Andromache tritt uns die eheliche Treue und die echte, tiefe Liebe entgegen, und doch sind sie beide wieder sehr verschieden von einander. Penelope ist die Hüterin der sittlichen Grundsätze, auf denen das Glück der Ehe, der Friede des Hauses, der Bestand der Gesellschaft beruht; so vermag ihr keine Bewerbung, keine Verlockung, und wenn sie noch so gross wäre, etwas anzuhaben; vielmehr ist sie Weib genug, alle die

Männer, die um sie werben, noch zu überlisten und hinzuhalten, bis der Gemahl kommt, der sie rächt und ihr das Glück bringt, nach dem sie sich so lange gesehnt hat und dessen sie so würdig ist.

Andromache dagegen, Hektors edle Gemahlin, ist das Weib mit tiefer, fast bräutlich glühender Liebe, die ihrer Empfindung in jenen berühmten Worten so schönen Ausdruck giebt: »Hektor, du bist mir Vater und Mutter, du bist mir Verwandter und blühender Lagergenosse«; die so glücklich, so unsagbar glücklich ist in ihrer Ehe, die aber ein Vorgefühl des kommenden Leides hat und über die dann das Schicksal so furchtbar hereinbricht.

Berückende Schönheit und verführerischen Leichtsinn hat der Dichter in der Helena gezeichnet. Sie ist die eigentliche Urheberin des Krieges, und so wird das Wort der Franzosen: »Cherchez la femme«, und das noch ältere der Lateiner: »Kaum giebts einen Process, wo den Streit nicht hätte begonnen Irgend ein Weib« auch schon durch das Lied vom Untergang Trojas bestätigt. Aber Helena ist zum Glück nicht so schuldig, wie sie scheint; der Dichter hat Mitleid mit ihr uud hebt sie dadurch, dass er sie Reue empfinden und ihres Thuns wie ihres feigen Gemahls sich schämen lässt. Ja so weit geht sie einmal in einem Augenblick sittlicher Erregung, dass sie der Aphrodite, der Liebesgöttin, die sie auffordert, zu Paris zu kommen und mit ihm der Liebe zu pflegen, höhnisch zuruft, wenn sie für den feigen Paris so zärtlich besorgt sei, warum sie dann nicht ihrer Göttlichkeit sich begebe, auf Erden wandle und den schönen Mann pflege, bis er sich dazu verstehe, sie zum Weibe zu nehmen oder zur Sklavin; aber freilich, als die Göttin ihr mit Ungnade droht, thut sie, was ihr geheissen ist.

Eine ganz andere Schönheit ist Nausikaa. Bei ihr tritt zum Glanz der Erscheinung jungfräuliche Anmut und wahrhaft rührende Naivetät. — Eine mit nur wenig Strichen gezeichnete und doch überaus ansprechende Erscheinung ist Briseïs, die schöne Sklavin des Achilleus. — Zuletzt erinnere ich noch an die Seirenen, die mit ihren Stimmen verlocken, und an Kirke, welche durch ihre Zauberkünste die Genossen des Odysseus in Tiere verwandelt und ihn selber zum Vieh erniedrigt haben würde, hätte er nicht mit Hilfe der Götter ihren Anschlag vereitelt. — Das sind einige aus der bunten Reihe der Homerischen Charaktere.

Warum aber wird man nicht müde, diese Menschen zu betrachten? Weil der Dichter bei ihrer Zeichnung einen Reichtum und eine Tiefe psychologischer Beobachtung bekundet, die immer von neuem überrascht und das Entzücken immer von neuem wachruft; weil er fast alle Regungen und Leidenschaften des Gemüts kennt und mit Wärme und Wahrheit schildert; weil er uns die innersten Beweggründe der Handelnden, auch wenn sie sich den Blicken entziehen, zu enthüllen weiss. Homer ist ein nie versiegender Quell echter Menschenkenntnis, und seine mit Sicherheit und Folgerichtigkeit gezeichneten Charaktere suchen ihresgleichen in der Litteratur aller Völker. Homer ist der Porträtmaler seines Volkes, und was für einer! Er hat es in seiner gottfreudigen Jugendlichkeit und in seiner geistvollen Männlichkeit erfasst und dargestellt. Daher die begeisterte Freude des Volkes an diesen Gemälden.

Aber zu dem bunten, fesselnden Menschenschwarm kommt noch etwas besonders Schönes hinzu, ein Himmel voller Götter.

Das Nibelungenlied wird oft mit dem Homerischen Epos verglichen und von Bewunderern demselben gleichgestellt oder gar vorgezogen. Es ist das ein verfehltes Beginnen. Unser nationales Epos ist ganz herrlich, und wir dürfen uns seiner mit berechtigtem Stolze freuen. In ihm lebt eine Macht des sittlichen Gedankens, eine Gewalt der Leidenschaft und eine Heldengrösse, die auch vom griechischen Epos nicht übertroffen wird. Aber was uns, von anderem zu schweigen, bestimmen muss, dem Homer den Preis zuzuerkennen, das ist seine Götterwelt. Denn im Nibelungenliede sind die religiösen Vorstellungen verschwommen, da weder das Heidentum schon ganz überwunden noch das Christentum bereits die herrschende Macht geworden ist. Bei Homer dagegen haben wir eine stark ausgeprägte und vielseitig entwickelte Religion der Schönheit, haben wir eine Fülle von leuchtenden Wesen, haben wir einen Olympos, einen Himmel voll überirdischer Männer- und Frauengestalten, wie sie nur die griechische Phantasie auf Grund des angeborenen Gottesbewusstseins schaffen konnte. Es sind zwar keine reinen, heiligen und gnädigen Wesen, wie es der Gott der Juden und der Christen ist; unseren Gott konnte eben menschliche Vernunft nicht schaffen, auch nicht im Bunde mit der Phantasie; der musste sich selber offenbaren. Die griechischen Götter dagegen sind

Wesen, denen allerlei menschliche Schwächen anhaften, die von Begierden und Leidenschaften getrieben werden wie die Sterblichen auch; und doch sind es übermenschliche Gebilde, weil sie die Naturgesetze durchbrechen, weil sie unendlich viel mehr als die Menschen wissen und leisten, und weil sie ein Daheim führen, an das die Feinde des irdischen Lebens, Arbeit und Alter, Krankheit und Tod, nicht hinanreichen.

Zahllos und vielgestaltig wie die Helden sind auch die Götter. Alle grossen menschlichen Züge haben ihre Vertreter unter ihnen; Erhabenheit und Anmut, Würde und Liebreiz, Weisheit und Kraft, Kunstsinn und technische Geschicklichkeit verkörpern sich in besonderen Wesen. Zeus ist der allgewaltige, im Donnergewölk thronende Götterkönig, sein stolzes Weib Here ist die ehrfurchtgebietende Beschützerin der Ehe. In Pallas Athene ist die Weisheit und die mit Weisheit gepaarte Tapferkeit, in Aphrodite die bezaubernde Schönheit, in Artemis der Frohsinn der Jagd, in Hebe die Anmut verkörpert; Apollon stellt die männliche Schönheit dar und ordnet die Kraft durch milde Kunst; Ares ist das kriegerische Ungestüm, Hermes der Götterbote, Hephaistos der Schmiedegott u. s. w.

Und wie der Himmel, so haben die Erde, das Meer, die Unterwelt ihre besonderen Götter, und auf der Erde giebt es wieder in jedem Berg und jedem Baum, jedem Quell und jedem Fluss einen Gott oder eine Göttin. Und alle diese Götter leben in einer staatlichen Ordnung und Gemeinschaft wie die Menschen auf Erden; sie haben ihr Haupt und ihre dienenden Glieder; es giebt vornehme und geringe, und gleich den Menschen wachen und schlafen, essen und trinken, lieben und hassen sie, nur dass ihr Thun kraftvoller oder zarter, anmutiger oder erhabener ist.

Die oberen Götter haben ihre Wohnungen in den Schluchten des Olympos. Auf dem Gipfel des Berges liegt der Palast des Zeus, in dem sie alle sich versammeln. Mehr als einmal öffnet der Dichter die goldenen Pforten dieses Hauses und lässt uns eine Versammlung sehen, wie sie farben- und gestaltenreicher, malerischer, fesselnder kaum gedacht werden kann. Ich greife eine solche Scene heraus. Vater Zeus hat eben durch eine Bewegung seiner Brauen, die den ganzen Olympos erzittern lässt, der Thetis zugesagt, dass er ihren Sohn rächen wolle, als er in den Saal tritt, in dem die übrigen Götter schon versammelt sind, um Nektar und Ambrosia zu geniessen. Sie springen von

ihren Sitzen auf und gehen ihm entgegen, ihn zu begrüssen. Er nimmt Platz auf seinem Thronsessel. Nun hat Here, sein eifersüchtiges Weib, gemerkt, dass eine andere Frau heimlich mit ihm verhandelt hat. Sie macht ihm deswegen Vorwürfe. Zeus weist sie nachdrücklich zurück und droht ihr aufs heftigste, droht ihr, handgreiflich zu werden, wenn sie sich um Dinge kümmere, die sie nichts angingen. Die Folge davon ist ein peinliches Schweigen. Es liegt wie ein Druck auf der ganzen erlauchten Versammlung, und selbst der Nektar will nicht mehr schmecken. Da hat Hephaistos einen guten Gedanken. Er fasst den Humpen, schleppt sich mühsam, denn das Gehen wird ihm schwer, da er an einem Fusse lahm ist, zu seiner Mutter Here hin und trinkt ihr zu mit der Bitte, den Zeus nicht zu reizen; wie übel man bei dem ankomme, wenn man ihm entgegentrete, das wisse er aus Erfahrung; er sei einst von ihm vom Himmel hinabgeschleudert worden und auf Lemnos für tot liegen geblieben. Dann kredenzt er ihr den göttlichen Trunk und kredenzt ihn der Reihe nach den andern Göttern; und als sie ihn so durch den Palast hinkeuchen und an Stelle der silberfüssigen, anmutigen Hebe den Mundschenk spielen sehen, da erhebt sich ein fröhliches, ein homerisches Gelächter unter den seligen Göttern.

Diese zweite Welt nun, die obere, steht nicht ausserhalb der ersten, der irdischen; keine schroffe Scheidewand trennt sie, so dass wir zwei von einander ganz unabhängige Klassen von Wesen hätten; sondern sie sind eng mit einander verbunden, es findet ein ununterbrochener traulicher Verkehr statt. Die Geschicke der Menschen sind es, die im Himmel verhandelt werden; es geschieht um der Menschen, um der troischen Händel willen, dass die Götter auf die Erde herabsteigen oder von oben her bestimmend eingreifen. Um den Agamemnon zum Kampf anzustacheln und so jene Niederlage herbeizuführen, die notwendig eintreten muss, soll dem Achilleus die versprochene Genugthuung werden, sendet Zeus den Traumgott an das Lager des Völkerhirten. — Um die gütliche Beilegung des Streites zu hintertreiben, welche es dem Zeus unmöglich gemacht hätte, sein Wort zu halten, veranlasst Pallas Athene den Bogenschützen Pandaros, den Fürsten Menelaos zu verwunden, um so den Vertrag zu brechen. — Aphrodite und Ares nehmen auf Seite der Troer am Kampfe teil oder suchen doch ihre Lieblinge zu beschützen, wobei Aphrodite von dem ungestümen Recken Diomedes am Gelenk ihrer

schönen, zarten Hand verwundet wird, dass Ichor, Götterblut, herausfliesst, sie laut aufschreit und in den Olympos flüchtet, sich weinend in den Schoss ihrer Mutter Dione wirft und von Zeus mit den köstlichen Worten verspottet wird: »Dir ist es nicht gegeben, mein Kind, kriegerische Thaten zu vollbringen; kümmere du dich um die anmutigen Dinge der Liebe und der Ehe; das hier werden der schnelle Ares und Athene alles besorgen«. Auch Ares wird von Diomedes getroffen und schreit so laut, wie nur neun- oder zehntausend Männer zusammen zu schreien vermögen.

Hierauf verbietet Zeus den Olympiern, sich am Kampfe zu beteiligen, indem er droht, den, der seinem Befehle trotzen sollte, zu schlagen, dass er übel zugerichtet in den Olympos heimkehre, oder ihn in das Dunkel des Tartaros hinabzuschleudern. Wollten sie aber die Probe machen, wer der Stärkere sei, er oder sie, so möchten sie eine goldene Kette am Olympos befestigen, die bis zur Erde reiche, und sich dann alle daran hängen, Göttinnen und Götter, sie würden ihn nicht hinabziehen; wenn es ihm aber beliebe, so ziehe er sie alle, die daran hingen, mitsamt der Erde und dem Meere empor, schlinge die Kette um einen Zacken des Olympos und lasse sie so zwischen Himmel und Erde schweben; um so viel sei er mächtiger als sie alle.

Eine Zeit lang verhalten sie sich auch ruhig. Zeus sitzt auf dem Ida und hält scharfe Wacht. Aber die Not der Achaier erheischt dringende Hilfe. Was thut die listige Here? Sie beschliesst, in ihrem schönsten Schmuck auf den Ida zu gehen, den Zeus durch Liebkosungen zu gewinnen, ihn in Schlaf zu versetzen und dann dem Poseidon ein kraftvolles Eingreifen zu ermöglichen. Sie begiebt sich also in ihr kunstvoll erbautes und mit allem, was die Frau braucht, wohl versehenes Toilettenzimmer, zu dem sie allein den Schlüssel hat, wäscht sich mit Ambrosia, salbt den stolzen Leib mit jenem Öle, das, wenn es im ehernen Hause des Zeus auch nur in Tropfen gebraucht wird, dies Haus, aber auch Himmel und Erde mit Wohlgeruch erfüllt, kämmt das schöne, ambrosische Haar und ordnet es zu zierlichen Flechten; legt das entzückende Gewand an, das Athene selber gearbeitet und mit kunstvollen Bildern geschmückt hat, entnimmt ihrem Schrein den kostbarsten Goldschmuck an Spangen und Ohrgehängen; wählt den schönsten Schleier, der weiss ist wie das Sonnenlicht, und die feinsten Sandalen aus und leiht sich, weil sie, ein echtes Weib, an dem allen noch nicht genug hat,

von Aphrodite den Gürtel der Anmut dazu, in welchem alles vereint ist, was überwältigt, Liebe und Sehnsucht und das süsse Gekose, das auch verständigen Männern den Sinn bethört. So herrlich ausgerüstet mit Weiberschönheit und Weiberlist, kommt sie auf den Ida. Kein Wunder, wenn sie es dem Zeus anthut und ihn überlistet. Während er ihr zur Seite auf der wolkenumgürteten Gargaros-Höhe ruht und zwar auf einem Lager, das Kräuter und Blumen, Krokos und Hyakinthos hervorspriessen lässt und in glänzenden Tautropfen schillert, muss Poseidon den Achaiern helfen und die Troer zurückhalten. Da erwacht Zeus. Ein Blick auf das Schlachtfeld, und er sieht, wie die Dinge stehen. Er gerät in heftigen Zorn, beschuldigt Here der Tücke und lässt sich erst beruhigen, als sie den heiligen, furchtbaren Eid der Götter, den Eid beim Styx, darauf leistet, dass sie nicht den Poseidon gesandt, dass er also, was er gethan, aus eigenem Antriebe gethan habe.

Erst ganz zuletzt, als die Stunde der Entscheidung gekommen ist, die niemand, auch Zeus nicht, aufzuhalten vermag, erst da erlaubt er den Göttern, Partei zu ergreifen, und nun erleben wir das befremdliche Schauspiel, dass die Olympier sich auf das heftigste bekämpfen, dass Pallas Athene den Ares mit einem Feldsteine so wuchtig an den Hals trifft, dass er niederstürzt und im Falle sieben Plethren bedeckt, dass dieselbe Athene auf besonderen Wunsch Heres die zarte Aphrodite unsanft vor die Brust stösst und dass Here sich so weit vergisst, der jungfräulichen Artemis Scheltworte wie »schamlose Hündin« zuzurufen, ihr mit der einen Hand beide Hände festzuhalten und mit der andern ihr Bogen und Köcher um die Ohren zu schlagen. Man sieht, den Homerischen Göttern ist kaum etwas Menschliches fremd. Aber Züge von dieser roheren Auffassung finden sich zum Glück selten; in der Regel sagen und thun die Götter, was nach reineren Begriffen Göttern zukommt, wie denn auch hier der Umstand, dass Apollon mit seinem Oheim Poseidon und Hermes mit der Leto als einer Gemahlin des Zeus nicht kämpfen mag, überaus angenehm berührt.

Das führt uns zur Frage nach dem religiös-sittlichen Gehalt im Homerischen Epos.

Nach der Lehre der modernen Naturalisten giebt es bekanntlich kein Gut und kein Böse; alle Moral beruht auf Verabredung; die wahre Kunst ist über den Standpunkt ethischer Befangenheit hinaus. »Jenseits von Gut und Böse«, das ist die Losung geworden.

Gott sei Dank, dass unsere Klassiker, dass Shakespeare und Dante, dass alle grossen Dichter der Alten über diesen Punkt anders gedacht haben und dass auch in sittlichen Dingen Homer Muster und Vorbild ist. Nicht als ob er sich vorgenommen hätte, sittlich zu sein und Sittlichkeit zu lehren; das ist nicht Sache der Kunst, sondern Sache der Religion und der Moral; aber alle echte Kunst ist sittlich, und keine Kunst kann erheben und erfreuen, wenn sie verletzt und Ärgernis giebt.

Ist somit die Darstellung des Hässlichen verboten? Durchaus nicht. Alles Hässliche, auch das Moralisch-Hässliche, darf dargestellt werden, aber nicht für sich allein, um seiner selbst willen und so, dass es den Anschein gewinnt, als ob es zu Recht bestände, sondern es ist so zu behandeln, dass es in seiner inneren Fäulnis, in der Überwindung durch das Gute geschaut wird. So wie das Schwinden des Schmerzgefühls ein grösseres Behagen hervorruft, als es das völlige Freisein von Schmerzen bieten könnte, so gewährt auch der Prozess der Zerstörung, in den wir Unrecht und Bosheit geraten sehen, die uns bedrückt haben, eine grössere Freude, als wir empfinden, wenn Recht und Ordnung niemals gestört würde. Wir treffen bei Homer Sinnlichkeit und Laster, Leidenschaft und Missethat so gut wie die Tugend in allerlei Gestalt und dies selbst unter Göttern, aber der göttliche Sänger lässt uns nicht im Unklaren darüber, dass Unrecht Unrecht ist und gestraft wird, und dass über dem bunten, dem Anschein nach oft unbegreiflichen Treiben der Menschheit eine Macht waltet, die alles sieht und alles hört und zuletzt doch alles zum rechten Ausgang führt. Zeus selber spricht einmal im Götterrat den schönen Gedanken aus, nicht die Götter seien die Urheber alles Übels auf Erden, sondern durch eigene Schuld und Thorheit zögen sich die Menschen schweres Leid zu. Und die Überzeugung geht wie ein roter Faden durch beide Gedichte, dass es eine höhere Macht giebt, die keine Masslosigkeit duldet und kein Unrecht ungestraft lässt.

Diese Reife sittlicher Anschauung beweist vor allem der Verlauf der Handlung in beiden Gedichten. Der troische Königssohn Paris hat, noch dazu unter schnöder Verletzung der Gastfreundschaft, eines fremden Fürsten Weib entführt und behält es mit Zustimmung seines Hauses und seines Volkes zurück; dafür muss er, muss sein Haus, muss sein Volk büssen. Troja verliert seine besten Söhne, verliert den Hektor und ist nun unrettbar

verloren. Troja muss fallen, weil es gefehlt hat, davon ist man hüben wie drüben gleich fest überzeugt. Es ist das sittliche Bewusstsein, das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit, das den Troerhelden Hektor so gut wie den Griechenkönig Agamemnon die Worte sagen lässt: »Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt, Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs«.

Aber es wird, wie der römische Dichter bemerkt hat, nicht nur innerhalb, sondern auch ausserhalb der Mauern Trojas gefrevelt. Agamemnon hat sich gegen einen Priester Apollons ungebührlich betragen, dafür straft der Gott sein Heer mit der Pest. Kaum ist der Frevel gesühnt und die Pest abgewandt, als sich Agamemnon im Streit mit Achilleus von neuem schwer vergeht; von neuem muss er bitter büssen; er gerät mit seinem Heere in die grösste Bedrängnis. Aber er geht in sich und thut Abbitte. Jetzt hätte Achilleus schon um des Gemeinwohls willen nachgeben und die Niederlage abwenden sollen; er thut es nicht, als Patroklos kommt und ihn flehentlich darum bittet; er lässt nur zu, dass Patroklos in seiner Rüstung auszieht; er selber will nicht helfen; dadurch wird das Mass seiner Schuld voll, und die Ate, das Verderben, bricht herein. Der Freund fällt, und der Verlust des Liebsten, was er auf Erden hatte, ist für den Achilleus die sofortige Strafe. Gegen diese Auffassung hat man wohl geltend gemacht, der Dichter spreche es nirgends aus, dass er den Tod des Patroklos als Strafe für den masslosen Groll des Peliden betrachtet wissen wolle. Das ist richtig; aber braucht das der Dichter noch zu thun, nachdem er schon bei der ersten Gesandtschaft den alten Phoinix an der Geschichte des Meleagros hatte zeigen lassen, wohin die Raserei des Zornes führt, und dass, wer den Töchtern des Zeus, den Litai, den Bitten, in Scheu und Ehrerbietung Gehör leiht, Vorteil davon hat, dass sie aber auf das Haupt dessen, der ihnen nicht folgt, Schuld und Verderben herabflehen, bis er sein Vergehen gebüsst hat?

Ebenso zweifellos ist der Zusammenhang von Schuld und Strafe in der Odyssee. Vom Gott Aiolos hat der Held einen Schlauch bekommen, in dem alle Winde eingefangen sind, die ihm schaden könnten; aber als schon die Küste der heimatlichen Insel in Sicht ist, öffnen seine thörichten Gefährten, von böser Neugier getrieben, den Schlauch, die entfesselten Winde brausen

hervor, und die Männer werden in das tobende Meer zurück und an unwirtliche Küsten verschlagen, wo neue Abenteuer ihrer harren. — Ein andermal vergreifen sich die Gefährten an den heiligen Rindern des Sonnengottes; dafür werden sie besonders hart gestraft. Bei einem Unwetter auf dem Meere, das Zeus schickt, kommen sie alle um bis auf den einen Odysseus. Diesem wird es endlich vergönnt, auf der Insel Ogygia bei der Nymphe Kalypso sich ein Floss zu bauen, um die Heimkehr anzutreten; aber Poseidon zürnt ihm, weil er seinen Sohn Polyphemos geblendet hat, darum lässt er das Floss zerschellen und bringt ihn selber dem Tode nahe. Nur mit Hilfe anderer Götter gelingt es dem Helden, schwimmend an das Ufer des Phaiakenlandes und von da in seine Heimat zu gelangen. Hier in der Heimat hält er dann Strafgericht wie ein rächender Gott. Die übermütigen Freier, die untreuen Diener, die frechen Mägde, sie alle, die der edlen Herrin das Leben so schwer gemacht und dem jungen Telemachos nach dem Leben getrachtet hatten, weil sie sicher annahmen, dass Odysseus nie zurückkehren werde, sie alle büssen ihre Schuld mit dem Leben. Die Treue aber erhält ihren Lohn. Sie haben sich wieder, die Gatten, die nicht stolze Männer, nicht verführerische Weiber, nicht Menschen, nicht Götter zu entfremden vermocht hatten; das Haus, das dem Untergang geweiht schien, ersteht im alten Glanze; es wird das Sehnen gestillt, es erfüllt sich die Hoffnung, und alle die Missklänge, die das Lied durchziehen und die Seele in ängstliche Spannung versetzen, lösen sich auf in die schönsten und wohllautendsten Harmonieen.

So ruht das Ganze der Dichtung auf sittlichem Grunde. Aber auch im einzelnen finden sich die erhabensten Anschauungen, Lehren und Sitten. Schlichte Frömmigkeit ist das Gemeingut fast aller Helden; sie sind überzeugt, dass im Schosse der Götter ihre Geschicke ruhen, und dass es gut um sie bestellt ist, wenn die Götter ihnen wohl wollen. Darum legen sie auf das Gebet und auf das Opfer grosses Gewicht. Als der schönste Ausdruck des tiefreligiösen Sinnes, der dem Griechenvolk in der Heroenzeit innewohnte, darf jenes Wort betrachtet werden, das kein Geringerer als Melanchthon für das schönste im ganzen Homer erklärt hat, das Wort nämlich: »Alle Menschen bedürfen der Götter.« »Wer den Göttern folgt, dem helfen sie,« wird immer von neuem eingeschärft. »Pallas Athene ist es, die

mich nicht fliehen lässt,« jauchzt Diomedes im Getümmel der Feldschlacht; und auch der Tapferste der Tapfern, Achilleus, bittet die Olympier wiederholt um Hilfe.

Sodann ist Wahrheit und Wahrhaftigkeit ein Schmuck der Homerischen Helden und zwar ein so hoher, dass Achilleus versichert, verhasst sei ihm der Mann gleich den Pforten des Hades, der etwas anderes sage als er denke. Der Eidschwur ist heilig, und wer ihn bricht, verfällt der Strafe des Zeus, der über dem Recht wacht. Wehe auch den Göttern, die den Eid brechen, den sie beim Styx geschworen haben.

Das Gefühl der Ehre ist ausserordentlich lebendig. Ihren guten Namen halten die Helden blank wie ihre Schwerter. Man denke an Achilleus und Diomedes.

Die Treue gehört in beiden Gedichten zu den Kräften, die den Lauf der Ereignisse bestimmen.

Die Freundschaft wird auf das wärmste gepflegt, zumal die Gastfreundschaft, die um einzelne und ganze Völker ein Band des Friedens schlingt, die auch den Bettler unter den Schutz der Götter stellt.

Der Gatten- und Kindesliebe begegnen wir auf Schritt und Tritt, nur einer Liebe nicht, der Feindesliebe. Den Homerischen Menschen gilt es noch für ebenso geboten, den Feind zu hassen und zu vernichten, wie es für recht gilt, den Freund zu lieben. Es ist schrecklich, zu sehen, wie Achilleus den jungen Lykaon trotz seiner flehentlichen Bitten niederstösst; wie er an dem Leichnam des Hektor seine Wut auslässt; wie er zwölf gefangene troische Jünglinge dem Freund zu Ehren auf seinem Scheiterhaufen schlachtet; aber der peinliche Eindruck, den solche Vorgänge machen, wird gerade beim Achilleus durch ergreifende Züge von Versöhnlichkeit gemildert.

Von den sonstigen Tugenden steht naturgemäss die Tapferkeit im höchsten Preise. Feiglinge gehen der Rettung wie des Ruhmes verlustig, und von denen, die fliehen, werden mehr getötet als von denen, die standhalten, das ist die allgemeine Überzeugung. Je mutiger einer vordringt und je langsamer er zurückweicht, desto grösseres Ansehen geniesst er. Nicht im Massenkampfe, nicht aus weiter Ferne und mit Feuerwaffen töten sie, was auch der Feige kann, sondern im Nahkampfe, Mann gegen Mann, mit dem Speer oder dem Schwert oder dem Feldstein. Der Held muss körperlich und geistig tüchtig sein, wenn

er siegen will; er muss Stärke, Geschick und Mut verbinden, sonst ist er verloren.

Diese Tapferkeit artet nicht in Roheit aus. Das ist schon deshalb nicht möglich, weil sie im Dienste der höchsten Ziele steht. Man kämpft wohl für den Ruhm, wie namentlich Achilleus, aber man kämpft doch auch aus Gehorsam und im Dienste des Gemeinwesens. Die Troer und ihre Bundesgenossen wissen recht gut, dass es schlimm um Ilias bestellt ist und dass die hohe Feste bald fallen wird, und doch kämpfen sie wacker, weil Priamos es will und weil das heilige Vaterland in Gefahr schwebt. Pulydamas rät einmal dem tapferen Hektor, vom Kampfe abzustehen, weil die Vorzeichen ungünstig seien. »Thor, der du bist«, ruft ihm der Held entgegen, »dir müssen die Götter den Sinn verwirrt haben, dass du solch einen Rat giebst. Es giebt nur ein Vorzeichen, das ist der Kampf für das Vaterland«.

Unter den Helden, die da kämpfen, geniessen die Könige grosser Vorrechte und Ehren. Man hält dafür, dass sie von den Göttern abstammen und sich des besonderen Schutzes der Götter erfreuten. Dafür erwartet man aber auch besondere Leistungen von ihnen. Zum blossen Herrsein, zum Geniessen und Schwelgen sind sie nicht da, sondern zur unermüdlichen Arbeit für das Volk. »Du schläfst«, so ruft der oberste Gott dem obersten König im Traume zu, »Du schläftst, Agamemnon? Ein ratspendender Mann, dem Völker anvertraut sind und dem so Grosses am Herzen liegt, darf nicht die ganze Nacht schlafen.« Ein köstliches Wort! Aber nicht minder köstlich ist das andere, das die Weltgeschichte durch die Jahrtausende hin bestätigt hat: »Die Vielherrschaft taugt nichts; einer muss Herr sein, einer König, dem der Kronide Zeus die Macht übergeben hat.«

Adel und Kraft spricht aus den Homerischen Menschen. Sie stehen noch auf gutem Fusse mit der Sinnlichkeit; sie lieben, sie essen, sie trinken, sie toben sich aus mit vollem Behagen, aber ohne Lüsternheit, ohne Weichlichkeit. Ein Mensch wie Paris, der über dem Hang zur Sinnenfreude der Tugend und Heldenehre vergisst, ist der allgemeinen Verachtung preisgegeben, und mit einem Lügner pflegt niemand Gemeinschaft. Weil in der Homerischen Welt diese Sittenreinheit und moralische Sicherheit herrscht, der Lug und Trug so verhasst ist wie Feigheit

und Faulheit, weil hier Denken und Handeln noch im schönsten Einklang stehen, weil hier die Reflexion noch nicht zwischen Geist und Leib geschieden hat und niemand von des Gedankens Blässe angekränkelt ist, weil uns hier fast durchweg ehrliche, kernhafte, zuverlässige Naturen entgegentreten, so ist es uns, wenn wir Homer lesen, als ob wir von frischer, würziger Bergluft angeweht würden, in der zu atmen und sich gesund zu baden eine Lust ist.

Zu des Dichters Lebzeiten waren die Stände schon geschieden und durch Kämpfe getrennt, in seiner Dichtung aber lässt er die Götter noch freundlich mit den Menschen, die Könige noch freundlich mit ihren Dienern verkehren! Er kennt für die Heroenzeit noch keinen klaffenden Zwiespalt zwischen den Ständen. Wie wohlthuend berührt jedes fühlende Herz der Verkehr des Königs Odysseus mit dem treuen Sauhirten Eumaios! In Goethes Werther, jenem wahrhaft genialen Werke, wird dem Homer die höchste Ehre erwiesen. Der sehr begabte, aber willensschwache Jüngling, von dem das Werk handelt, kennt und schätzt ihn sehr. Er besitzt neben der Ernestischen auch die kleine Wettsteinsche Duodezausgabe, die er bequem auf den Spaziergängen mit sich nehmen kann. Als er nun das Unglück hatte, der hochnäsigen Gesellschaft im Hause des Grafen von C., weil er nicht vornehm genug war, so wenig zu gefallen, dass der Gastfreund ihn bitten musste, sich zu entfernen, da fuhr er nach M., dort die Sonne untergehen zu sehen und dabei in seinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Odysseus von dem trefflichen Sauhirten bewirtet wird. Vortrefflich! Das war Balsam auf die Wunde! Leider blieb der Unglückliche nicht bei Homer; er ging zu Ossian über, d. h. von dem Dichter kraftvoller Thaten und erprobter Helden zu dem Sänger weicher Empfindungen und zerfliessender Gestalten, und seitdem war er verloren.

Die Homerischen Menschen leben im Diesseits und nicht im Jenseits. Das Bild, das sie sich vom Leben nach dem Tode machen, ist schrecklich. Odysseus hat das Elend dort unten gesehen. Denn als er in den Hades hinabgestiegen ist, was nur einem Manne von seinem Mute und seiner Klugheit gelingen konnte, sieht er, wie die grossen, starken Helden von ehedem zu erbärmlichen Schatten zusammengeschrumpft sind, und Achilleus ruft ihm klagend zu, er wolle lieber Tagelöhner auf der Erde als König unter den Toten sein. Aber die Lebenslust und der

Thatendurst jener kraftvollen Gesellschaft war zu gesund und naturwüchsig, als dass eine trübe oder gar pessimistische Stimmung hätte aufkommen können. Nur ganz vereinzelt findet sich einmal eine Äusserung wehmütiger Trauer, aber desto mehr hebt sie sich von dem sonstigen, lichten Hintergrunde ab, desto wirksamer ist sie. Als die Rosse des Achilleus erfahren haben, dass ihr Wagenlenker Patroklos gefallen ist, stehen sie unbeweglich, wie Säulen auf dem Grabmal eines Mannes stehen, und heisse Thränen stürzen aus ihren Augen. Das sieht Vater Zeus. Er schüttelt das Haupt und spricht zu seinem Herzen: »Ihr Armen, warum haben wir euch, die ihr nicht altert und nicht sterbet, einem Sterblichen gegeben? Doch nur, dass ihr unter den unseligen Männern Leid erduldetet. Denn von allem, was da lebt und webt, ist der Mensch das unglücklichste Geschöpf.«

Auf die Vergänglichkeit des Menschenlebens weist Glaukos in jenem wunderschönen Vergleich hin, den Herder nicht lesen konnte, ohne vor Rührung zu weinen:

> Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen.
> Einige streuet der Wind auf die Erd' hin, andere wieder
> Treibet der knospende Wald, erzeugt in des Frühlinges Wärme.
> So der Menschen Geschlecht, dies wächst, und jenes verschwindet.

Aber solch eine Empfindung ist wie ein Tropfen fremden Blutes in den Adern Homers; er stösst ihn aus. Er weiss es und bekennt es wiederholt, dass mit Seufzen und Klagen nichts erreicht wird, da sie das Herz erkälten und starr machen. Er wendet sich lieber dem frischen Leben zu und wird ein Sänger starker Empfindungen und kräftiger Thaten.

Nach dem allen begreift man, wie die Griechen Homer als den besten Lehrer der Religion und Sittlichkeit betrachten konnten, warum sie gewisse Sentenzen gleichsam als Kernsprüche im Munde führten und wie Horaz dazu kam, zu sagen, er lese immer wieder den alten Meister, weil man aus ihm besser als aus den Schriften der Philosophen lerne, was schön und was hässlich, was nützlich und was schädlich sei.

Mit der gesunden und kernigen Natur der Homerischen Menschen, mit ihrem Realismus ist d e r R e a l i s m u s d e r D a r s t e l l u n g untrennbar verbunden. Denn wodurch anders könnte ein naturwahres Wesen und der Schein des vollen Lebens uns

vorgeführt werden als durch naturwahren Ausdruck? Unsere jüngsten Dichter, die Naturalisten, sind im Irrtum, wenn sie glauben, mit der getreuen Wiedergabe der Natur hätten sie etwas Neues aufgebracht. Neu ist nur das Übertriebene, das Falsche an ihrem Verfahren, insofern sie nicht mit künstlerischer, sondern mit photographischer Treue, nicht nach dem Gesichtspunkte der Schönheit, sondern nach dem der augenblicklichen Wahrheit, die doch nur eine Karikatur der wirklichen Wahrheit ist, die Dinge wiedergeben. Anders Homer. Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur, sein Auge erfasst ihres Wesens Schönheit. Er beobachtet die natürlichen Vorgänge scharf, er spiegelt sie treu wieder, und wenn er schildert, verweilt er beim Kleinen mit derselbigen Genauigkeit und demselben Behagen wie beim Grossen; aber weil er die Dinge nach ihrem inneren Kern erfasst, weil er sie selber sprechen lässt, anstatt über sie zu sprechen, weil er mit der Kraft der natürlichen Leidenschaft eine massvolle Besonnenheit verbindet, die ihn fast nie vom Wege der Schönheit abirren lässt, weil er auf jedem Gebiet das Bild aller lebendigen Kraft vergegenwärtigt und begrenzt: darum ist seine Darstellung wahrer, naturtreuer und wohlthuender, als wenn er nur Augenblicksbilder aufgenommen hätte. Denn das muss man sagen, die Homerische Welt steht greifbar vor unseren Augen. Von allem, was vorgeht und geschieht, was erzählt und beschrieben wird, können wir uns eine deutliche Vorstellung machen; es ist, als ob wir dabei wären. Der Dichter bleibt im Hintergrunde, und wie er auf die neueste Zeit nicht anspielt, so hält er mit seinem Urteil zurück. Er nimmt die Dinge, wie sie sich geben; das verleiht seiner Darstellung die vielgerühmte Objektivität. »Homer«, sagt Goethe einmal, »stellt die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt; er schildert das Fürchterliche, wir fürchterlich, er das Angenehme, wir angenehm.« Der Ton seiner Empfindung ist naiv, nicht gekünstelt, seine Darstellung kernig und plastisch. Ob Land oder Meer, ob Kampf oder Stillleben, ob Mensch oder Tier — Homer ist in der anschaulichen Wiedergabe aller dieser Dinge bewundernswert. Nun geht diese Kunst der objektiven oder realistischen Darstellung in erster Reihe auf die dem Dichter angeborene gesunde Anschauung, auf seinen Sinn für die Wahrheit zurück, er hat aber nicht selten, z. B. bei der Schilderung der Phaiakeninsel, auch der dichterischen Phantasie ihr volles Recht eingeräumt und hier durch die Verschmelzung

mythischer Züge mit wirklichen, durch eine innige Verbindung von Wahrheit und Dichtung sich die höchste Wirkung gesichert.

Auf die wichtigsten der Kunstmittel, die Homer anwendet, um anschaulich zu schildern und zu malen, hat zuerst Lessing im Laokoon hingewiesen, und man thut gut, immer wieder zu seinen trefflichen Ausführungen zurückzukehren.

Homer malt nicht, wie der Maler malt, sondern er verwandelt Nebeneinanderliegendes in Aufeinanderfolgendes, Räumliches in Zeitliches, Ruhendes in Bewegtes, weil die Zeit, nicht aber der Raum, weil die Handlung, nicht aber die Ruhe das Gebiet des epischen Dichters ist. Statt der Abbildung eines Scepters, die doch hinter der des Malers weit zurückstehen würde, giebt er die Geschichte des Scepters; statt zu schildern, wie der Boden mit Leichen bedeckt ist und wie überall in der Ebene hin die Feuer brennen, erzählt er, wie Apollo, ergrimmt wegen des Schimpfes, den man seinem Priester angethan hat, vom Olymp herabsteigt, er, der Sonnengott, der Nacht gleich; wie die Pfeile in seinem Köcher rasseln, während er eilig hinabsteigt; wie er sich dem Lager gegenüber niedersetzt, den Bogen nimmt, die Pfeile auflegt, sie unter furchtbarem Schwirren entsendet, zuerst die Maultiere und Hunde, dann die Menschen trifft, und wie nun die Leichen sich häufen und die Bestattungsfeuer in der Ebene sich mehren. Das ist ein herrliches dichterisches Gemälde, und derselben giebt es viele, namentlich auf dem Schilde des Achilleus.

Eine besonders schöne Schilderung ist die Meerfahrt des Poseidon. Der Dichter hätte sagen können: Der Meergott fuhr eilig von Aigai nach Troja hinüber. Das wäre Prosa gewesen. Wie lautet dagegen die Poesie! In Aigai, im goldschimmernden Palast tief unten im Meer, schirrt Poseidon die erzhufigen, von goldener Mähne umflatterten Rosse ins Joch, besteigt den Wagen, schwingt die goldene Geissel und lenkt über die Flut, um an der troischen Küste zu landen. Und als er dahin fährt, kommen die Ungeheuer des Abgrundes aus allen Tiefen herbei und jauchzen bei seinem Erscheinen, weil sie ihren Herrn und Meister erkennen. Das Meer aber bildet von selbst eine Strasse, und die Wogen türmen sich zu beiden Seiten auf; er aber fährt dahin in rasender Eile, und kein Tropfen netzt die eherne Axe.

Was thut aber der Dichter, wenn er körperliche Schönheit darstellen soll? Malt er hier, wie die Maler malen? Ja, wenn er ein schlechter Dichter wäre! Versuchte er es dem Maler nach-

zuthun, wie das andere thörichterweise versucht haben; versuchte er etwa von der Schönheit der Helene uns auf die Weise einen Begriff zu geben, dass er sagte, ihr Haar hatte diese Farbe, ihre Stirn diese Wölbung, ihre Augen diese Form und diese Farbe, ihre Nase diese Länge und diese Stellung, ihr Mund war so geschnitten und so schmal, das Kinn also geformt, der Teint also beschaffen: man würde eins über dem andern vergessen, würde das Ganze nicht zusammenfassen und sicherlich nicht den lebendigen Eindruck der Schönheit bekommen. Darum verzichtet Homer auf das malerische Malen und zeigt uns die Wirkung der Schönheit, und siehe da, die Schönheit steht in all ihrem Zauber vor uns! Denn wenn wir hören, dass Paris sogar unter Bruch der Gastfreundschaft die Helena raubt; wenn er sich selbst durch die Not der Seinen nicht bestimmen lässt, diesen herrlichen Besitz zurückzugeben; wenn die troischen Greise, die doch alle Ursache hatten, der Helena gram zu sein, bei ihrem Erscheinen in die Worte ausbrechen: »Wahrlich, es ist den Troern und Achaiern nicht zu verargen, dass sie um dieses Weibes willen so lange Schmerzen erdulden; sie gleicht den unsterblichen Göttern an Schönheit« — wahrlich, dann haben wir eine lebendige Vorstellung von ihrer Schönheit bekommen.

Ein weiteres wirksames Mittel, seiner Darstellung Anschaulichkeit zu geben, besitzt Homer in seinen malerischen Beiwörtern. Durch gutgewählte, treffende Adjektive beleuchtet er im Nu Personen und Dinge. Wenn ein Held »im Schlachtruf tüchtig« oder »fussschnell« oder »armstark« oder »Aresgeliebt«, wenn ein weibliches Wesen »weissarmig« oder »silberfüssig« oder »grossäugig«, wenn ein Schiff »schnell« oder »seedurchfahrend«, wenn der Wolf »rohfleischfressend«, wenn das Ross »kraftstrotzend« und der Hase »Ducker« genannt wird, so stehen diese Wesen alle sofort in charakteristischer Form vor uns.

Am allernächsten aber kommt Homer der Natur und der Wahrheit durch seine Vergleiche. In Goethes »Hermann und Dorothea«, diesem besten aller modernen Epen, finden sich nur zwei wirklich ausgeführte Vergleiche. In den deutschen Epen des Mittelalters giebt es schon eine grosse Zahl. Aber gegen den Reichtum und die Vortrefflichkeit der Homerischen Vergleiche kommt nichts auf. Die blosse Menge wäre ja nun allerdings noch kein Lob. Es könnte ja so aussehen, als ob Homer der Vergleiche bedurft hätte, eine nicht ganz klare Dar-

stellung klarer zu machen. Dem ist aber nicht so. Undeutlich ist auch ohne Vergleich nichts. Aber durch die Vergleiche werden bestimmte Punkte, auf welche der Dichter besonderes Gewicht legt, in das hellste Licht gerückt, oder es wird durch sie in den bewegtesten Kampfesscenen ein Ruhepunkt für gesammelte Betrachtung gewonnen; und dann sind diese Vergleiche sehr oft an und für sich fesselnde, weil von Leben und Poesie erfüllte Geschichten oder Naturschilderungen und Beschreibungen von Landschaften, die dem für Naturschönheit empfänglichen Sinn die höchste Freude gewähren.

Die äusseren Vorgänge, die wir mit den Sinnen wahrnehmen, bedürfen natürlich nicht der Erklärung durch Parallelen aus dem geistigen Leben. Ein solcher Versuch ist nur einmal von Homer gemacht worden und zwar in sehr sinniger Weise. Wie sich ein Mann, sagt er, der viele Länder gesehen hat, in seinen Gedanken mit wunderbarer Schnelligkeit bald hierhin bald dahin versetzen kann, so schnell eilte die Göttermutter Here vom Ida zum Olympos. — Sonst bietet die Natur mit der Fülle ihres Lebens die schönsten Vergleiche. Der Wandel der Jahreszeiten, die Stille der Nacht, der Stürme Wut und des Meeres immer wechselnde Erscheinungen, Feuer und Wasser, Pflanzen und Tiere, alles tritt in den Dienst des göttlichen Sängers.

Von Hektor ist eben gesagt, dass er, auf seine schnellen Füsse vertrauend, in die Schlacht eilte. Das genügt dem Dichter noch nicht. Er setzt hinzu: Wie es ist, wenn ein Ross, das im Stalle steht und an der Krippe reichlich Hafer gefressen hat, die Fessel zerreisst und durch die Ebene dahin galoppiert, weil es gewohnt ist, im schönfliessenden Strom sich zu baden; stolz trägt es sein Haupt im Vertrauen auf seine Kraft, um die Schultern flattert die Mähne, und seine Füsse tragen es schnell zu den bekannten Weideplätzen der Rosse: also eilte Hektor schnell vorwärts, als er die Reisigen zum Kampfe antrieb. — Von demselben Hektor sagt der Dichter ein andermal: Wie der braune Adler auf die Schar der geflügelten Vögel losstürzt, die am Flusse sitzen und fressen, auf Gänse, Kraniche oder langhalsige Schwäne: so stürzt Hektor auf das stahlblau geschnäbelte Schiff vor.

Wie schon hieraus hervorgeht, enthalten die Homerischen Vergleiche oft sehr viel mehr als unbedingt nötig ist. Sie dienen eben nicht nur zur Erläuterung und um die Stimmung zu verstärken, sondern haben eine Bedeutung für sich.

Um den Kampfeseifer der Myrmidonen zu zeichnen, hätte Homer nur zu sagen brauchen: sie stürzen vorwärts, wie hungrige Wölfe auf ihre Beute stürzen. Weil er aber ein anschauliches Tierleben vorführen will, sagt er: Gleich wie Wölfe, die nach Fleisch verlangt, denen unbändige Kraft im Innern wohnt und die nun einen grossen gehörnten Hirsch in den Bergen erbeutet haben und verzehren; ihnen allen sind die Rachen rotgefärbt von Blut; dann stürzen sie rudelweise fort, um aus der nächsten Quelle mit ihren schmalen Zungen das dunkle Wasser zu schlürfen, wobei sie den blutigen Mord ausspeien; in ihrer Brust lebt ein Herz, das nicht zittert, ihre Magen aber sind vollgestopft von Speise: gerade so drängen sich die Führer und Berater der Myrmidonen um den Freund des Aiakiden. — Oder es stürzt ein Held, wie eine Eiche stürzt, oder eine Schwarzpappel oder eine schlanke Kiefer, die die Zimmerleute mit ihren Beilen gefällt haben, damit sie zum Schiffbau verwendet werde. — Zu besonders schönen Vergleichen wird der König der Tiere, der Löwe, verwertet. Wie ein Löwe vom einsamen Gehöft abzieht, nachdem er es müde geworden ist, die Hunde und die Männer zu reizen, die die ganze Nacht Wache halten und nicht zulassen, dass er sich ein fettes Stück aus der Rinderherde herausholt; ihn aber verlangt heftig nach Fleisch, und so dringt er immer wieder vor; er richtet aber nichts mehr aus, denn in einem fort senden sie ihm die Speere entgegen, die von den Händen der Männer geschleudert werden, und die brennenden Fackeln, vor denen er trotz aller Kampfeslust zurückweicht; und als es Tag wird, entfernt er sich mit bekümmertem Herzen: geradeso wich der im Kampfruf tüchtige Menelaos zurück von dem Leichnam des Patroklos, den die Troer nicht losliessen. — Sogar dem Grautier, dem Esel, hat der Dichter eine Seite abgewonnen und zwar eine gute, die Beharrlichkeit, die sich durch nichts beirren lässt. Sowie ein Esel, den Knaben dahinführen und der auf ein grünes Saatfeld am Wege gegangen ist, sich satt zu fressen, unbekümmert um die Schläge, die die Kinder ihm geben, ruhig weiter frisst, bis er satt ist und dann von selbst wieder in den Weg zurück lenkt: so weicht Aias vor den Speerwürfen der Feinde nur langsam und ohne sich sonderlich um sie zu kümmern.

Wie lieb dem Dichter die Vergleiche sind, ersieht man namentlich daraus, dass er sie an einigen Stellen häuft; finden sich doch einmal fünf Vergleiche zusammengestellt, damit ja

der Vorgang, der Ausmarsch des Heeres, von allen Seiten beleuchtet werde.

Es bliebe noch übrig, von dem Versbau und dem sprachlichen Ausdruck des Dichters einiges zu sagen. Allein das kann man nicht gut thun, ohne Bekanntschaft mit dem Urtext vorauszusetzen. Ich beschränke mich also auf die Versicherung, dass die Homerische Darstellung Einfalt und Erhabenheit, Kunst und Natur in wahrhaft gewinnender Weise verbindet, dass man sich einen schlichteren Satzbau nicht denken kann, und dass er doch, weil er klar und wohlgebaut ist, niemals ermüdet, und dass der Homerische Vers in seiner passenden Länge, seinem schönen Tonfall, seiner Ausdauer, Kraft und gefälligen Gliederung für das Epos wie geschaffen ist. Der Ton wechselt natürlich je nach der Verschiedenheit des Inhaltes. Bald ist die Darstellung farbenreich, andringend und kühn, bald zeichnet sie sich durch Pracht und Fülle aus, bald erstrahlt sie in sonnigem Glanze, bald nähert sie sich in sicherer Ruhe und Schlichtheit der Rede des gewöhnlichen Lebens, immer aber atmet sie Gesundheit, Kraft und Bewegung.

Ich habe entfernt nicht alles beigebracht, was als besonders fesselnd an Homer gelten kann und was seine überragende Grösse ausmacht. Aber wenn wir nur auf das wenige hinsehen, was ich in dieser Stunde Ihrem Urteil unterbreitet habe, so begreifen wir, wie Homer bei seinem Volke in so hohen Ehren stand, dass es ihn wie einen Heros, ja wie einen Gott feierte, und wie er bis auf unsere Tage in allen höheren Kulturen als segenspendender Genius und als Führer zum Idealen gefeiert wird.

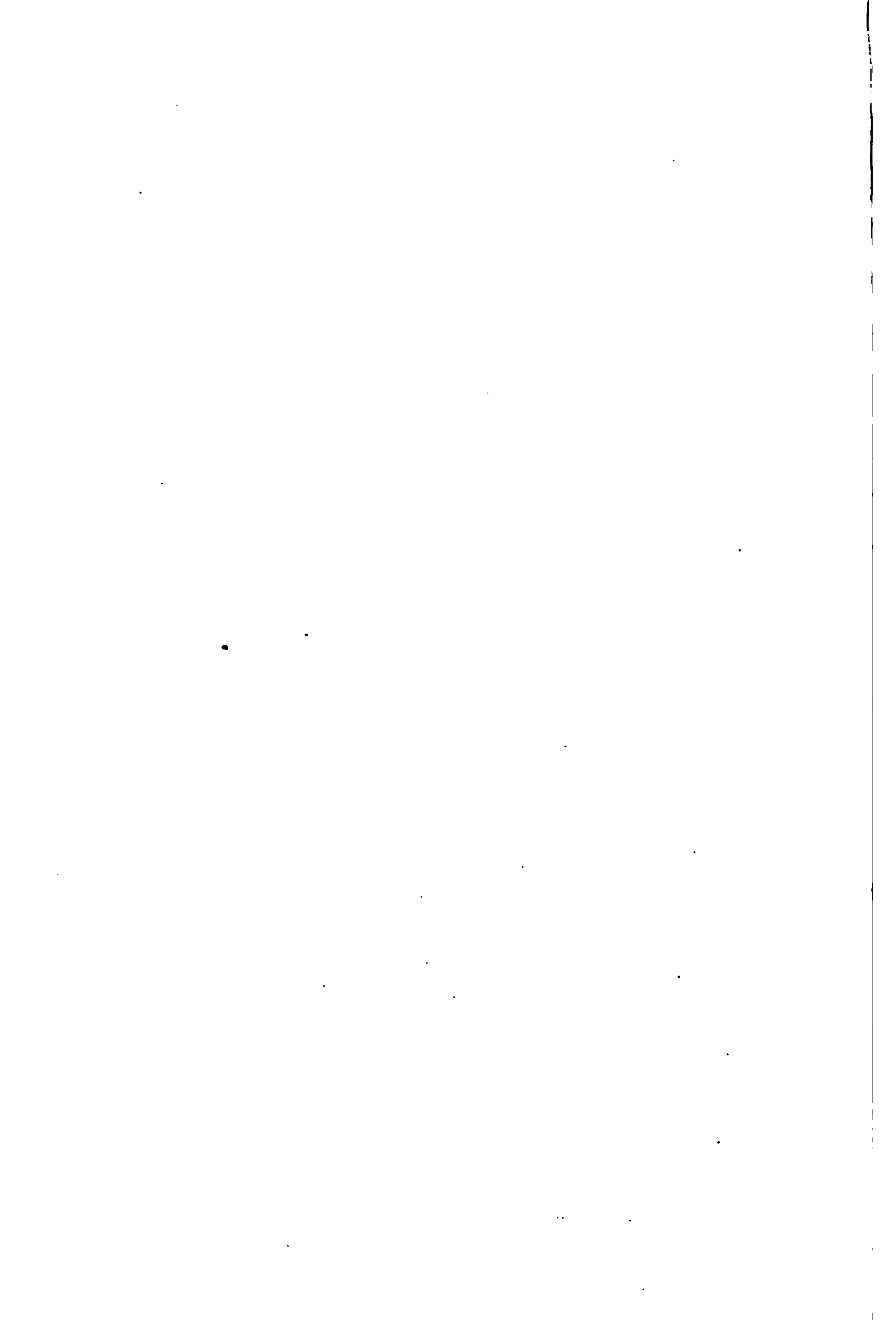
Wie sagt doch Goethe?

»Denn wer wagte mit Göttern den Kampf und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.«

Wer dem deutschen Volke die Griechen, wer ihm den Homer nehmen will, der weiss einfach nicht, was er thut; er verschüttet eine der Quellen, aus denen unserem Geistesleben ein Segen zugeströmt ist und fortwährend zuströmt, wie ihn keine Litteratur der Welt wieder zu bieten vermag. Übrigens hat es keine Gefahr. Wenn wir von ihm abgebracht würden wir kehrten doch wieder zu ihm zurück. Er altert nicht, er verliert nicht, er bleibt immer neu und frisch. Seine Vorzüge und Reize sind so zahlreich, so gross und von so bleibendem Werte, dass er der Welt nicht verloren gehen kann

und nicht verloren gehen darf. »Auch hier«, ruft Lessing einmal aus, »ist Homer das Muster aller Muster«. Das gilt fast durchweg. Und wenn wir auch so glücklich sind, die herrlichsten Schätze vieler anderer Völker und vor allem die Meisterwerke unserer eigenen Litteratur, einer Litteratur sondergleichen, zu besitzen und zu geniessen, einen Homer hat es nur einmal gegeben; nur einmal hat sich in einem Sänger Natur und Kunst, Objekt und Subjekt, Vergangenheit und Gegenwart, Altes und Neues zu solch ungestörter Einheit zusammengefunden wie in Homer, und so sagen wir im Anschluss an die Worte eines griechischen Epigrammatisten:

»Lange sann die Natur und schuf, und als sie geschaffen,
Jubelte laut sie und sprach: »Einen Homeros der Welt«.«



Horaz und sein Säculargedicht.

Ein Beitrag

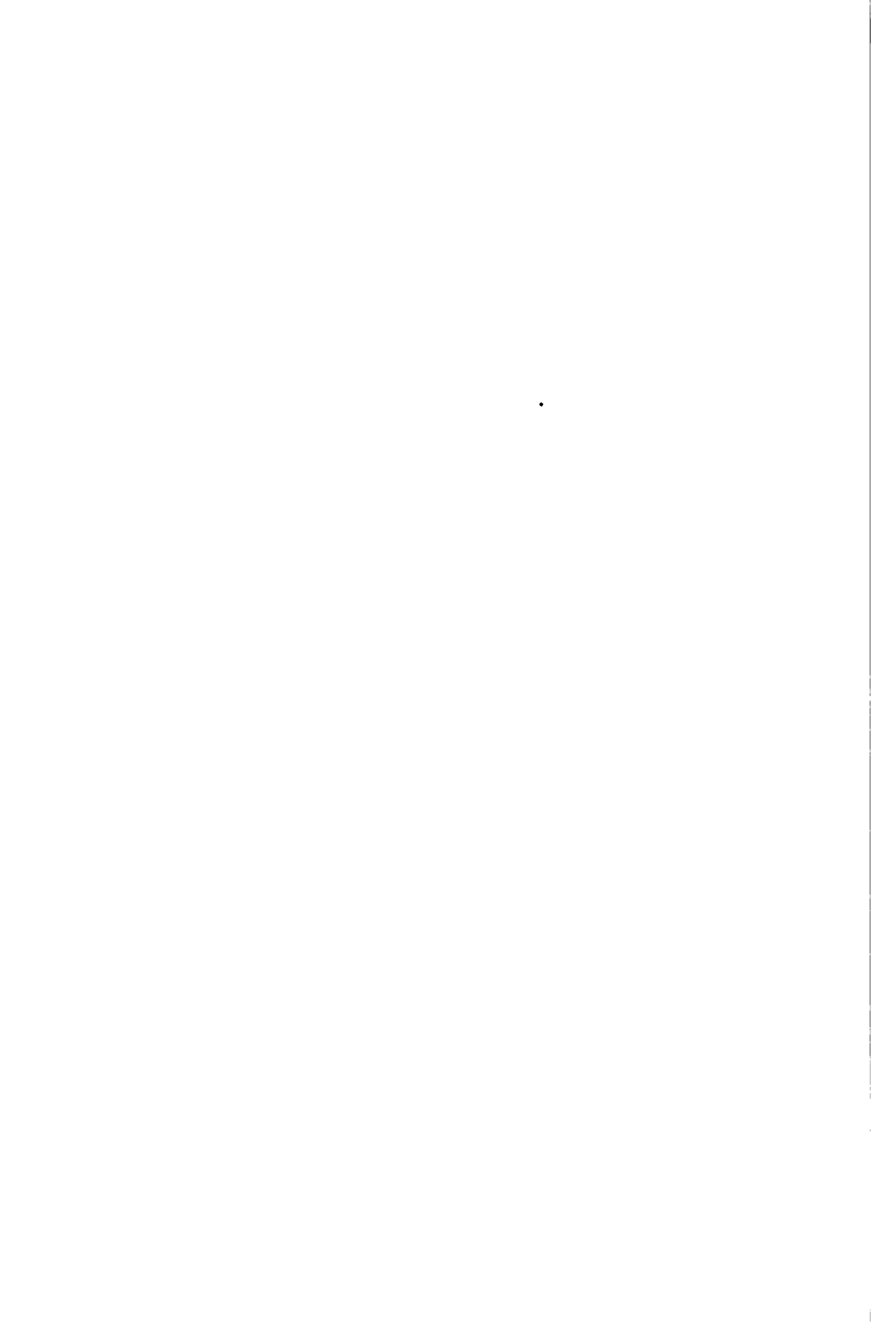
zur Geschichte der hellenischen Dichtweise in Rom.

Vortrag,

gehalten am 14. Februar 1900 in der ordentlichen Sitzung der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

Dr. Richard Thiele,
Gymnasialdirektor.



Das schöne Wort, das Horaz in seiner grossen Epistel an Augustus [1]) sprach:

»Hellas, besiegt zwar, bezwang doch den wilden Sieger und Künste
Bracht es dem ländlichen Latium« —

hat O. Ribbeck in seiner trefflichen Geschichte der römischen Dichtung [2]) bezeichnend so umschrieben: Horaz wusste, dass der Genius der Poesie in der römischen Nation nur ein Gast aus der Fremde sei, und er war viel zu unbefangen, um dem Wahne zu huldigen, als ob die Nachkommen jener ehrenfesten Krieger, jener Bauernsöhne, die vor allen Prozente zu berechnen lernten, zu vertrautem Verkehre mit den Musen berufen seien. Aber da, wie der feinsinnige Gelehrte fortfährt, [3]) dem Horaz, als dem begeisterten Schüler der Griechen, das Ideal der Schönheit in der griechischen Dichtung aufgegangen war, so ergab sich ihm mit Notwendigkeit, dass das Heil der römischen Dichtung allein in dem engen Anschlusse an die hellenische Poesie, in der hellenischen Dichtweise denkbar sei. Diesem Ideal hat Horaz von frühester Zeit an nachgestrebt, er, dessen Jugend schon durch homerische Gedanken genährt wurde; als Knabe bereits las er die noch in saturnischen Versen übersetzte Odyssee des Livius Andronicus, ja auch die Ilias. [4]) Später hatte er in Athen hellenische Weltweisheit und Dichtkunst studiert. So war er ein begeisterter Anhänger und Nachahmer griechischer Poesie geworden, und er blieb es sein Lebelang: in der geistigen Welt der griechischen Lyrik war er heimisch und wurde ausser von Archilochus besonders unmittel-

[1]) Epist. II, 1, 156—157.
[2]) II S. 174.
[3]) Ebenda S. 174.
[4]) Episteln II, 1, 62; 2, 41 ff.

bar von Alcäus, Sappho, auch von Anacreon, Bacchylides, Callimachus und Pindar, mittelbar auch durch die anderen grossen griechischen Lyriker und durch ihre alexandrinischen Nachahmer beeinflusst. Ein Ringen und Kämpfen, jahrzehntelang, bis ihm nach innerlichem Erfolge durch ein Machtwort des gleichstrebenden Beherrschers Roms, des Augustus, der Sieg auch äusserlich und völlig zu teil wurde! Wir finden diese Entscheidung in der Übertragung der Dichtung des carmen saeculare[5]) an Horaz seitens des Kaisers Augustus und hoffen dieses im folgenden nachweisen zu können. Zur Begründung aber müssen wir weiter ausholen und zunächst ein paar kurze Worte über die hellenische Cultur Roms im allgemeinen sprechen.

Die neuesten Forschungen haben unwiderleglich bewiesen, dass, wie nach Griechenland in seiner Urzeit die orientalisch-ägyptische Cultur, massgebend und vieles umgestaltend, eindrang, so Rom durch die Übermittlung der griechischen Cultur, der materiellen wie der ideellen, das geworden ist, was es zum Staunen der Welt später war. Namentlich durch die Berührung mit den unteritalischen und sicilischen Griechen, später erst mit den Hellenen im Stammlande selbst! Es ist nicht zu viel behauptet, dass Hellas Roms geistige Nährmutter ward, wie es früher durch den Siegeszug der Waffen des grossen Alexander die Barbarenwelt des Ostens und Südens unterworfen hatte und im hellenistischen Zeitalter — im Weltplane Gottes die Vorbereitungszeit behufs Ermöglichung der späteren raschen Ausbreitung des Christentums — im Norden bis zur taurischen Chersonesos und

---

5) Dass unsererseits die weitschichtige Litteratur über Horaz, Catull u. a., soweit es nötig war, herangezogen wurde, ist wohl selbstverständlich, ohne dass wir sie im einzelnen erwähnen. Das Säculargedicht des Horaz ist in den letzten Jahren ein gern behandeltes Thema gewesen, namentlich in Akademie- und Universitätskreisen; ich verzeichne hier die von mir benutzte Litteratur, wenn auch mein Standpunkt mehrfach ein anderer und von mir selbst gewählter ist, meine Ergebnisse daher zum Teile nach einer anderen Seite liegen, auch mehrfach andere sind als in den unten verzeichneten Werken; s. ausser den weiter unten Anm. 24 erwähnten Publikationen der Inschriften: 1) Th. Mommsen, Die Akten zu dem Säculargedicht des Horaz, in der Wochenschrift »Die Nation« vom 12. Dzbr. 1891. 2) Vahlen, Über das Säculargedicht des Horaz, Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1892, S. 1005—1021. 3) Wilh. v. Christ, Horatiana: IV: Das carmen saeculare und die neu aufgefundenen Säcularakten, Sitzungsberichte der Münchener Akademie der Wissenschaften, 1893, S. 136—152. 4) Georg Wissowa, Die Säcularfeier des Augustus, Kaisergeburtstagsrede, Marburg i. H. 1894.

bis in die Steppen der Scythen, in der heutigen Krim und in Südrussland, im Osten bis ans Caspische Meer und bis an den Indus, im Süden bis zu den Cataracten des Nil, im Westen über Südgallien hinaus bis zu den Säulen des Hercules herrschte. Dann kam die römische Welt an die Reihe, und unaufhaltsam war auch hier der Siegeszug des hellenischen Geistes. Mochten auch unter den Schlägen der harten römischen Faust sowohl der einstige Feldherr Alexanders des Grossen und sein Schüler auf dem Felde der Strategie, Pyrrhus von Epirus, welcher das unteritalische Griechentum gegen Rom zusammenfassen und Italien sich unterwerfen wollte, als auch der macedonische Philipp und sein Sohn Perseus, später die Ätolier und der Achäische Bund zu Boden geschmettert werden, und mochte nach der Zerstörung Corinths im Jahre 146 v. Chr. Griechenland selbst als Provinz dem weiten Römerreiche einverleibt werden: geistig gieng der Hellenismus doch als Sieger hervor, so hartnäckig und zuweilen rücksichtslos auch sich patriotische Römer dagegen sträubten, namentlich gegen die Auswüchse ankämpften, in früherer Zeit der Dichter Cn. Naevius, später der alte Cato, dann der Ritter L. Aelius Stilo, Ciceros Lehrer.[6]) Uns kann hier nur, unserem Zwecke entsprechend, die Dichtkunst, im besonderen die lyrische, beschäftigen.

Abgesehen von Livius Andronicus, welcher den Homer übersetzte und das griechische Drama in die römische Litteratur einführte, und Cn. Naevius folgte ihm darin, beginnt erst mit Qu. Ennius im 6. Jahrhundert der Stadt die Dichtung in griechischer Weise in Rom. Ennius stammte aus Rudiä in Calabrien. Demnach war Griechisch eigentlich seine Muttersprache, aber er schrieb lateinische Tragödien und Comödien. Seine Hauptstärke lag jedoch auf dem Gebiete des heroischen Epos, weniger bedeutend ist er in der Lyrik, selbst wenn wir zu ihr das didactische Gedicht, das Epigramm und die Satire, rechnen dürfen. Die Satire, welche zuerst nur griechische Formen der Verse hatte (jambische Senare, trochaeische Septenare und dactylische Hexameter) wurde ja als echt römisches Gedicht die einzige nationale Schöpfung Roms auf dem poetischen Gebiete und von Lucilius, etwa ein Jahrhundert später, ausgebildet. Unterdessen aber war

---

[6]) Leop. Koprivšek, Die Gegner des Hellenismus in Rom bis zur Zeit Ciceros (Progr. Rudolfswert, 1887) S. 4 ff., 11 ff., 15.

Rom sozusagen eine cosmopolitische Stadt geworden, wohin aus allen Teilen der damals bekannten Welt Fremde zusammenströmten, namentlich aus den hellenistischen Ländern, und in ihr fand ein Austausch aller Culturideen statt. Namentlich nach der Unterjochung Griechenlands, als viele griechische Kunstwerke, ja ganze griechische Bibliotheken nach Rom gebracht wurden, wimmelte es von Griechen — auch minderer Art, deshalb Graeculi genannt — in Rom, sowohl von Philosophen und Rhetoren, als auch von Künstlern und Gelehrten, welche als Vorleser, Secretäre und Reisebegleiter dienten. Andererseits verlebten damals manche aus Rom verbannte bedeutende Männer die Jahre ihres Exils in Griechenland und in den griechischen Culturländern, viele Römer machten Reisen ebendahin, und römische Jünglinge vollendeten ihre Studien in den Centren griechischer Bildung, besonders in Athen und Rhodus. Hierdurch drang freilich mehr alexandrinische Dichtart und kleinasiatische Beredsamkeit nach Rom als althellenische Bildung und Litteratur, aber auch durch das Studium jener arbeitete man sich doch zum echten Hellenismus durch, den Bahnen nachgehend, welche Ennius gewiesen hatte. Namentlich war das elegische Sinngedicht, welches in der damaligen griechischen Modepoesie ebenso massenhaft als zierlich ausgebildet wurde, in den litterarischen Kreisen des 7. Jahrhunderts der Stadt in Rom sehr beliebt.[7]) So dichtete u. a. der berühmte Feldherr gegen die Cimbern Q. Lutatius Catulus, so der Tragödiendichter Accius, auch Sulla, Varro und — Cicero sein »Buch der Scherze« (iocularis liber), der Übersetzungen zu geschweigen. Diese Zeit aber war eine Entwicklungszeit, wo man in der Freude an der eindringenden Cultur der Griechen von ihr namentlich lernte, »das spröde Organ der römischen Zunge an den Formenreichtum der hellenischen Muse zu gewöhnen«.[8]) Unbedeutend freilich sind die Dichter dieser ersten stammelnden Versuche, Laevius und Sueius, bis ein echter Dichter, umgeben von Genossen und Nachahmern, auf den Plan trat: Catull und seine Freunde. Catull ist die liebenswürdigste und genialste Dichterpersönlichkeit vor Vergil und Horaz, vielleicht Roms grösster Lyriker, ein Dichter in der Lyrik mit Goethischer Anmut und Fülle. Gebildet von P. Valerius Cato, welcher aus Gallia Cisalpina

---

[7]) S. Ribbeck, a. a. O. I. S. 290f.

[8]) Ribbeck, a. a. O. I, S. 303.

stammte, war Catull, selbst ein Transpadaner, mit seinen Freunden und gleichstrebenden Gefährten aufgetreten; zu diesen gehörte der uns seit unserer Jugend bekannte Geschichtsschreiber Cornelius Nepos, ebenso der grosse Redner Q. Hortensius, Q. Cornificius, L. Licinius Calvus, der aus Cicero uns bekannte Führer der Neuattiker im prosaischen Stile, und C. Helvius Cinna, wahrscheinlich der von dem erregten Pöbelhaufen nach Caesars Ermordung in blinder Wut zerrissene Dichter. Als Mittelpunkt einer neuen Dichtergeneration sang Catull seine Lieder mit siegesgewisser Kühnheit und Ausschliessung aller anderen, die sich nicht zu ihm bekannten! In den Formen hielten sich diese Dichter, voran Catull, an die ansprechenden und gefälligen Rhythmen der griechischen Melik, auch an die der Alexandriner. In anmutreicher, aber gewählter, oft sogar nicht leichtverständlicher Sprache schufen sie, die poetae novi, diese neumodischen Dichter, Elegien (besonders Liebeselegien), Epigramme und die mannigfachsten Lieder erotischen Inhalts. Namentlich der Meister Catull, welcher den Homer eifrig studiert hatte, folgte ebenso den Bahnen der aeolischen Lyrik, besonders denen der Sappho, aber auch Anacreons, des Archilochus und Hipponax, wie denen der Alexandriner, namentlich des Callimachus. Schön sagt daher A. Riese in seiner Ausgabe des Catull:[9]) »Homerisch-alexandrinische Kunst, sapphische einfache Anmut und Roms Sprache und Leben bilden den Dreiklang, welchen Catulls Poesie ertönen lässt«, wozu Th. Mommsen[10]) hinzusetzt: »durch den sie vollendete Kunst und doch ohne die Glätte der Fabrik erlangte«. Von warmem Lebensblute waren seine Lieder durchströmt, schildernd das Leben der lieben Jugend »bei vollen Bechern und leeren Beuteln«, in tollen Abenteuern ungebundener Liebeslust, nicht ohne ernsthafte Opposition gegen den erstehenden Machthaber, den grossen Caesar, mit welchem sich Catull erst spät versöhnt hat. Als erotische Formen gebrauchte Catull Jamben, aeolische Rhythmen (sapphisches und asclepiadeisches Metrum, glyconeische Strophen) ja auch Galliamben, Hexameter und Distichen finden wir. »So lieben wir,« sagt Ribbeck,[11]) »an Catull eine echte Poetennatur: er selbst mitten im Leben, und die Muse hat auch ihm gegeben, zu sagen, was er liebe und leide.« Weit ist der Umfang seiner

---

[9]) Einleitung S. XXII.

[10]) Röm. Gesch. III[8] S. 589.

[11]) a. a. O. I, S. 34 f.

Gedankenwelt und seiner geistigen Bestrebungen nicht gewesen: Philosophie und Wissenschaft haben ihn nicht angekränkelt. Ein Mann der That war er auch nicht: er hat sich und seinen Freunden gelebt [nicht viel mehr als 3 Dezennien!], der Schönheit gehuldigt und Bekenntnisse, wenn auch nicht einer makellos reinen, doch aufrichtigen und treuen Seele hinterlassen. Als jugendliche Gestalt wandelt er unter den Unsterblichen, mit den Vorzügen wie mit den Mängeln der Jugend.« Er sprach: odi et amo; aber darin liegt auch seine Schwäche, welche allzugrosse Subjectivität ist. Liebesneckereien und fliegende Blätter, mehr sind viele seiner Lieder im Grunde genommen nicht, ohne tieferen ethischen Gehalt. Und so konnte Catull und konnten die Catullianer nicht durchdringen, namentlich da nach ihrer Zeit die greuelvollen Jahre der Bürgerkriege, die Kämpfe zwischen Pompejus und Cäsar, dessen Dictatur und Ermordung, die Kriege zwischen den Verschworenen und dem 2. Triumvirate, endlich das Ringen um die Obergewalt zwischen Antonius und Octavian folgten, wobei letzterer die Obergewalt behielt und den Principat gründete. Cäsar hatte der Dichtung seiner Zeit keinen neuen Geist einzuhauchen verstanden und die Herzen des Volkes kalt gelassen. Diesen Mangel erkannte Octavian: Pflege der Dichtung erschien ihm daher als eine seiner wichtigsten Aufgaben. Ihm kam Vergil zu Hilfe mit seinen schön- und tiefempfundenen »Hirtenliedern« und später mit dem classischen Gedichte vom »Landbau«; und lange wusste die römische Welt von der Dichtung des grossen Nationalepos, der »Aeneis«, ehe es erschien, und dies geschah erst nach des Dichters Tode. Letzteres, so national es auch war, schweift doch in seinen Anfängen hinüber in die Griechenwelt, und formell soll es eine Nachahmung Homers sein. Die Pflege der Schätze griechischer Dichtkunst war es demnach bald, was Octavian als ein nicht unwirksames Mittel erkannte, durch welches er die Gebildeten in Rom für sich und seine Bestrebungen gewinnen könnte. Namentlich waren es die litterarischen Kreise, welche sich damals bildeten, durch die er seine Pläne, wenn auch oft nur mit kluger Zurückhaltung und versteckt wirkend, zu fördern hoffte. Grosse Bedeutung hatte zunächst der litterarische Kreis um Asinius Pollio, welcher selbst einst als Jüngling zu Catulls Füssen gesessen hatte und so die damalige Gegenwart mit der oben geschilderten Vergangenheit verknüpfte: er gründete die erste öffentliche Bibliothek

Roms und führte die öffentlichen Vorlesungen der Gedichte und anderer geistiger Schöpfungen vor einem Freundeskreise ein; zu seinen Schützlingen gehörte der junge Vergil. Dann der Kreis um M. Valerius Messalla Corvinus; ihm hiengen Tibull und später Ovid an. Endlich der bedeutendste war der um C. Cilnius Maecenas, aus welchem Vergil, der Tragiker Varius sowie Plotius Tucca, der spätere Herausgeber der Aeneis, Quintilius Varus, Aristius Fuscus, später auch Properz hervorgiengen, vor allen aber Horaz. Maecenas, ein Mann von feinster Bildung und ein trefflicher Kenner griechischen Geisteslebens, übte nach dieser Richtung, mit stiller Billigung des Augustus, den tiefgreifendsten Einfluss aus, namentlich wenn ihm gleichgestimmte Seelen entgegenkamen, welche in der Anlehnung der römischen Poesie an die griechische Dichterwelt das Heil der ersteren auch in der Lyrik sahen, wie es in der Dramatik schon Jahrhunderte lang vorher und in der Epik von Ennius bis Vergil erkannt war. Auf keinen findet dieses mehr Anwendung als auf Horaz.

Horaz war bekanntlich der Sohn eines Freigelassenen, eines Auctionators und späteren Einnehmers bei öffentlichen Versteigerungen, welcher seines Sohnes wegen aus der kleinen apulischen Landstadt Venusia, in deren Nähe er ein kleines Gütchen besass, nach der Hauptstadt Rom gezogen war. Der Jüngling erhielt unter der liebevollen Aufsicht dieses besten aller Väter, der für ihn alles verwendete, eine so ausgezeichnete Erziehung, wie sie nur den Kindern der ersten und besten Familien Roms zu teil wurde. So kam es auch, dass er, wie alle jungen vornehmen Römer, nach Abschluss seiner Schulbildung, um modern zu sprechen, die Universität Athen bezog, um daselbst namentlich griechische Philosophie und Dichtkunst zu studieren. Es war die Zeit, als Caesar den Mordstreichen der Verschworenen erlegen war, diese aber selbst bald darauf Rom verlassen mussten. Brutus, »der Befreier, der Tyrannenmörder«, wie er von der altrepublicanisch gesinnten Partei Roms so gern genannt wurde, kam auch nach Athen. Hier schloss sich ihm die dort studierende, meist freiheitsschwärmende Jugend Roms an; unter ihr Horaz. Er muss ein besonders inniges Verhältnis zu Brutus gehabt haben, weil dieser den Jüngling, um ihn in seiner Nähe zu haben, zum Militärtribun ernannte: wir würden sagen, ihn in seinen Stab aufnahm und eine Offizierstelle im Generalquartiermeisteramte verlieh.

Die Tage von Philippi zertrümmerten freilich bald· diese ganze Herrlichkeit: nach Caesars Grossthaten war die Republik damals nicht viel mehr als eine galvanisierte Leiche, die zwar noch zucken, aber nicht mehr zum Leben zurückgerufen werden konnte. Ohne auf Horazens Leben hier näher eingehen zu können, sei nur erwähnt, dass er durch die Grossmut des Siegers, wie so viele irregeleitete Jünglinge, begnadigt wurde und, von dieser Begnadigung Gebrauch machend, nach Rom zurückkehrte und hier Vergessenheit und Gesundung in der Arbeit suchte. Er kaufte sich von dem Reste des Vermögens, das ihm sein unterweilen verstorbener Vater hinterlassen hatte — das Landgut war den Veteranen der Triumvirn zugewiesen, modern gesprochen: expropriiert worden —, eine Schreiberstelle im Schatzamte. Zugleich schrieb er, der durch das Unglück frühreif Gewordene, seine Epoden und seine Satiren und die Erstlinge seiner Oden, von denen wohl nichts erhalten ist. Hierdurch mit Maecenas bekannt geworden, wurde er in dessen Freundeskreis aufgenommen und von ihm später auch durch edelmütige Schenkungen, namentlich eines sabinischen Landgutes, öconomisch unabhängig gestellt. Da konnte es natürlich nicht fehlen, da Maecenas Octavians vertrautester Freund und während des Herrschers Abwesenheit von Rom öfters sogar dessen Stellvertreter war, dass er mit dem Caesar auch mannigfach in Berührung kam. Aber Horaz, durch und durch ein verständig denkender Mann und eine fein empfindende Seele, zog sich möglichst zurück: er glaubte durch seine republicanische Vergangenheit, um nicht als ein Renegat zu gelten, in der Politik mindestens zunächst zum Schweigen verurteilt zu sein. Erst allmählich sah auch er die Segnungen ein, welche die neue Monarchie Rom brachte, das in den Wirren der Bürgerkriege hätte untergehen müssen, wenn nicht eine starke Hand gleichsam den gordischen Knoten ewigen Haders zwischen den Gewalthabern rücksichtslos durchhauen hätte. Zu jenen sich befehdenden Gegnern gehörte zuerst auch Sextus Pompejus, der das Meer beherrschende Sohn des grossen Pompejus; dann tobte der Streit nur zwischen den zwei, Antonius und Octavianus, rücksichtslos. So finden wir — ich kann hier nur einige Hauptpuncte erwähnen, aber dieses ist ebensowohl für den Entwicklungsgang des Dichters wie für die Chronologie seiner Gedichte wichtig — für folgende Gedichte ihre Erklärung und Stelle: die grosse herrliche

16. Epode, wo der Dichter kurz vor Ausbruch des Perusinischen Krieges, im Jahre 41 v. Chr., Roms Heil noch darin sieht, dass seine Bürger es verlassen und in eine bessere Ferne, er nennt sie die Inseln der Seligen, auswandern; ferner die 7. Epode, vermutlich aus dem Jahre 38, vor dem Ausbruche des Krieges zwischen Octavian und Pompejus (hierher gehört auch die 5. Satire des 1. Buches, das vielgerühmte iter Brundisinum). Ganz anders schon ist die 1. Epode, wo Horaz kurz vor dem Ausbruche des Entscheidungskampfes zwischen Antonius und Octavian, in der gewitterschwülen Zeit des Sommers im Jahre 31, die mit dem Tage von Actium am 2. September 31 endete, mit Mäcen in den Krieg ziehen will, nachdem seine Mahnrufe in dem 14. Gedichte des 1. Odenbuches, seiner einzigen Allegorie, in welcher Rom mit einem aus dem sicheren Hafen wieder in die stürmische See hinausstrebenden Schiffe verglichen wird, vergeblich verhallt waren. Als dann das Geschick Roms entschieden, als Octavian als Sieger heimgekehrt war und seinem Lande, das sich nach drei im Greuel der Bürgerkriege verlebten Generationen nach Ruhe sehnte, diesen Frieden brachte, als er die staatlichen Zustände Roms unter äusserlicher Bewahrung der alten republicanischen Formen neu ordnete, in Wahrheit aber allmählich die für Rom allein damals mögliche Monarchie durch das feinberechnete politische Mittel der Ämterculmination im Principate einführte, da wurde auch Horaz' Stellung nach und nach eine dem neuen Herrscher geneigtere. Beeinflusst wurde er dabei sowohl durch eigene Einsicht in das wahre Wohl seines Vaterlandes, die er durch Maecenas gewann, als auch unmittelbar durch diesen edlen Freund und seinen Freundeskreis. Diesem gehörte, wie schon erwähnt ist, Vergil an, welcher in seiner begeisterten 4. Ecloge und am Schlusse des 6. Buches der Aeneide [12]) gleichsam ein Prophet der neuen Monarchie war, ferner Varus, Iccius u. a. Und während, wahrscheinlich noch im Jahre 25 v. Chr., in der 21. Ode des 1. Odenbuches nachzittert, dass durch die doch immerhin nur unbedeutende Expedition des Aelius Gallus nach Arabien, Rom sich wieder in gefährliche Abenteuer stürze, schlägt das aus dem folgenden Jahre stammende 12. Gedicht des 1. Odenbuches schon einen ganz anderen Ton an. Es ist ein Glückwunschgedicht für eine Familienfeier im kaiserlichen Hause:

---

[12]) Vers 792 ff.

M. Claudius Marcellus, der von Augustus adoptierte Sohn des Marcellus und der Schwester des Herrschers Octavia (die so unglücklich mit Antonius vermählt gewesen war), wollte sich mit Augustus' Tochter Julia vermählen. Leider starb der sittlich tüchtige und hochbegabte Jüngling, den Augustus sich zu seinem Nachfolger ausersehen hatte, bereits zum Unglücke Roms im folgenden Jahre. Unterweilen hatte die Monarchie immer festere Wurzeln gefasst, und inzwischen war Roms Glück unter ihr wieder im Erblühen begriffen. Dieses erkannte der Dichter Horaz dankbar an, und nun verstand er sich auch dazu, seine Muse in den Dienst der Monarchie zu stellen, streng aber nur der Sache dienend, denn der Person des Herrschers blieb er, trotz aller Aufforderungen desselben, fern. Es ist die Zeit gekommen, in welcher Horaz seine berühmten 6 Römeroden, die 6 ersten Lieder des 3. Odenbuches, schuf, welche uns Theodor Mommsen in seiner trefflichen und geistvollen Rede vom 24. Januar 1889[13]) erst voll hat würdigen gelehrt; denn sie zu verstehen, sei die genaueste Kenntnis der damaligen Politik nötig, welche dazu gehöre wie zur Rose der Sonnenschein. Möge man mir gestatten, Mommsens Gedanken hier kurz wiederzugeben. Das erste Gedicht ist einleitend und wendet sich an die unter der Monarchie heranwachsende Jugend: alle Menschen ziehen aus der Urne des Schicksales das Todeslos, deshalb beselige allein der innere Friede, welcher mit Mässigem sich begnügt und die Mühsal des Reichtums nicht kennt; diese Ruhe behaglichen Lebens aber kann nur der unter dem Schutze der Monarchie allein mögliche Friede des Staates gewährleisten; darum ist die Monarchie notwendig. Diese stützt sich jedoch, wie das 2. Gedicht ausführt, auf ein mächtiges und schlagfertiges Heer, sowie auf einen trefflichen Beamtenstand; beides hat Rom unter Augustus; nur strebe es nicht weiter, wolle nicht, wie Antonius geplant habe, den Schwerpunkt von der Hauptstadt im Westen, Rom, das allerdings damals fast an der Peripherie des Reiches lag, nach Osten verpflanzen, nach dem altehrwürdigen Ilium. Es waren dies Bestrebungen, die schon Caesar nachgesagt wurden, welche auch stets geblieben sind, und als sie unter Constantin zur Wirklichkeit wurden, bald das Ende des Gesamtreiches herbeiführten: Horaz hat es im 3. Liede gleichsam prophetisch voraus gesagt! Hochpolitisch

[13]) Sitzungsberichte der Berliner Akademie, 1889, S. 23—35.

war dies Lied, das 4. ist menschlicher: es rät der Monarchie als Beschützerin der Dichtkunst aufzutreten und bringt deshalb persönliche Beziehungen und Erlebnisse des Dichters; wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, dass dieses Lied, das unseres Schillers herrliches Wort:

»drum soll der Sänger mit dem König gehen,
sie beide wohnen auf der Menscheit Höhen« —

ahnend vorausnimmt, viel dazu beigetragen hat, Augustus und Horaz einander näher zu bringen. Denn schon das 5. Lied ist fast eine Verteidigung der äusseren Politik des Augustus, welche, da sie die weitausschauenden Eroberungspläne Caesars aufgab, den einen zu schwächlich, anderen wenigstens zu langsam erschien; Horaz aber würdigte sie richtig, denn der Kaiser will Blutvergiessen vermeiden, wo die politischen Erfolge als reife Früchte sowieso den Römern in den Schoss fallen müssen. Die Folgezeit gab ihm ja auch Recht, und keine Errungenschaft des neuen Imperator war so populär als die »Wiedergewinnung der römischen Fahnen, welche Crassus am Unglückstage von Carrhae und später Antonius an die Parther verloren hatten.« [14]) Der Schluss des Odencyclus ist, wie recht und billig, eine Mahnung zu grösserer Frömmigkeit an die Römer; stellte doch Augustus nach und nach viele (man spricht von 82) Tempel wieder her: die restaurierte Orthodoxie soll, wie Mommsen richtig sagt, das Fundament der Augusteischen Staatsreform werden.

Konnte sich Augustus einen beredteren und einflussreicheren Anwalt für seine ebenso auf die Gründung der Monarchie wie auf das wahre Heil Roms gerichteten Bestrebungen wünschen als den Dichter Horaz? Einst war dieser ein begeisterter Anhänger der Republik gewesen, dann aber war er, durch die Thatsachen belehrt, allmählich der Anhänger der äusseren wie inneren Politik des Kaisers geworden, ohne dass er dem Monarchen sich näherte. Niemand konnte ihm deshalb Eigennutz vorwerfen, da er alle Belohnungen, selbst die Ehre des näheren persönlichen Umgangs mit dem Herrscher ablehnte. Nur an einer Stelle war Horaz zu fassen: an seiner oben entwickelten Auffassung von dem wahren Heile der römischen Poesie, die in der engen Anlehnung an die hellenische Dichtweise bestand! Auch Augustus sah dieses ein, wie es auch Maecenas und sein Freundeskreis

[14]) Wissowa a. a. O. S. 7.

glaubte. Das war sehr wichtig, denn dieser letztere war in Rom damals so massgebend für den Geschmack seiner Zeit, wie in viel späterer Zeit, in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts, bezüglich der französischen Litteratur das Hôtel Rambouillet, d. h. der Salon der Marquise de Rambouillet, bestimmend war. Sich für diese Bestrebungen des Horaz, welcher unterweilen nach den Epoden und Satiren auch seine 3 ersten Odenbücher und das 1. Epistelbuch veröffentlicht hatte, öffentlich und feierlich zu erklären, wartete der Kaiser nur auf eine passende Gelegenheit. Bekanntlich hat Augustus, der Mann von »geradezu unheimlicher Klugheit, so dass wir es nachfühlen können, wenn ein Mann wie Niebuhr sich durch die Anwesenheit einer Augustusbüste in seinem Arbeitszimmer beunruhigt und bedrückt fühlte«,[15]) mit den Römern etwas Comödie gespielt. Er nahm den Principat getreu der Errichtung des Triumvirats (tres viri reipublicae constituendae) zuerst nach dem Actischen Siege nur so lange an, bis Ordnung im Staate geschaffen sei. Darum wollte er sich im Jahre 27 von den Staatsgeschäften zurückziehen. Man bat ihn zu bleiben, und der Ehrenname Augustus belohnte ihn für seine Bereitwilligkeit, 10 Jahre die »goldene Last« weiter zu tragen. Dieselbe Weigerung und Bitte, dasselbe Nachgeben erfolgte im Jahre 17! Aber dann wurde die Monarchie lebenslänglich (principatus perpetuus) und damit eigentlich gegründet! Dieses gedachte Augustus durch ein solennes Fest zu feiern, und damit auch jene Anerkennung für Horaz zu verknüpfen. Hierzu boten sich die ludi saeculares[16]) dar, von ihm erneuert und auch von den späteren Kaisern mehrfach feierlich begangen. Uralte Spiele, früher ziemlich allhundertjährlich gefeiert, ganz ungewissen Ursprunges — sie sollen auf Weisungen in den sibyllinischen

---

[15]) S. Wissowa a. a. O. S. 6.

[16]) Über den Begriff des Wortes saeculum s. Wissowa a. a. O. S. 11 ff. Es bedeutet die längste Dauer eines Menschenlebens in der Weise, dass ein heute beginnendes saeculum an dem Tage sein Ende findet, an welchem der letzte Mensch des heute lebenden Geschlechtes stirbt, also ein Zeitabschnitt von ungleicher Dauer und mit willkürlichem Anfange; dieser Beginn wurde auch als Rettungs- und Heilmittel angesetzt, um durch einen Wechsel der Zeiten aus grosser Not zu kommen, oder um tiefgehende Veränderungen einzuführen und einzuleiten. Später nahm man ungefähr 100 Jahre als Dauer eines saeculum an; das etruskische saeculum erstreckte sich sogar auf 110 Jahre. — Während des Druckes unserer Abhandlung erschien das Programm (Posen, Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, Ostern 1900) von Gotthold Conrad, De saeculo Romanorum, auf das wenigstens noch hingewiesen sei, da es vielfach unsere Annahmen bestätigt.

Büchern zurückgehen — waren, wie die Überlieferung mitteilt, als ludi Tarentini bei grossem Unglücke des Staates zur Versöhnung der unterirdischen Gottheiten, des Dis und der Proserpina, auf dem Tarentum, einem vulkanischen Platze ohnweit des Tiberflusses auf dem Campus Martius zu Rom, zuerst nachweislich im Jahre 249 und dann auch im Jahre 146 (aus unbekannten Gründen — vielleicht wegen des 3. punischen Krieges — um 3 Jahre verschoben) gefeiert, im Jahre 49 aber in den damaligen schweren Wirren vergessen; begann doch damals das Ende der Republik! Das gefällige Collegium der Quindecemviri, denen die Besorgung der ludi saeculares oblag, fand aber in seinen Acten, indem man das etruskische saeculum von 110 Jahren annahm, dass Spiele in den Jahren 456, 346, 236, 126 v. Chr. gefeiert worden wären, dass also für das Jahr 16 wiederum solche fällig wären. Augustus setzte jedoch für sie bereits den Sommer des Jahres 17 fest und liess, da er die alten Spiele erneuern und pro aeternitate imperii, d. h. für den ewigen Bestand seines Kaiserreiches, seines neugegründeten Principates feiern wollte, durch den gründlichsten Kenner des Pontificalrechtes, den Rechtsgelehrten C. Atejus Capito — das Haupt der dem neuen Herrscher und seinem Staatsgebilde zugethanen und ergebenen Juristenschule, während Q. Antistius Labeo und seine an der alten Republik hängende Juristenschule grollend abseits standen — ein Programm der neu zu feiernden ludi saeculares ausarbeiten. Natürlich wurde es sofort durch die stets gefälligen sibyllinischen Bücher legitimiert. Dieses Programm mit allem Ceremoniell ist uns (entnommen aus des Phlegon von Tralles, eines Freigelassenen des Kaisers Hadrian, Werke *περὶ θαυμασίων καὶ μακροβίων* 4) in dem byzantinischen Historiker Zosimus[17]) (aus der 2. Hälfte des 5. nachchristlichen Jahrhunderts) erhalten. Es stehe hier eine Übersetzung davon nebst einer metrischen Übertragung des sibyllinischen Orakels.

»Solches ist ungefähr die Weise des Festes, die aufgeschrieben worden ist. Herolde giengen umher und forderten alle auf, zum Feste zusammenzukommen, um einen Anblick zu haben, welchen

---

[17]) II, 4 und 5. Beides teilt Kiessling i. s. Ausgabe 1884, S. 280 ff. mit, die Inschriften auch z. Teil in der 3. Auflage, besorgt v. Rich. Heinze 1898. In der 2. Auflage, die Kiessling im Jahre 1890 selbst noch besorgte, sind im Orakel emendiert V. 11: *χοίροις ὗς*, V. 19: *κούροισι κόρῃσι* und V. 37: *ἐπαυχένιον*; dazu kommen in der 3. Auflage noch: V. 3 *εἰ μάλα — αὐτὸς*, V. 9: *ταῖσι δ'Ἐλειθυίας*, V. 14: *καὶ αὐτὸς*, V. 18: *θύματ' Ἐλειθυίῃσιν*. Wir folgen bei dem Orakel der 3. Auflage.

sie weder vorher sehen noch später schauen würden. Zur Sommerszeit, wenige Tage vor der Festfeier, verteilten die Fünfzehnmänner, sitzend auf einem erhöhten Platze, auf dem Capitol und im Tempel unterhalb des Palatiums, die Reinigungsopfer; diese sind Kienholz, Schwefel und Erdharz. Sklaven aber haben keinen Anteil daran, sondern nur Freie. Nachdem nun das gesamte Volk an den genannten Plätzen und im Tempel der Diana sich versammelt hatte, welcher auf dem Aventinischen Hügel gebaut worden ist, erhält ein jeder Weizen, Gerste und Bohnen. Und den Schicksalsgöttinnen zu Ehren feierten sie in [drei] Nächten die ganze Nacht hindurchwährende Feste in feierlicher Weise. Als aber die Zeit des Festes angebrochen war, das sie in 3 Tagen und ebensoviel Nächten auf dem Marsfelde begehen, wurden die Weihen am Tiberufer auf dem Tarantum vollzogen. Sie opferten den Gottheiten Juppiter, Juno, Apollo, Latona und Diana, und ausserdem den Schicksalsgöttinnen, den Geburtsgöttinnen, auch der Ceres, dem Pluto und der Proserpina. In der ersten Nacht des Festes opferte in der 2. Stunde der Kaiser auf 3 am Flussufer errichteten Altären mit den Fünfzehnmännern drei Lämmer; nachdem er die Altäre mit Blut besprengt hatte, verbrannte er die Opfer ganz. Nachdem eine Bühne in der Weise eines Theaters errichtet war, wurden Fackeln und Feuer entzündet, ein unlängst gedichteter Hymnus wurde gesungen, und die Festspiele wurden in einer ihrer Heiligkeit entsprechenden Weise begangen. Diejenigen aber, die dieses thaten, erhielten als Lohn die Erstlinge der Früchte, von dem Weizen, der Gerste und den Bohnen; diese nämlich wurden, wie von mir schon gesagt ist, auch unter das ganze Volk verteilt. Am Tage nach dieser Nacht stiegen sie auf das Capitol, brachten dort die üblichen Opfer dar und feierten zu Ehren des Apollo und der Diana die Festspiele. Am Tage nach dieser Nacht[18]) versammelten sich vornehme Freie auf dem Capitol, zu der Zeit, welche der Orakelspruch angegeben hatte, und beteten zu der Gottheit und feierten sie in Hymnen, wie es sich gebührte. Am dritten Tage[19]) aber sangen in dem Heiligtum des Apollo auf dem Palatin 27 vornehme Knaben mit ebensoviel Jungfrauen, welche alle ἀμφιθαλεῖς waren, d. h. deren beide Eltern noch

[18]) Die Ereignisse der 2. Nacht werden also nicht erzählt, wahrscheinlich weil sie denen der ersten gleich waren.

[19]) Also auch die Feiern der 3. Nacht werden nicht geschildert.

lebten, in griechischer wie lateinischer Sprache Hymnen und Loblieder, durch welche die Rom unterthänigen Städte erhalten bleiben sollten. Und auch anderes wurde nach der seitens der Gottheit angegebenen Weise vollbracht, durch dessen Feier die römische Macht ohne Makel verblieb.

Damit wir aber dieses auch auf Grund von Thatsachen für wahr halten, will ich den Spruch der Sibylle selbst hersetzen, der bereits vor uns von anderen [20]) berichtet ist.

»Wenn des Lebens längste Zeit den Menschen erschienen,
Und in der Jahre Lauf zum hundert und zehnten du kommest,
Denke, o Römer, an alles dieses, vergäss'st du auch andres:
Sei darauf ja bedacht, dem Unsterblichen Opfer zu bringen,
Wo am engsten die Ebene ist am gewaltigen Tiber. 5
Wenn sich die Nacht der Erde genaht und im Westen gesunken
Ist die Sonne, verbergend ihr Licht, dann bringe du Opfer,
Schafe und schwarze Ziegen den alleserzeugenden Moiren,
Suche der Eileithyien, der finstern, Gunst zu erringen,
Die die Geburten beschirmen, mit Weihrauchopfer; der Erde 10
Werde ein ferkeltragendes Schwein, ein schwarzes, zum Opfer.
Ferner führ' zum Altare des Zeus weissglänzende Stiere,
Doch am Tage und nicht in der Nacht, denn am Tage geopfert
Wird den himmlischen Göttern; vollbringe die heilige Handlung
Selbst auf diese Weise. Der Tempel der Juno empfange 15
Eine schön gestaltete Ferse. Und Phöbus Apollo,
Helios zubenannt, mit den Wehmüttern Gleiches empfange
Latiums Volk besuche den Tempel der himmlischen Götter,
Während die Knaben und Mädchen die Götter preisen in Liedern;
Und für sich sei der Chor der Mädchen, ein Gleiches auch gelte 20
Für den Chor der Knaben; doch sei es für alle Bedingung,
Dass sie zur Zeit noch sind im Besitze der lebenden Eltern.
Die der Frauen, welche dem Joche der Ehe sich beugten,
Mögen kniend an jenem Tage am Altar der Juno
Von der Göttin erflehn, dass sie Erfüllung der Wünsche 25
Männern und Frauen gewähre, besonders aber den Frauen.
Bringen sollen alle, soviel zu bringen sich ziemet
Für den Sterblichen, welcher das Erste von seinem Besitze
Bringt als sühnendes Opfer den gnädigen seligen Göttern.
Alle diese Worte bewahre und lasse bestehen 30
Dass den Altären die Weihen [21]) . . . .
. . . . Dessen gedenkend verordne es Männern und Frauen,
Die am Altare dort weilen. An gottgeziemenden Orten
Sammele sich das ganze Volk, an den Tagen, den Nächten,
Die daran sich schliessen, und Ernst sei der Freude gesellet. 35

[20]) Phlegon, Macrob. 4.
[21]) Hier fehlt fast eine Zeile.

Falls Du immer dies in Deinem Sinne bewahrest,
Wird das ganze italische Land und das der Latiner
Unter Deinem Scepter den Nacken dem Joche bequemen.«

So war also an Stelle des alten Sühnefestes der Republik, das in den Nächten zu Ehren der unterirdischen und geheimnisvoll waltenden Schicksalsgottheiten früher gefeiert war, das neue kaiserliche Fest getreten, beruhend auf hellenischer Weissagung und den Kreisen der hellenischen Götterwelt geweiht, nach Juppiter und Juno besonders den zwei Hausgottheiten, wenn wir so sagen dürfen, des Julischen Hauses, Apollo, welcher in der Schlacht bei Actium persönlich den Octavianus geholfen haben sollte, und seiner Schwester Diana, mit beider Mutter Latona. Doch fehlte die Sühnefeier in den Nächten des eigentlich für die Frauen bestimmten Festes mit ihren Gottheiten, den Schicksals- und Geburtsgöttinnen nebst der Mutter Erde auch hier nicht. Aber der neue Imperator, welcher der Hydra des langjährigen Bürgerkrieges das Haupt abgeschlagen hatte, knüpfte wohl an die republicanische Überlieferung an, verjüngte sie aber. Denn wie sein Reich die Erneuerung des Alten und doch etwas viel Besseres sein sollte, so sollte es auch mit dem Feste hier sein. Darum treten neben das dreinächtige alte Fest der unterirdischen Gottheiten das neue Dreitagfest der Himmelsgötter, denen sich jene älteren Gottheiten, die heilbringenden Schicksals- und die erlösenden Geburtsgöttinnen und die allernährende Mutter Erde, anschlossen. »Der Gegensatz,« sagt Mommsen mit Recht, »der ernsten und mächtigen, aber auch harten und finstern republicanischen Weltanschauung und der freieren, reicheren, anmutigeren des verjüngten Grossstaates tritt vielleicht nirgends mit so berechneter Absichtlichkeit uns entgegen, wie wenn wir den Götterkreis uns vergegenwärtigen, zu welchem die alten Bürgermeister, und den, zu welchem die neuen Souveräne am Beginne des neuen Jahrhunderts gebetet haben.« Denn in den 3 Nächten opferte der Kaiser in der ersten Nacht den Schicksalsgöttinnen, in der 2. Nacht den hilfreichen Geburtsgottheiten, den Eileithyien, in der 3. Nacht der Allspenderin Erde; an den 3 Tagen aber am 1. und 2. Tage auf dem Capitol den alten Staatsgottheiten Juppiter und Juno, am 3. Tage auf dem Palatin Apollo und Diana. Aber wie der Kreis der Gottheiten, so erweiterte sich auch der Kreis der Feiernden. Durften in alter Zeit nur die Bürger Roms, die Vollbürger, pro salute urbis

beten, so erweiterte hier der Herrscher zum ersten Male das Staatsbürgerrecht zur Staatsgemeinschaft aller dem Reiche Angehörenden, denn auch sie durften jetzt durch den Mund des alle Opfer selbst vollziehenden Kaisers und seines Mitregenten Agrippa, der beiden Festvorsteher, und durch die Festchöre pro aeternitate imperii, also des ganzen Reiches, mitbeten. Darum fehlen hier alle republicanischen Beamten: kein Consul wird erwähnt, kein pontifex maximus erscheint, allein der Kaiser und die er berufen hat, handeln, opfern und beten. Und neben die Gemeinde, für welche gebetet wird, tritt zum ersten Male das Heer. Das stehende Heer ist ja eine Institution der Monarchie, während früher für jeden Krieg der Heerbann Roms besonders aufgeboten wurde und nach Beendigung desselben wieder auseinandergieng: jetzt betet der Kriegsherr von 30 Legionen für sie besonders, und auch für sich, ja auch für sein kaiserliches Haus, da jeder römische Magistrat, und als solcher wollte doch Augustus noch gelten, wenn er für sich betete, dieses auch für seine Familie that. Das Hauptfestlied aber wurde vom Kaiser dem Horaz übertragen! Und wie hochbeglückt sich dieser davon schon vor dem Feste fühlte, zeigt das Lied, welches er als das 6. später in sein 4. Odenbuch einreiht, gleichsam ein Prooemium zum Carmen saeculare, von welchem Vahlen [22]) treffend sagt: »Die Säcularode, erkennt man, liegt fertig vor und ist zu des Dichters eigener Befriedigung geraten: was noch erübrigt, ist der Erfolg der Aufführung, und diesen zu sichern, hat er des Gottes Hilfe angerufen und ermahnt eindringlich den Chor, es an sich nicht fehlen zu lassen.«

Und nun zum Liede selbst, das wir nach Eingang, 1. Lied, Zwischengesang, 2. Lied und Schlussgesang, verteilt auf den Chor der Jünglinge und den Chor der Jungfrauen (auch im lateinischen Texte in dieser Gliederung, wo A. = Jünglingschor, B. = Jungfrauenchor bedeutet, und zwar nach dem Kiesslingschen Texte) mitteilen wollen.

---

[22]) a. a. O. S. 1020.

Vorgesang.

A. & B.: Phoebe silvarumque potens Diana,
lucidum caeli decus, o colendi
semper et culti, date, quae precamur
tempore sacro,

quo Sibyllini monuere versus
virgines lectas puerosque castos
dis, quibus septem placuere colles,
dicere carmen.

I. Lied.

A. Alme Sol, curru nitido diem qui
promis et celas aliusque et idem
nasceris, possis nihil urbe Roma
visere maius.

B. Rite maturos aperire partus
lenis, Ilithyia, tuere matres,
sive tu Lucina probas vocari
seu Genitalis:

A. Diva, producas subolem, patrumque
prosperes decreta super iugandis
feminis prolisque novae feraci
lege marita,

B. certus undenos deciens per annos
orbis ut cantus referatque ludos
ter die claro totiensque grata
nocte frequentis.

A. Vosque veraces cecinisse, Parcae,
quod semel dictum est stabilisque rerum
terminus servet, bono iam peractis
iungite fata.

B. Fertilis frugum pecorisque Tellus
spicea donet Cererem corona,
nutriant fetus et aquae salubres
et Iovis aurae.

Zwischengesang.

A. Condito mitis placidusque telo
supplices audi pueros, Apollo,

B. siderum regina bicornis audi,
Luna, puellas.

II. Lied.

A. Roma si vestrum est opus Iliaeque
litus Etruscum tenuere turmae,
iussa pars mutare laris et urbem
sospite cursu,

B. cui per ardentem sine fraude Troiam
castus Aeneas patriae superstes
liberum munivit iter, daturus
plura relictis:

A. di, probos mores docili iuventae,
di, senectuti placidae quietem,
Romulae genti date remque prolemque
et decus omne;

B. quaeque vos bobus veneratur albis
clarus Anchisae Venerisque sanguis,
inpetret, bellante prior, iacentem
lenis in hostem.

A. Iam mari terraque manus potentis
Medus Albanasque timet securis,
iam Scythae responsa petunt, superbi
nuper et Indi.

B. Iam Fides et Pax et Honos Pudorque
priscus et neglecta redire Virtus
audet adparetque beata pleno
Copia cornu.

Schlussgesang.

A. & B.: Augur et fulgente decorus arcu
Phoebus acceptusque novem Camenis,
qui salutari levat arte fessos
corporis artus,

si Palatinas videt aequus oras,
remque Romanam Latiumque felix
alterum in lustrum meliusque semper
prorogat aevum,

Quaeque Aventinum tenet Algidumque
quindecim Diana preces virorum
curat et votis puerorum amicas
adplicat auris.

Haec Iovem sentire deosque cunctos
spem bonam certamque domum reporto
Doctus et Phoebi chorus et Dianae
dicere laudes.

Es lautet in unserer Übertragung also:

Vorgesang: Anrede an Apollo und Diana; Veranlassung des Gedichtes:

Knaben und Mädchen:

1. O Phoebus, und du Herrin der Wälder, Diana, leuchtende Zierde des Himmels, immer verehrungswürdig und verehrt, gewährt, was wir bitten in heiliger Zeit,

2. in welcher die sibyllinischen Verse mahnten erlesene Jungfrauen und Knaben, von jeder Schuld frei, den Göttern, welchen die 7 Hügel gefallen haben, ein Lied zu singen.

I. Lied: Gebet um Roms Wohlfahrt und die physischen und materiellen Grundlagen dazu:

Knaben: 3. Gabenspendender Sonnengott, welcher du auf feuerglänzendem Wagen den Tag bringst und birgst, ein anderer und doch immer derselbe entstehst, möchtest du nichts Gewaltigeres beschauen können als der Römer Stadt.

Mädchen: 4. O Geburtsgöttin, die du gnädig reife Geburten glücklich ans Licht bringst, schütze die Mütter, magst du nun Lucina oder Genitalis dich nennen wollen.

Knaben: 5. Göttin, hege das heranwachsende Geschlecht und segne des Senates Beschluss über die Vermählung der Frauen und über das Ehegesetz, das uns an neuer Nachkommenschaft reich mache,

Mädchen: 6. Damit der sichere Umlauf nach zehnmal eilf Jahren Gesänge und Spiele uns wiederbringe, dreimal am lichten Tage und ebensovielmal in lieblicher Nacht zahlreich besucht!

Knaben: 7. Und ihr, wahrheitskündende Parzen, weil die für immer feststehende Bestimmung einmal Gesagtes bewahrt, verknüpfet günstige Geschicke mit schon vollendeten!

Mädchen: 8. Die Erde reich an Früchten und Weidevieh möge Ceres mit einem Ährenkranze beschenken, mögen fruchtbringende Regen und des Juppiter Winde die Feldfrüchte gedeihen lassen!

Mittelgesang: Wiederholung der Anrede.

Knaben: 9. Birg gnädig und mild, o Apollo, dein Geschoss und erhöre uns, die flehenden Knaben,

Mädchen: Doppeltgehörnte Königin der Gestirne, o Mond, erhöre uns, die Mädchen.

II. Lied: Ausdruck der zuversichtlichen Hoffnung auf Roms Glück, weil die politischen und ethischen Mächte dazu vorhanden sind:

Knaben: 10. Wenn Rom euer Werk ist, und dass Scharen aus Ilion das Etruskische Ufer in Besitz nahmen, ein Teil jenes Volkes, dem das Geheiss ward, Haus und Stadt in glücklicher Wanderung zu vertauschen,

Mädchen: 11. welchem durch das in Flammen stehende Troja der keusche Aeneas, des angestammten Fürstenhauses letzter Spross, ohne Schaden frei den Weg eröffnete, um zu geben, was mehr war als das Verlassene:

Knaben: 12. Dann, o Götter, begnadet die lernwillige Jugend mit frommen Sitten; o Götter, gewähret dem Volke des Romulus Macht, Nachkommenschaft und jedweden Ruhm.

Mädchen: 13. Und des Anchises und der Venus hochberühmte Nachkommenschaft möge erlangen, um was sie euch mit Opfern weisser Stiere anfleht, obsiegend im Kriege, milde gegen den gefällten Feind.

Knaben: 14. Schon fürchtet zu Wasser und zu Lande unseren machtvollen Arm und die Albanischen Beile der Parther, schon holen sich Rechtsbescheide die noch jüngst so übermütigen Scythen und die Inder,

Mädchen: 15. Schon wagt die Treue, der Friede, die Ehre und der alte bescheidene Sinn wie die lange vernachlässigte Tugend zurückzukehren, und die reiche Fülle erscheint mit vollem Segenshorne.

Schlussgesang:

Knaben und Mädchen:

16. Wenn Phoebus, der Zukunftskündiger, geschmückt mit dem glänzenden Bogen, geliebt von den neun Musen, welcher mit heilsamer Kunst die kranken Glieder des Körpers neu kräftigt,

17. gnädig die Höhen des Palatin anschaut, dann verlängert er auch Roms Macht und Latiums Glück in die kommende Zeit und in eine immer bessere Zukunft;

18. Und Diana, welche den Aventinus wie den Algidus bewohnt, hört auf die Bitte der Fünfzehn-Männer und leiht freundlich den Gelübden der Knaben Gehör.

19. Dass dieses auch Juppiter und alle Götter sinnen, dafür bringen wir in unser Heim eine gute und sichere Hoffnung, wir, der Chor, unterwiesen das Lob des Phoebus und der Diana zu singen.

Dieses Lied, das für Rom bei seiner grossen Vergangenheit, welche die damals eben veröffentlichte Aeneide Vergils als hochgepriesenes Nationalepos gerühmt hatte, eine noch grössere Zukunft erfleht, wurde am letzten Tage des grossen Festes, am

3. Juni im Jahre 17 v. Chr. gesungen. Diese, bisher nur litterarische, Überlieferung hat vor 10 Jahren eine ebenso unerwartete als hochwillkommene Bestätigung gefunden, als am 20. September 1890 in Rom bei den Arbeiten der Tiberregulierung fast an ebenderselben Stelle, wo die Säcularspiele gefeiert worden sind, am äussersten Rande des Marsfeldes, da, wo der Tiber die erste linke Ausbiegung macht, um sein S durch Rom hindurch zu formieren, nicht weit von dem Ponte San Angelo (der Engelsburg gegenüber), aber mehr südlich, da wo die Nationalkirche der Florentiner, S. Giovanni de' Fiorentini, liegt, die Reste der officiellen Aufzeichnungen über die ludi saeculares des Augustus vom Jahre 17 [und des Septimius Severus vom Jahre 204 n. Chr.], in eine antike Mauer hineingebaut, gefunden wurden; es waren dies, auf einen viereckigen Marmorpfeiler aufgezeichnet, ein kaiserliches Schreiben, zwei Senatsbeschlüsse, eine Reihe von Anordnungen und Veröffentlichungen des zuständigen Priestercollegiums der Fünfzehnmänner.[23]) Sie wurden bereits im Jahre 1891 in den Monumenti antichi pubblicati per cura della Accademia dei Lincei vol. I veröffentlicht.[24]) Setzen wir hier auszugsweise (tavola A" versis. 139. 140. 141. 146—148) und zwar mit den Mommsenschen Ergänzungen hin, was uns interessiert. Es sind die Worte:

(Dritter Tag) A. d. III non. Iun. in Palatio [Apollini et Dianae] sacrificium fecerunt imp. Caesar Augustus, M. A[grippa libeis VIIII,] popanis VIIII, pthoibus [VIIII preca]tique sunt ita: Apollo u. s. w. . . . Eisdem verbis Dianam. Sacrificioque perfecto pueri [X]XVII, quibus denuntiatum erat, patrimi et matrimi, et puellae totidem carmen cecinerunt; eo[de]mque modo in Capitolio. Carmen composuit Q. Hor[at]ius Flaccus. So wenig dieses ist, so viel sagt es, wenn wir es richtig verstehen.

Das Lied halte ich mit Mommsen für ein Processionslied. Dass die so von uns angenommene Weise des Vortrags

[23]) S. Wissowa a. a. O. S. 10.

[24]) F. Barnabei, I commentarii dei ludi secolari Augustei e Severiani scoperti in Roma sulla sponda del Tevere, Fundbericht S. 601—610, dazu S. 613 bis 616 Bericht an das italienische Ministerium v. D. Marchetti; hauptsächlich aber von unserm grossen Theodor Mommsen, dessen Alter so frisch wie greisender Wein blüht: Commentarium ludorum saeculorum quintorum, qui facti sunt imperatore Caesare Divi F. Augusto tribunic. potest. VI, S. 617—672, mit 10 Tafeln, die Inschrift enthaltend. Im Wesentlichen hat Mommsen seine Arbeit wieder abdrucken lassen in den Ephemerides epigraphicae, VIII, S. 225—309.

als eine in Rom seit langer Zeit übliche anzusehen ist, lehre uns eine (auch von Ribbeck und Christ erwähnte) Stelle aus Livius, Buch XXVII Capit. 37. Dort heisst es: Decrevere — um böse Wunderzeichen zu sühnen — item pontifices, ut virgines ter novenae — also gerade soviel Jungfrauen als in unserem Processionschore! — per urbem euntes carmen — damals von Livius Andronicus gedichtet — canerent, und als sie dieses im Tempel des Juppiter Stator einübten, schlug es in den Tempel der Juno Regina auf dem Aventin ein; um solches nun zu sühnen, fand eine 2. Procession statt, wobei: tum septem et viginti virgines — die Zahl kehrt also auch hier wieder — longam indutae vestem carmen in Junonem reginam canentes ibant, illa tempestate forsitan laudabile rudibus ingeniis, nunc abhorrens et inconditum, si referatur, worauf dann die Procession und ihr Weg genauer beschrieben wird. — Ich denke mir nun den Weg, den die damalige Procession bei den Säcularspielen nahm, so, und ich bin ihn selbst im Jahre 1897 in Rom, gleichsam um die Sache auszuprobieren, unter der liebenswürdigen Führung des Archäologen Herrn Becchi abgeschritten: Der Chor nahm Aufstellung auf der Area Palatina vor dem prächtigen, ganz aus Marmorquadern gebauten Tempel des Apollo auf dem Palatin, den Augustus in der Schlacht bei Actium gelobt und am 24. September 28 eingeweiht hatte,[25]) und sang, Knaben und Mädchen zusammen, die 2 ersten Strophen des Liedes. Es macht für unsere Aufstellung nicht viel aus, ob wir mit den italienischen und französischen Archäologen die Lage des Tempels im vorderen (östlichen) Teile der Villa Mills, südlich von der domus Tiberiana, östlich von der domus Augustana, annehmen (die Ausgrabungen müssen bald Aufschluss bringen, wenn auch das Terrain der Villa Mills endlich in Angriff genommen werden wird), oder, wie der 2. Secretär des Deutschen Archäologischen Instituts, Röm. Abteilung, Dr. Ch. Hülsen in Rom, in den A. 25 genannten Mitteilungen des Instituts annimmt, jenseits der Strasse di San Bonaventura, da, wo jetzt die Kirche San Sebastiano und die dazu gehörige Vigna liegt, denn der letztere Weg ist nur etwa 100—200 Meter kürzer als der erstere. Nehmen wir nun ersteren an, so gieng der Chor vom Apollotempel (die

---

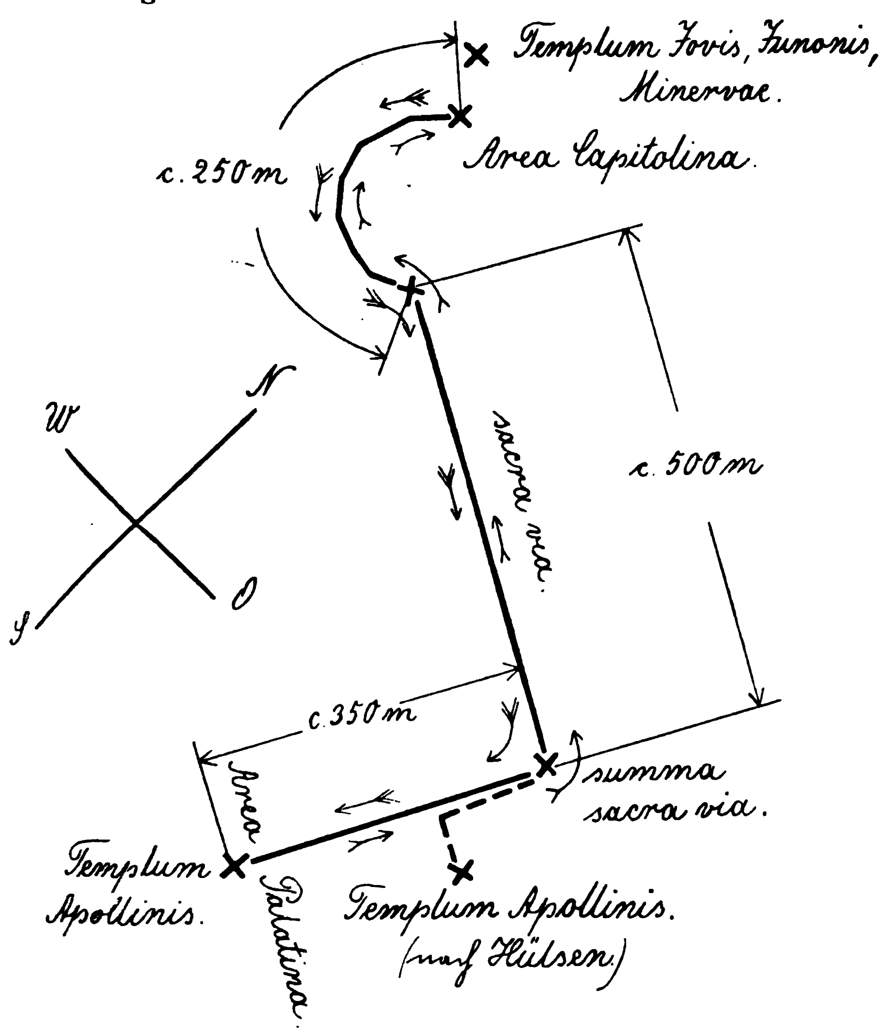
[25]) Vgl. Horaz, Carm. I, 31. S. Mitteilungen des Kais. Deutsch. Archäologischen Instituts, Röm. Abteilung, Bd. XI, 1896, S. 193—212. Die Beschreibung des Tempels steht dort S. 196 ff.

beiden Plätze, die Tempel auf dem Palatin und auf dem Capitol waren ja auch schon in der Zosimusstelle genannt, wo die Verteilung der Sühnopfer durch die Fünfzehnmänner vor dem Feste erwähnt waren!) über die Area Palatina den Clivus Palatinus herab der Sacra via und dem Forum Romanum zu, die er beide summâ sacrâ viâ, also da, wo später der noch heute vorhandene Titusbogen errichtet worden ist, erreichte, dann längs über das Forum Romanum auf der Sacra via hin bis zum Ende des Forums, dann auf dem Clivus Capitolinus [26]) in Schlangenlinien hinauf bis zum Tempel des Juppiter Capitolinus, ungefähr dahin, wo jetzt der deutsche Botschaftspalast, der Palazzo Caffarelli, auf dem Capitol liegt, im ganzen gewiss nicht mehr als 1100 Meter, also etwas mehr als 1 Kilometer, und noch lange nicht ein volles römisches Milliarium. Auf diesem Wege, zu welchem er bei seinem notwendig sehr langsamen Marschtempo wohl etwa 30 Minuten brauchte, sang er, Knaben und Mädchen abwechselnd, das 1. Lied, 6 Strophen, das Gebet um Roms Wohlfahrt, langsam psalmodierend in der Art, wie die Lieder z. B. auch bei katholischen Processionen langsam und feierlich gesungen werden, mit Unterbrechungen (vielleicht auch Wiederholungen), die notwendigen Pausen mit eingerechnet. Vor dem Juppitertempel, vor dem er mit den bezeichnenden Worten der letzten Strophe: »Jovis aurae« angekommen war, sang er, auf der Area Capitolina stehend, den kurzen Mittelgesang, nur eine Strophe, 2 Zeilen die Knaben, 2 Zeilen die Mädchen, aber schon zur Rückkehr gewandt und dem nicht so fernen Apollotempel zugekehrt, dessen Pracht von Marmor, Gold und Elfenbein uns die Dichter schildern, und von dem vielleicht von dem Scheitel des Eingangsbogens zur Porticus die säulengeschmückte Aedicula über einem Werke des Lysias, Apollo und Diana auf einer Quadriga, [27]) herüberleuchtete; deshalb redete er auch den Gott und seine Schwester wieder an, welche ja des Festes Hauptgottheiten waren. Dann trat der Chor den Rückweg wirklich an und sang, wie auf dem Herwege, das zweite, dem ersten Liede genau gleiche Lied, welches die zuversichtliche Hoffnung auf Roms Glück zum Ausdruck hatte. Zum Apollotempel auf dem Palatin zurückgekehrt, nahm er wieder auf der Area Palatina Aufstellung und begann den Schlussgesang, der,

[26]) Über ihn s. Cicero, orat. Philipp. II, 6, 16 u. ö.
[27]) Hülsen, a. a. O. S. 197.

damit das Lied voll ausklinge, doppelt so lang als der Anfangsgesang war und, von beiden Chören zusammengesungen, um im Schlusse den Höhepunct zu erreichen, mit der Anrede an Juppiter und alle stadtschützenden Gottheiten, welche auch schon im Anfange erwähnt waren, schloss.

Die hier beigefügte Kartenskizze wird das Gesagte am besten verdeutlichen; die eingeschriebenen Masse sind nach Reduction gemäss dem Plane der Stadt Rom in Gsell-Fels grossem Werke »Rom« genommen.



Mit diesem ebenso fein ausgesonnenen wie ebenmässig gebauten grossen Festliede hatte auch das ganze Säcularfest culminiert und gieng zu Ende. Man kann sich dabei leicht denken, wie das gesamte Rom mitfeierte, das diesem Festzuge und seinem grossen Festliede, dem Höhepunct der Feier, mit Spannung entgegengesehen hatte, neugierig, wie grossartig dieser Festzug werden würde, an dem der Kaiser, sein Mitregent Agrippa, der kaiserliche Hofstaat und das ganze officielle Rom, Beamte und und Militär, sich beteiligte. Darunter befand sich sicherlich auch der gefeierte Dichter des Processionsliedes, Horaz, der an jenem 3. Juni wohl den höchsten Triumph seines Lebens, weil die Weihe seiner Dichtkunst, feierte! Wir dürfen dieses nicht unterschätzen, und die Mitwelt des Dichters that dieses sicherlich auch nicht; denn das Rom zu Horazens Zeit hat sicher in dieser Ehrung des Dichters eine Huldigung seiner Muse und seiner Dichtweise gesehen, die von der erlauchtesten und massgebendsten Stelle, vom Kaiser selbst, ausgieng, der sich damit für den Dichter und wie er schuf, aussprach, d. h. dass das römische Lied, das vollinhaltlich mit römisch-nationalen Stoffen auf dem Gebiete des Staates, der Gesellschaft und des Einzellebens erfüllt sein sollte, in der Form sich an die Kunst- und Dichtweise der Hellenen, an ihre freie sprachliche Form und an die Gesetzmässigkeit und den Wohllaut ihrer Verse, anlehnen sollte, aber weit hinausgehend über einen Calvus und den früher so hochgeehrten Catull, welche Horaz in seinen Gedichten nur einmal[28]) als überwundene Grössen erwähnt.

Das ist nach unserer Meinung die grosse Bedeutung unseres Carmen saeculare. Durch diese Anerkennung hat Horaz auch den Mut gewonnen, seine Anschauungen über Dichter und Dichtkunst, seine ars poetica, in welcher er neben den allgemeinen Gesetzen der Dichtkunst sich über die dramatische Poesie im Besonderen aussprach und Vorschriften für den Dichter anschloss, wenn auch nicht erst zu ersinnen und abzufassen, so doch bald darauf unter der Adresse »der Pisonen« herauszugeben. Ferner war für ihn, um die ihm zugewiesene und gebilligte Stellung zu verteidigen und sie als die wahre durch Thaten zu erweisen, die Notwendigkeit erwachsen, noch einmal zur Leyer zu greifen. Er that es und hat seiner staunenden Mitwelt einen Spätsommer von Liedern gespendet: »noch einmal fliesst Crystall in meines Lieds

[28]) Satir. I, 10, 19.

Accorden«, konnte der alternde Horaz von sich selbst sagen, wie Rückert es mit Bezug auf den alternden Goethe that, als dieser aus iranischem Naphthabrunnen als Greis neue Begeisterung schöpfte, »Zorn und Glut, und Milde und süsses Kosen«, als er seinen westöstlichen Divan schuf. Es ist dies die Dichtung des 4. Odenbuches, in welchem sich Horazens reifste und herrlichste Lieder finden. Wir erinnern an das schöne Frühlingslied (IV, 7) und an das Lied, worin Horaz seinem Hochgefühle über seine dichterischen Erfolge Ausdruck verleiht, das dritte, wo er mit den Worten »nobilem Aeolio carmine« auf sich hindeutend, voll Selbstgefühl sagt: »Roms, der Fürstin der Städte, Jugend würdigt mich, in die Chöre der liebenswerten Dichter mich einzureihen, und schon werde ich vom Zahne des Neides weniger benagt. O, Muse, die du dem holden Wohllaut, welcher in der Saiten Gold schlummert, gebeutst, o die du auch stummen Fischen, falls es dir beliebt, den Gesang des Schwanes verleihen kannst, — ganz ist es dein Werk, dass auf mich als auf den (vortrefflichsten) Sänger auf römischer Leyer der Finger der Vorübergehenden hindeutet. Ja,[29]) dass ich vom Dichtergeist beseelt bin und gefalle, wenn ich anders gefalle, ist dein Werk.« Und wie er sich seinem Gönner Augustus dankbar bewies, zeigte er dadurch, dass er 4 herrliche Lieder in der genannten Odensammlung ihm und seinem Hause widmete, das 4. und 14., in welchem er Augustus und seine Stiefsöhne, Drusus und Tiberius, als Kriegshelden verherrlichte, und das 5. und 15., in welchen er die Friedensthaten des Herrschers pries. Und endlich, nur wenige Jahre vor seinem im Jahre 8 v. Chr. erfolgten Tode, widmete er nach der Florusepistel (II, 1) dem Herrscher endlich auch eine besondere Dichtung, die grosse 1. Epistel des 2. Buches, jene reifste Frucht seines Denkens über das Gebiet der Dichtkunst. Wahrlich, feiner konnte er seinen Dank dem kunstsinnigen Manne auf dem Throne, welcher einst seine Muse so schön gewürdigt und ihr einen so vollen Erfolg bereitet hatte, nicht abstatten als durch die Dichtung dieser Epistel, auch ein monumentum aere perennius ebenso für den, welcher sie schuf, als für den, an welchen sie gerichtet war, und für beider poetische Bestrebungen, welche so, harmonisch zusammenklingend, sich gefunden und vereinigt hatten.

---

[29]) Ich folge der Interpunktion in der Ausgabe von Kiessling.

Vom Tannhäuser

und dem

Sängerkrieg auf der Wartburg.

Ein am 1. Februar 1900 in Erfurt gehaltener Vortrag

von

Dr. Ernst Bernhardt,
Professor.

Die Beschäftigung mit altdeutscher Sprache und Dichtung war noch in den ersten Anfängen, als der Schweizer Myller, Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, dem König Friedrich II. ein Exemplar von seiner Ausgabe des Nibelungenliedes und anderer altdeutscher Gedichte übersandte. Er erhielt darauf folgenden Brief:

Hochgelahrter, lieber getreuer! Ihr urtheilt viel zu vortheilhafft von denen Gedichten aus dem 12. 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habet und zur Bereicherung der teutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach, sind solche nicht einen Schuss Pulver werth; und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Bücher-Sammlung wenigstens würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulten; sondern herausschmeissen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen grossen Bibliothec abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht Euer sonst gnädiger König Frdch.

Potsdam 22. Februar 1784.

Anders standen und stehen die Nachfolger des grossen Königs den Bestrebungen zur Erforschung des deutschen Altertums gegenüber. Kaiser Friedrich insbesondere hat dieser Wissenschaft einen wichtigen Dienst geleistet durch die Wiedererwerbung der sogenannten Manessischen Handschrift.

Die Gedichte der Minnesänger waren zwar zunächst für den mündlichen Vortrag d. h. Gesang bestimmt. Man hat aber früh begonnen Lieder, sei es eines Dichters, sei es von verwandtem Inhalt, in kleinen Liederbüchern zu sammeln, und gegen Ende des 13. Jahrhunderts, da man das entschiedene Gefühl hatte, eine Zeit reichen und glücklichen Schaffens sei vorüber, wurden diese kleinen Sammlungen zu grösseren vereinigt, von denen uns einige

Handschriften von vorzüglicher Schönheit erhalten sind. Die berühmteste ist die Manessische; so hat sie Bodmer, Klopstocks Züricher Freund, genannt; er beruft sich dabei auf ein Lied des Züricher Dichters Johann Hadlaub, worin dieser seinen Landsmann, den reichen Rüdeger Maness, und dessen Sohn wegen ihres Eifers im Sammeln von Liederbüchern preist. Ob aber in der vorhandenen Handschrift die Sammlung der Manesse erhalten ist, ist zweifelhaft, wahrscheinlich, dass sie in der deutschen Schweiz entstand. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts befand sie sich in der reichen Bibliothek zu Heidelberg, die bei der Einnahme der Stadt durch Tilly 1622 geplündert und zerstreut ward. Dann taucht sie in Frankreich auf; zwei Brüder Dupuy schenkten sie 1657 dem König Ludwig dem XIV. Seitdem bildete sie einen kostbaren Schmuck der französischen Bibliothek, die abwechselnd die Namen Bibliothèque royale, nationale, impériale geführt hat. Unrechtmässige Erwerbung durch die Franzosen liess sich nicht nachweisen, und so musste sie Gneisenau, der sie 1815 schon in Händen hatte, zurücklassen, und auch in Frankfurt im Jahre 1871 bestanden die deutschen Unterhändler nicht auf ihrer Auslieferung. Erst 1888 gelang dem Kaiser Friedrich die Wiedererwerbung auf friedlichem Wege. Ein Engländer, Lord Ashburnham, besass eine reiche Sammlung alter Handschriften und Drucke. Nach seinem Tode machte sein Sohn diese Schätze zu Gelde. Es waren darunter 160 alte französische Handschriften von Gedichten, Chroniken, Gesetzen; zwei französische »Büchermarder« hatten sie zusammengestohlen und an den Lord verkauft. Diese erstand der Buchhändler Trübner in Strassburg im Auftrage des Kaisers um 490000 Mark, und die französische Bibliothek gab dafür die Manessische Handschrift der Minnesänger und 150000 Mark bar; so kehrte sie nach Heidelberg zurück, wo augenblicklich ein genauer Abdruck in Arbeit ist.

Die überaus sorgfältig geschriebene, mit schönen Anfangsbuchstaben und 141 grösseren Bildern geschmückte Handschrift enthält Lieder von 140 Dichtern, deren Reihe Kaiser Heinrich VI. und der letzte Hohenstaufe Conradin eröffnen. Unter diesen 140 dürfte, abgesehen vielleicht von Walther von der Vogelweide, heutzutage kaum ein Name bekannter sein als der des Tannhäusers, weniger zwar durch die 17 von ihm erhaltenen Gedichte, als durch die Sage vom Venusberg und, seit 1845, durch Wagners Oper. Wir Erfurter haben noch einen besonderen Grund der

Teilnahme: das reich geschmückte Treppenhaus unseres Rathauses bietet fünf Bilder zur Sage vom Tannhäuser. Somit darf ich wohl wagen Ihnen, verehrte Anwesende, den Tannhäuser vorzuführen, wie er wirklich war, und wie sich sein Bild in Sage und Dichtung gestaltet hat. Ausserdem wird uns die Oper Veranlassung geben die thüringische Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg zu besprechen.

Der Tannhäuser gehörte wahrscheinlich dem adligen, im Salzburgischen begüterten Geschlecht der Freiherrn von Tannhausen an, das im 17. Jahrhundert in den Grafenstand erhoben ward, aber bald nachher ausstarb. Seinen Vornamen kennen wir nicht; wenn ihn Wagner Heinrich nennt, so beruht dies auf seiner Annahme, der Tannhäuser sei mit Heinrich von Ofterdingen identisch. Seine Blütezeit fällt in die Regierung Friedrichs des Streitbaren, Herzogs von Östreich (1230 bis 1246). Wie lange er vorher und nachher gelebt hat, lässt sich nicht genau bestimmen; Kaiser Friedrich den II. und dessen Nachfolger Konrad den IV., der 1254 starb, hat er überlebt; auf die Thronbesteigung Rudolfs von Habsburg und dessen Kämpfe mit Ottokar von Böhmen findet sich keine Anspielung, und die Art, wie er den Landgrafen Albrecht von Thüringen lobend erwähnt, legt die Vermutung nahe, dass wenigstens das betreffende Gedicht vor 1270 verfasst sei, in welches Jahr die für Albrecht so schmachvolle Verstossung seiner Gemahlin fällt. Er mag vor dieser Zeit gestorben sein.

Der Tannhäuser ist ziemlich weit in der Welt herumgekommen. Ob er die von ihm erwähnten fünf spanischen Königreiche Portugal, Galizien, Navarra, Arragon, Castilien, ob er Kerlingen, d. h. das nördliche Frankreich, und England gesehen hat, oder nur vom Hörensagen kennt, muss dahin gestellt bleiben; aber das südliche Deutschland und Italien hat er sicher durchwandert und einen Teil des Orients durch seine Kreuzfahrt kennen gelernt. Als Kreuzfahrer bezeichnet ihn sein Bild in der Manessischen Handschrift, und von dem Ungemach, das er auf dieser Fahrt erlitt, gibt eines seiner Lieder eine lebhafte und launige Schilderung. Es war nicht, wie man angenommen hat, der Kreuzzug Friedrichs des II. 1228, an dem er teilnahm; denn dessen Hin- und Rückfahrt verlief ohne Unfall und Beschwerde, während es dem Tannhäuser übel ergieng. Wahrscheinlich unternahm er seine Pilgerfahrt um 1245, wo der Zuzug aus dem Abendlande nach Palästina

noch einmal einen Aufschwung nahm; vielleicht, da er von seinen Rudern und Segeln spricht, auf einem eigens gemieteten Schiffe, und zwar von Pülle, d. h. Apulien, aus. Als erste Probe seiner Poesie gebe ich einen Teil des Gedichts in neuhochdeutscher Übertragung; es klingt, als sei es während der Fahrt verfasst.

1. Wohl dem, der jetzo beizen (jagen) kann,
Zu Pülle im Gefilde.
Wer birschen geht, der Jägersmann,
Der freut sich an dem Wilde.
Gar mancher geht zum Bronnen,
Da sind die schönen Frauen;
Die Lust ist mir zerronnen,
Da bin ich nicht zu schauen.
Auf beides ich verzichte; ich beize nicht mit Winden (Windhunden),
Ich beiz' auch nicht mit Falken, den Fuchs darf ich nicht jagen,
Ich hetze nicht zu Ross nach Hirschen und nach Hinden.
Auch sieht man mich jetzt nicht ein Rosenkränzlein tragen:
Man darf nicht meiner warten,
Wo steht der grüne Klee;
Ich gehe nicht zum Garten,
Zu schöner Mädchen Tanz; ich schwebe auf der See.

2. Wer litt wohl je so grosse Not,
So mancherlei Gefahren?
Bei Kreta war ich beinah tot
Nur Gott thät mich bewahren.
Mich trugen böse Winde
Ganz nah zu einem Stein
In dunkler Nacht geschwinde;
Die Freude, die war klein.
Die Ruder mir zerbrachen, davon ward mir sehr bang,
Mein Segel ward zerrissen und flog hinaus in See.
Die Schiffer alle klagten, dass niemals solchen Drang
Sie noch zur See erlitten; ihr Schreien that mir weh.
Das währte, ohne Lügen,
Bis an den sechsten Tag;
Es galt sich drein zu fügen;
Ich musst' es alles leiden, so geduldig ich vermag.

3. Entgegen aus der Berberei
Die Winde heftig brausen;
Von Osten Stürm' aus der Türkei
Nicht minder widrig sausen.
Der Wellen tiefe Schlünde
Beschweren mein Gemüte;
So straft sich meine Sünde.
Der reine Gott mich hüte.

Mein Wasser, das ist trübe, mein Zwieback, der ist hart.
Das Fleisch ist mir versalzen, es schimmelt mir mein Wein,
Und aus dem Schiffsraum der Geruch verschönert nicht die Fahrt;
Den tauscht' ich gern um Rosenduft, wenn es nur könnte sein.
Die Erbsen und die Bohnen
Geben nicht frohen Mut;
Will mir der Höchste lohnen,
So wird mein Trank noch süss und meine Speise gut.

4. Wer nach Belieben reiten kann,
Wie glücklich ich den finde!
So geht mirs nicht, bin übel dran,
Steh in Gewalt der Winde.
Der weht vom Oriente,
Der heisset Tramontane,
Der bläst vom Occidente,
Den nennt man Levantane.
Arsüle heisst der fünfte, sechs schickt die Romanei;
Von Ost und Nord kommt sieben, acht, neun aus der Berberei.
Die Alpen senden zehn, die Türkei Nummer elf;
Es gibt vielleicht noch einen, das wäre Nummer zwölf.
Ach wär' ich doch am Strande,
Vergäss' die Namen gern;
Ich fuhr vom Heimatlande
Nicht aus um Windes Kunde; ich diene Gott dem Herrn.[1])

Die letzte Strophe von den zwölf Winden lehrt uns eine Eigenart des Tannhäusers kennen. Wenn sichs reimt und das übrigens hier wie sonst meist recht kunstvolle Versmass klappt, dann macht ihm der Inhalt und die Logik wenig Sorge. Der Name des fünften Windes Arsüle ist dunkel, vielleicht von dem Dichter erfunden oder ungenau aufgefasst. Ostwind und Levantane, Nordwind und Tramontane sind doch gewiss nicht verschieden, und der Wind von den Alpen hat ihm wenigstens im Ägäischen Meere nicht zu schaffen gemacht.

Neben seiner Länderkunde besass der Tannhäuser eine für jene Zeit nicht ganz gewöhnliche anderweitige Bildung. Des Französischen war er mächtig, vielleicht auch einigermassen des Lateinischen. Er kannte die Epen der höfischen Dichter, die Eneit, den Argonautenzug und Trojanerkrieg Herborts von Fritzlar oder Konrads von Würzburg, den Tristan, Parzival, Willehalm,

---

[1]) Romanei bezeichnet (nach von der Hagen) das dem griechischen Kaiser verbliebene Gebiet in Kleinasien, Türkei das Sultanat von Iconium.

Lanzilot. Aber diesen Erzählungen steht er nicht mit der gläubigen Ehrfurcht der älteren Dichter gegenüber; sie sind ihm ein Gegenstand der Parodie und des Spottes. Die possenhafte Einleitung zu einem mutwilligen Tanzliede beginnt er mit dem Lobe seiner Geliebten:

> Ich lob' ein Weib, die noch viel besser ist als gut,
> Und schöner noch als schön und hochgemut.
> Vor aller Falschheit ist sie stets auf ihrer Hut;
> Nie ward ein Weib mit Recht gelobet, wie man ihr es thut.

Mit ihr werden Isolde und Medea verglichen:

> Man rühmt Isoldens Schönheit laut,
> Doch kam sie meiner Frau (Herrin, Geliebten) nicht nah.
> Klug war Medea, Jasons Braut,
> Doch stets man Pallas bei ihr sah.

Nun lässt der Dichter den Vergleich mit seiner Geliebten fallen, zählt in bunter Folge eine lange Reihe von Heldinnen des Epos auf, vermischt mit Namen, die er selbst ersonnen hat, und wirft mutwillig die Sagen durch einander:

> Helena war eins Königs Weib,
> Zu der kam Frau Discordia;
> Das gieng dann beiden an den Leib;
> Es büsst' auch Amarodia.
>
> Ein Weib war schuld, dass Troja ward
> Zerstöret, die hiess Avenant.
> Lunete war von hoher Art;
> Ihr Vater, der hiess Willebrant.
>
> Ein Apfel Venus ward gegeben:
> Davon erhub sich grosse Not;
> Darum gab Paris hin sein Leben,
> Es lag auch Menelaus tot.

Amarodia ist ein vom Tannhäuser erfundener Name; Avenant, ein altfranzösiches Wort, bedeutet »anmutig«. Lunete ist Iweins Gemahlin; ihren Vater Willebrant hat der Tannhäuser ersonnen.

Sodann werden Blanscheflur, Tristans Mutter, Gahmuret, Parzivals Vater, Gawan und Iwein wunderlich zusammengebracht; Parzival bricht Hectors Feste und erlangt den Gral in Karidœl, dem Wohnsitz des Königs Artus, was Achilles hätte rächen sollen, u. s. w. Endlich heisst es: »Nun wollen wir von den Alten

schweigen und mein Liebchen loben.« Hier beginnt das eigentliche Tanzlied.

In mehreren Gedichten bezeichnet der Tannhäuser die gewöhnlichsten Begriffe mit französischen Worten: tschoie (joie), dulz amis (doux ami), fores (forêt), riviere, amur, cor (coeur), parolle, creatiure, fontâne, schantieren, salwieren (saluer), parlieren u. s. w. Auch hier klingt der Spott durch; er richtet sich gegen Wolfram von Eschenbach und Gotfrid von Strassburg, die es lieben französische Worte und Sätze in ihre Rede einzuflechten.

Schärfer noch ist des Tannhäusers Gegensatz zu dem schwärmerischen und überspannten Frauendienst der ritterlichen Gesellschaft, wie ihn vor allen sein Landsmann und Zeitgenosse Ulrich von Liechtenstein geübt und nach Scherers Ausdruck (Literaturgeschichte S. 215) »praktisch ad absurdum geführt hat«. Es ist eigentümlich, dass in der deutschen Ostmark die ersten Minnesänger, der Kürnberger und Dietmar von Aist, ihre Lieder ertönen liessen, und dass dann in derselben Landschaft die Gegenströmung zuerst sich Bahn brach. Des Tannhäusers Vorgänger war darin Neidhart von Reuental, der »Bauernfeind«; er entnahm die Stoffe seiner Lieder dem Leben und Treiben der reichen und hochmütigen Bauern seiner bairisch-östreichischen Heimat, die er verspottet, bekämpft, bei den ländlichen Schönen auszustechen sucht. Er fand mit seinen derben, oft niedrig komischen Gedichten reichen Beifall, auch am östreichischen Hofe, nicht den Walthers von der Vogelweide.

Der Tannhäuser geht weiter als Neidhart; er meidet nicht nur den ritterlichen Frauendienst, sondern verspottet ihn, indem er sich z. B. über die unmöglichen Dinge lustig macht, die die Dame von ihrem Liebhaber verlangt. Drei der erhaltenen Lieder behandeln diesen Gegenstand. Als Preis für ihre Gunst fordert die Dame von ihrem Liebhaber den Apfel des Paris, das fabelhafte Tier Salamander, den Gral, einen Baum aus Indien, oder gar Sonne, Mond und Sterne; er soll ihr den Berg aus Galilaea herschaffen, auf dem Adam sass, die Rhone an Nürnberg vorbei, den Rhein von Coblenz weg leiten, tausend Speere verstechen, wie Gahmuret vor Kanvoleiz; er soll fliegen wie ein Star, schweben wie ein Adler u. s. w.

An ein wirkliches Liebesverhältnis ist hiebei natürlich nicht zu denken. Des Tannhäusers leicht entzündbares Herz wandte sich solchen Schönen zu, die leichter zu gewinnen waren. Es

werden wohl die flotten Wiener Mädchen gewesen sein, bei denen seine Werbungen Gehör fanden, und denen er seien Tanzlieder voll sprühender Lebenslust vorsang.

Unsere alte Sprache unterscheidet zwischen ‚tanz‘ und ‘reie’ (Reigen). Der Tanz war auf einen geschlossenen Raum beschränkt und bestand in gemessener Bewegung; er ward ‘getreten’; auch mit ‘slîchen’, unserem »schleichen«, wird sie bezeichnet. Der Reigen war rascher und ausgelassener, er ward ‘gesprungen’, gieng im Freien vor sich, war oft mit Ballspiel verbunden. Für den Tanz wie für den Reigen war die musikalische Begleitung wesentlich; es fehlten nicht mannigfache Instrumente, Flöte, Trompete, Geige, Pauke, aber die Hauptsache war der Gesang, ausgeführt von einem die Geige spielenden Vorsänger oder einer Vorsängerin, indem alle Tänzer den Kehrreim oder auch die ganze Strophe wiederholten. Den Tanz im engeren Sinne begleitete ein Lied, bestehend aus einer beliebigen Zahl gleicher, meist dreiteiliger Strophen; zum Reigen gehörte der Leich, bestehend aus ungleichen Strophen oder Strophengruppen. Während beim Liede mit jeder Strophe dieselbe Melodie wiederkehrte, musste sie beim Leich mit jeder Strophe oder Strophengruppe wechseln; der Leich erforderte also grossen Aufwand von metrischer und musikalischer Erfindung; er war, wie Scherer (Lit. S. 210) sagt, das Paradestück der Minnesänger. Der Inhalt des Gesangs bezog sich keineswegs unmittelbar oder doch nicht ausschliesslich auf den Tanz; das erste Gedicht des Tannhäusers in der Manessischen Handschrift ist ein Leich, der mit dem ausführlichen Preise seines Gönners, des Herzogs von Östreich, anhebt. Von dem Leich, der im Eingang die parodistischen Anspielungen auf das Epos enthält, war schon die Rede; in einem anderen gibt er zu Anfang in ebenso scherzhafter Weise sein geographisches Wissen zum Besten.

Unter den 17 erhaltenen Gedichten sind 7 Tanzlieder. Zwei davon beginnen mit der sehr drastischen Schilderung eines erlebten oder ersonnenen Liebesabenteuers. Um den Schluss ist er nicht verlegen: drei enden damit, dass dem Fiedler eine Saite oder der Bogen zerspringt, was ihm, sagt er, jede Woche widerfahre.

Als Probe dieser Gedichte gebe ich einen Teil des an der Spitze der Sammlung stehenden Leichs:

Nun heraus
Aus dem Haus,
Aus den Strassen,
Aus den engen Gassen

Nun wohlan!
Seht, ich kann
Wunderkünste, die ich nicht will lassen.

'Naus mit mir
Sollt nun ihr,
Kommen auf den Anger, wo die Jungen springen.

Manche Maid
Steht bereit;
Vor der soll nun Flöt' und Geige schön erklingen.

Wo ist nun die Gute
Mit dem Pfauenhute?
Die vergess' ich nimmer,
Sollt' ich leben immer.

Bei der Linde
Ich sie finde
Mit manch schönem Kinde.
Fröhlich Singen,
Lustig Springen
Soll uns wohl gelingen.

Endlich hab' ich sie erspäht,
Wo sie bei den Mädchen steht.
Nun soll niemand traurig sein,
Wo Tannhäuser wohlgemut
Mit dem Liebchen tanzt im Reihn.
Lustig, junges Blut!

Hab' am Arm Frau Kunigund
Mit den krausen Haaren.
Sie trägt einen roten Mund,
Ist bei jungen Jahren.

Kinder, auf! Geniesset's Leben,
Da uns Gott hat diesen Tag gegeben!
Lasst uns springen,
Fröhlich singen.

Der Winter verhinderte das Vergnügen des Reigens, aber nicht das des Tanzes in geschlossenem Raum. Das elfte Gedicht des Tannhäusers, ein Lied aus fünf gleichen kunstvollen Strophen

bestehend, war zur Begleitung eines Tanzes bestimmt; es zeigt die Eigentümlichkeit, dass zuerst ein Mädchen allein tanzt, dann die übrige Gesellschaft sich anschliesst. Auch von diesem Gedicht gebe ich einige Strophen:

Heute zu Weihnachten
Sollen wir auf Lust'ges trachten.
Wir schweigen allzu lange.
Nun folget mir! ich kann euch Freude machen,
Ich sing' euch schön zum Tanze
Und schau' nach ihr, der Schönen mit dem Kranze.
Die rosenfarb'ge Wange,
Ersäh' ich die, das gäbe frohes Lachen.
Wenn sich die Gute
Hebt zum Tanz, so ist mir wohl zu Mute.
Muss ihr zierlich Schweben
Nicht stets in mir die Liebe neu beleben?

Nun folgt die Aufforderung an die Schöne sich im Einzeltanze sehen zu lassen und in der nächsten Strophe eine sehr eingehende Schilderung ihrer Reize. Dann heisst es weiter in einer Anrede an die übrigen:

Euch sei nun der Tanz erlaubet!
Nur dass ihr mein Liebchen nicht bestaubet!
Hütet euch zu schauen
Tief ins Aug' ihr; das raubt euch die Sinne.
Ihr steht so wohl das Lachen,
Dass tausend Herzen müssten durch sie krachen.
Aus den losen blauen
Äuglein fliegt auf mich der Pfeil der Minne.
Lasst sie tanzend schweben!
Der Anmut'gen müsset Raum ihr geben.
Was kann wohl ihr gleichen?
Das kann keine Maid in allen Reichen.

Es lässt sich denken, dass solche Poesie, durch entsprechende Musik vervollständigt, den Beifall der lebenslustigen Wiener fand, bei denen sechs Jahrhunderte später die Walzer von Lanner und Strauss zuerst erklangen. Aber der Dichter scheint dadurch auch die Gunst des Herzogs Friedrich von Östreich gewonnen zu haben, des letzten Fürsten aus dem ritterlichen und sangesfrohen Geschlechte der Babenberger. Friedrichs Vater war Leopold der VII.; nach dessen Tode klagt der Wiener Dichter Enenkel:

Wer singet uns nun vor
Zu Wien auf dem Chor,
Wie er so oft hat gethan,
Der viel tugendhafte Mann?
Wer stiftet uns nun Reihen
Im Herbste, wie im Maien?

Demnach liess sich Herzog Leopold herbei seinen Wienern vorzusingen, Tanzfeste anzustellen und zu leiten, und die Wiener wussten ihm dafür Dank. Ebenso verfuhr sein Sohn. Zwar war die Zeit seiner Regierung an Kämpfen überreich: in den Wirren des Reichs, die dem Untergang der Staufer vorangiengen, hat er eine wichtige, wenn auch nicht immer rühmliche Rolle gespielt, mit dem aufständischen Adel, mit Böhmen, Ungarn und Mongolen hat er gekämpft; aber in friedlichen Zwischenzeiten muss er sich an der Kunst des Gesanges ergötzt und mit den Wienern des Lebens erfreut haben. Im Eingang des schon mehrfach erwähnten Leichs preist der Tannhäuser Friedrichs fürstliche Tugenden und fügt hinzu:

Traurig Herze froh
Macht er, wenn er singt den Fraun zum Reihen
Dann helf' ich ihm so,
Dass ich preise alle Zeit gern mit ihm den Maien.

Der Herzog, das muss man aus dieser Stelle schliessen, fand an des Tannhäusers Dichtung und Lebensführung Gefallen, wenn er ihn in solcher Weise zum Gehilfen erkor. Dass des Herzogs Gunst sich auch in reichen Geschenken erwies, ist aus dem vierzehnten Liede zu ersehen, worin der Tannhäuser den Tod Friedrichs, der in einer Schlacht gegen die Ungarn fiel, und seine eigne Verarmung beklagt; denn er scheint nach dem Tode seines Gönners den sittlichen und bürgerlichen Halt verloren und seinen Besitz schnell vergeudet zu haben. Das Gedicht lautet so:

Ach Gott, was hab ich doch verlorn an Östreichs edlem Fürsten!
Der stattete mit Gut mich aus und wusste mich zu ehren.
Einst war ich Wirt und kannte nicht das Hungern und das Dürsten.
Nun bin ich wieder worden Gast. Wohin soll ich mich kehren?
Wo ist ein Fürst noch, der am Hof niedrig und hoch ergetze?
Wo find' ich den, der diesen Herrn mir wieder je ersetze?
Nun fahr ich irre, weiss ja nicht, wo solchen Herrn ich finde.
Wenn er noch lebte, braucht' ich nicht entgegen gehn dem Winde.
Nun spricht der Wirt: Brecht anf, Herr Gast! Wie friert euch so geschwinde

Zu Wien da hatt' ich einen Hof, des bin ich worden ledig.
Leupoldesdorf, das war auch mein; im Marchfeld liegts bei Lassen.
Zu Himburg hatt' ich schönes Gut. Gott sei dem Geber gnädig!
Ach könnt' ich wieder meine Pacht vom reichen Himburg fassen!
Es soll mich niemand tadeln, wenn ich Friedrich klag' im Herzen;
Mir ist die Freude mit ihm tot; es bleiben nur die Schmerzen.
Wie wirds mit dir, Tannhäuser, nun? so muss ich immer fragen.
Wer hilft in Zukunft denn nun dir der Armut Last zu tragen?
Lang währt mein Leid, dass Friederich im Felde ward erschlagen.

Das nun folgende offene Bekenntnis belehrt uns, wie es mit des Tannhäusers Verarmung zugieng; es zeigt auch, dass Missgeschick und Ungemach dem leichtlebigen Dichter die Laune nicht verdarben.

Die schönen Fraun, der gute Wein, fein Frühstück an dem Morgen
Und zweimal baden wöchentlich, das schied mich von dem Gute.
Wenn ich noch was verpfänden kann, so leb' ich ohne Sorgen;
Doch wenns dann ans Bezahlen geht, so wird mir weh zu Mute,
Und wenn das Pfand ich lösen soll, so wird die Lust zu Leide.
Da sind die Weiber missgelaunt, wenn ich von ihnen scheide.
Der gute Wein wird sauer mir, hab' nichts mehr zu verpfänden.
Wann soll in meinem Missgeschick das Trauern wohl noch enden?
Ich weiss ja keinen Fürsten, der mir mag den Kummer wenden.

Mein Saumpferd trägt nicht schwere Last, mein Rösslein geht nicht munter.
Die Knechte mein sind ohne Ross, mein Koffer ist entleeret.
Mein Haus, das stehet ohne Dach, da komm' ich nicht gut unter.
An meiner Stube fehlt die Thür, das hat mich sehr beschweret.
Am Stadel fehlet auch das Thor, da ist mir nicht geheuer;
Mein Keller fiel schon lange ein, die Küche frass das Feuer.
Man bäckt mir nicht, man mahlt mir nicht, man braut mir wunderselten.
Das Röcklein ist mir gar zu dünn, das hilft mir zum Erkälten.
Um meine Habe darf man mich nicht neiden noch beschelten.

Auch das zwölfte Lied schildert zugleich betrübt und launig den Zustand der Verarmung und Erniedrigung:

Hievor, da stand es so mit mir, da ward mir zugestanden,
Ich sei bei aller Welt beliebt, und mancher edle Vetter,
Der jetzt mich träge grüsst und kalt, den ärmlichen Verwandten,
Der schien mir herzlich zugethan; so wandte sich das Wetter.
Mein Ding hat sich nun so gefügt, dass ich dem Platz muss machen,
Der ehedem mit Recht mir wich; das sind betrübte Sachen.
Die haben alle Haus und Hof, die mit mir Gäste waren,
Und ich bin doch derselbe noch, wie einst vor zwanzig Jahren.
Ich bin nun Gast und nicht mehr Wirt, und unstät ist mein Leben;
Wem das gefällt, der thu wie ich, so wird ers auch erleben.

Und wenn es schlecht nun mit mir steht, wohin den Schritt ich wende,
Denk' ich zurück an Nürenberg, wie gut mirs da ergangen.
Ich wäre lieber satt daheim, als hungrig im Elende.
Ja glaubt mirs nur, des Gastes Brot ist schwierig zu erlangen.
Hätt' ich gewusst, was jetzt ich weiss, so wär ich noch bei Gelde.
Ich that gar manches ehedem, was ich jetzt sehr beschelte.
Mich selbst erkannt' ich da nicht recht, dafür muss ich nun büssen,
Und niemals kann ich nun als Wirt den Gast im Haus begrüssen.
Wohlauf, Herr Gast, macht euch hinweg! so sagen sie mir alle.
Weiss nicht, ob solche Lebensart jemandem wohl gefalle.

Und wollt' ich mir ein Haus erbaun, das raten tör'ge Leute,
Vernehmt, die mir da Hülfe liehn, wie die sich alle nennen:
Herr Unrat und Herr Schaffenichts, die wären mir zur Seite,
Und einer, heisset Seltenreich, der dürfte mich wohl kennen.
Der Mangel und der Zweifel sind mein stätes Ingesinde,
Herrn Schade und Herrn Unbereit ich immer bei mir finde.
Und wäre nun mein Haus erbaut von diesen edlen sieben,
So würde wohl in Wintersnacht der Schnee aufs Haupt mir stieben.[1])

Wir sehen, dem Tannhäuser fehlte es nicht an Witz; auch auf ungewöhnliche musikalische Leistungen lassen die kunstvollen Versmasse schliessen, aber eine bedeutende, sittlich hoch stehende Persönlichkeit war er nicht, sondern ein lockerer, leichtlebiger Geselle, dem man doch wiederum wegen seiner auch im Missgeschick bewahrten guten Laune und wegen seiner gutmütigen, offenherzigen Selbstverspottung nicht gram sein kann. Auch seine an mehreren Stellen hervortretende kaisertreue Gesinnung mag für ihn sprechen: von dem Golde, das aus Welschland nach Thüringen fliesst, um die Wahl des Pfaffenkönigs Heinrich Raspe gegen Friedrich den II. zu fördern, möchte er nichts haben und lieber arm sein als sich von der »Krone« scheiden, und nach Friedrichs Tode klagt er: »Wehe dass man in allen deutschen Landen keinen König finden kann, dem die Krone nun geziemte. Wehe, dass der sterben musste, dem sie so wohl anstand.«

Noch einen anderen versöhnenden Zug zeigt sein Bild. In dem zuletzt angeführten Liede tritt die Reue über sein bisheriges Leben deutlich hervor; es ist zwar mehr die Reue über seine thörichte Verschwendung als über sittliche Verirrung, aber

---

[1]) Was dem Tannhäuser in Nürnberg widerfuhr, wissen wir nicht. Elend bedeutet Fernsein von der Heimat; Unrat ist das Gegenteil von dem mittelhochdeutschen 'rât' d. h. Vorrat; Zweifel ist so viel wie Verlegenheit, Not

auch diese bricht sich Bahn in dem schönen Busslied, das die Jenaische Liederhandschrift bewahrt hat; es beginnt also:

Ich künde, Gott, dir meine Klage
Und baue, Herr, auf deine Güt' und Treue,
Dass du mir zeigst Barmherzigkeit.
Ich bitte dich bei deiner Mutter Ehre.
Gesündigt hab' ich meine Tage
Und selten drob empfunden Reue.
Nun helfe mir dein Kreuz und Leid,
Dass ich in später Stunde mich bekehre.

Wir kommen nun zu dem Tannhäuser der Sage, dem Tannhäuser im Venusberg und vor dem Papst. Das schöne Volkslied, das diese Sage behandelt, liegt in mehrfacher Fassung aus den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts vor, auch in einer niederländischen, und war in der Schweiz, im Entlibuch, nachweislich noch um 1830 lebendig. Aus dem 15. Jahrhundert stammt ein Fastnachtspiel »Tannhäusers Abschied von Frau Welt«, das das Vorhandensein des Liedes oder doch der Sage voraussetzt; wahrscheinlich ist die Sage noch viel älter.

Das Volkslied lässt den Tannhäuser in den Venusberg eingehen, wo er ein Jahr lang bleibt. Dann ergreift ihn Sehnsucht nach einer früher geliebten Frau; er erkennt das Sündhafte seines Thuns: »ihr seid ein Teufelinne«, sagt er zu Venus, und sie entlässt ihn widerstrebend aus ihrem Zauberreich. Um seine Sünde zu büssen, pilgert er nach Rom, aber der Papst verweigert ihm die Absolution; Gnade und Verzeihung könne er nur dann erlangen, wenn der dürre Stab in seiner, des Papstes, Hand wieder grün werde. Der Tannhäuser kehrt verzweifelt in den Venusberg zurück, aber am dritten Tage ergrünt des Papstes Stab. Boten werden in alle Lande gesandt, den Tannhäuser zu suchen, aber sie finden ihn nicht; er wird nun bis zum jüngsten Tage im Berge bleiben, dann wird Gott ihm seine Stätte anweisen. Das Lied, wie es in »Des Knaben Wunderhorn« verzeichnet ist, schliesst so:

Das soll nimmer kein Priester thun,
Dem Menschen Misstrost geben.
Will er denn Buss' und Reu' empfahn (auf sich nehmen),
Die Sünde sei ihm vergeben.

In Uhlands Volksliedern lautet der Schluss anders:

> Do was er widrumb in den Berg
> Und het sein lieb erkoren (erblickt);
> Des muoz der vierde bapst Urban
> Auf ewig sein verloren.

Von den fünf Bildern in unserem Rathause zeigt das erste den Tannhäuser am Eingang des Berges, wie er von dem getreuen Eckhart gewarnt wird. Das Volkslied weiss von Eckhart nichts, wohl aber erwähnen ihn andere alte Erzählungen. Das fünfte Bild stellt den Büsser dar, wie er tot hingesunken ist; zwei Engel setzen ihm als Zeichen der göttlichen Vergebung einen Kranz weisser Rosen auf. Hier ist also der Künstler von der Sage abgewichen, die jedoch auch die Möglichkeit der Vergebung andeutet.

Wenn der Tannhäuser Gegenstand einer solchen Sage und des weit verbreiteten Liedes ward, so beweist dies, dass sein Andenken sich lange lebendig erhielt. Seine in den Gedichten stark hervortretende Sinnlichkeit machte ihn zu einem passenden Opfer für die Verführung der Frau Venus; anderseits gab sein Busslied der Sage Anlass von seiner Reue zu erzählen. Das Volkslied klingt an einer Stelle wörtlich an sein Busslied an. Man vergleiche: »Ich künde, Gott, dir meine Klage« und »Gesündigt hab' ich meine Tage« mit der Anrede an den Papst:

> Herr Papst, geistlicher Vater mein,
> Ich klag' euch meine Sünde,
> Die ich mein Tag' begangen hab,
> Als ich euch will verkünden.

Wir dürfen aber dem Volkslied vielleicht noch mehr geschichtlichen Gehalt zuschreiben. Es ist eigentümlich, dass es den Papst Urban nennt, und dass in der That zu Tannhäusers Zeit 1264 bis 1268 Urban der IV. auf dem päpstlichen Stuhle sass. Es ist wohl denkbar, dass den Tannhäuser wirklich seine Reue zu einer Pilgerfahrt nach Rom getrieben und eine Erinnerung daran sich erhalten habe.

Über die Sage vom Venusberg vermutet Jakob Grimm, in der Deutschen Mythologie, dass sie auf einen heidnischen Mythus zurückgehe, und dass Venus, unter Anlehnung an antike Vorstellungen, an die Stelle einer deutschen Göttin Holda oder Frau

Holle getreten sei. Der Hörselberg bei Eisenach, wohin die thüringische Fassung der Tannhäusersage den Wohnsitz der Venus legt, gelte auch als Aufenthalt der Frau Holle; bald segnend und mild, bald schreckhaft mit dem wütenden Heere komme sie aus dem Berge hervor und halte ihre Umzüge, und der getreue Eckhart erscheine in ihrem Gefolge, wie in dem der Venus. Die Umzüge der Frau Holle erinnern, nach Grimm, an die wirklichen Umzüge des Bildes und Wagens der Göttin Nerthus, von denen Tacitus in der Germania berichtet, der getreue Eckhart an den Priester, der das heilige Gespann »multa cum veneratione« geleitete. Übrigens ist noch zu bemerken, dass der geschichtliche Tannhäuser wahrscheinlich niemals nach Thüringen gekommen ist, und dass Venusberge auch an anderen Orten, z. B. in Schwaben, nachzuweisen sind.

Die Sage vom Tannhäuser im Venusberg hat Richard Wagner in der bekannten Oper mit der vom Sängerkrieg auf der Wartburg verflochten. Auf den Inhalt der Oper gedenke ich nicht einzugehen; nur so viel sei bemerkt, dass der von Wagner selbst verfasste Text zwar manches Seltsame enthält, aber doch, wie mir scheint, nicht ohne dichterische Schönheit ist. Die Vermischung der zwei Sagen hat von manchen Seiten herben Tadel erfahren; ich halte dies für einen kühnen, aber glücklichen Griff, der ebensowenig zu verurteilen ist, wie das Verfahren der alten römischen Dichter, wenn sie zwei griechische Lustspiele zu einem verschmolzen, oder das Platens, der in seiner anmutigen Dichtung »Der gläserne Pantoffel« die Märchen von Dornröschen und Aschenbrödel verband. Wagner sagt im Vorwort zu seinem Textbuche: »Es geht die Sage von einem Ritter und Sänger Tannhäuser (mythisch und späteren Ansichten nach völlig gleich dem Heinrich von Ofterdingen im Wartburgkriege) nach welcher dieser in den Venusberg geraten sei und dort an Frau Venus Hofe ein ganzes Jahr zugebracht habe«. Was Wagner mit »mythisch« meint, verstehe ich nicht; jene »späteren Ansichten« sind die eines gewissen Lucas, der 1833 in den Abhandlungen der Deutschen Gesellschaft in Königsberg die völlig grundlose Vermutung aussprach, dass Heinrich von Ofterdingen mit dem Tannhäuser zusammenfalle (Simrock, Wartburgkrieg S. 242). Solcher Verteidigung bedurfte, wie ich meine, Wagners Umgestaltung der Sage nicht.

Welche Bewandtnis aber hat es mit diesem Sängerkrieg auf der Wartburg?

Landgraf Hermann, in zweiter Ehe mit Sophie von Wittelsbach vermählt, herrschte von 1190 bis 1216 über Thüringen. Sein Verhalten in dem Streit zwischen den Staufern und Welfen war wenig löblich; je nach augenblicklichem Vorteil hat er mehrmals die Partei gewechselt und dadurch Unglück über sein Land gebracht; aber berühmt ist sein Name durch seine Beziehungen zu vielen Dichtern seiner Zeit, insbesondere den beiden grössten, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide, aber auch zu Heinrich von Veldeke, Herbort von Fritzlar, Albrecht von Halberstadt; ein Teil ihrer Dichtungen ist geradezu auf des Landgrafen Anregung hin entstanden. Diejenige fürstliche Tugend, die die wandernden Sänger jener Zeit am meisten schätzten und priesen, die »Milde«, d. h. die Freigebigkeit und Gastlichkeit, hat Hermann in reichstem Masse geübt. Ein reich bewegtes, auch geistig angeregtes Leben muss an diesem Hofe geherrscht haben; Wolfram spricht von neuen Tänzen, die von Thüringen aus sich verbreiteten, und die Landgräfin soll stets vierzig Fräulein aus edlem Geschlecht um sich gehabt haben. Aber der Zudrang ward zuweilen so gross, dass die besseren Gäste darunter zu leiden hatten und nicht leicht zu gebührender Geltung kamen; und die Fröhlichkeit mag nicht selten zur Ausgelassenheit geworden sein. Daher das bekannte launige Gedicht Walthers:

> Wems in den Ohren brauset, wehe thut und sticht,
> Dem rat ich: Geh nach Thüringen zur Wartburg nicht;
> Denn gehst du hin, so kommst du ganz von Sinnen.
>
> Ich hab' mich zugedränget, wie ich nur vermag.
> Aus fähret eine Schar, die andere ein, bei Nacht und Tag.
> Ein Wunder ists, hört jemand noch darinnen.
>
> Des Landes Fürst ist so gemut,
> Dass er mit stolzen Helden was er hat verthut,
> Von denen jeder wohl im Kampf bestände.
> Mir ist sein hoher Sinn wohl kund,
> Dass, gält' ein Fuder gutes Weines tausend Pfund,
> Doch nie man eines Ritters Becher leer befände.

Bekannt ist auch Wolframs schärfere Äusserung im Parzival. Nachdem er des Königs Artus Seneschall Keye gelobt, der ver-

standen habe durch rechtzeitige Grobheit unwürdige Gäste fern zu halten, fährt er fort:

> Landgraf von Thüringen Hermann,
> Wie ich dein Ingesind befinde,
> Ein Teil hiess' besser Ausgesinde.
> Dir wäre eines Keyen not,
> Da wahre Milde dir gebot,
> Deinen Hof so zu mischen,
> Dass zu den Werten, Höfischen
> Auch viel Verächtliche dringen.

Als nach Hermanns Tode sein Sohn Ludwig Landgraf ward, verstummte auf der Wartburg das Lied der Minnesänger, und das lustige Leben hörte auf. Ludwig, sonst als Mensch und Fürst ausgezeichnet, hatte dafür keinen Sinn, ebenso wenig seine Gemahlin Elisabet von Ungarn.

In die Zeit Hermanns nun legt die Sage den Sängerkrieg auf der Wartburg, und die Chroniken wissen auch das Jahr, 1207, anzugeben. Die älteste Quelle für die Sage ist das bekannte Gedicht, das in der Manessischen Handschrift Klingesor von Ungerlant überschrieben ist und das Johannes Rothe in seiner Chronik den »Krieg von Wartberg« nennt. Simrock hat es zuletzt (1855) herausgegeben und erläutert.

Den ersten Teil des »Wartburgkriegs« bildet das Streitgedicht. Vor dem Landgrafen Hermann und seiner Gemahlin tritt der Sänger Heinrich von Ofterdingen auf und verficht die Behauptung, dass der Herzog Leopold von Östreich an fürstlichen Tugenden, insbesondere an Milde, alle anderen Machthaber übertreffe. Ihm tritt ein anderer Sänger, genannt der »tugendhafte Schreiber«, dann Biterolf entgegen, die dem Landgrafen den höchsten Preis zuerkannt wissen wollen. Als Kampfrichter ruft Ofterdingen erst Reinmar von Zweter, dann Wolfram und Walther auf; der Unterliegende soll dem Scharfrichter von Eisenach, Stempfel, verfallen. Aber die Kampfrichter nehmen bald gegen Ofterdingen Partei. Walther veranlasst listig Ofterdingen den Östreicher als die S o n n e unter den Fürsten zu bezeichnen, worauf er selbst den Landgrafen dem T a g e gleich stellt, der höheren Preis habe als Sonne, Mond und Sterne. Ofterdingen klagt über Walthers Parteilichkeit und List; man habe ihm, sagt er b i l d l i c h, falsche Würfel vorgelegt. Er beruft sich auf Klingsor von Ungerlant. Vier Meister — Biterolf wird hier nicht

genannt — erklären ihn für besiegt und stimmen für seinen Tod; aber die Landgräfin verwendet sich für ihn, und es wird ihm Frist gegeben, um Klingsor herbeizuholen.

Nun folgt der zweite Teil, das Rätselspiel. Auf einem grünen Plan am Wasser hat der Landgraf ein Lustlager aufgeschlagen; da erscheint Klingsor mit einer kostbaren, seidenbedeckten Krambude, wie ein Kaufmann; aber Waren hat er nicht darin, es ist ein Rätsel, das er feil hält und zu dessen Lösung er Wolfram herausfordert, der »gute Märe dichte und von dem man rühme, dass Laienmund nie besser gesprochen habe«. Wolfram nimmt den Kampf auf und löst acht Rätsel Klingsors; er seinerseits legt seinem Gegner zwei vor, von denen dieser eines nicht löst. Solche Weisheit, meint Klingsor, besitze Wolfram, dass er kein Laie sein könne; woher sie stamme, soll der Teufel Nasion in der nächsten Nacht erforschen. Nasion erscheint in Wolframs Gemach und fragt ihn, wie es zugehe, dass der Fixsternhimmel gegen die Planeten ankämpfe, wie der Polus arcticus und der Stern Antarcticus stehe, und was östlicher Stand des Saturn zu bedeuten habe. Wolfram antwortet, dies sei ihm nicht kund; ihm genüge zu wissen, dass Gott alles geschaffen und geordnet habe. Darauf schreibt Nasion mit feurigen Buchstaben an die Wand: »Du bist ein Laie, snippensnap«, und rät Wolfram höhnisch Klingsors Meisterschaft nicht länger zu bestreiten; falls er, Nasion, wieder hierher gesandt werde, solle es ihm schlimm ergehn. Wolfram verachtet sein Drohen, ruft Gott und Maria an, bekreuzigt sich, und Nasion entweicht. Dem Klingsor aber meldet er, Wolfram sei ein furchtbarer Mann, er solle sich nicht weiter mit ihm einlassen.

Die Rätsel haben religiösen Inhalt, mit Ausnahme eines einzigen, das Wolfram der Sage von Lohengrin entnimmt und Klingsor nicht löst. Als Probe teile ich das zweite Rätsel mit. Ein König hat zwei Töchter, denen er Gatten wählt; die zwei Paare werden, jedes mit e i n e r Krone, gekrönt. Einer der Gatten schlägt sein Weib mit Dornen, wirft sie in den Pfuhl zu den Schweinen und tritt sie mit Füssen; diesem zürnt der König und entzieht ihm sein Angesicht für immer. Der zweite bewirft sein Weib mit Schmutz, trägt sie aber dann zu einer Quelle und reinigt sie; ihm ist der König hold. Der König ist Gott, die Töchter zwei Menschenseelen, die mit zwei Leibern vermählt werden. Die Krönung ist die Taufe. Die Dornen, mit denen

der erste Gatte sein Weib schlägt, sind sündhafte Worte, der Pfuhl ein lasterhaftes Leben. Der Schmutz, mit dem das zweite Weib beworfen wird, bedeutet gleichfalls die Sünde; die Quelle der Reinigung ist die Beichte und die Absolution; durch diese wird Gottes Gnade wieder gewonnen, die der erste Gatte auf immer verliert.

Von den übrigen Abschnitten des Wartburgkriegs, deren Simrock sieben unterscheidet, steht nur einer, die Totenklage um den Landgrafen und um Poppo VII. von Henneberg, der 1245 starb, in innerem Zusammenhang mit den beiden ersten Teilen; die anderen, an sich nicht ohne Interesse, sind spätere Erweiterungen und Zudichtungen; sie beweisen, dass man sich lange mit dem Gedicht beschäftigt hat, sind aber ohne Bedeutung für unsere heutige Untersuchung.

Bei Betrachtung der zwei ersten Teile fällt sogleich auf, dass die Erzählung nicht zu Ende geführt ist; wir erfahren nichts über den Ausgang des Sängerkriegs. Ferner ergibt sich, dass der zweite Teil zum ersten nicht als Fortsetzung passt; nach diesem soll Klingsor den Streit Ofterdingens mit den übrigen Sängern über des Landgrafen und des Östreichers fürstliche Tugenden entscheiden, und Walther ist Ofterdingens Hauptgegner; im Eingang des zweiten ist von Klingsors Berufung gar keine Rede, und anstatt jene Entscheidung zu fällen, kämpft er mit Wolfram im Rätselspiel. Der zweite Teil sieht ganz aus wie ein selbständiges, zur Verherrlichung Wolframs verfasstes Gedicht; Wolframs einfach gläubige christliche Weisheit trägt den Sieg davon über die Gelehrsamkeit Klingsors, mag diese sich auch zur Zauberei und zur Macht über die Geister der Hölle steigern. Somit liegt die Vermutung Simrocks und anderer nahe, dass der zweite Teil zuerst entstand, der erste hinzugedichtet ward, ohne dass es gelungen wäre, beide innerlich zu verbinden. Einige wenige Hinweise auf den ersten Teil, die sich im 2. finden, sind auch aus sprachlichen Gründen späterer Einschiebung dringend verdächtig.

Bevor wir jedoch diese kritische Betrachtung fortsetzen, müssen wir einen Blick auf die Darstellung der Sage in den Chroniken werfen.

Die älteste Quelle dieser Art ist die Lebensbeschreibung des Landgrafen Ludwig von seinem Kaplan Berthold, die in einem nachweislich nach 1270 verfassten Zusatz vom Sängerkriege

handelt. Mit diesem Bericht stimmt der der Reinhardsbrunner Annalen (um 1430 entstanden) ganz überein. Dass den Chronisten das Gedicht vorlag, ergibt sich aus einem merkwürdigen Missverständnis: wir haben vorhin gehört, wie im Gedicht Ofterdingen sich beklagt, seine Gegner legten ihm falsche Würfel vor; diesen bildlichen Ausdruck haben die Chronisten wörtlich genommen: die Entscheidung, die der Wettstreit im Gesang nicht gebracht, heisst es, hätten sie durch Würfelspiel herbeiführen wollen und sich dabei falscher Würfel bedient. Aber die unvollständige Erzählung des Gedichts findet sich in den Chroniken erweitert. Ofterdingen erhält, um Klingsor herbeizuholen, ein Jahr Frist. Der Herzog von Östreich, für dessen Preis er eingetreten war, nimmt ihn freundlich auf, versieht ihn mit Briefen und Reisemitteln, und so gelangt er nach Siebenbürgen zu Klingsor. Dieser bewirtet ihn gastlich und hält ihn fest, bis die Frist beinahe verstrichen ist; dann fliegt er mit ihm auf seinem Zaubermantel in einer Nacht nach Eisenach, wo sie in Hellegreves Haus einkehren. Klingsor weissagt, noch ehe er vor den Landgrafen tritt, aus den Sternen, dass in derselben Nacht die Königin von Ungarn ihrem Gatten eine Tochter schenken werde, die dem Sohne Hermanns zur Gemahlin bestimmt sei und heilig werde gesprochen werden. Dann wetteifert Klingsor mit Wolfram im Gesang, und da er ihn nicht besiegen kann, schickt er den Teufel selbst, der in Gesalt eines Jünglings Wolfram gegenüber tritt, ihm aber ebenso wenig anhaben kann, wie der zweite höllische Geist Nasion, der ihn nächtlicher Weile in seinem Gemach bei dem Bürger Gottschalk aufsucht. Klingsor kehrt nach Ungarn zurück, obwohl ihn der Landgraf festzuhalten wünscht.

Hierzu setzt der geschwätzige Johannes Rothe in seiner Thüringischen Chronik (um 1420) noch mancherlei hinzu. Er kennt genau Hellegreves und Gottschalks Häuser, und wenn in letzterem Nasions Schrift nicht mehr zu sehen ist, so hat das guten Grund; Gottschalk hat den Stein aus der Mauer brechen und ins Wasser werfen lassen. Den Streit der Sänger legt Klingsor gütlich bei und kehrt, vom Landgrafen reich beschenkt, nach Ungarn zurück.

Wie steht es nun mit dem geschichtlichen Gehalt und Wert der Sage vom Sängerkriege?

Sehen wir uns zunächst einige der im 1. Teile des Gedichts auftretenden Personen an. Der »tugendhafte Schreiber« ist wohl

eine geschichtliche Person. Das Gedicht kennt seinen Vornamen nicht, aber die Chroniken nennen ihn Heinrich, und ein Henricus scriptor oder notarius, auch mit dem Beinamen virtuosus, erscheint zwischen 1200 und 1240 in thüringischen Urkunden. »Tugendhaft« bezieht sich auf den Stand, nicht auf den Charakter; es scheint stehendes Beiwort der öffentlichen Notare gewesen zu sein, etwa wie unser »hochlöblich« und dgl. Auch enthält die Manessische Handschrift Gedichte unter diesem Namen. Biterolf mag gleichfalls geschichtlich sein; ein Biterolf wird als Verfasser eines jetzt verlorenen Gedichts über Alexander erwähnt. Er nennt sich in der Totenklage Unterthan der Hennebergischen Grafen und als seinen Geburtsort Stilla. Näherstill und Mitterstill liegen auf ehemals Hennebergischem Gebiet bei Salzungen. Heinrich von Ofterdingen hat in den Köpfen der Romantiker eine weit grössere Rolle gespielt als in Wirklichkeit, doch ist kaum zu bezweifeln, dass ein Sänger dieses Namens gelebt hat. Hermann der Damen, ein Dichter vom Ausgang des 13. Jahrhunderts, beklagt seinen Tod und schreibt ihm, nach Simrocks nicht unwahrscheinlicher Auslegung, (S. 274) die Verfasserschaft des Rätselspiels zu.[1]) Seine Heimat mag Schwaben gewesen sein; ein Ort Ofterdingen liegt bei der Burg Hohenzollern. Doch verdient Erwähnung, dass Rothe ihn Bürger von Eisenach nennt, und dass wirklich der Name Afterding im 14. Jahrhundert in Eisenach vorkommt (Simrock S. 311). Völllig erfunden und aus dem Märchenlande des Parzival herübergewandert erscheint auf den ersten Blick Klingsor. Im Parzival hat sich Klinschor — so lautet hier der Name — Herzog von Terrâ de labûr (Terra di Lavoro in Campanien), der Zauberei ergeben, um sich an der Menschheit für eine ihm zugefügte Schmach zu rächen; er hat das Wunderschloss Schastel marveil erbaut, wo er Hunderte von edlen Frauen und Rittern gefangen hält. Auch eine kostbare Krambude, am Eingang des Schlosses aufgestellt, ist ihm eigen. Die Übereinstimmung der Namen, die Zauberkunst, die Krambude sprechen für seine Identität mit dem Klingsor des Wartburgkriegs; und dennoch ist dieser vielleicht nicht ganz ungeschichtlich, worüber nachher.

---

[1]) Damit steht sein Auftreten gegen Wolfram im Streitgedicht (Str. 18, 19) in Widerspruch; wir haben aber schon gesehen, dass der I. und II. Teil überhaupt nicht zusammen passen.

Aber auch soweit die Sage mit Klingsor nicht zusammenhängt, darf der Sängerkrieg nur mit Einschränkung als geschichtlich gelten. Dass der erste Teil des Gedichts nicht vor dem letzten Drittel oder Viertel des 13. Jahrhunderts entstanden sein kann, dass also seit dem Tode des Landgrafen Hermann 1216 mehrere Menschenalter verflossen waren, ist von Koberstein und Simrock (S. 233) überzeugend nachgewiesen. Dass ein Sänger vor dem Landgrafen einen Streit sollte erhoben haben, um einem anderen Fürsten höheren Preis zu erteilen, ist sehr unwahrscheinlich, völlig undenkbar und märchenhaft, dass dem Unterliegenden der Tod durch Henkershand bestimmt gewesen wäre; nicht undenkbar jedoch, ja man kann sagen wahrscheinlich ist, dass der Sage doch etwas mehr zu Grunde gelegen habe, als das Zusammenströmen der Dichter am Thüringer Hofe und der Ruhm, den auch die Herzoge von Östreich, mit Thüringen wetteifernd, als Gönner der Dichtkunst genossen. Es ist sehr wohl möglich, dass auf der Wartburg in der That unter des Landgrafen Gästen irgend einmal ein Wettstreit im Gesange stattfand.

Wir haben vorhin gesehen, dass der Bericht der Chroniker zum Teil auf dem Gedichte beruht. Zum Teil, sage ich, denn es finden sich darin Angaben, die auf eine andere Quelle hinweisen, neben anderem die Namen der Eisenacher Bürger Hellgreve und Gottschalk und die Weissagung Klingsors von der Geburt der Landgräfin Elisabet. Ich glaube, dass beides aus der zu Ende des 13. Jahrhunderts noch lebendigen mündlichen Überlieferung, der Volkssage, entnommen ist. Die Namen Hellgreve und Gottschalk finden sich in Eisenacher Bürgerverzeichnissen jener Zeit; die Sage hat sinnig unter den vielen vorhandenen gerade an diese beiden sich geheftet; Hellgreve bedeutet »Höllengraf« und ist eine Bezeichnung des Teufels, wie ja auch das Wort »Teufel« selbst nicht selten als Geschlechtsname erscheint; Gottschalk heisst »Gottesknecht«; jener Name ist ebenso passend für den Wirt Klingsors, wie dieser für den Wolframs gewählt. Wenn Klingsor aus Ungarn oder Siebenbürgen berufen wird und die Geburt der Elisabet weissagt, so steht dies offenbar mit der ungarischen Herkunft der heiligen Elisabet in engem Zusammenhang, den jedoch im einzelnen nachzuweisen schwer sein dürfte. Die Weissagung zu erwähnen war im Gedicht keine Veranlassung; doch scheinen die Verfasser des ersten und zweiten Teils sie gekannt zu haben, da sie, wie die Chroniken, Ungarn

als Klingsors Heimat oder Aufenthalt bezeichnen. Simrock möchte freilich aus dem Rätselspiel alle Erwähnungen Ungarns tilgen (S. 255), aber seine Änderungen sind zu gewaltsam um zu überzeugen.

Mit allem Vorbehalt möge hier, zum Schlusse, eine Vermutung gewagt werden.

Wir wissen nicht, wie Hermann dazu kam, für seinen Sohn um die Königstochter aus dem fernen Lande zu werben, die er, da sie noch Kind war, dort abholen liess. Hat ihn vielleicht ein mit dem ungarischen Königshofe bekannter Mann, ein Ungar, auf diese Verbindung hingewiesen? Dann konnte die Sage den Ratgeber zum Sternkundigen umbilden, damit etwas Ausserordentliches die Geburt der heiligen Elisabet und ihre Umsiedlung nach Thüringen begleitete, und als nun Ofterdingen, oder wer es sonst war, zu Wolframs Verherrlichung das Rätselspiel dichtete, machte er aus dem Klinschor des Parzival und dem Wahrsager eine Person, deren Namen dann auch die Volkssage und die Chroniken übernahmen, und der Verfasser des Streitgedichts brachte ihn in Verbindung mit dem Sängerkrieg. Diese Vermutung — denn etwas anderes kann und soll es nicht sein — löst freilich nicht alle Rätsel, die uns das Gedicht und die Sage aufgeben.

Erfurt im Januar 1900.

Bernhardt.

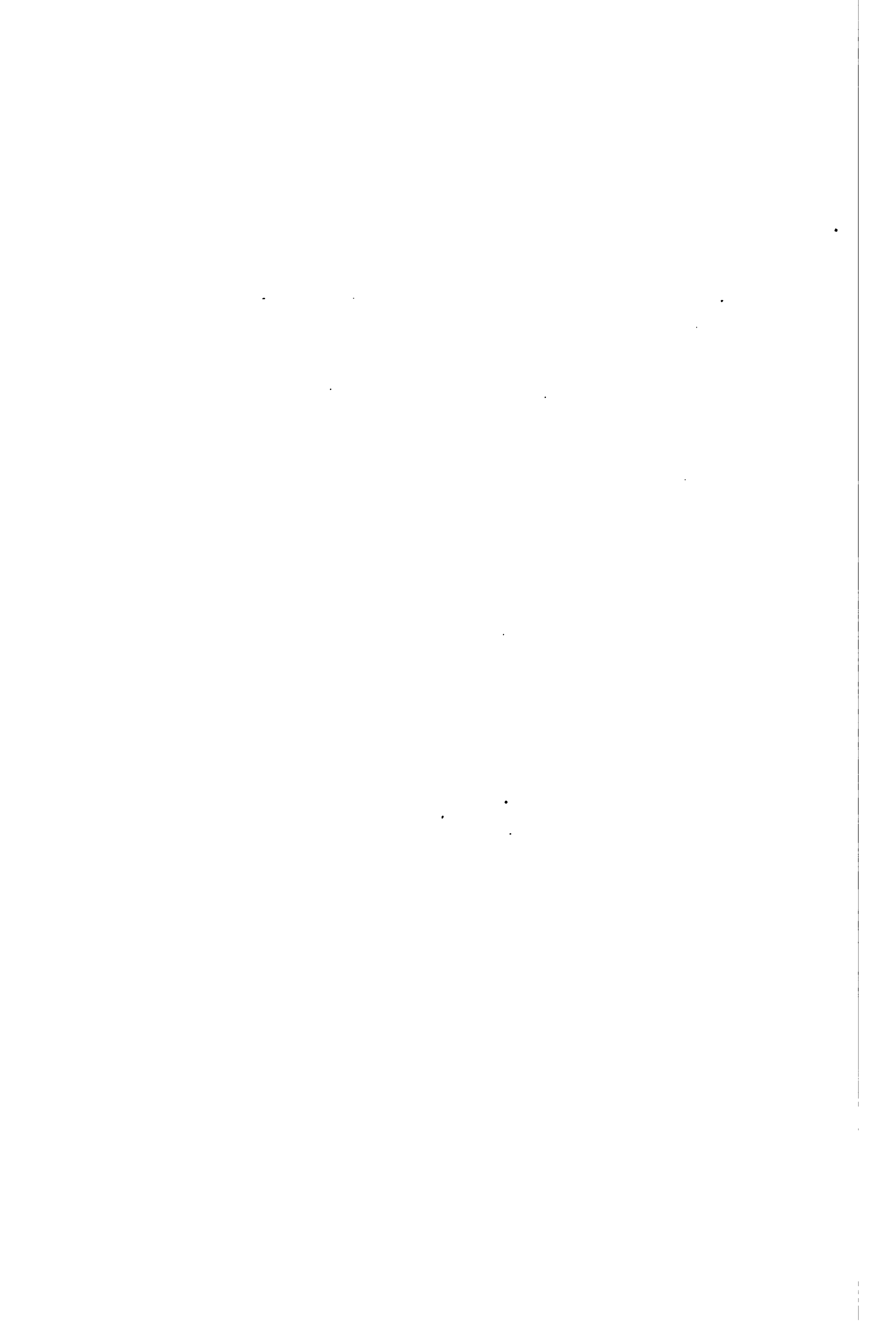
Die wirtschaftliche Bedeutung der Juden

in der

deutschen Vergangenheit.

Von

Dr. Liebe,
Archivar.



Es ist das Wesen der modernen Geschichtswissenschaft, dass sie nicht mehr fragt: wie ist es gewesen? sondern: wie ist es geworden? dass sie nicht mehr verzeichnet sondern erklärt. Eine Forschung, welche nur die am stärksten hervortretenden Momente in der Entwicklung berücksichtigt, wird leicht ein falsches Bild geben. So erscheint die Bewegung der Völkerwanderung dem flüchtigen Blicke leicht als ein wirres Durcheinanderwogen, während in Wirklichkeit zwischen den einzelnen Stössen Perioden der Ruhe liegen, die ihre sehr eigentümliche Kultur zu entwickeln vermocht haben. Auch die Vorgeschichte der Juden leidet unter dieser Behandlungsweise; ihre Darstellungen widmen den erschütterndsten Momenten der äusseren Geschichte, den Verfolgungen, eine eingehende Aufmerksamkeit, weniger deren Ursachen. Es genügt keineswegs, zur Erklärung die Glaubensfeindschaft heranzuziehen; geistigen Bewegungen von grosser Tragweite pflegt ein starkes materielles Element beigemischt zu sein, wie das bei den Kreuzzügen zu Tage tritt. Nur dieses ist imstande, über die Leiden der Juden wie über ihre Bedeutung für die deutsche Kultur Aufschluss zu gewähren.

Entscheidend für das Verständnis der Entwicklung ist die Thatsache, dass die Verschlechterung in der Lage der Juden sich in zwei Stufen vollzogen hat, die etwa durch die Mitte des zwölften und die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bezeichnet werden; beidemal bildete das wirtschaftliche Element die treibende Kraft. Keineswegs zu allen Zeiten hat die Bevölkerung Deutschlands den Juden feindselig gegenüber gestanden, dazu war ihre Zahl zu gering und ihre Unentbehrlichkeit zu gross. Ihre Bedeutung für die abendländischen Völker lag in ihrem internationalen Zusammenhang und ihrer auf jahrhundertelanger Tradition beruhenden Geschäftsgewandtheit. Der spärliche Passivhandel der ersten Jahrhunderte deutscher Geschichte wurde neben andern

Fremden, Friesen und Slaven, von Juden versehen. Ansässig finden wir sie zuerst auf dem alten Römerboden des Frankenreichs, wo sie das von früher überkommene Recht des Römers geniessen und in Vertrauensstellungen bei den Königen erscheinen. Der internationale Charakter des karlingischen Reiches war ihnen nicht minder günstig; wir wissen, dass die Gesandtschaft Karls an Harun ein Jude als Dolmetscher begleitete. In der Stellung unentbehrlicher Handelsleute werden sie in das deutsche Reich übernommen, die neu erwachsende städtische Kultur bietet einen geeigneten Nährboden für ihre Talente und sie geniessen wie alle Fremden den Schutz des Königs gegen eine Abgabe. Eines der Privilegien Ottos des Grossen für Magdeburg von 965 spricht von Juden und andern Kaufleuten, und das Handelsprivileg, das ihnen Bischof Rüdiger von Speier 1084 gewährt, rechnet sie notwendig zum Begriff einer Stadt. Zwei Handelszweige sind ihr Monopol, der durch ihre alten Verbindungen gesicherte mit orientalischen Waren und der mit Sklaven, an dem sie kein religiöses Vorurteil hinderte. Vom zehnten bis dreizehnten Jahrhundert blühend diente er hauptsächlich dem Vertrieb kriegsgefangener Slaven, die dem Begriff den Namen gaben. In entgegengesetzter Richtung wie der Warenhandel bewegte er sich von den östlichen Grenzgebieten nach Westfranken und von da nach Spanien und dem Orient. Ein Sinken des jüdischen Einflusses musste eintreten, als sich im Anschluss an das aufblühende Städtewesen ein nationaler Handelsstand entwickelte und die durch die Kreuzzüge veranlasste Anknüpfung unmittelbarer Handelsbeziehungen mit dem Orient die bisherige merkantile Vormundschaft der Juden überflüssig machte. Bis dahin war ihre Stellung keine sonderlich gedrückte, sie wohnten mit den übrigen Stadtbürgern vermischt, in Köln in der Lorenz-, in Erfurt in der Benedictspfarre. Mit dem Mündigwerden des nationalen Handels aber erwachte der Hass gegen die bisherigen Meister, der infolge der Entwicklung des Kapitalismus in hellen Flammen hinausschlug. Das Handelsmonopol ging den Juden verloren, dafür fiel ihnen ein weit gefährlicheres zu, das des Wuchers, wie das Mittelalter jedes Darlehnsgeschäft nannte, welches die Kirche als Sünde brandmarkte. Auch an ihnen vollzog sich der im Handelsleben aller Völker bemerkbare Vorgang, dass die weiter fortgeschrittenen den zurückgebliebenen zuerst Waren bringen, dann sich vor der wachsenden Konkurrenz in den Geldhandel zurückziehen.

um dem Hass des Pauperismus gegen den Kapitalismus zu verfallen. So ist es im Mittelalter den Italienern ergangen, die in unserer Geschäftssprache zahlreiche Spuren hinterlassen haben, so in neuerer Zeit den Armeniern. Mit dem Erwerbsleben der Juden verschob sich ihre soziale Stellung, beides trat in Süd- und Westeuropa früher, im Osten später ein als in Deutschland. Die Verordnungen des vierten Laterankonzils von 1215 enthalten die ersten Massregeln zur Einführung einer allgemeinen Judenkleidung, in Deutschland ist die erste Nachricht die von der Befreiung der Erfurter Juden vom Tragen eines Kennzeichens 1294. Für das Erwerbsleben der Juden in Deutschland war es von Bedeutung, dass die cluniacensischen Reformen den bisher grössten Kapitalisten, den Klöstern, die wenigstens in verschleierter Form betriebenen Darlehnsgeschäfte untersagten.[1]) Den Juden öffnete sich ein neues Feld der Thätigkeit zu derselben Zeit, als das alte unfruchtbar zu werden begann; statt Jude und Kaufmann wurde Jude und Wucherer identisch, nur der an vielen Orten fortbestehende Pfefferzins erinnerte an die früheren Erwerbsquellen.

Seit die um 1100 geschriebene Vita Annos von Cöln dessen jüdische Gläubiger erwähnt, häufen sich die Zeugnisse jüdischer Geldgeschäfte, selbst Geistliche nehmen ihre Zuflucht zu ihnen und geben ihre Kirchengeräte in Versatz. Swaz verstât in Römer hant, lîhter loest man juden phant — heisst es in Freidanks Bescheidenheit, die um 1230 verfasst ist. 1255 gab der Mainzer Städtetag die ersten Zinsenvorschriften, die als gesetzlich die ungeheuren Sätze von 33 1/3 % für grössere, von 43 1/3 % für kleinere Darlehen festlegen.[2]) Aber ihr neuer Beruf machte sie unentbehrlicher wie je, in den Jahren 1261 und 1264 erhielten sie von den Städten Halberstadt und Coblenz günstige Privilegien; die erste Judenordnung eines Territoriums, von Markgraf Heinrich von Meissen um die Mitte des Jahrhunderts erlassen, behandelt sie sehr massvoll und gestattet gerichtliche Überführung eines Juden nur auf jüdisches Zeugnis.[3]) Von besonderer Wichtigkeit für den Pfandverkehr war, dass den Juden im Gegensatz zum römischen und ältern deutschen Recht, die den Eigentümer gegen den Besitzer schützen, der umgekehrte Grundsatz des neueren

---

[1]) Höniger, Zur Geschichte der Juden Deutschlands im früheren Mittelalter (Zschr. f. Geschichte d. Juden I S. 87).

[2]) Stobbe, Die Juden Deutschlands im Mittelalter. S. 110.

[3]) Horn, Henricus illustris S. 319.

Rechts gewährt war.[4]) Sie liefen also keine Gefahr auch wenn das ihnen versetzte Pfand unrechtmässig erworben war. Das Monopol des Zinsdarlehns liess in reissender Schnelle immer grössere Reichtümer in jüdischen Händen zusammenströmen. ihnen selbst eine drohende Gefahr. Bei der Beschreibung Erfurts aus den Jahren 1281—83 charakterisiert sie Nicolaus von Bibra kurz und scharf: qui per usuras operantur res nocituras.[5])

Der Ansicht Roschers, der die Judenverfolgungen als gewaltsame Creditkrisen bezeichnet, werden wir beistimmen, wenn wir ihre Allgemeinheit gerade im vierzehnten Jahrhundert betrachten.[6]) Der schwarze Tod, dessen vielfach überschätzte Bedeutung einzig im Menschenverlust bestand, hat sie wohl zügelloser gemacht. aber nicht verursacht. Dagegen ist zu bedenken, dass sich im Anfang dieses Jahrhunderts der Sieg der Geldwirtschaft über die altgermanische Naturalwirtschaft entschied, wie er in dem rapiden Fallen des gesetzlichen Zinsfusses zu Tage tritt, und an dieser Entwicklung hatten die Juden den grössten Anteil. Das vierzehnte Jahrhundert hat die Bedeutung wie das Unheil der Juden für Deutschland begründet, weil einerseits die Ansprüche der Geldwirtschaft zu voller Entfaltung gelangt waren, andererseits die geschäftliche Ausbildung der Deutschen und die Kapitalbildung, durch wirtschaftliche Verhältnisse und religiöse Anschauungen gehindert, jener Entwicklung zu folgen nicht vermocht hatten. Unter diesem Missverhältnis begannen auch die zu leiden, welchen materieller Druck bisher fern gelegen hatte. An die Fürsten traten neue finanzielle Anforderungen, besonders durch das Söldnerwesen heran. Die Edelleute gerieten durch das Sinken der Bodenzinse und den gesteigerten Luxus in immer tiefere Verschuldung. Die Bürger bedurften für ihre gewerblichen und Handelsunternehmungen des Kapitals. Nur die Juden vermochten der allseitig auftretenden Nachfrage nach Geld ein Angebot entgegen zu setzen. Die Folge war, dass in den Verfolgungen eine soziale Revolution sich bemühte, das Joch des Kapitalismus, dessen Druck man zu spüren begann, zu zerbrechen. Schon unter den Zeitgenossen werden offene Urteile laut über die wahre Ursache der mit der Brunnenvergiftung begründeten

---

[4]) Stobbe a. a. O. S. 119.

[5]) Carmen satiricum ed. Fischer v. 2036.

[6]) Roscher, Ansichten der Volkswirtschaft II S. 338.

Verfolgungen; eine Erfurter Quelle nennt geradezu die Schulden der Ritter, Bürger und Bauern.[7])

Mit dem wachsenden Reichtum der Juden änderte sich die Stellung der Fürsten zu ihnen, vornehmlich der Geistlichen. Während diese sich früher oft veranlasst gefunden hatten, vom religiösen Standpunkt aus dem freundlichen Verkehr ja den Heiraten ihrer Unterthanen mit Juden entgegen zu treten, lernten sie sie jetzt als Besteuerungsobjekte von wachsendem Werte schätzen. Ursprünglich galten die Juden einzig als kaiserliches Regal; der aus ihrem Schutzbedürfnis emporkeimende Begriff der Kammerknechtschaft ist im dreizehnten Jahrhundert zu vollständiger Ausbildung gelangt und wird kaiserlicherseits mit Entschiedenheit zur Geltung gebracht, allerdings mehr nach der Seite der Abgabenpflicht hin als nach der des Schutzes. Indessen ist anzunehmen, dass gerade in den grösseren Städten, wo die Hauptsitze der Juden waren, die Kaiser thatsächlich das Judenregal nie besessen haben, weil vor seiner Ausbildung die Herrschaft des geistlichen Stadtherrn fest geworden war. Reichen doch die Judengemeinden der rheinischen Bischofsstädte zum Teil bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurück, und von der zu Worms ging die Sage, dass sie bereits vorher eingewandert sei, also am Tode des Heilands keine Schuld trage. So erklärt sich, dass wir vielfach Judenbede und Judenschutz in bischöflichen Händen finden, ohne dass eine ausdrückliche Abtretung von seiten des Kaisers stattgefunden hat, und infolgedessen eine Politik, die den Juden besondern Schutz angedeihen liess, um ihnen desto grössere Auflagen zumuten zu können. Die Gewinnung neuer Steuerquellen aber war, wie auch der Hass des Volkes gegen die Wucherer anschwellen mochte, von einschneidender Bedeutung für die Entwicklung der Landeshoheit. Viel zu wenig ist bisher der Einfluss gewürdigt worden, den die Juden vom dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert auf die Finanzwirtschaft des mittelalterlichen Staates materiell wie persönlich geübt haben, wofür die ausgesogenen Unterthanen die Kosten tragen mussten. Ein grelles Beispiel dafür bieten die Zustände des Erzbistums Trier in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts unter dem grössten seiner Regenten, Erzbischof Balduin. Durch Geist und

---

[7]) Chronicon Sampetrinum ed. Stübel (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen I S. 180).

Charakter eine der anziehendsten Fürstengestalten des Mittelalters ist er als Landesherr eine durchaus moderne Erscheinung, eine glänzende Vereinigung von Diplomat und Verwaltungsmann, Karl dem IV. vergleichbar. Zu den Zwecken seiner weit ausgreifenden Politik ausserordentlicher finanzieller Hilfsmittel benötigt war er auf Erschliessung neuer Geldquellen und Centralisierung der Verwaltung bedacht; zu beiden Zwecken hat er sich der Juden zu bedienen verstanden. Durch die Verbindung mit Westfranken war das Moselland früh der Sitz jüdischer Einwanderer geworden, die sich fast völlig auf die beiden Städte Trier und Coblenz beschränkten und hier eine materiell und rechtlich günstige Stellung zu gewinnen gewusst hatten. Die Zeiten Balduins aber boten ihnen Gelegenheit zu einem beispiellosen Aufschwung. Die Zahl der unter seiner Regierung ausgestellten Urkunden, welche sich auf öffentliche und Privatverhältnisse der Juden beziehen, übersteigt die aus sämtlichen Jahrhunderten vor- und nachher um ein bedeutendes! Erstaunlich ist, in welchem Masse der streng religiöse Kirchenfürst seine Interessen mit den ihrigen identifizierte. Für den seitens der Juden unbeschränkt zur Verfügung gestellten Credit gewährte er als Gegenleistung nicht nur Schutz und Wucherfreiheit, er stellte sogar einen Trierer Grossbankier, Jakob Daniels, an die Spitze seiner gesamten Finanzverwaltung.[8]) Denn auch hier macht sich als charakteristisch für den jüdischen Geschäftsbetrieb die Vereinigung in Compagnien und die Concentration in wenigen Händen bemerkbar. Die Folge der unter staatlicher Begünstigung betriebenen Geldgeschäfte war eine furchtbare Verschuldung des ganzen Territoriums, von deren Grad wir uns eine Vorstellung machen können, wenn wir bedenken, wie die infolge der zunehmenden Strenge der Anschauungen eingetretene Beschränkung aller Zinsgeschäfte auf jüdische Kapitalisten den Zinsfuss emporschrauben musste, für den diese ja an keine gesetzliche Vorschrift gebunden waren; dreissig bis vierzig Prozent war die Regel. In langer Reihe liegen uns noch die pergamentenen Zeugnisse dieser Verschuldung vor, am meisten von Edelleuten; so ist Graf Walram von Zweibrücken in den Händen von siebzehn Juden. Aber ein trauriges Bild ist es auch, wenn 1338 in dem Städtchen Oberwesel 217 Schuldner der Juden aufgezählt werden. Die Zahl der

---

[8]) Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben S. 1445 ff.

jüdischen Gläubiger beträgt 29, darunter 10 Frauen. Hier wie im benachbarten Boppard hatte nämlich die Verzweiflung schon zehn Jahre vor der allgemeinen Verfolgung einen Aufruhr veranlasst, der mehreren Juden das Leben kostete. Der Erzbischof unterdrückte die Bewegung mit eiserner Hand, erzwang Bezahlung der jüdischen Forderungen — und trieb die der Erschlagenen für den Fiskus ein! Beim Tode eines reichen Juden in Saarburg verspricht sein Schwiegersohn, alle Ausstände nach Ausweis der Register, deren eins der Erzbischof, eins er selbst hat, einzufordern und ein Drittel an Balduin abzuliefern! [9]) Damit war allerdings der Höhepunkt jüdischen Einflusses in Deutschland überschritten, der allzu straff gespannte Bogen zerbrach, und tobend durchbrach die Volkswut die Dämme fürstlichen Schutzes. Das System fiskalischen Eigennutzes hatte zu einer furchtbaren Katastrophe geführt. Die Entwertung des Judenregals spricht sich darin aus, dass es 1356 vom Kaiser in der Goldenen Bulle den Kurfürsten zugestanden wurde. Aber trotz der jetzt entschiedenen sozialen Verschlechterung überwand die Unentbehrlichkeit der Juden auch diesen Schlag. Merkwürdig zu sehen ist es, wie wenige Jahre später die Vertriebenen an ihren alten Wohnsitzen wieder auftauchen und rührig dem alten Reichtum und Einfluss zustreben. Die Verschlechterung ihrer sozialen Stellung freilich ist auf lange hinaus besiegelt und mit wachsender Schroffheit ist man bemüht, ihre Trennung von der übrigen Stadtgemeinde äusserlich zu kennzeichnen. Sie dürfen nur noch in den von andern gemiedenen Judengassen wohnen, und erfinderische Ratsverordnungen beeifern sich, dem althergebrachten Spitzhut weitere Merkmale der Kleidung hinzuzufügen. Wie sehr man ohne das sich der Fremdartigkeit des jüdischen Elements bewusst war, zeigt drastisch die Beschreibung, die ein Magdeburger dem Rat von Zerbst von einem betrügerischen Mitbürger entwirft: Er hat ein lang Antlitz mit einer langen Nasen und ist als ein Jude geschaffen und spricht auch so.[10]) Harmlos erscheinen die alten Spottbilder an Kirchen, welche Juden in Gemeinschaft mit einer Sau darstellen, gegenüber dem grimmigen Hohn des Wasserspeiers von der Arbogastkirche zu Ruffach im Elsass: Ein Teufel,

---

[9]) Liebe, Die rechtlichen und wirtschaftlichen Zustände der Juden im Erzstift Trier (Westdeutsche Zschr. 1893).

[10]) Hertel, Urkundenbuch der Stadt Magdeburg II 608.

der einen Juden mit Spitzhut und Geldbeutel gepackt hält. Aber trotz allem, die Bedingungen ihres Gedeihens waren dieselben geblieben, und die an sie gestellten Ansprüche beweisen, dass die Zeitgenossen das wohl erkannten. Während die Fürsten nach wie vor die ergiebige Quelle auszuschöpfen trachteten, drängten sich in steigendem Masse die Städte dazu, ebenfalls ihren Anteil am Gewinn zu erhalten. Ähnlich wie Balduin von Trier, wenn auch nicht so weitgehend, verfuhr der 1361 auf den Stuhl von Magdeburg erhobene Dietrich, der Günstling Karls IV. Wie ihm für die Verwaltung der Landeshauptmann Klaus von Bismarck zur Seite stand, der Ahnherr des Hauses, so für die Finanzen der Jude Schmul. Vom Besuch Erzbischof Adolfs von Mainz in Erfurt 1389 wird berichtet, dass er täglich grosses Spiel mit den Juden gehalten habe. Fast modern mutet die Schilderung an, die Stolles Thüringische Chronik 1446 von dem Verfahren der Vitztumschen Brüder, der Günstlinge Herzog Wilhelms giebt: »Sie hielten's auch mit den reichen Juden, denn wenn die Juden arme Grafen und Ritter mit Zinsen von ihren Schlössern verdrängten mit der Vitztume Rat und Hilfe, so halfen sie den Juden getreulich. Und darnach kauften sie den Juden die Schlösser ab um's halbe Geld.« Aus demselben Jahre 1377 haben wir Kunde von umfangreichen Zwangsanleihen der Städte Worms und Erfurt bei ihren Juden. Endlich brachte das Ende des Jahrhunderts noch einen allgemeinen Schlag gegen die Juden in dem autokratischen Gewaltact, durch welchen Kaiser Wenzel seine Scheingewalt über sie zu seinem und der Städte Vorteil zur Geltung zu bringen suchte. Es war der erzwungene Zinserlass von 1385, eine Massregel, die früher mehrfach von den Päpsten zu Gunsten der Kreuzfahrer getroffen worden war. Jetzt aber wurde den Stadträten gegen eine feste Summe die Eintreibung der jüdischen Forderungen überlassen.

Hatten die elementaren Ausbrüche der Volkswut zwar in den sozialen, nicht aber in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Juden eine wesentliche Veränderung hervorgebracht, so war dies um so mehr mit dem planmässigen Vorgehen der Fall, zu dem die Regierungen gedrängt von der öffentlichen Meinung sich entschliessen mussten. Das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch hören wir von Ausweisungen der Juden wenigstens aus ihren Hauptwohnsitzen, den grossen Städten. Aus Trier werden sie 1418 vertrieben, aus Erfurt 1458, aus Strassburg 1479, aus Magde-

burg 1493, aus Ulm 1499. Die Ausweisung vollzog sich keineswegs immer in gewaltsamer Form, wie denn in Magdeburg den Ausziehenden ihre Grundstücke vom Rat abgekauft wurden. Bei der Frage nach dem Verbleib der Vertriebenen ist zu bedenken, dass ihre geringe Zahl durch die Judenschlachten und Seuchen noch gemindert worden war; ferner gewährte die territoriale Buntscheckigkeit des Reichs unschwer die Möglichkeit, einen duldsameren Herrn zu suchen. Unzweifelhaft aber hat sich in den Wohnsitzen der Juden eine Verschiebung vollzogen, die mit der Änderung in ihrer Beschäftigung in nächstem Zusammenhange steht. Die Juden werden aus den grossen Städten in die kleinen und auf das platte Land gedrängt, und man bemüht sich, sie auf Kleinhandel und Schacher zu beschränken. Die ererbte Geschäftsgewandtheit und das allgemeine Geldbedürfnis machten zwar nach wie vor den Wucher zu einem nutzbringenden Erwerb für sie, aber die Zeit der grossen staatlichen Finanzoperationen war vorüber. Auch für die Geldwirtschaft wie einst für den Warenhandel hatten die Juden ihre Rolle als Lehrmeister der Deutschen ausgespielt; Zeiten, die Weltbankhäuser gleich denen der Fugger und Welser erstehen sahen, waren ihnen nicht günstig. Weniger im öffentlichen als im Privatleben machte sich jetzt ihr Druck fühlbar; im Bauernkriege flammt auch gegen sie der volkstümliche Hass wieder auf. Aber die Stellung der Regierenden ist eine andere geworden, sie haben nicht mehr die Tendenz, ihre Unterthanen den Juden preiszugeben, vielmehr bemühen sie sich um Einschränkung des Wuchers, seit die Reichspolizeiordnung von 1548 das Judenregal auf alle Reichsstände ausgedehnt hat. Man setzte wohl eine unterste Grenze fest, über welche hinaus alle Geldgeschäfte zu amtlicher Kenntnis gebracht werden mussten. Die älteste Judenordnung des Fürstbistums Strassburg setzt dafür 12 Gulden fest.[11]) Mit der veränderten Stellung der Obrigkeit ändert sich auch das Schutzverhältnis der Juden. Dieses besteht nicht mehr dauernd für eine Gemeinde auf Grund regelmässig gezahlter Abgaben, es wird vielmehr dem Einzelnen auf kündbare Frist, gewöhnlich ein Jahr gewährt als sogenanntes Geleit. Mit Eifer wacht der moderne Polizeistaat darüber, dass die Zahl der »Vergleideten« nicht überschritten

---

[11]) Weiss, Geschichte und rechtliche Stellung der Juden im Fürstbistum Strassburg. 1894, S. 19.

wird, und die Gemeinden unterstützen ihn dabei. Denn zu dem nationalen, religiösen und sozialen Gegensatz hat sich, seit die Juden sich bei der Erschwerung der Geldgeschäfte wieder mehr dem Handel zugewendet haben, der Konkurrenzneid gesellt. Die engherzige, gewerbliche Abschliessungspolitik, in der das Zunftwesen verknöcherte, wandte sich auch gegen sie, die allerdings eine völlige Skrupellosigkeit aus den Jahrhunderte lang betriebenen Wuchergeschäften mitbrachten. Das Erwerbsleben der Juden beginnt wachsenden Einschränkungen nach Art und Mass seines Betriebes zu unterliegen. Bald wird ihnen nur mit bestimmten Gegenständen zu handeln gestattet, bald nur innerhalb der Judengassen, bald werden ihnen offene Läden untersagt. Die Hinausdrängung auf das platte Land veranlasste sie, sich dem Viehhandel zu widmen, die für Viele bestehende Unmöglichkeit eines gesicherten Wohnsitzes machte den Hausierhandel zu ihrer ständigen Beschäftigung. Die Gemeinden bemühen sich auf jede Weise, sie fern zu halten. 1661 ordnete der Grosse Kurfürst eine Untersuchung ihrer Zahl im Fürstentum Halberstadt an, die 400 betragen sollte, während nur 42 Paare vergeleitet waren. Die Ursache gaben Beschwerden der Handwerker über die gesetzwidrige Vermehrung, denen gegenüber die Juden sich nicht mit Unrecht auf den durch das göttliche Wort gerechtfertigten Gang der Natur beriefen.[12]) Und wiederum 1712 bemerkt König Friedrich I.: »Wir wollen keineswegs, dass unsere Lande mit überflüssigem Judenvolk angefüllt werden« und fordert eine Tabelle ein über die im Herzogtum Magdeburg Angesessenen. Aus Milde sollten soviel geduldet werden, als ohne Schmälerung der Nahrung der Christen möglich sei. Wären es mehr als der Ort »ertragen« könne, sollten sie »abgeschafft« werden.[13]) Die Berichte der einzelnen Städte ergeben, dass in den kleineren meist nur eine Familie ansässig war; die Altstadt Magdeburg spricht sogar sehr entschieden die Erwartung aus, bei ihrem Privileg, dass sich keine Juden niederlassen dürften, gelassen zu werden, »weil der Stadt Wohlfahrt und der glückliche Success des commercii darauf beruht, dass keine betrügliche Judenhandlung hier geduldet wird«. 1740 bittet die Stadt Ettenheim im Elsass den Fürstbischof »gleichwie bekanntermassen die Juden gemeinem Wesen

---

[12]) Staatsarchiv Magdeburg, A Halberstadt 605.

[13]) Ebenda A Magdeburg Landesregierung XII 17.

nicht anders als zum grössten Schaden und Verderben gereichen, uns bei der auf fünf gesetzten Anzahl der Judenfamilien zu schützen«.[14])

Günstig waren den Juden zu allen Zeiten Perioden der Verwirrung des öffentlichen Lebens, die sofort eine Lähmung der wirtschaftlichen Verhältnisse herbeiführten und dem zähen Geschäftssinne die Möglichkeit gewährten, seine Mittel rücksichtslos auszunutzen. Die trostlosen Zeiten des dreissigjährigen und des spanischen Erbfolgekrieges haben den Juden reichen Gewinn gebracht, da sie sich als Lieferanten den Kriegführenden unentbehrlich zu machen wussten. Moscherosch in den Gesichten Philanders von Sittewald hat bei dem Bilde des Soldatenlebens auch diesen Zug nicht vergessen. »Alle Commissarii sind Juden und alle Juden sind Commissarii«, lautet sein summarisches Urteil, »die Juden und Commissarii haben ein Gesetz und Freiheit, welches heisset Lügen und Trügen, wenn es ihnen nur einträgt«.[15]) Freilich konnte es nicht ausbleiben, dass die unstäte Lebensweise der meisten ärmeren Juden sie mit dem nach dem grossen Kriege erschreckend angewachsenen Landstreichertum in nahe Verbindung brachte. Das jüdische Element begann in der Verbrecherwelt eine starke Rolle zu spielen; im Rotwelsch der Gauner bildet das Hebräische einen ausgesprochenen Bestandteil. Eine amtliche Bekanntmachung von 1734 giebt für die Koburgischen Lande nicht weniger als 58 an verschiedenen Verbrechen beteiligte jüdische Landstreicher mit Namen und Signalement an.[16]) Dagegen ist aber unzweifelhaft dies unstäte Leben vieler Juden von Bedeutung für die Stärkung des internationalen Zusammenhangs gewesen, der von jeher ihre Stärke ausmachte. Kein Geringerer als Gustav Freytag hat darauf hingewiesen, von welcher Wichtigkeit dieser Zusammenhang in Zeiten eines erschwerten Verkehrs für den Handel gewesen ist, und dass selbst die beständig von Polizeiedikten verfolgten Betteljuden einen regelmässigen Nachrichtendienst unter ihren Stammesgenossen vermittelten.

Die durch die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts eingeleitete letzte Phase in der sozialen Entwicklung der Juden, die

---

[14]) Weiss a. a. O. S. 175.

[15]) Ausg. v. 1645 S. 811, 815.

[16]) Staatsarchiv Magdeburg A Erfurt XIII, 14.

mit ihrer bürgerlichen Gleichstellung abschloss, hat auch ihrer Erwerbsthätigkeit neue Bahnen eröffnet. Mit dem ihnen eigenen praktischen Instinkt wussten sie sich alsbald des neuen Elements zu bemächtigen, das der Merkantilismus in das nationale Wirtschaftsleben einführte. Allerwärts regte sich das Bestreben, durch Anlagen gewerblicher Art, besonders der Textilindustrie, die Produktion zu steigern und den Import zu beschränken. Mit am frühesten erkannten die Hohenzollern die Notwendigkeit, den Mangel natürlichen Bodenreichtums durch gewerbliche Thätigkeit zu ersetzen, und wussten in den zahlreichen, aus Ländern älterer Kultur herbeigezogenen Kolonisten ein geeignetes Material glücklich zu verwenden. Ein interessantes Beispiel ist die durch französische Einwanderer eingeführte Seidenweberei, der Friedrich der Grosse in hohem Masse seine Fürsorge zugewendet hat.[17]) Die Notwendigkeit starker Kapitalsanlage machte den anfänglich als Hausindustrie geübten Betrieb mehr und mehr fabrikmässig und gewährte so dem leistungsfähigen jüdischen Element die Möglichkeit, festen Fuss zu fassen. Auch hier war das Auge des grossen Königs überall. Ein Gesuch des Isaak Hirsch um Vorschuss wegen gehabter Verlüste wies er mit der Begründung ab: »Es wird wohl an ihm selbst liegen und er wird keine ordentliche Wirtschaft führen, da kann ihm aber nichts helfen. Denn wenn ich immer Vorschüsse von 6 bis 7000 Thaler gebe und solche Kerls bringen das Geld durch und verfressen es, daraus kann nichts werden.« Wiederholt trat er für die Arbeiter ein, wenn diese bei einer durch ungünstige Verhältnisse veranlassten Betriebseinschränkung durch Lohnkürzung und Entlassung geschädigt wurden. So lautet eine Kabinettsordre: »Das gehet ja gar nicht an, dass der Jude Moses Ries in Berlin seine hiesigen Seidenmeister bei seiner Fabrik eigenmächtig auf eine harte und bei allen andern Fabriken unerhörte Art behandelt, grösser Ellenmass fordern und ihnen doch von Zeit zu Zeit ihren Lohn immer schmälern und sie noch überdem ganze Wochen lang feiern lassen will«. Und ein andermal befiehlt er, »die Gebrüder Hirsch vorzukriegen, dass sie sich nicht unterstehen sollen, ihre Arbeiter ausser Brot zu setzen und gehen zu lassen«. Den Wert jüdischen Kapitals für die Beförderung der Industrie betont auch ein Gutachten der mainzischen Regierung über das Gesuch eines Juden

[17]) Schmoller und Hintze, Die Preussische Seidenindustrie (Acta Borussica).

um Aufnahme zu Duderstadt im Eichsfelder Territorium des Erzstifts. Es vertritt die Ansicht, dass die Niederlassung von vier bis fünf wohlhabenden Juden für das Eichsfeld von Vorteil sein würde, um den Absatz der dortigen Leineweberei zu befördern, den diese bisher im Ausland, d. h. zu Mühlhausen gesucht hätte.[18])

Auch der kurze Überblick gestattet uns, in der Geschichte der Juden die typischen Momente zu erkennen. Mit dem durch natürliche Anlage und lange Überlieferung geschärften Blick wissen sie die Veränderungen des wirtschaftlichen Lebens auszunutzen, unbeschränkt durch staatliche Gewalten, denen nationalökonomische Erkenntnis noch mangelt. Dagegen empört sich das Rechtsgefühl des Volkes, das erst rohe Selbsthilfe sucht, dann eine einseitige Unterdrückungspolitik hervorruft, eine Entwicklung, deren Schwankungen und Härten wir aus dem jeweiligen Zeitcharakter verstehen, aber nicht vom modernen Standpunkt aus kritisieren können.

---

[18]) St. A. Magdeburg A Erfurt XIX 79.

Zur Hundertjahrfeier von Schleiermachers Monologen.

Vortrag,
gehalten am 10. Januar 1900 zur Feier der Jahrhundertwende in der öffentlichen Versammlung der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

Dr. W. Heinzelmann,
Professor.

Hochansehnliche Festversammlung!

Es war in den ersten Tagen des Jahres 1800, also genau heute vor 100 Jahren, als bei dem Buchhändler Unger in Berlin eine kleine Flugschrift anonym erschien unter dem Titel: Monologen. Eine Neujahrsgabe. Der Verfasser war der damalige Prediger an der Berliner Charité, der nachmals so berühmt gewordene Theologe und Philosoph Friedrich Schleiermacher, eine Hauptzierde der im Jahre 1808 unter seinem Beistande gegründeten Berliner Universität, eine Säule der evangelischen Kirche Deutschlands und des in der Zeit der tiefsten Erniedrigung neu begründeten preussischen Staates, der Reformator der christlichen Dogmatik, der Schöpfer der philosophischen Ethik, einer der grössten Denker aller Zeiten, welcher der philosophischen Forschung neue Antriebe gegeben hat, die noch bis in unsere Zeiten lebendig fortwirken.

Es sei mir gestattet, in dieser Stunde sein Andenken in unserm Kreise zu erneuern und mit der Säkularfeier, die uns hier vereinigt hat, die Hundertjahrfeier jenes bescheidenen Büchleins zu verbinden, das von allen asketischen Schriften jener Zeit noch heute nicht vergessen ist, das als eine Gabe aus dem Heiligtum des reichen inneren Lebens jenes Mannes zugleich als ein charakteristischer Ausdruck seiner eigenartigen Persönlichkeit gelten darf, ja das die ganze Entwicklung der ethischen Kultur in dem nunmehr scheidenden Jahrhundert prophetisch im voraus angedeutet und zu einem nicht geringen Teile mit bestimmt hat.

Es erscheint der heutigen Feier angemessen, dass wir behufs einer kulturgeschichtlichen Würdigung des Mannes und seiner epochemachenden Bedeutung für das geistige Leben unseres Volkes mit einer allgemeinen Erörterung beginnen.

I.

Drei Mächte sind es, welche den Gang der geistigen und der sittlichen Kultur der Völker, wie die Bildung des einzelnen Menschen bestimmend beeinflussen: die Wissenschaft, die Kunst und die Religion, die Wissenschaft und die Kunst zunächst in geistiger Beziehung, die Religion vorzugsweise in sittlicher Hinsicht. Die drei sind für einander da und können nur in lebendiger Vereinigung ihre volle Kraft und eine dauernd segensreiche Wirksamkeit entfalten. Die Religion ohne die sie ergänzende weltliche Bildung in Kunst und Wissenschaft artet leicht in Fanatismus und Aberglaube aus und entbehrt der allumfassenden sittlichen Einwirkung auf die gebildeten Kreise des Volkes. Es hat Zeiten grosser religiöser Erhebung gegeben, wie die Zeit der Makkabäer, die der Gründung des Islam, der Kreuzzüge; aber ein bleibender segensreicher Einfluss auf die Kultur der Menschheit ist nicht von ihnen ausgegangen. Es hat andrerseits Zeiten grosser geistiger Erhebung in den Blüteperioden der Künste und Wissenschaften gegeben; das war bei den Athenern die Zeit des Perikles und der Aspasia, bei den Römern die des Kaisers Augustus, und am Ende des Mittelalters die der Renaissance und des Humanismus in Italien. Auf eine kurze Zeit des Glanzes folgte meist tiefer sittlicher Verfall, eine Auflösung aller sittlichen Gemeinschaften, eine Lockerung der Bande der Zucht und guten Sitte. Denn die geistige Bildung ohne die durch die wahre Religion begründete und verbürgte sittliche Kultur entbehrt der nötigen Kraft, Reinheit und Tiefe. Nur wo die durch die Religion geschaffene geistliche Kultur sich mit hoher weltlicher Kultur harmonisch zusammenschliesst, da ist der Fortschritt verbürgt und dauernder Segen für das Menschengeschlecht und die Völker, da kann die Bildung des einzelnen sich normal gestalten.

Freilich ist die Erfüllung der hier aufgestellten Forderung an zwei Bedingungen geknüpft, einmal hinsichtlich der Religion, und sodann hinsichtlich der Beschaffenheit der durch Kunst und Wissenschaft vermittelten Bildung. Es giebt nur eine Religion, welche die Verheissung hat, jeden möglichen Kulturfortschritt des Menschengeschlechts zu überdauern, und deren Wesen dafür bürgt, dass diese Verheissung erfüllt wird. Es ist die christliche Religion. Goethe sagt: »Mag die geistige

Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.« Aber unser grosser Dichter redet dieses bedeutsame Wort an derselben Stelle, wo er die Wohlthaten der Reformation rühmend hervorhebt, durch die wir, wie er sagt, von dem knechtischen Joch einer herrschsüchtigen Geistlichkeit und von den Fesseln geistiger Borniertheit frei geworden sind, und wo er sich entschieden verwahrt gegen die Zumutung, sich vor einem Daumenknochen des Apostels Petrus oder Paulus zu bücken. Nur das im Bereiche des Protestantismus gepflegte, von falschen Zusätzen jüdischer oder heidnischer Art gereinigte echt evangelische Christentum hat jene Goethesche Verheissung, weil es allein befähigt ist, einen freien, durch keinerlei Vorurteil gehemmten, nicht durch den Zwang eines äusserlichen Gesetzes gehinderten oder beschränkten Bund mit der weltlichen Kultur einzugehen, nicht das im Bereiche des griechischen oder des römischen Katholizismus zur Gesetzesreligion einer Priesterkirche entstellte Christentum. Nur der Reformation gelang es daher, jenen Bund des lebendigen, persönlichen Christusglaubens mit der deutschen humanistischen Wissenschaft herzustellen, welcher die Grundlage geworden ist für die gesamte neuzeitliche Kultur und Bildung, so dass man den Protestantismus, und zwar nur ihn allein, nicht eine andere Form des Christentums, als das Kulturprinzip der Neuzeit bezeichnen darf.

Andrerseits werden wir auch nur demjenigen Protestantismus die Fähigkeit zuerkennen, religiös belebend und sittlich fördernd auf die weltliche Kultur und Bildung der Zeit einzuwirken, der sich bei aller lebendigen Wechselwirkung mit der Wissenschaft und Kunst, insbesondere mit den bahnbrechenden Schöpfungen der Philosophie, als der Königin der Wissenschaften, und der Dichtkunst als der höchsten Erscheinungsform der Kunst, doch die religiöse Selbständigkeit zu bewahren weiss und sich von den ewigen Grundlagen des allgemeinen Christenglaubens, wie sie uns im Urchristentum der apostolischen Zeit gegeben sind, nicht lossagt, sondern sich immer tiefer und gründlicher in dieselben versenkt. Daher war weder der im Verlaufe der Entwicklung

des Protestantismus während des 30jährigen Krieges zur Herrschaft gelangte Orthodoxismus, jene starre und unlebendige Rechtgläubigkeit, noch auch der im 18. Jahrhundert das offizielle Kirchentum beherrschende Rationalismus imstande, jene grosse Kulturaufgabe des Protestantismus zu erfüllen. Jener nicht, weil er auf einen lebendigen Kontakt mit der weltlichen Kultur verzichtete, dieser nicht, weil er vom Standpunkte des Deismus aus den positiven geschichtlichen und dogmatischen Gehalt der christlichen Religion auflöste und das Christentum auf die abstrakten allgemein-religiösen Wahrheiten Gott, Tugend und Unsterblichkeit zurückführte; beide nicht, weil sie das Wesen des Christentums in eine Lehre setzten statt in eine lebendige persönliche Beziehung zu dem wahren, lebendigen in Jesus Christus sich offenbarenden Gotte.

Aber auch die durch den Pietismus eines Spener und Francke am Anfang des 18. Jahrhunderts im Bereiche des Protestantismus geweckte und gepflegte lebendige christliche Frömmigkeit bewies sich gegenüber den geistigen Mächten der Aufklärung und ihrer alles geschichtlich Gegebene zersetzenden Kritik als unzureichend und zum Widerstande zu schwach, da sie, mit einer gewissen Enge und ängstlichen Weltflucht behaftet, es nicht wagte, aus der Stille und Verborgenheit des inneren Lebens hinauszutreten in die Welt, um sich mit freiem Geiste des durch die weltliche Kultur dargebotenen Bildungsgehaltes zu bemächtigen und seinerseits befruchtend und belebend, ja umgestaltend auf dieselbe zurückwirken zu können.

Nur wenn jene beiden Seiten der neuzeitlichen Kultur, die tiefe und lebendige christliche Frömmigkeit, als die Grundlage aller geistlichen, religiös-sittlichen Bildung, mit den höchsten Errungenschaften der weltlichen Kultur der Zeit auf dem Gebiete der Philosophie und der Dichtung, als der Hauptmittel aller weltlichen Bildung, sich in einem einzigen Manne zum persönlichen Bunde zusammenschloss, war es dem Protestantismus möglich, den höchsten Anforderungen der Neuzeit zu entsprechen und die ihm gestellte Bildungsaufgabe zu lösen.

Auf der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts tritt uns nun der Mann entgegen, welcher in hervorragendem Masse befähigt und berufen war, diese Aufgabe zu lösen. Es war Friedrich Schleiermacher. Herangewachsen in der engen, aber durch innige evangelische Frömmigkeit ausgezeichneten Herrnhuter-

gemeinde, die man treffend als den »organisierten Pietismus« bezeichnet hat, und getränkt mit dem hier herrschenden Geiste echt christlichen Glaubens und christlicher Liebe, rang er sich allmählich zur Selbständigkeit einer religiösen und sittlichen Überzeugung empor, befreite sich von den beengenden Fesseln dieser Gemeinschaft und erfüllte sich dann mit dem Geiste der Antike und dem Bildungsgehalte der weltlichen Kultur seiner Zeit. Gleichwie in der altchristlichen Zeit sich im Kirchenlehrer Origenes der Reingehalt der morgenländischen griechischen Kultur und Bildung, in dem grossen Kirchenlehrer Augustinus die Summe der abendländischen römischen Kultur mit dem christlichen Geiste paart und, aus dem altchristlichen Geist neu geboren und eigentümlich umgestaltet, den folgenden Geschlechtern und Jahrhunderten als bleibendes Bildungselement übermittelt wird, so tritt uns in Schleiermacher eine einzig geartete persönliche Verbindung der evangelisch-christlichen Frömmigkeit mit dem vollen Gehalte der modernen Kultur in Philosophie und Dichtung und dem formgebenden Geiste der Antike entgegen, eine Verbindung, die, weil sie einzig in ihrer Art und so zu sagen klassisch ist, eine typische, für die Zukunft vorbildliche Bedeutung hat; denn in ihr setzt sich der in den beiden Hauptträgern der grossen geistigen Bewegung der Reformation, in Luther und Melanchthon gegebene Bund des christlichen Glaubens mit der deutschen Wissenschaft in eigentümlicher Weise fort, ja, wir behaupten nicht zu viel, mit dieser Verbindung steht und fällt für die Zukunft der Protestantismus — nicht zwar als Kirche, als religiöses Gemeinwesen, wohl aber als das Kulturprinzip der Neuzeit. Von dem Bestande und der Festigkeit dieses Bandes wird es abhängen, ob das von ultramontaner Seite unbewusst, von einigen unklaren Vertretern einer atheistischen Wissenschaft bewusst angestrebte Ziel, das Schleiermacher selbst in seinem bekannten Sendschreiben scharf formuliert in folgenden Worten: das Christentum mit der Barbarei, die Wissenschaft mit dem Unglauben — ich sage, ob dieses für die Wissenschaft und alle höhere Geisteskultur wie für die Religion gleich verhängnisvolle Ziel im neuen Jahrhundert erreicht werden wird oder nicht. Es fehlt nicht an unheilverkündenden Stimmen, die dem neuen Jahrhundert dieses traurige Prognostikon stellen. Wir verstehen

die ängstlich reservierte pessimistische Haltung gewisser Vertreter einer einseitig gelehrten und abstrakten Wissenschaft oder auch einer weltflüchtigen missverstandenen Frömmigkeit gegenüber den im riesigen Aufschwung begriffenen realistischen und technischen Wissenschaften und der durch sie bestimmten materiellen Kultur. Aber wir können sie nicht billigen; denn wie wir uns der grossen naturwissenschaftlichen Errungenschaften unsrer Zeit von Herzen freuen, da an sie der Fortschritt in Handel, Industrie, Landwirtschaft, wie in militärischer und politischer Hinsicht in unserm Vaterlande gebunden ist, so sind wir doch andrerseits weit entfernt von der Annahme, dass jener Aufschwung der materiellen Kultur notwendig zum Materialismus und damit zur bewussten Leugnung alles selbständigen geistigen Lebens und der höchsten Realitäten auf dem Gebiete der Religion und Sittlichkeit führen müsste, auf denen unsere moralische Existenz beruht. Vielmehr sind wir der Ansicht, dass jeder Aufschwung der materiellen Kultur, wie er unter normalen Verhältnissen belebend und fördernd zurückwirken wird auf die geistige Kultur, zugleich durch einen Aufschwung der letzteren wesentlich mit bedingt ist, denn die einzelnen Wissenschaften lassen sich eben nicht von einander trennen. Die Naturwissenschaften sind nichts ohne die Mathematik, die Geisteswissenschaften wiederum, die Sprachwissenschaft und die Geschichte, nichts ohne die Philosophie, die Wissenschaft der Prinzipien, oder sie verlieren sich, wie das allerdings heute leider vielfach der Fall ist, in einen unfruchtbaren Spezialismus.

Je eingehender wir uns aber mit der Geschichte der einzelnen Wissenschaften beschäftigen, desto mehr tritt uns die Wahrnehmung entgegen, dass alle wahrhaft grossen Vertreter der Wissenschaften, und zwar nicht bloss der Geisteswissenschaften, sondern vor allem auch der Naturwissenschaften, ein Copernikus, Keppler, Cuvier, Agassiz, Humboldt, Helmholtz u. a., Männer von höchst achtbarer religiös-sittlicher Gesinnung gewesen sind, Männer wiederum, die weit entfernt von der heute verbreiteten Borniertheit und Engherzigkeit mancher ungeschickter und eingebildeter Vertreter einer Einzelwissenschaft — ich nenne statt vieler nur Häckel in Jena — das eigne Arbeitsgebiet auf Kosten eines anderen zu überschätzen, vielmehr tief durchdrungen von dem organischen Zusammenhang aller Wissenschaften und von ihrer höchsten

Bestimmung es als einen bedenklichen Mangel an Bildung empfinden würden, wenn sie nicht wenigstens den Ergebnissen der Forschung auf anderen wichtigen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft ein warmes Interesse entgegenbringen wollten. Und warum das? Sie waren nicht bloss grosse Vertreter der Wissenschaft, sie waren auch grosse Menschen; sie waren nicht bloss Gelehrte — denn das will an und für sich noch nicht viel bedeuten — sie waren eben als solche zugleich wahrhaft gebildet, und dazu muss man freilich noch etwas mehr besitzen als blosse Gelehrsamkeit.

Nicht also in den Sachen, in den Gegenständen, in den Wissenschaften selbst und den einzelnen Kulturgebieten ist jener kleinliche und engherzige Rangstreit der einzelnen Wissenschaften begründet, aus dem wir auch heutzutage vielfach für das Leben und seine Forderungen so gefährliche Einseitigkeiten und Verzerrungen der Wissenschaft entspringen sehen, sondern in der Bildung des einzelnen, in der sittlichen Beschaffenheit der Gesinnung. Je selbstloser und uneigennütziger die Vertreter der Wissenschaft nach dem höchsten Ziele streben, auf ihrem Gebiete etwas in seiner Art Mustergültiges zu leisten, je mehr es ihnen gelingt, die Wissenschaft zur Kunst zu erheben, je mehr sie den Blick in die Weite mit dem in die Tiefe verbinden und mit empfänglicher Seele, mit einem für alles wahrhaft Grosse und Schöne aufgeschlossenen Sinn ohne Unterlass zu lernen verstehen, desto mehr werden sie auch geneigt sein, mit den Vertretern der Praxis auf den verschiedenen Gebieten des Lebens sich zu vereinigen zu einem heiligen Bunde behufs Wahrung der ewigen und für alle Zeiten gelegten Grundlagen der sittlichen Gemeinschaften in Staat und Kirche, Schule und Haus, an welche die Wohlfahrt der Völker und das Glück des einzelnen gebunden ist. Und zwar das gegenüber nicht bloss einer von fanatischen Umstürzlern bethörten und entfesselten Menge, sondern auch zur Förderung einer wahrhaft gediegenen, durch die gesicherten Errungenschaften der wissenschaftlichen Forschung erweiterten und vertieften Bildung im Gegensatze zu einer unwissenschaftlichen und dilettantischen Halbbildung, welche die schwankenden Ergebnisse einer oberflächlichen Wissenschaft schliesslich doch nur dazu benutzt, um in eitler Selbstbespielung einzustimmen in den traurigen Selbstruhm eines Wagner in

Goethes »Faust«: Wie wir's doch zuletzt so herrlich weit gebracht!

Und wenn wir nun sehen, wie mit der wachsenden materiellen Kultur, mit der riesenmässig ins Breite wachsenden Bearbeitung der einzelnen Fächer der Natur- und Geschichtswissenschaft allmählich unter unseren Zeitgenossen ein verkehrter Bildungsbegriff zur Herrschaft zu gelangen droht, der Bildung mit Gelehrsamkeit, allgemeine Bildung mit Fachbildung verwechselnd, die Höhe der Bildung nach dem Masse der einzelnen Kenntnisse und Fertigkeiten beurteilt, desto notwendiger ist es, dass wir uns auf der Wende des Jahrhunderts auf die wahren Grundlagen einer echt deutschen und christlichen Bildung besinnen, wie sie am Ende des vorigen und am Anfang unseres Jahrhunderts von den grossen Vertretern unsrer klassischen Dichtung, einem Lessing, Schiller und Goethe, aber auch nicht zum wenigsten von jenem grossen Theologen und Philosophen gelegt sind, der als gleich virtuos auf dem Gebiete der Wissenschaft wie auf dem der Praxis, als Meister und Muster einer umfassenden, mit der lautersten religiösen und sittlichen Gesinnung sich paarenden Geistesbildung gelten kann, und dessen Eintritt in die Berliner Gesellschaft am Ende des 18. Jahrhunderts einen Wendepunkt in der Geschichte des geistigen Lebens unseres Volkes bezeichnet.

Aber nicht der fertige Schleiermacher, der in sich abgeschlossene Charakter, der allseitig gereifte Mann, der langjährige, von allen Vertretern der Wissenschaften hochgeachtete Vorsitzende der philosophischen Sektion der Berliner Akademie der Wissenschaften, soll uns heute vor Augen treten und unserer Akademie die Wege weisen, auf denen sie auch im kommenden Jahrhundert in fruchtbringender Weise ihres Amtes wird walten dürfen; nicht der fertige, sage ich, ist es, dessen Worten wir lauschen wollen, dessen Thaten und Schicksale uns begeistern sollen, sondern der werdende Schleiermacher, der in frischer, aufstrebender Manneskraft sich selbst unter Kämpfen und Eindrücken eigener Art zum Charakter heranbildet und der nun in einer entscheidenden Epoche seiner Entwickelung eine Stimme aus dem innern Heiligtum seines Herzens ertönen lässt, um in verwandten, gleichgestimmten Seelen ein Echo zu wecken.

Schleiermachers epochemachende Erstlingsschriften, seine »Reden über die Religion« und seine »Mono-

logen«, lassen sich nicht scheiden, sie bilden ein unzertrennliches Ganze für sich, und wenn wir uns auch ausschliesslich mit den Monologen etwas eingehender beschäftigen wollen, so werden wir doch nicht umhin können auch den Zweck der Reden anzudeuten und andrerseits der Lebenseindrücke zu gedenken, aus denen beide Schriften entsprungen sind.

II.

Es war im September des Jahres 1796, als Schleiermacher in das Amt eines Charité-Predigers nach Berlin versetzt wurde. Durch die persönlichen Beziehungen, in welche er hier zu den Mitgliedern der neuen Berliner Gesellschaft und damit zu den Hauptvertretern der sog. romantischen Schule trat, sollte ihm der Sinn für die Kunst in einer nie geahnten Weise erschlossen, die Entfaltung des religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Elementes seiner Eigenart durch die Entwicklung der ästhetischen Anlage seines Geistes vervollständigt werden. War er bis jetzt von jeder bedeutenderen Erscheinung unserer poetischen Litteratur unberührt geblieben, in seiner geistigen Entwicklung vorzugsweise durch die Leibniz-Wolff'sche Philosophie und durch Kant bestimmt, ein einsamer Denker von ungewöhnlicher Reife und Schärfe der Begriffe, der im übrigen für sich nichts begehrte als eine allseitige und harmonische Entfaltung seines kräftigen Gemütslebens: so sah er sich nun mit einem Male Aug in Auge der grossen dichterisch-wissenschaftlichen Bewegung dieser Epoche gegenüber, durch das Medium dieser Stadt alle Züge derselben gesammelt, konzentriert.

Zwei geistige Mächte haben die Generation, zu welcher Schleiermacher gehört, nach Form und Inhalt fast gleichmässig bestimmt: Die Philosophie Kants und unsre grossen Dichter. Die kritische Grundlage ihrer Weltanschauung verdankten Philosophen und Einzelforscher den unsterblichen Arbeiten Kants, den inhaltlichen Kern der Weltansicht unsern Dichtern. Was die letzteren geschaut, versuchten die nachkantischen Philosophen im Zusammenhange der Begriffe zu denken. So hatte die Philosophie Kants Schleiermachers Ideen und Arbeiten in dem ersten Abschnitt seiner Geistesentwicklung geleitet. Nunmehr trat er der Weltansicht unsrer grossen Dichter gegenüber, wie sie sich im Gegensatze zu der durch die Leibniz-Wolff-

schen Verstandesbegriffe bestimmten Weltansicht der vergangnen Generation der Aufklärung, unter dem mitwirkenden Einfluss Spinozas und der neueren Naturforschung, durch Goethes und Herders geniale Anschauung auf dem Wege einer grossartigen genetischen und zusammenschauenden Betrachtung der Natur- und Menschenwelt als eines in sich organisch gegliederten, in stufenmässiger Entwicklung aufsteigenden Ganzen gebildet hat, dann durch Schellings intuitiven Geistesblick philosophisch erfasst und durch Hegels logischen Verstand festgestellt wurde, um von da ab auf die Werke der nachfolgenden Dichter und auf alle positiven Wissenschaften bis in die Gegenwart hinein einen durchgreifenden Einfluss auszuüben.

In der Hauptstadt der Monarchie Friedrichs des Grossen trafen die von Weimar und Jena herüberdringenden Ideen der neuen Welt- und Lebensanschauung auf die festgeschlossenen und lebenskräftigen Überzeugungen der vergangnen Generation der Aufklärung. In dieser werdenden Grossstadt beginnen sich beide Geistesrichtungen einander aufs heftigste zu bekämpfen, und mitten in ihren Streit sehen wir Schleiermacher gestellt. Während der frische realistische Geist der durch Lessing, Mendelssohn und Nicolai gegründeten älteren litterarischen Schule Berlins, die in Lessings Litteraturbriefen ihren Höhepunkt erreicht hatte, nach des Letzteren Weggang von Berlin schnell entartete, drang in der jüngeren Generation Berlins als neues Bildungsmoment die Weltansicht unsrer grossen Dichter ein. Vor allem erscheint hier durchgreifend die Einwirkung Goethes, in welchem das neue Lebensideal in völliger Freiheit heraustrat. An seinem Wilhelm Meister lernte die junge Generation den freien Wert der einzelnen Persönlichkeit empfinden und mit vollem Sinn für die Individualität anderer den unendlichen Inhalt des Daseins erfassen. Hier schien ihr das Leben mit der in ihm verschlossenen Fülle der Poesie erst sein heiteres Auge aufzuschlagen. Damit begann die bis auf diesen Tag glänzendste Epoche der Berliner Gesellschaft, eine Epoche wahrhaft bedeutenden geselligen Verkehrs, wie sie zu verschiedenen Zeiten in Athen, in Florenz, in Paris sich entwickelt hatte. Der Anstoss zur Bildung einer solchen Geselligkeit ging aus von der jüdischen Kaufmannschaft. Die Frauen und Töchter der reichen jüdischen Bankiers bildeten den Mittelpunkt. Dorothea Mendelssohn, kaum

17 Jahre alt, als sie den Bankier Veit heiratete, brachte die Gastfreiheit und gebildete Geselligkeit aus dem Hause ihres Vaters in die grösseren Verhältnisse mit, in welche sie eintrat. Bald versammelte auch ihre Freundin, die junge hochgewachsene, an Titians Venetianerinnen gemahnende Henriette de Lemos, an den bedeutenden jüdischen Arzt Markus Herz verheiratet, einen glänzenden Kreis um sich. In den Salons dieser Damen herrschten zunächst noch die litterarischen Interessen der älteren Berliner Schule. Bald aber sollte sich die junge Generation völlig trennen. Goethe ward das Stichwort zu solcher Trennung. Hatten schon Moritz und die beiden Kapellmeister Reichardt und Zelter den innersten Geist der Goetheschen Poesie mit Begeisterung aufgefasst und für den Dichter gewirkt, so fühlten sich nun die jüngeren gedrungen, den Gehalt seiner Dichtung ins Leben umzusetzen. So bildete sich zuerst unter dem Einfluss Goethes, besonders seines Wilhelm Meister, die neue Gesellschaft, deren Geist die leidenschaftliche Rahel Levi, die nachherige bekannte Frau von Varnhagen, charakterisiert, wenn sie im August 1795 schreibt, Goethe sei das Leben selbst und der Vereinigungspunkt für alles, was Mensch heissen könne und wolle. Indem aber das Ideal, welches Goethe in naiver Unbefangenheit und Unmittelbarkeit lebend wie dichtend, entwarf, inmitten dieser grossstädtischen, von Reflexion und Zweifel mannigfach zersetzten Gesellschaft geltend gemacht wurde, inmitten von so viel Ungebundenheit des Lebens und raschem Wechsel von Wunsch und Genuss, entsprangen aus demselben auf diesem Boden als bedenkliche Früchte die Lehren vom grenzenlosen Recht der Leidenschaft, und in ihrem weiteren Gefolge gefährliche, die Ehe und Familie bedrohende Lebensrichtungen, wie sie uns ein Gentz, Tieck, Friedrich Schlegel und andere Gestalten vor Augen stellen.

Erst mit dem Eintritt Schleiermachers erhielt die Berliner Gesellschaft den Mann, welcher allein dem, was in ihrem unstäten Freiheitsdrang von bleibendem Gehalt war, einen unvergänglichen Ausdruck geben sollte. Durch Brinkmann und den Grafen Alexander Dohna, seinen früheren Zögling, der in enger Beziehung zu dem Hause von Markus Herz stand, wurde Schleiermacher gegen Ende des Jahres 1796 in den genannten Kreis eingeführt, in welchem er vorderhand seine neue geistige Heimat finden sollte. Und hier ist es nun vor allem

die einzigartige Freundschaft mit der edlen und feingebildeten Henriette Herz, durch welche Schleiermacher in die günstigste Stellung gegenüber der neuen Berliner Gesellschaft trat. Alles von Bedeutung, Einheimische wie Fremde, ging durch das Haus von Markus Herz hindurch. Hier traf er die Humboldts, Frauen wie Rahel und Dorothea Veit u. a. Aber was er hier erlebte, sollte ein noch tieferes Verständnis finden, als ihm in diesen Kreisen derjenige Mann entgegentrat, in dessen genialer Natur jene grosse dichterisch-wissenschaftliche Bewegung gärte, von der dies neue Leben ausgegangen war. Friedrich Schlegel, jener merkwürdige Mann des Übergangs aus der genialen Anschauung, wie sie in Winkelmann, Goethe und Herder gegeben war, zu der logisch-pantheistischen Konstruktion des Weltganzen, wie sie in Hegel ihren Abschluss fand, jener vorahnende, vorbereitende Geist, dessen persönliche Anregungen und freilich unvollendete Arbeiten mit anderen den fruchtbaren Boden bilden, auf welchem die grossen spekulativen Systeme, so wie die weitgehenden sprachphilosophischen, litterarhistorischen und geschichtlichen Forschungen unter uns sich erhoben haben, war erst 25 Jahre alt, als er Ende Juli 1797 nach Berlin kam, und galt hier nach Herausgabe seiner epochemachenden Geschichte der griechischen Poesie sogleich als einer der berühmtesten Schriftsteller der jüngeren Generation. Schleiermacher begegnete ihm öfter bei der Herz und schloss sich ihm, als dem weitaus bedeutendsten und anziehendsten unter der jüngeren Generation Berlins, bald näher an. Wie musste doch das Tiefste in Friedrich, die Universalität seiner genialen Anschauung, der Plan, die menschliche Kultur aus den Bildungsgesetzen ihrer einzelnen Gebiete zu begreifen, einen Geist mächtig anziehen, der einen entgegengesetzten Weg gegangen war, bedächtig in verschlossener Tiefe der Innerlichkeit an der Ausbildung seines Selbst und seiner Begriffe gearbeitet hatte! Kurz, für Schleiermachers Dasein in der philosophischen und litterarischen Welt ging seit seiner näheren Bekanntschaft mit Friedrich Schlegel eine neue Periode an. Ebenso trat er in persönliche Beziehung zu dem Bruder Friedrichs, dem damaligen Haupte der jungen Dichterschule, Wilhelm Schlegel; er studierte eifrig das Verfahren des berühmten Kunstkritikers und beteiligte sich durch verschiedene Beiträge zu der von Wilhelm Schlegel herausgegebenen Zeitschrift »Athenäum« an den kritischen Feldzugsplänen der Brüder.

Am bedeutendsten aber waren die Einwirkungen, die Schleiermacher durch den Verkehr mit seinen dichterischen Genossen für die Ausbildung seiner Welt- und Lebensanschauung empfing. War nämlich das Hauptbestreben der Schlegel, Novalis, Tieck, Bernhardi, Wackenroder und anderer, die man zur sogenannten romantischen Schule rechnet, darauf gerichtet, das innerste Gemüts- und Phantasieleben vergangener Zeiten nachzuerleben und wiederzuerwecken, hatte man sich später in diesem Sinne von der antiken Welt zu der Wunderwelt des Mittelalters gewandt, in der Überzeugung, hier das Ideal, die gewünschte Einheit der Poesie und des Lebens, verwirklicht zu sehen, und statt der Muster klassischer Einfachheit die Tasso, Calderon und Shakespeare als Vorbilder der Dichtung gewählt, in denen sich das Gemüts- und Phantasieleben einen mächtigen persönlichen Ausdruck gegeben hatte, so erscheint es begreiflich, wie gerade diese Seite der neuen Schule auf Schleiermacher den gewaltigsten Einfluss ausüben, wie sie ihn zum vollen Verständnis seiner eigenen verwandten Bestrebungen führen, wie sie ihm zur Offenbarung seines eignen Innenlebens die fruchtbarste Anregung geben musste. In der lebendigen Berührung mit dieser geistigen Bewegung entwickelte sich ihm die Einsicht, dass die Phantasie das höchste Organ alles Verständnisses, dass durch sie vorzugsweise uns dasjenige gegeben ist, was er als den eigentümlichsten Kern der einzelnen Persönlichkeit erkannte, nämlich die Individualität, die geistige Eigentümlichkeit des Menschen. Von hier aus verstehen wir seine geistvolle Darlegung über die Bedeutung der Anschauung, d. h. der Phantasie, und des Gefühls für die höchsten Beziehungen des menschlichen Geistes, für die Religion und die Sittlichkeit, wie sie uns gegeben ist an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts in jenen beiden tief selbständigen, epochemachenden Werken, die zwar nach seiten der Form durchaus im Sinne und in der Manier jener Schule abgefasst sind und die doch nach seiten ihres Inhalts zugleich die ganze Eigenart und Ursprünglichkeit seiner geistigen Natur mit der Fülle und Tiefe ihres religiös-sittlichen Gehalts wiederspiegeln, nämlich in den Reden über die Religion und in den Monologen.

Zunächst ein kurzes Wort über die Reden. Sie erschienen im April des Jahres 1799 ohne Nennung des Verfassers bei Unger in Berlin unter dem Titel: »Über die Religion. Reden an

die Gebildeten unter ihren Verächtern«. Es war jene Zeit, als Goethe dichtete: »Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat auch Religion«, als Schiller keine Religion, die man ihm nennen könne, bekennen wollte »aus Religion«, als so viele die Religion den Rohen und Ungebildeten, wie eine alte, abgekommene Volkstracht, überlassen zu müssen meinten. Da hatte es gewiss eine hohe Bedeutung, im deutschen Lande, wie eine unsichtbare Gemeinde, die Verächter der Religion zu laden, nicht die rohen Atheisten der Praxis, sondern die Gebildeten und Geistvollen, ob sie etwa ein Verständnis für das höchste und heiligste Kleinod gewinnen könnten. Gleich jenem alten Apologeten des zweiten Jahrhunderts, gleich dem Märtyrer Justin, der einst am Meeresstrand im Sinnen über die höchsten Dinge einsam wandelnd einem Greise begegnete mit ehrwürdiger Gestalt und von ihm den trefflichen Ratschlag vernahm, dass man die göttlichen Dinge von denen lernen müsse, die sie selber erfahren haben, den Propheten, so trat Schleiermacher auf im Philosophenmantel gemäss seiner angeborenen Mystik, seiner von innen ausgegangenen Bildung, um die Kinder der Erde auszusöhnen mit dem Himmel, der ihnen gehört.

Würdigen wir noch einen Augenblick die Bedeutung einer solchen Erscheinung in jener Zeit. Ein Geist, nicht auf Erkenntnis für sich, sondern auf das Leben, auf die Gestaltung der höchsten menschlichen Verhältnisse gerichtet, Redner, Verkündiger der Religion, kämpfend für eine sittliche Reform, aber zugleich mit der Schärfe eines Denkers vom ersten Rang ausgerüstet, lebt inmitten der dichterisch-philosophischen Bewegung, von der wir redeten. Er wird ein Genosse jener Dichter, Kritiker und Philosophen, welche das in dieser Beziehung Errungene zu einem grossen Ganzen von Wissenschaft, Kunst und Leben abzuschliessen verheissen. Aber seine durch Kant genährte Kritik teilt nicht die lebhaften Hoffnungen, eine absolute Wissenschaft zu begründen. Sein von der Gemeinde der Brüder her lebendiger religiöser Grundzug verwirft die durch Fichte aufgestellte Vergöttlichung des Ich und die durch Spinoza gelehrte Vergöttlichung der Natur und will sich dem gegenüber jene Fülle des Göttlichen, welche über alle Vernunft ist, nicht nehmen lassen. Unter dem ihm eigenen religiösen Gesichtspunkt erfasst er die Welt, Wissenschaft, Kunst. Es ist dem Herrenhutertum eigen, dass die Religiosität in ihm Familien-

leben, Gemeinde, Lebenseinrichtungen, alle Kunst und alles Leben durchdringt. Schleiermacher hat sich später einen Herrnhuter höherer Ordnung genannt. Er hat die Enge der Gemeinde durchbrochen und sich mit dem unverkürzten Reichtum menschlichen Daseins, wahrer Kultur in genialem Vermögen erfüllt; aber der religiöse Gesichtspunkt, unter welchem dies alles erfasst wurde, war derselbe geblieben. So ward ihm unter der Hand alles, was sein Geist ergriff, Religion, und seine Weltanschauung eine religiöse. Indem er sich nun von dem Inhalt und Zusammenhang seines Wissens, von dem innersten Grunde seines Lebens und Denkens Rechenschaft gab, drang sich ihm mit Notwendigkeit der Gedanke auf, dass alle echte Welt- und Lebensanschauung, welcher Gestalt sie sich auch ausbilde, auf dem heiligen Grunde der Religion ruhe und ihre Harmonie von ihr zu Lehen trage. Ein Geist von einer solchen religiösen Tiefe, von solchem Umfang des Wissens, von solcher durchdringenden Schärfe der Reflexion, solcher Treue der Selbstbeobachtung war gewiss vor allen befähigt, die Frage nach dem Wesen der Religion in einer auch den Anforderungen der Wissenschaft genügenden Weise zu beantworten und zugleich den Suchenden unter den Gebildeten ein Führer und Wegweiser ins Heiligtum der Religion zu werden, ihnen die Religion als ein in der innersten Tiefe des Gemütes Erlebtes, als die gewaltigste Thatsache des höheren Selbstbewusstseins vor Augen zu stellen. Ihnen, und insonderheit den Verächtern unter den Gebildeten, will er zeigen, dass, was sie Religion nennen, was ihnen die damaligen Träger des kirchlichen Amtes als Religion ausgaben, gar nicht Religion sei, dass die sog. Vernunftreligion des Rationalismus, der damals in der Kirche herrschenden Denkweise, nichts als übelzusammengenähte Bruchstücke von Philosophie und Moral, aber durchaus keine Religion sei, dass dagegen die Religion im wahren Sinne des Wortes völlig unabhängig von aller Philosophie und Moral, ihrem innersten Wesen nach nicht ein Wissen, nicht ein Handeln, noch auch beides zugleich sei, sondern ein in sich wertvolles selbständiges Lebenselement der menschlichen Natur, dass ihr eine eigne Provinz im Gemüte des Menschen angehöre, in welchem sie unbeschränkt herrsche, und dass sie würdig sei, durch ihre innerste Kraft die Edelsten und Vortrefflichsten zu bewegen.

Und so ward denn dieses von einem Strom persönlicher Begeisterung getragene Werk, als erster Brunnen lebendigen Wassers in der Wüste, trotz aller seiner unverkennbaren Schwächen und Mängel, für viele einzelne suchende Geister »der Anfang zu einer ewigen Bewegung« und für die ganze deutsch-evangelische Kirche das Morgenrot einer neuen Zeit, da es den ersten Anstoss gab zu jener grossen Wiedergeburt der Kirche und Theologie, wie zu jener Erneuerung des religiösen Lebens und Denkens aus der Tiefe der heil. Schrift und einer den Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Wissenschaft, welche unserem Jahrhundert auf dem sittlichen Gebiete die Signatur gegeben hat und deren Nachwirkungen sich bis in die kommenden Jahrhunderte hinein erstrecken werden.

III.

So bedeutend aber in ihrer Art die Reden über die Religion sind, so bedürfen sie doch insofern einer Ergänzung, als sie uns nur die eine Seite von dem eigentümlichen Geistesleben Schleiermachers vor Augen stellen. Diese Ergänzung ist uns in der zweiten, auf dem Boden der so eben charakterisierten grossen dichterisch-wissenschaftlichen Bewegung fast gleichzeitig entsprungenen Schrift Schleiermachers, den Monologen, gegeben, zu deren Betrachtung wir nunmehr übergehen.

Im Mai 1799 war Schleiermacher aus Potsdam, wo er den grössten Teil der Reden abgefasst hatte, leidend, überarbeitet, nach Berlin zurückgekehrt. Wie es nach der gewaltsamen Konzentration, welcher ein bedeutendes Werk bedarf, zu geschehen pflegt, erscheint er eine Zeit lang zerstreut, seine Interessen zersplittert. Gleichzeitig fiel ihm die Sorge um das »Athenäum« anheim, da Friedrich Schlegel im August Berlin verliess, um nach Jena überzusiedeln. Da legt ihm das Schicksal seiner Freunde, deren Leben um diese Zeit in Verwirrung zu geraten begann, den Gedanken einer Art von Roman nahe, in welchem er, ähnlich wie Rousseau in seinem Emil, Jacobi im Allwill und Woldemar, Goethe im Wilhelm Meister vor ihm gethan hatten, sein »inneres Wesen und mit ihm die ganze Ansicht, die ihm die Menschheit gab«, kurz, sein persönlich sittliches Lebensideal zu künstlerischer Darstellung bringen wollte. Während er nun so in dieser Zeit die Bilder seines vergangnen und gegen-

wärtigen Lebens sinnend und dichtend in seiner Seele trug, um, was er gelebt, zum Kunstwerk zu formen, entstanden ihm gegen Ende des Jahres 1799 die »Monologen«, d. h. Selbstgespräche, welche den kurzen Inbegriff seiner damaligen sittlichen Lebensanschauung enthalten, wogegen die Reden uns einen Abriss seiner religiösen Weltanschauung geben. Nicht eine schriftstellerische Absicht, sondern ein rein innerer Gemütsvorgang, nämlich »die unbezwingliche Sehnsucht sich auszusprechen so ganz ins Blaue hinein, ohne den mindesten Gedanken einer Wirkung«, hatte dem innerlich allmählich reif gewordenen Gedanken die letzte Gestalt gegeben. Schleiermacher schrieb dieses kleine Werk in nicht ganz vier Wochen nieder, oder vielmehr er diktierte es dem Setzer. Denn auch diesmal ward, wie bei den Reden, mitten in der Ausarbeitung der wenigen Bogen schon gedruckt. Daher stammt die auffallende stilistische Unfertigkeit der Monologen im einzelnen, aber auch ihre geschlossene Einheit und Energie: sie erscheinen wie aus Einem Entschluss gewappnet entsprungen. In den ersten Tagen des Jahres 1800 waren sie bereit in die Welt zu gehen.

Schleiermacher selbst bezeichnet sein Schriftchen als einen Versuch, seinen philosophischen Standpunkt ins Leben zu übertragen und den Charakter darzustellen, der nach seiner Idee dieser Philosophie entspricht: »Es war ein glücklicher Genius«, schreibt er später an seine Freundin Henriette Herz, »der mich trieb, mich selbst, oder vielmehr mein Streben, das innerste Gesetz meines Lebens so darzustellen«; und beide Gesichtspunkte fasst er in dem dichterischen Worte zu Anfang seines bekannten Sonetts zusammen: »Ein heil'ges Bild schwebt jedem Bessern vor, In dessen Züg' er strebt sich zu gestalten«. Er gab somit eine Selbstanschauung, aber mit wohl bemessener Unterscheidung dessen, was sich auf die Idee eines Menschen bezieht, und dessen, was von seiner Erscheinung gilt, mit der Anerkennung des treffenden Worts eines Freundes, dass das erscheinende Leben eines jeden Menschen schwanke zwischen seinem Urbild und seinem Zerrbild. Nur die dem Urbild zugewendete Selbstbetrachtung könne etwas öffentlich Mitteilbares enthalten, die dem Zerrbild zugekehrte verliere sich zu tief in die Dunkelheiten des einzelnen Lebens. Auch nicht nach der religiösen Seite hin wollte er das menschliche Ich zeigen, sondern die ethische, die geistig-sittliche Eigen-

tümlichkeit galt es ihm darzustellen, und zwar in jeder Spielart, jeder seltenen Kombination der menschlichen Elemente.

An der Grenze des 18. und 19. Jahrhunderts treten gleichzeitig zwei Werke hervor, welche das aus der deutschen Philosophie und Dichtung geborene Lebensideal darstellen, die Gesinnung, mit welcher dies neue Geschlecht in das neue Jahrhundert trat: Fichtes »Bestimmung des Menschen« und Schleiermachers »Monologen«. Als der volle Ausdruck der beiden grössten sittlichen Charaktere, welche diese philosophisch-dichterische Epoche hervorbrachte, bilden sie einen Markstein der innern Geschichte unsres Volkes. Der sittliche Idealismus wendet sich in ihnen noch einmal zürnend, klagend, zur Selbstbefreiung und Reform drängend, an eine vom Eudämonismus und seiner kleinlichen Jagd nach dem Glück entnervte Gesellschaft. Der Gedanke besass freilich, wie zu allen Zeiten, nicht die Macht, den bevorstehenden Ruin aufzuhalten, dazu bedurfte es höherer Kräfte; aber er konnte doch in einem kleineren Kreise stählend und kräftigend wirken, dem dann die Wiederherstellung mit verdankt ward.

Als schriftstellerisches Werk haben die Monologen eine grössere Lebensfähigkeit bewiesen als Fichtes Bestimmung. Unter allen moralischen Schriften moderner Denker wirkt diese allein bis auf den heutigen Tag in weiteren Kreisen. Sie übt gerade in den entscheidenden Jahren der Entwicklung, wo sie tiefere Naturen berührt, beinahe unfehlbar einen bestimmenden Einfluss, und nicht wenige giebt es, welche den Anlass zu einem bewussten höheren sittlichen Leben den Monologen danken. Es begreift sich das aus der magnetischen Anziehungskraft eines originalen, zu sittlicher Schönheit und Milde durchgebildeten Charakters, einer einzig gearteten sittlichen Persönlichkeit, welche ihr innerstes Heiligtum vor uns aufschliesst und uns dadurch eine tiefere Einsicht in die Bedeutung des persönlichen Lebens überhaupt eröffnet, wie sie von der höchsten Macht sittlicher Einwirkung auf jedes edlere Gemüt begleitet sein muss, indem sie dasselbe antreibt, nach dem gegebenen Vorbild den ewigen Gehalt, die ethische Eigentümlichkeit der eigenen Persönlichkeit auf dem Wege tieferer Selbstbesinnung zu entdecken und durch freies Handeln auszubilden.

Und hier ist es nun, wo Schleiermacher zugleich eine empfindliche Lücke der grossen geistigen Bewegung

seiner Zeit ausfüllt. Der philosophische Gedanke hatte in Kant und Fichte zwischen dem sittlichen Ideal und den Beweggründen der Menschen eine tiefe Kluft gelassen. Die dichterische Anschauung hatte in freiem Spiel eine fern abliegende Welt ästhetischer Vollendung ersonnen: aber zwischen der freien Ruhe, mit welcher die Poeten an ihren Gebilden schufen, und dem verworrenen Leben fehlte das verknüpfende Band. Der Idealismus schien in der Philosophie die gemeine Wirklichkeit zu verneinen, in der Dichtung sie zu vergessen, und doch musste es seine Aufgabe sein, sie zu bilden und neu zu schaffen. Wo Dichter und Philosophen endeten, da begann der Ethiker, der religiös-sittliche, von christlich-reformatorischem Geist erfüllte Redner.. Er durchbrach kühn die Schranken des intellektuellen Aristokratismus der idealistischen Denkweise und verkündet laut den besonderen Beruf jedes Einzelnen im Bereich der Geisterwelt, den ewigen Wert jeder Einzelpersönlichkeit, den ewig unverlierbaren Kern ihres eigentümlichen Wesens, wie er gegründet ist auf eine ursprüngliche Mitgabe des Schöpfers. In jedem ruht ein göttlicher Gedanke, der zur Entwicklung im Lauf der Zeit bestimmt ist. Es kommt darauf an, freien Raum zu schaffen, damit er in jedem zur vollendeten Bildung und Gestalt gelange; Sinnlichkeit, Anschauung, Phantasie sollen zu dem Ende nicht verneint, nicht in ihrer Entwicklung gehemmt, sondern im Dienst dieses Ideals, des Urbildes, ethisiert d. h. veredelt, vergeistigt, von seiner Bestimmung durchdrungen werden. Nur so kann die geistige Welt selbst, das Universum, sich ausgestalten zu einer freien Harmonie selbständig entwickelter Individualitäten. Das ist der Kern, der Grundgedanke der Monologen. Sie treten hervor, das ewige Selbst in jedem zu erwecken, ihm zu ungehinderter Entwicklung zu verhelfen.

Was nun, um auf den Inhalt der Monologen näher einzugehen, von Anfang bis zu Ende diese »Darbietung aus dem Innersten des Gemüts« durchdringt, ist das Grundbewusstsein des sittlichen Lebens, das Bewusstsein der Freiheit, der persönlichen Selbstbestimmung. Eine oberflächliche Betrachtung hat hier einen Widerspruch entdecken wollen, zwischen den »Reden« und den »Monologen«. Es hat manchen den Schein erweckt, als redete Schleiermacher in den Reden über die Religion einer unbedingten Abhängigkeit, in den Monologen einem unbedingten

Freiheitsgefühl des Menschen das Wort, als vernichtete er dort alles einzelne eigentümliche Wesen und löste es in dem unendlich rollenden Strom des Universums auf, als hätte er hier alles auf die Eigenheit des Einzelwesens gestellt und kennte gar keinen allgemeinen Zusammenhang. Indes gehörten beide Seiten für Schleiermacher, wie für alle tieferen Naturen, als zwei sich einander ergänzende Hälften eng zusammen. Allerdings wollte er dem unbedingten Gott und Schöpfer aller Dinge gegenüber, also auf dem Gebiete des religiösen Lebens, für den Menschen immer nur unbedingte Abhängigkeit behauptet haben, niemals aber für dessen Verhältnis zur Aussenwelt und zur Gesamtheit der Geschöpfe, also auf dem Gebiete des sittlichen Lebens. Hier, wo es sich um die eigenste Entscheidung von innen heraus handelt, nimmt er mit Recht die Freiheit des Menschen als die höchste Gottesgabe in Schutz.

Dieses Freiheitsgefühl entzündet sich in ihm an der Betrachtung — wie der erste Monolog überschrieben ist — an der Betrachtung d. h. Selbstanschauung, durch welche der Mensch sich als eine Welt für sich, als einen Mikrokosmus erfasst und, in seinem Handeln sich seiner selbst als immer desselben bewusst, ein seliges Leben führt. Dadurch stellt sich der Geist, die Innenwelt, der Aussenwelt, dem Reiche des Stoffs, der Dinge, kühn entgegen; er weiss, dass die unendlich grossen und schweren Massen des Erdenstoffs ihm nur der grosse gemeinschaftliche Leib der Menschheit sind, gleichwie der eigne Leib dem einzelnen gehört. Hieraus ergiebt sich von selbst die Aufgabe, allem das Siegel des Geistes aufzudrücken, sein Eigentümliches darzustellen und alles Umgebende mit dem eignen Gepräge zu zeichnen. Vermöge dieser Anschauung und Thätigkeit oder dieses Schauens und Thuns, die Schleiermacher beide echt platonisch als eng verbunden vorstellt, tritt der Mensch in einen umfassenden Zusammenhang, in ein Reich der Ewigkeit; und so ist die Selbstbetrachtung — hier ein mächtiges Bindeglied zwischen den Reden und Monologen — unabtrennbar von dem Leben im Ewigen und Unendlichen, von der Religion. Sie ist mitten im Ablauf der Zeit, mitten im handelnden Leben als die stetige Besonnenheit unseres höheren Wesens gegenwärtig, und damit sind wir vermöge ihrer ewig mitten in der Zeit. Hören wir Schleiermacher selbst: »Diese hohe Selbstbetrachtung ist es, die mich in den Stand setzt, der erhabenen Forderung zu

genügen, dass der Mensch nicht sterblich nur im Reich der Zeit, auch im Gebiete der Ewigkeit unsterblich, nicht irdisch nur, auch göttlich soll sein Leben führen. Leicht fliesst dahin mein irdisch Thun im Strom der Zeit, es wandeln sich Vorstellungen und Gefühle, und ich vermag nicht eines festzuhalten; schnell fliegt vorbei der Schauplatz, den ich spielend mir gebildet, und auf der sichern Welle führt der Strom mich neuem stets entgegen: so oft ich aber ins innere Selbst den Blick zurückwerfe, bin ich zugleich im Reich der Ewigkeit; ich schaue des Geistes Leben an, das keine Welt verwandeln und keine Zeit zerstören kann, das selbst erst Welt und Zeit erschafft.« »Die sinnlichen Menschen suchen Unsterblichkeit allzu genügsam erst nach der Zeit statt innerhalb und über der Zeit. Ihnen liegt auch die Gottheit nur jenseits der Welt; aber es schwebt schon jetzt der Geist über der zeitlichen Welt, und solches Schauen des Geistes ist Ewigkeit und unsterblicher Gesänge himmlischer Genuss.« »Beginne darum schon jetzt dein ewiges Leben in steter Selbstbetrachtung; sorge nicht um das, was kommen wird, weine nicht um das, was vergeht: aber sorge, dich selbst nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahintreibst im Strom der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen.«

So schliesst der erste Monolog. Im zweiten, welcher die Überschrift trägt »Prüfungen«, tritt der Redner dem im ersten bereits angedeuteten Gedanken der Individualität, der ethischen Eigentümlichkeit des Menschen, näher. Er zeigt, wie dieser Gedanke zuerst in ihm entstanden sei. Zwei innere Vorgänge sind es, die er hier von einander sondert. In dem ersten ging ihm die Idee der Menschheit auf und der damit gegebenen allgemeinen sittlichen Bestimmung, in dem zweiten das Bewusstsein der Individualität und der damit gegebenen besonderen sittlichen Bestimmung. »Mit stolzer Freude«, ruft er aus, »denke ich noch der Zeit, da ich das Bewusstsein der Menschheit fand und wusste, dass ich nun nie es mehr verlieren würde. Von innen kam die hohe Offenbarung, durch keine Tugendlehre und kein System der Weisen hervorgebracht.« »Die Menschheit in sich zu betrachten, und wenn man einmal sie gefunden, nie den Blick von ihr zu wenden, ist das einzig sichere Mittel, von ihrem heiligen Boden sich nie zu verirren. Dies ist die innige und notwendige, nur Thoren und Menschen trägen Sinnes unerklärte und geheimnisvolle Verbindung zwischen

Thun und Schauen. Ein wahrhaft menschliches Handeln erzeugt das klare Bewusstsein der Menschheit in mir, und dies Bewusstsein lässt kein anderes als der Menschheit würdiges Handeln zu.« — Lange, so erzählt er, habe ihm diese Anschauung der allgemeinen, die einzelnen Handlungen aller Menschen gleichmässig bestimmenden, Einem Gesetz unterwerfenden Vernunft genügt. Das sittliche Thun des einen von dem des andern unterschied sich ihm da nur durch die äusseren zufälligen Bestimmtheiten, sofern jedem seine eigne Lage, sein eigner Ort gegeben ist; der innere Mensch aber, der einzelne, galt ihm noch nicht als ein eigentümlich gebildetes Wesen, sondern überall ein jeder an sich im innersten Wesen dem andern gleich. Aber diesen Standpunkt der Betrachtung — es war im wesentlichen der der Philosophen Kant und Fichte — hat er überschritten, und damit das Gebiet der ihm eigenen sittlichen Reflexion betreten. Er fragt sich ernstlich nach der höheren sittlichen Bedeutung der einzelnen Persönlichkeit; nun begann er den Gedanken der Eigentümlichkeit, der besonderen Bedeutung und Bestimmung des Einzelwesens, zu erfassen, und wie durch eine neue Offenbarung ging es ihm auf, »dass jeder Mensch auf eigne Art die Menschheit darstellen soll, in eigner Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare und alles wirklich werde in der Fülle des Raumes und der Zeit, was irgend verschiedenes aus ihrem Schosse hervorgehen kann.« »Mich hat vorzüglich dieser Gedanke emporgehoben, ich fühle mich durch ihn ein einzeln gewolltes, also auserlesenes Werk der Gottheit, das besonderer Gestalt und Bildung sich erfreuen soll.« Kraft der freien That dieses einen, selbständig gefassten Gedankens binden sich in jedem die Elemente der menschlichen Natur zu eigentümlichem Dasein. — Zwei Richtungen sind es nun, die Schleiermacher in Bezug auf die besonderen Berufsarten der einzelnen Menschen unterscheidet: die eine ist die des Künstlers, der die äussere Natur als Stoff zur Bildung verwendet und Werke verfertigt als Symbole und Zeichen der Menschheit; die andere geht auf das, was der eignen Bildung frommt und ihre Bestimmung beschleunigt und befestigt, hier bildet der Mensch selbst seine innere Natur zu einer entschiedenen Gestalt und stellt sie in mannigfachem Handeln dar. Zur letzteren Klasse rechnet sich Schleiermacher selbst. Allgemeiner Sinn, d. h. eine für alle Gebiete des mensch-

lichen Denkens und Lebens aufgeschlossene Empfänglichkeit, Liebe und Freundschaft sind ihm die Grundbedingungen für die eigne Vollendung.

Die »Weltansicht« im dritten Monolog bringt, hieran weiter anknüpfend, als neue Unterscheidung die der äussern Herrschaft über die Natur und die der inneren Bildung. Hier redet die von ihrem eigentümlichen Beruf enthusiastisch ergriffene Persönlichkeit Schleiermachers im erhabenen, mitunter etwas herben Tone prophetischer Begeisterung. Sie hat als ihren Beruf im zweiten Selbstgespräch erkannt, in sich und andern Anschauung und Darstellung des Sittlichen zu fördern, und findet das hohe Werk der Menschheit verkümmert, verdrängt von der lauten ruhmredigen Arbeit an dem andern, der Herrschaft der Menschheit über die Erde, der Zivilisation. — Es ist allerdings das eine Werk der Menschheit, die Eine Seite der Bestimmung, »dass der Mensch die Körperwelt beherrsche, dass Alles sich bewähre als unter dem Befehl des Gedankens stehend, dass jeder rohe Stoff beseelt erscheine und im Gefühl solcher Herrschaft über ihren Körper »die Menschheit sich ihres Lebens freue.« Es gab eine Zeit, in welcher der rohe Sklave der Natur eine solche Herrschaft für unmöglich gehalten hätte. Nun ist diese Herrschaft gegründet, und hier arbeitet wirklich ein künstlicher Mechanismus, der die ganze Erde umspannt, alle zu seinen Gliedern macht, alle zu einer umfassenden Gemeinschaft verkettet. Aber »ist denn der Mensch ein sinnliches Wesen nur, dass auch das höchste Gefühl des Lebens, der Gesundheit und Stärke sein höchstes Gut sein dürfte?« Denn umsonst gebehrden sich die Lobredner dieser Zivilisation — und hier bedient sich Schleiermacher des bekannten platonischen Bildes — »als hätte ihrer Weisheit Musik die rohe, räuberische Eigensucht zum zahmen geselligen Haustier umgeschaffen und Künste sie gelehrt.« »Wozu denn diese höhere Gewalt über den Stoff, wenn sie nicht fördert das eigne Leben des Geistes selbst? Was rühmt ihr euch jener äusseren Gemeinschaft, wenn sie nicht fördert die Gemeinschaft der Geister selbst! Genügts dem Geiste, dass er nur den Leib, die Erde, bewohne, fortsetzend und vergrössernd ihn ausbilde und herrschend seiner selbst sich bewusst sei? Und darauf allein geht ja ihr ganzes Streben, darauf gründet sich ihr ungemessener Stolz. O des verschrobenen Sinnes, dem in so niederem Götzendienste das Höchste gern zu opfern Tugend scheint!« — Es giebt nämlich noch ein anderes Werk und eine

höhere Gemeinschaft der Menschheit, vermöge deren sie sich darstellt in sittlicher Bildung, Familie, Geselligkeit, in künstlerischen und wissenschaftlichen Werken. Aber hier in dem, was dem Menschen das Grösste ist, versagt sich ihm zur Zeit jede fördernde Gemeinschaft. Auf dem Höhepunkt unsrer geistigen Kultur spricht Schleiermacher in erschütternder Weise das tiefe Gefühl der Einsamkeit und Unterdrückung aus, das heute auf denen, die an den Geisteswissenschaften arbeiten, lastet. »Allein muss jeder stehn und unternehmen, was ihm nicht gelingt! Der Darstellung der Menschheit, dem Bilden schöner Werke fehlt die Gemeinschaft der Talente, die schon lange im äussern Dienst der Menschheit gestiftet ist.« »Was da ist von geistiger Gemeinschaft, ist herabgewürdigt zum Dienst der irdischen.« Er klagt sodann über das verkehrte Geschlecht der Zeit, welches die Freundschaft, die Liebe, den Staat entweihe, aus der Freundschaft Feindschaft wider die Natur macht, das häusliche Leben um seine Innigkeit bringt, den Staat, das herrlichste Kunstwerk des Menschen, zu einem unentbehrlichen Maschinenwerk herabwürdigt. Aber — so schliesst er mit prophetischem Blick in die Zukunft — »das erhabene Reich der Bildung und Sittlichkeit wird anbrechen. Jeder Mensch gehört der Welt an, die er machen half, diese umfasst das Ganze seines Wollens und Denkens, nur jenseit ihrer ist er ein Fremdling. So bin ich der Denkart und dem Leben des jetzigen Geschlechts ein Fremdling, ein prophetischer Bürger einer späteren Welt, zu ihr durch lebendige Phantasie und starken Glauben hingezogen, ihr angehörig jede That und jeglicher Gedanke.« Bis diese Zeit anbricht, erkennen einander die zerstreuten »Verschworenen für eine bessere Zeit« an der individuellen Gestalt der Sprache und Sitte.

Bei diesem freudigen Gefühl gegenwärtigen Handelns und Wirkens kann die »Aussicht« in die dicht verschleierte Zukunft nach dem vierten Monolog doch nicht so trübe sein, da vor dem Gedanken eines solchen Willens, wie er so eben entwickelt ist, der Begriff des Schicksals, als einer fremden, ihn willkürlich von aussen bestimmenden Macht, verschwindet. Diese Wahrheit veranschaulicht Schleiermacher an der Geschichte seines bisherigen Lebens, und es ist bekannt, wie er die beengenden Fesseln der Erziehung durchbrach und sich seine eigne geistige Welt bildete. Das Schicksal hat nur Gewalt über die äussere

Darstellung des Lebens, die kann es einengen und beschränken; aber das innere Leben des Willens ist nicht an eine äussere Darstellung gebunden. Hier herrscht mit freiem Fluge die Phantasie, die über alle Schranken hinweghebt. »O, wüssten doch die Menschen diese Götterkraft der Phantasie zu gebrauchen, sie, die allein den Geist ins Freie stellt, ihn über jede Gewalt und jede Beschränkung weit hinaus trägt, sie, ohne die des Menschen Kreis ängstlich enge sich schliesst! Was jene sich niemals erwünschen können, gewinne ich durch das innere Leben der Phantasie. Sie ersetzt, was der Wirklichkeit gebricht.« Ihr Bilden aber wird durch das innere Handeln des freien Willens geleitet, der alles äussere Schicksal für seine eigne Vollendung verwendet. »Immer mehr zu werden, was ich bin, das ist mein einziger Wille; jede Handlung ist eine besondere Entwicklung dieses Einen Willens. Begegne dann, was da wolle.« »Leid und Freude und was sonst die Welt als Wohl und Wehe bezeichnet, muss mir gleich willkommen sein, weil jedes auf seine Weise diesen Zweck erfüllt.« So erhebt sich Schleiermacher völlig über die eudämonistische Denkart, den niederen Glückseligkeitsdrang seiner Zeit.

Aus diesem triumphierenden Vollbewusstsein der Unabhängigkeit des Geistes vom Körper, des innern Lebens von dem äussern, entspringt in dem letzten Monolog, der von dem Gegensatze der Jugend und des Alters handelt, der Schleiermacher eigentümliche, aus seiner christlichen Erfahrung geschöpfte erhabene Gedanke von der ewigen Jugend. Nichts soll ihm den frischen Lebensmut schwächen, denn dem Geiste »kann ja kein Übel sein, was sein Handeln nur ändert.« »Ja, ungeschwächt will ich ihn in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmut mir vergehen.... stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantasie, und nichts soll mir entreissen den Zauberschlüssel, der die geheimnisvollen Thore der höheren Welt mir öffnet, und nimmer soll mir verleschen das Feuer der Liebe. Ich will nicht sehen die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelobe ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daseins nicht trifft, und ewige Jugend schwöre ich mir selbst.« Jugend und Alter bedeuten ihm nichts anderes als Zustände des Geistes, als verschiedene sich ergänzende Seiten des innern Lebens, die der Mensch nicht nach einander, sondern neben

einander haben und erhalten kann, ja soll. Jugend, als Verfassung des Geistes, ist lebendiges, umschauendes Aufnehmen, thätiger herrschender Geist, sorglose Heiterkeit. Alter dagegen bedeutet reife Erfahrung, ruhige Besonnenheit, gelassene Vollendung. Das sittliche Ideal ist die Einheit beider im Geiste. »Es erniedrigt sich selbst, wer zuerst jung sein will und alt, wer zuerst allein herrschen lässt, was sie den Sinn der Jugend nennen, und dann allein folgen, was ihnen der Geist des Alters scheint.« Ein doppeltes Handeln des Geistes ist es, das vereint sein soll zu jeder Zeit. Die Jugend aber ist ewig, weil der Drang des Geistes zu erkennen und zu besitzen ewig ist. »Darum ziemt es dem Menschen, immer in der sorglosen Heiterkeit der Jugend zu wandeln.« »Nie werde ich mich alt dünken, bis ich auch fertig wäre; aber nie werde ich fertig sein, weil ich weiss und will, was ich soll. Die Jugend will ich dem Alter vermählen, dass auch dieses habe die Fülle und durchdrungen sei von der lebendigen Wärme.« »Was ists denn, worüber sie klagen im Alter? dass ihnen die Jugend fehlt. Und die Jugend, warum fehlt sie ihnen? Weil in der Jugend ihnen das Alter gefehlt hat. Doppelt sei die Vermählung. Jetzt schon sei im starken Gemüte des Alters Kraft, dass sie dir erhalte die Jugend, damit später die Jugend dich schütze gegen des Alters Schwäche.« — Dies Ideal ruht auf Schleiermachers eignem Charakter und fand in diesem ihre vollste Verwirklichung. Sein gleichmässiger, frischer und besonnener Geist war alt in den Jugendjahren, jugendlich im Alter. — Und so tönt denn das Lied von dem freien individuellen Willen aus in diesen vollen Akkorden: »Dem Bewusstsein der inneren Freiheit und ihres Handelns entspriesst ewige Jugend und Freude. Dies hab ich ergriffen und lasse es nimmer, und so seh ich lächelnd schwinden der Augen Licht und keimen das weisse Haar zwischen den blonden Locken. Nichts, was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen, frisch bleibt der Puls des innern Lebens bis an den Tod.« —

Je weniger die Darstellungsform der Monologen geeignet war, vorderhand den hier niedergelegten weittragenden Gedanken einen wissenschaftlichen Einfluss zu verschaffen, desto mehr griffen sie in das Leben ein, zuerst in sehr engen, dann in immer weiteren Kreisen.

Es war die erste Wirkung der Monologen, dass sie den Freunden die Individualität Schleiermachers tiefer aufschlossen.

Denn er hatte sich hier über seine Eigentümlichkeit, wie sie sich im Verkehr mit seinen Freunden offenbarte, näher ausgesprochen. Eine besondere Freude für Schleiermacher war es, dass seine Schwester Charlotte in Gnadenfrei die Monologen lieb gewann. Schleiermacher erhielt nun unter den Freundinnen der Schwester den Beinamen »der Erhabene«. Henriette Herz empfing einen unvergesslichen Eindruck, als er sie ihr vorlas, er nennt es »ein Predigen von ihm an sie«. Auch neue Verbindungen knüpfte das Werk, vor allem die mit dem jungen Prediger Ehrenfried von Willich und dem Kreise, der sich um diesen dann auf der Insel Rügen bildete. Als ihre eigenste Wirkung aber musste ihn beglücken, dass die Monologen, wie er sagt, manchem erleichterten, sich und anderen ins Innere zu schauen.« »Eine Freude«, fügt er mit der ihm eignen Bescheidenheit hinzu, »darf es doch sein, wenn auch kein Verdienst. Denn jeder Mensch findet sich selbst durch sich selbst, alles Andere ist nur Anstoss, und dem glücklichen Moment hätte auch irgend ein anderer gedient.«

Als die Monologen in weitere Kreise zu dringen begannen, waren freilich manche Missverständnisse zu beseitigen. Keins ist häufiger vernommen worden, als dass Schleiermacher sich hier wie einen ganz vollendeten Menschen hinstelle und dass daher dies Werk der Ausdruck einer Art von Kultus der schönen Sittlichkeit sei. Die wichtigsten Grundgedanken der Monologen, die von der hohen Bedeutung der Phantasie für das sittliche Leben, die von der ethischen Eigentümlichkeit, die von dem höchsten Gute und andere, welche hier zuerst in originaler Kraft vorgetragen werden, hat Schleiermacher später selbst in seiner Sittenlehre in wissenschaftlichem Zusammenhange dargelegt und tiefer begründet. Aber die wirklichen Mängel der hier gebotenen Grundanschauung, die in der Verkennung der objektiven sittlichen Mächte beruhen, sollte ihm inzwischen selbst erst durch ein tieferes Studium der positiven Wissenschaften, besonders der Sitte und Geschichte des Christentums und der Ethik der Alten, zum Bewusstsein kommen.

Das Leben selbst entschied gegen die unbedingte Geltung von Schleiermachers reformatorischem sittlichem Gedanken. Der Kreis seiner Genossen ward im Laufe der nächsten beiden Jahre zerstreut, der platonische Gedankenstaat, den sie zu gründen versucht hatten, ward zertrümmert; Schleiermachers eigne Welt- und Lebensansicht wurde durch tiefeingreifende Erfahrungen

persönlicher und allgemeiner Art in wesentlichen Punkten berichtigt. Aber auf dem dunkeln Hintergrunde des öffentlichen Verfalls, wie der zerstörenden Macht der Leidenschaften und der durch sie herbeigeführten Auflösung der alten Verhältnisse hebt sich um so glänzender ab das Bild der sittlichen Persönlichkeit Schleiermachers, seines alle Genossen weit überstrahlenden echt deutschen Charakters, die goldene Treue, die massvolle Besonnenheit, die faltenlose Reinheit und durchsichtige Lauterkeit dieser religiös-sittlichen Natur inmitten von so viel Misstrauen, Zweideutigkeit und Leidenschaftlichkeit. Solch ein Charakter, durch schwere innere und äussere Kämpfe geläutert und vertieft, mit der grossartigen, ungeteilten Hingebung des Willens an hohe sittliche Ziele, wie sie uns die Monologen vor Augen stellen, war befähigt und berufen, alsbald in den grossen Gang der öffentlichen Angelegenheiten thätig einzugreifen und durch die praktische Verwirklichung seines Ideals in Staat und Kirche an seinem Teile jene neue, bessere Zeit herbeizuführen, die er im Geist geschaut und als deren Bürger er sich in prophetischer Ahnung bezeichnet hatte.

Jene neue, bessere Zeit, welche Schleiermacher und die anderen grossen Träger der hochentwickelten geistigen Kultur in der ersten Generation unseres Jahrhunderts nur von fern schauten — uns, hochverehrte Festgenossen, ist sie beschieden!

Vergleichen wir nur die heutige politische Lage Deutschlands im Innern und nach aussen, mit der vor hundert Jahren, so ergiebt sich, dass ein grösserer Gegensatz kaum denkbar ist. Damals stand das wenig entwickelte, in seiner Zerrissenheit ohnmächtige Deutschland unmittelbar vor seiner tiefsten Erniedrigung; heute darf das kraftvolle, wirtschaftlich hochentwickelte Deutsche Reich seinen Anteil an der Teilung der Erde beanspruchen, der ihm vorbehalten blieb, so lange es, nichts weiter als ein Volk der Dichter und Denker, die Rolle des Poeten in dem bekannten Schillerschen Gedichte spielte.

Und wenn wir, zurückschauend, auf allen Gebieten der materiellen Kultur die staunenswertesten Erfolge sehen; wenn die deutsche Industrie und im Zusammenhang damit die technische Wissenschaft eine führende Stellung im Wettbewerb

der Nationen errangen; wenn der deutsche Handel siegreich auf dem Weltmarkt sich behauptet und mit kühnem Unternehmungsgeiste dem Völkerverkehr neue Bahnen erschliesst; wenn unsre Landwirtschaft im Gefühl der Sicherheit sich der Bodenbearbeitung und der erfolgreichen Hebung des Ertragswertes der heimischen Scholle hingeben darf, so verdanken wir das in erster Linie der Schaffung des neuen Reiches, durch welches die höhere Grundlage gegeben wurde, auf der eine reiche Kulturblüte sich ungestört entfalten kann. Und welchem deutschen Mann, zumal wenn er auf zwei Menschenalter zurückblicken darf, sollte beim Eintritt in ein neues Jahrhundert, das Herz nicht höher schlagen in dem Gedanken, dass er gewürdigt ward, im grossen Jahrhundert Kaiser Wilhelms und Bismarcks geboren zu sein? Und welchem Patrioten sollte es nicht eine Hauptsorge sein, an seinem Teile mitzuhelfen, dass das Reich stark und mächtig erhalten werde, zumal wenn er sieht, wie das auch die erste Vorbedingung weiterer Blüte des gewerblichen Lebens, ja der gesamten Kultur ist? Endlich, welchem Vaterlandsfreunde sollte es nicht als selbstverständlich gelten, dass das Vaterland gross und stark erhalten werden kann in erster Linie nur durch Stärkung der Mittel, die ihm das Emporsteigen aus der Niedrigkeit zu leuchtender Höhe ermöglichten, der nationalen Wehrkraft zu Lande und zu Wasser? —

Aber vergessen wir eins nicht! Der gewaltige politische und kommerzielle Aufschwung unsres Volkes in den beiden letzten Generationen des scheidenden Jahrhunderts ist nicht zum wenigsten bedingt durch den beispiellosen Aufschwung der geistigen Kultur unsrer Nation in der politisch noch ganz unreifen und kommerziell noch wenig entwickelten ersten Generation unsres Jahrhunderts. Hier war es, wo der Geist unsrer grossen Dichter noch lebendig auf allen Gebieten des geistigen Lebens fortwirkte und unsre Zeitgenossen zu grossen Thaten begeisterte, so dass das von Napoleon ebenso gefürchtete wie gehasste Volk der Denker und Ideologen seinen ersten Festtag feiern durfte; in jener Zeit gewaltigen Ringens und Regens der Geister ward zuerst in unserm engeren Vaterlande Preussen der Grund gelegt zu jener grossen politischen Neuschöpfung, die sich vor unsern erstaunten Blicken erhoben und die wir mit Recht als das Wunder der Zeiten bezeichnen dürfen. Denn, wie Moltke sagt, die That ist etwas Selbständiges

im Vergleich mit dem Gedanken, aber sie wurzelt im Gedanken. Grosse Thaten aber setzen grosse Männer voraus, und grosse Männer erstehen nur aus unmittelbarer Berührung mit grossen geistigen Mächten der Zeit.

Und wiederum sollen die Schöpfungen grosser Männer wahrhaft segensreich wirken und nicht bloss wie die des genialen Corsen, von kurzer Dauer sein, so müssen jene grossen Männer auch grosse Menschen, d. h. bedeutende sittliche Persönlichkeiten sein, wie Kaiser Wilhelm und Bismarck es waren, Männer, die erfüllt sind von tiefer, ehrerbietiger Scheu vor den grossen sittlichen Mächten, von denen unser gesamtes Dasein umfangen und getragen ist. Denn auch geistige Vorzüge ohne sittliche Gesinnung haben keinen Wert. Das wars, was Schleiermacher in einer bedeutsamen Predigt manchem geistig hochgebildeten unter seinen Genossen zurufen musste, was er in freierer Weise in seinen Monologen allen Gebildeten unsres Volkes dann aufs neue ans Herz legt. Alle Kultur, auch die höchst entwickelte geistige Kultur entartet, sobald sie sich loslöst von den ewigen Gesetzen der Sittlichkeit, deren Heiligkeit und Unantastbarkeit uns gerade unser Jahrhundert im Rückschlag der sittlichen Weltordnung in den Geschicken der beiden Napoleone, auf den Schlachtfeldern von Königgrätz und Sedan, ja auch in den neuesten Niederlagen des stolzen England im Burenkriege so handgreiflich vor Augen gestellt hat.

Höchster Zweck aller Kultur und ihrer Errungenschaften ist die rechte Bildung des Menschen und zwar des einzelnen Menschen. Was hilft dem Menschen alle Herrschaft über die Natur und ihre Kräfte, alle Welt- und Menschenkenntnis, wenn er sich selbst nicht zu beherrschen versteht, ja, wenn er sich selbst verliert, wenn er sein höheres ewiges Selbst, das er doch in erster Linie zu bilden berufen ist, verkümmern lässt? Die Spitze und Blüte aber aller Bildung ist und bleibt nicht die Aufgeblasenheit des selbstbewussten Philosophen oder der eingebildete Stolz des unklaren sog. modernen Menschen, der nicht aufhören kann sich seiner Fortschritte zu rühmen und verächtlich auf andre herabblickt, sondern jene bescheidene und demütige Selbsterkenntnis, jene sittliche Selbstbeherrschung und selbstverleugnende Liebe, die nicht das Ihre sucht, sondern mit allem, was sie ist und hat, uneigennützig dem Nächsten dient, wie sie Schleiermacher in schwerer Zeit seinen Freunden

gegenüber stets bewährte. Allein diese selbstlose Gesinnung ist auch der Quell echter Vaterlandsliebe, die, wie es uns die grossen Vorbilder Kaiser Wilhelms und Bismarcks, besonders auch in ihrem gemeinsamen Wirken, zeigen, sich im Dienste des Staates, des Gemeinwesens, höherer sittlicher Zwecke verzehrt und in unentwegter Treue und Geduld auch unter ernsten Verwicklungen und bitteren Enttäuschungen die Pflicht erfüllt.

Jene hohe Gesinnung aber, sie ist nicht etwas, das dem einzelnen Menschen wie von selbst in den Schoss fällt, es ist, wie jede wahre Tugend, ein Gut, das nur im steten Kampf mit der eigenen selbstsüchtigen Natur errungen und bewahrt werden kann. Denn, wie Goethe sagt im Faust:

> Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muss.

Aber die Kraft zum siegreichen Kampf des Lebens gewinnt der endliche und sündige Mensch nur durch die stete lebendige Berührung mit den Mächten der Ewigkeit. Alle echte sittliche Gesinnung erwächst nur auf dem Baum der Religion, sie ist die reife Frucht einer aufrichtigen und lebendigen Frömmigkeit, jenes Glaubens, der die Verheissung ewiger Jugend hat. Das lehrt uns die Geschichte aller Zeiten, vor allem auch die Geschichte des inneren Lebens aller grossen Männer des scheidenden Jahrhunderts, in welche uns glücklichen Nachgebornen durch die Blüte der biographischen Wissenschaft unsrer Tage ein tiefer Einblick verstattet ist, und auch der Mann, dessen Gedächtnis auf der Wende des Jahrhunderts zu erneuern wir für gut befanden, der Mann, der, wie uns allen bekannt ist, unsern grossen Bismarck in den Grundwahrheiten der christlichen Religion unterwiesen hat, der Prediger und Professor Friedrich Schleiermacher.

Die Arbeit und ihre soziale Bewertung.

Vortrag,
gehalten in der ordentlichen Sitzung der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften am 14. März 1900

von

Dr. Max Weitemeyer.



> Nicht so vieles Federlesen!
> Lass mich immer nur herein:
> Denn ich bin ein Mensch gewesen,
> Und das heisst ein Kämpfer sein.
>
> (Goethe.)

Wer mit sehenden Augen einen Blick wirft in das Getriebe des täglichen Lebens, der wird bald inne werden, dass er trotz aller scheinbaren Friedfertigkeit in einen Kampf hineinschaut. Man kämpft um des Lebens Notdurft und um des Lebens Luxus, um Brot und Obdach, Stellung und Ehre, Vergnügen und Lust, Geld und Macht. Das ganze Sein ist der Kampfpreis. Wer sich nicht rührt und wehrt, der bleibt zurück. Es gilt den Kampf mit den Elementen der Natur, sei es, dem Gesetz der Trägheit entgegenzustreben und Widerstände zu überwinden, sei es, die blindwirkende Naturkraft unschädlich zu machen oder gar für sich selbst in den Dienst zu stellen, sie zu lenken und zu leiten zum nützlichen Zwecke. Es gilt einen Kampf auch mit der belebten Natur, mit grossen und kleinen Wesen, und nicht immer sind die kleineren die ungefährlicheren. Des weiteren gilt es den schweren Kampf gegen die Mitmenschen selbst im Wettbewerb um die Erfordernisse des Tages. Und zuletzt gilt es den vielleicht schwersten Kampf, den Kampf mit unserm eigenen Ich.

> »Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,
> Die eine will sich von der andern trennen.«

Es gilt den Kampf zwischen dem, das wir wollen und dem, das wir sollen, zwischen unsern Wünschen und unsern Pflichten. So zeigen sich bei jedem Vorwärtsstreben überall Hindernisse und Hemmnisse, die überwunden werden müssen, wenn uns das Leben nicht zur Last, wenn uns das Dasein nicht zur Qual werden soll. Alles, was im weitesten Sinne unter den Begriff der Erziehung fällt, ist eine Schulung zu erfolgreicher Anwendung unserer Gaben gegen die Widerstände in uns und ausser uns. Und erst wenn wir gelernt haben die Lebenshinder-

nisse und nicht minder auch uns selbst zu überwinden, erst dann winkt uns das wahre Leben, in dem auch edle Freude und reiner Genuss um so eher eine Stätte hat, je leichter wir den Sieg zu erringen verstehen. Nur das selbst Erarbeitete bringt uns den eigentlichen Gewinn, und erst nach der Anstrengung wird ruhiges Behagen zur Lust. Indem so unser Dasein eine kaum unterbrochene Kette überwundener Widerstände darstellt, verstehen wir den Sinn der Worte: Leben heisst Kämpfen und Sein heisst Siegen.

Was aber ist die Waffe in diesem unvermeidbaren und unerbittlichen Kampf um unser Dasein? Welches Mittel steht dem Menschen zu Gebote, die Hindernisse zu überwinden, die ihm das Leben in den Weg legt? Es ist die einem Jeden eingeborene Kraft — beim Einen ist sie gross, beim Andern ist sie klein — es ist die Kraft zu handeln und die Kraft zum Widerstand. Sie tritt uns entgegen als Körperkraft und als Geisteskraft: die Körperkraft von der einfachen unbewusst-triebhaften Abwehrbewegung oder vom unselbständigen einfachen Handlangerdienst bis zur besonderen zweckbedachten Handfertigkeit, bis zur höchsten Geschicklichkeit; die Geisteskraft als Überlegung und Berechnung, als Scharfsinn und Klugheit. Diese ihm verliehenen Gaben führt der Mensch zu Felde beim Wettbewerb um die notwendigen und um die idealen Güter des Lebens. Wir können sehen, wie er sie im guten Sinne, und können sehen, wie er sie leider auch im schlechten Sinne beim Lebenskampf gebraucht; im schlechten Sinne, wenn die überlegene Körperkraft zu ungerechter Unterjochung des Schwächeren oder zur unedlen Gewaltthat missbraucht wird; im schlechten Sinne auch, wenn Überlegung und Scharfsinn zu listiger Übervorteilung und zu schnödem Betrug verwerfliche Anwendung finden. Im guten Sinne aber wendet der Mensch die ihm zu Gebote stehenden Kräfte an — und so nähern wir uns unserm eigentlichen Thema — indem er Werte schafft, die zur Erhaltung und Verbesserung des Menschendaseins tauglich sind. Alle Thätigkeit, die in diesem Sinne ausgeübt wird, fällt unter den Begriff der Arbeit. Und diese Arbeit ist das wichtigste Kampfwerkzeug, ist von allen die bedeutendste und menschenwürdigste Waffe in dem notwendigen uns auferlegten Ringen des Lebens. Sie ist zugleich auch als Güterbeschafferin und Gütererzeugerin die wichtigste Quelle alles Volkswohlstandes, alles Reichtums. Nicht minder

ist sie das zweckmässigste, vielleicht einzige Mittel zur körperlichen und geistig-sittlichen Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit.

In einer Zeit, da der Kampf des Lebens erbitterter geführt wird, als je zuvor, da die äusserste Anspannung der Kräfte eines jeden Einzelnen Not thut, in einer Zeit, da die soziale Frage und mit ihr die Frage nach Arbeit und Arbeitslohn im Vordergrund des öffentlichen Lebens steht, da ist es wohl nicht unzeitgemäss, eine Untersuchung anzustellen über die Bedeutung und den Umfang des inhaltsschweren Begriffes Arbeit, und es ist eine lohnende Aufgabe nach ideellen Gesichtspunkten zu suchen, nach denen der Wert einer jeden Arbeitsleistung gerechterweise zu bemessen ist. Gelänge es uns, solche allgemein gültige Gesichtspunkte zu finden, dann würde die Arbeitsbewertung auch für das soziale Leben keine weitere Schwierigkeit bieten. Die Antwort, die ich Ihnen auf diese so überaus wichtige und einschneidende Frage zu geben vermag, sei Ihnen in den weiteren Ausführungen dargeboten.

Das deutsche Wort Arbeit stellt scheinbar nur einen geistigen Begriff dar. Fragen wir aber nach der Bedeutung, die es hatte in der Urzeit, in der Werdezeit der Völker, so werden wir gleich in die wirkliche Thätigkeit des Lebens hineingeführt, werden auf eine ganz bestimmte zweckbedachte Kraftäusserung des Menschen hingewiesen. Nämlich der uralte Wortstamm ar oder arb oder arv findet sich in ganzen Sprachfamilien und bedeutet ursprünglich eine Furche ziehen, pflügen. Im Griechischen finden wir von diesem Stamm gebildet das Zeitwort *ἀροῦν*, im Lateinischen arare. Beide bedeuten pflügen. In manchen Gegenden Thüringens sagt man heute noch: er art oder ärt für pflügt. Im Friesischen haben wir für pflügen das Wort arbeida.

Ar als Flächenmass, entweder allein oder in der Zusammensetzung als Hektar ist ein bei uns übliches Flächenmass. Das lateinische arvum bedeutet die wohlangebaute und infolge der Bearbeitung fruchtbringende Flur. Im deutschen Wort Erde weisen die beiden ersten Buchstaben auf denselben Stamm hin; im Nordischen finden wir für die gleiche Bedeutung noch das unverfälschte arf, gotisch haben wir airtha, angelsächsisch eorthe, englisch earth, dänisch und schwedisch jord.

Alle die vorgenannten Worte bedeuten teils die Erde selbst, teils haben sie unmittelbare Beziehung zur Erde, zum Acker

und zur Bearbeitung desselben. So sehen wir also, wie sich wenigstens ein Teil der Völker des Begriffes der Arbeit bewusst geworden ist beim Feldbau, bei den Anfängen des landwirtschaftlichen Betriebes, bei den ersten Äusserungen sesshafter Kultur. Indessen nicht alle Völker leiten den Begriff der Arbeit vom Feldbau ab. Ein englisches Wort für Arbeit lautet travel, das entsprechende französische travail. Beide sind auf das lateinische trabs der Balken zurückzuführen. Hier ist also der abstrakte Begriff Arbeit von der Anwendung der Balken, d. h. vom Zelteschlagen und Häuserbauen, hergenommen worden.

Das griechische Wort für Arbeit *πόνος*, ebenso wie das lateinische labor, drücken mehr einen Begriff aus, bei dem die Last und Beschwerde der Arbeit im Vordergrund steht, denn sie bedeuten auch zugleich Mühsal. Mit dem griechischen *πόνος* hängt das lateinische poena zusammen und bedeutet Busse, Strafleistung, sozusagen eine Strafarbeit und schliesslich nur die Strafe. Die Franzosen haben es als peine übernommen; und in unserm Pein ist nur noch der Begriff des körperlichen Leidens übrig geblieben, ohne dass eine Thätigkeit damit verbunden zu sein braucht. Der Italiener, der auch die Arbeit nicht als Vergnügen betrachtet, sondern vielmehr jede nicht unumgänglich nötige Körperthätigkeit scheut, hat das lateinische labor als lavoro übernommen. Der oft gebrauchte Ausdruck terra di lavoro für die fruchtbaren Gefilde Campaniens bedeutet aber deshalb doch nicht das Land, in dem viel gearbeitet werden muss, das Land der Mühsal, sondern es bedeutet das wohlbearbeitete, hochkultivierte Land im Gegensatz zu den grossen unbearbeiteten Weideflächen in benachbarten Gegenden Süditaliens.

Nach diesen Betrachtungen sprachlicher Art, die uns Ableitung und ursprünglichen Begriff des Wortes Arbeit verstehen liessen, ergiebt sich uns als nächste, viel wichtigere Aufgabe möglichste Klarheit zu gewinnen über die heute übliche Bedeutung des Wortes Arbeit, wie sie für weitere Schlussfolgerungen besonders auch auf sozialem Gebiete, allein Wert hat.

Wenn der Begriff Arbeit unsern Geist beschäftigt, ist es der Begriff der Thätigkeit, der uns zunächst und unmittelbar dabei bewusst wird, sei es die Thätigkeit des Körpers, sei es die Thätigkeit des Geistes. Indessen decken sich die beiden Begriffe Thätigkeit und Arbeit keineswegs in jedem Falle. Wohl ist zur Arbeit stets Thätigkeit nötig, doch ist nicht jede Thätigkeit zu-

gleich auch Arbeit. Ich brauche hier nur an die Thätigkeit zu erinnern, die bei Spiel und Tanz entfaltet wird.

Ein anderes Beispiel: Die oft bedeutende Leistung eines Bergsteigers, der lediglich zu seinem Vergnügen sein Körpergewicht auf eine Höhe von einigen Tausend Metern kraft seiner Muskelthätigkeit hinaufhebt, zählt nicht zur Arbeit; steigt derselbe Mensch aber vielleicht als Führer des Lohnes wegen oder in der Absicht geologische Untersuchungen oder trigonometrische Aufnahmen zu machen, so wird seine Thätigkeit zur Arbeit.

Für die Unterscheidung, ob nur eine Thätigkeit oder vielmehr der höhere Begriff Arbeit vorliegt, ist massgebend die Art des in Frage kommenden Zweckes. Eine Thätigkeit mit der Absicht nur die Zeit zu verthun, selbst wenn die Anstrengung dabei noch so gross ist, erhält nicht den Ehrennamen Arbeit. Betrachten Sie aber die Thätigkeit jener ganzen Bevölkerungsschicht, die in allerdings einseitiger Berücksichtigung der körperlichen Arbeit die Arbeiterschaft schlankweg genannt wird, zum Unterschied von andern Klassen, so finden Sie, dass alle Thätigkeit darauf gerichtet ist, Werte zu schaffen, die bei unserm gesamten Daseinsbedarf von grösserer oder geringerer Wichtigkeit sind. Nicht anders ist es bei den geistigen Berufen. Ihre Vertreter schaffen geistige Werte sich selbst, wenn sie forschen, und anderen, wenn sie lehren. Mag nun bei einer Thätigkeit die Absicht bestehen, den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen oder durch edle Geistesnahrung die Menschheit zu fördern, so kommt es doch, um diese Thätigkeit zur Arbeit zu stempeln, auf das wirkliche Ergebnis nicht an, denn häufig genug bringen die traurigen Worte: »vergebliche Arbeit« einen Missklang in unser Leben. Der Gelehrte, der nach langen Mühen an der Lösung eines Problems verzagt und die Beschäftigung damit aufgiebt, oder der Lehrer, der nach vielen Versuchen einem Schüler endlich raten muss einen andern als den gelehrten Beruf zu ergreifen, hat deshalb doch gearbeitet, nicht minder als der Handwerker, der nach manchem Schweisstropfen schliesslich einen unbrauchbaren Gegenstand zu Wege gebracht hat.

Nach diesen Erörterungen fällt die Erklärung des Begriffes Arbeit uns gewissermassen als reife Frucht in den Schoss, und ich sage: A r b e i t i s t e i n e T h ä t i g k e i t, d i e d a r a u f g e r i c h t e t i s t, f ü r d e n T h ä t i g e n s e l b s t o d e r f ü r A n d e r e

Werte zu schaffen, die zur Erhaltung, Verbesserung oder Veredelung des Lebens tauglich sind.

In dieser Begriffserklärung ist es vermieden worden anzugeben, wer denn die Thätigkeit ausübt. Das ist mit voller Absicht geschehen, denn darauf kommt es gar nicht an.

Wenn von Arbeit die Rede ist, meint man meistenteils die Arbeit des Menschen, aber nicht immer. Arbeiten die Tiere nicht auch? Ganz gewiss! Das Pferd oder der Ochse am Pfluge arbeitet, denn seine Thätigkeit ist darauf gerichtet, Werte zu schaffen, die für unsern Daseinsbedarf von nöten sind. Die Richtung der Thätigkeit ist allerdings von Menschen gegeben. Doch ist dieser Gesichtspunkt für den Begriff Arbeit unerheblich und belanglos, denn auch der Arbeiter in der Fabrik arbeitet nicht selbständig und auf Grund eigener Gedanken, sondern er erhält seine Weisung.

Aber auch in der Tierwelt giebt es Arbeit, die nicht unter der Vormundschaft des Menschen steht. Denken Sie z. B. an die Bienen, wie sie selbständig auf Arbeit ausfliegen, um Nahrung zu sammeln für die magere Zeit. Einen Teil derselben nennt man ja geradezu Arbeitsbienen. Und wer die ernsthafte Thätigkeit und zweckbedachte Rührigkeit des kleinen Völkchens beobachtet, der versteht, wie die deutsche Sprache das Wort Bienenfleiss bilden konnte.

Ähnliches wie von den Bienen lässt sich von den Ameisen sagen. Auch ihre Arbeit müssen wir als eine selbständige betrachten. Eine Anerkennung der jedem Beobachter in die Augen fallenden eifrigen Thätigkeit der kleinen Wesen liegt in der Bildung des Wortes Emsigkeit. Mit diesem Worte bezeichnen wir eine stetige unverdrossene Beschäftigung. Emsigkeit aber kommt von Emse und Emse bedeutet Ameise. Bei Rückert z. B. kommen die Worte vor: unermüdbar wie die Emsen.

Ich möchte auch noch erwähnen, dass im Altnordischen amr Ameise heisst und dieses selbe Wort bedeutete dort zugleich auch Arbeit.

Wir haben soeben die Arbeit der Menschen und die Arbeit der Tiere in Kürze gestreift, aber damit sind wir noch nicht am Ende. Ein Wort, das in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu ungeahnter Bedeutung gelangt ist, ist das Wort Maschinenarbeit. Wir sprechen thatsächlich von arbeitenden Maschinen. Suchen wir nach den näheren Bedingungen, unter

denen dies Wort üblich ist, so finden wir, dass wir es dann in den Mund nehmen, wenn die Maschinen vom Erfinder mit einer gewissen selbständigen Leistungsfähigkeit begabt worden sind und die ihnen zugeführte Kraft in einer Reihe von Verrichtungen auf zweckmässige Weise zur Schaffung von Werten für unser Dasein verwandt wird. Es ist mit diesen Maschinen nicht viel anders, als mit den Haustieren; der Mensch lässt beide arbeiten. In beiden Fällen wird die Richtung der Thätigkeit durch den Menschen angegeben; nichtsdestoweniger aber besteht in beiden Fällen die von mir gegebene Erklärung des Begriffes Arbeit zu recht, und ich wiederhole: Arbeit ist eine Thätigkeit, die darauf gerichtet ist für den Thätigen selbst oder für Andere Werte zu schaffen, die zur Erhaltung, Verbesserung oder Veredelung des Daseins tauglich sind.

So habe ich versucht, aus den vielfältigen Anwendungsarten des Wortes Arbeit im heutigen Sprachgebrauch das herauszuschälen, was, gleich einer gemeinsamen und unveränderlichen Grösse, bei dem jedesmaligen Gebrauche des Wortes Arbeit von jedem teils bewusst, meist aber unbewusst empfunden wird.

Nachdem wir so den Umfang des Begriffes Arbeit festgestellt haben, fragen wir zunächst danach, in welchen verschiedenen Formen und Arten er uns entgegentritt, und betrachten die Einteilung der Arbeit. Man findet, dass gewöhnlich ein Unterschied gemacht wird zwischen körperlicher und geistiger Arbeit. Die Begriffe körperlich und geistig dürfen wir aber dabei nicht allzuscharf fassen. Denn zu jedem geistigen Schaffen ist ein gewisses Mass körperlicher Anstrengung nötig und umgekehrt ist selbst die roheste körperliche Arbeit ohne jede geistige Bethätigung nicht möglich. Der Künstler, der ein Bildwerk meisselt, der Arzt bei mancher schweren Operation, der Heerführer im Kriege haben nicht unbeträchtliche körperliche Leistungen zu vollbringen, und doch wird niemand ihre Thätigkeit zu der körperlichen Arbeit rechnen.

Umgekehrt, der Former in einer Fabrik, der Lokomotivführer auf der Maschine, der Zimmermaler, der nicht nur nach der Schablone thätig ist, muss bei der Arbeit seine geistigen Kräfte genugsam zu Hilfe nehmen. Bei mancher Fabrikarbeit freilich ist das Mass der bei der Arbeit erforderlichen geistigen Leistungen nahezu auf Null gesunken. Trotzdem aber können wir an einer

allgemeinen Einteilung der Arbeit in dem genannten Sinne nur festhalten, indem wir unterscheiden zwischen Arbeit mit überwiegend geistiger und Arbeit mit überwiegend körperlicher Anstrengung.

Eine andere Einteilung giebt uns die Wissenschaft, welche sich mit den wirtschaftlichen Werten und zum grossen Teil auch mit den durch Arbeit geschaffenen Werten befasst, nämlich die Nationalökonomie. Sie unterscheidet:

1. Die Besitzergreifung der ohne menschliches Zuthun vorhandenen Gaben der Natur, wie es z. B. beim Holzfällen, Bergbau, Steinbrechen, Jagen geschieht.
2. Die Thätigkeit, welche darauf gerichtet ist, die Zeugungs- und Schaffenskraft der Natur zu Gunsten des Menschen zu verwerten. Feldbau, Gartenbau und Viehzucht sind Beispiele dafür.
3. Die Stoffveredelung, wenn aus Rohstoffen durch Umformung und Umgestaltung die Gebrauchsgegenstände geschaffen werden; hierher gehört Handwerk und Fabrikation.
4. Die Verteilung der Güter durch Tausch und Kauf mit dem ganzen in unserer Zeit so mächtig angewachsenen Verkehrsbetrieb.
5. Die Erzeugung geistiger Güter.

Dass bei dieser Arbeitseinteilung die ganze Mannigfaltigkeit der geistigen Arbeit in eine einzige Abteilung zusammengedrängt wird, erklärt sich natürlicherweise daraus, dass die Nationalökonomie eben wesentlich eine Wissenschaft der materiellen Werte ist. Wollen wir das Gebiet der Geistesarbeit zergliedern, so würden etwa folgende vier Gruppen zu unterscheiden sein:

1. Die Aneigung vorhandener geistiger Werte. Alles Lernen bei Gross und Klein fällt hierher.
2. Das Weitergeben geistiger Werte in der Form des Lehrens und jeglicher Unterweisung.
3. Die praktische Anwendung erworbener geistiger Werte, die Anwendung von Kenntnissen für alle möglichen Bedürfnisse des Lebens. Ich denke da an die Ausübung des juristischen, ärztlichen, technischen Berufs, und an einen grossen Teil der kaufmännischen Thätigkeit.
4. Die selbständige Schöpfung neuer Werte, mag es sich um das Ausdenken noch unbekannter Erkenntnisse, mag

es sich um die Schaffung von Kunstwerken oder um die Erfindung von Gebrauchsgegenständen handeln.

Mit diesen vier Abteilungen will ich nicht etwa eine Einteilung der geistigen Berufe gegeben haben, sondern eine Einteilung der geistigen Arbeit, wie sie jeder mehr oder weniger leistet.

Einem weiteren für unser Thema ausserordentlich wichtigen Kapitel gebe ich die Überschrift: Teilung der Arbeit.

Wenn wir von Teilung der Arbeit reden, so denken wir uns unwillkürlich einen Gegenstand in eine Anzahl unselbständiger Teile zerlegt, von denen jeder einzeln, meist in Menge von besonders hierzu geschulten Leuten oder hierzu eingerichteten Maschinen hergestellt wird. Andere setzen dann die Teile zusammen, andere verpacken sie u. s. w. Das ist der moderne Begriff der Arbeitsteilung. Im Urzustand der Menschheit aber und heute noch mehr oder weniger bei Volksstämmen niedrigster Stufe, wo jeder allein für seine sämtlichen Berufsbedürfnisse zu sorgen hatte, muss es schon als eine Arbeitsteilung bezeichnet werden, wenn einer den Hirtenstand, ein anderer die Feldarbeit vorzog. So bebaute Kain das Feld und Abel war ein Hirt. Noch in vorgeschichtlicher Zeit muss es schon Töpfer und Schmiede gegeben haben.

Sogar von geistigen Arbeitern, wie Sängern und Sehern, erzählen die frühesten Überlieferungen. So entwickelt sich aus der Teilung der Arbeit allmählich die ganze Mannigfaltigkeit aller Berufe und damit auch der Unterschied der Stände.

Je mehr sich nun die Teilung der Arbeit ausbildete, desto grösser wurde die Übung und die Geschicklichkeit des Einzelnen in seinem beschränkten Gebiete. Und hier liegt die Quelle aller Kultur und alles Fortschritts. Zu der Grossartigkeit aber, mit der die Arbeitsteilung heute ihre Triumphe feiert, konnte sie erst kommen, als Eisen und Steinkohle sich zu mächtigen Bundesgenossen vereinigten, als die moderne Dampfkraft unzählige sinnreich gebaute, Menschenhand und Menschenkraft ersetzende Maschinen in Bewegung brachte. Die beiden Sozialisten Bellami und Bebel fordern eine Aufhebung der beruflichen Arbeitsteilung. Man braucht wirklich nicht tief in die Wissenschaft eingedrungen zu sein, um eine solche Forderung als unbegreiflich, als gänzlich unverständlich ansehen zu müssen. Nur die Sonderung der Berufe ermöglicht die fruchtbringende Hingabe an ein umgrenztes

Arbeitsgebiet und nur dadurch wird die Vertiefung möglich, die notwendig ist zur Schöpfung grosser Leistungen.

Bei dem Begriff Teilung der Arbeit denken wir in erster Linie an die Herstellung von Waren, Maschinen, überhaupt Gebrauchsgegenständen. Aber auch geistige Schöpfungen werden mit Hilfe der Arbeitsteilung geschaffen. Denken Sie bei den meisten Opern an den Verfasser des Textes und an den Komponisten. Auch bei Schauspielen und Lustspielen finden wir manchmal mehrere Verfasser. Haben nicht vor ein bis zwei Jahren die beiden industriellen Inhaber einer Berliner Lustspielfirma statt des Pegasus ein weisses Rössel gesattelt und halten sie nicht zu zweit auf dieser Schindmähre einen Triumphzug über die deutschen Bühnen, dass die Muse der Dichtkunst trauernd ihr Haupt verhüllen muss?

Jede Zeitung — ich denke hier nur an den Inhalt — ist ein Ergebnis der Arbeitsteilung, welche sich nach dieser Richtung hin in ihrer Vielseitigkeit am ausgesprochensten zeigt in einem Konversationslexikon.

Die grossen Maler der Renaissance, Rafael ebenso wie Rubens, haben, als sie die Bestellungen auf Bilder nicht mehr allein zu bewältigen vermochten, auch eine Teilung der Arbeit vorgenommen. Wir haben Entwürfe, die wahrscheinlich von Rafael, andere, die wahrscheinlich von Rubens stammen, und die dann von Schülern ausgeführt wurden. Höchstens haben die Meister dann noch die letzte Hand angelegt. Daraus erklärt es sich, dass unter dem Namen Rafael sowohl als Rubens sich in den Gallerien eine ungeheure Zahl Bilder finden, wie sie ein Einzelner, noch dazu bei der kurzen Lebenszeit Rafaels, gar nicht hätte hervorbringen können. Solche Bilder heissen Atelierbilder. Ihr künstlerischer Wert, sowie ihr Marktwert ist natürlich ein geringerer als der eigentlicher Originale. So segensreich im übrigen die Teilung der Arbeit sein mag, bei der Schöpfung von Kunstwerken ist sie vom Übel. Von einem höchsten Kunstwerke verlangen wir vollendete Einheitlichkeit, und solche kann nur zu stande kommen durch die ungeteilte Arbeit einer ausgesprochenen Einzelpersönlichkeit.

Bisher haben wir mit dem Begriff Arbeitsteilung immer den des gleichzeitigen Zusammenwirkens mehrerer zwar nach verschiedener Richtung, aber doch zu einem Zwecke verbunden. Es giebt aber noch eine andere Art der Arbeitsteilung, eine

Arbeitsteilung, welche im Nacheinander durch die Geschichte der Menschheit geht. Die höchsten Werke der Geistesproduktion sind entstanden durch ein Nacheinanderwirken von Geschlechtern durch Jahrhunderte, durch Jahrtausende hindurch. Goethe und Schiller hätten ihre Dramen nicht so schaffen können, wie wir sie heute haben, wenn sie nicht in sich aufgenommen hätten, was frühere Jahrhunderte vorgearbeitet und geleistet. Sein erklecklich eigen Teil hat natürlich jeder der beiden hinzugethan; die Stoffe sind von ihnen umgestaltet, umgedeutet, ergänzt, ich möchte sagen, durch die Arbeit des Genies neugeboren worden.

Die Peterskuppel in Rom hätte nicht gedacht und vollendet werden können, ohne manchen, oft auch misslungenen Versuch im Altertum und Mittelalter, nicht auch ohne das Lehrstück der Kuppel des Domes von Florenz.

Wie in der Kunst, so gilt dieser Gedanke erst recht bei der wissenschaftlichen Arbeit. Wer da etwas Erfreuliches leisten will, muss sich vorher mit der ganzen Menge des vorhandenen Stoffs und mit den bisherigen Ergebnissen vertraut machen und nun versuchen etwas Neues zu Tage zu fördern, etwas Neues hinzuzuschaffen. Wer durch Arbeit etwas leisten will, muss vorher etwas gelernt haben. Unter Lernen verstehen wir ja die verhältnismässig mühelose Aneignung dessen, was die Menschengeschlechter vor uns mit schwerer Mühe und Ausdauer sich erarbeitet haben. Wer ungenügend vorbereitet die Wissenschaft fördern will, dem kanns geschehen, dass er nach mühevoller Arbeit endlich ein schönes Arbeitsergebnis gefunden zu haben glaubt, dass ihm aber bald zu seinem Schmerze bedeutet wird, dass er ja nur längst bekanntes gefunden hat, und er sich dies mit weniger Aufwand, statt mühsam zu erarbeiten einfach hätte lernend aneignen können. Es kann ihm auch noch schlimmer ergehen, wenn sein vermeintliches Arbeitsergebnis eine schon widerlegte Sache ist, und er sich die ganze Mühe hätte sparen können.

In den einzelnen Entwicklungsstufen des menschlichen Lebens liegt eine weitere Grundlage zu einer Arbeitsteilung. Dem Kinde kommt eine andere Arbeit zu, als dem Erwachsenen; das Lernen ist die Hauptaufgabe für das Kindesalter. Greis und Greisin hinwiederum bedürfen anderer Arbeit als Personen, die in der Vollkraft des Lebens stehen.

Auch die Trennung der Menschheit in zwei Geschlechter,

die Verschiedenartigkeit von Mann und Frau weisen mit Notwendigkeit darauf hin, dass jedes von beiden zu einer andern Thätigkeit berufen ist. Es ist eine zu wenig gekannte und noch weniger gewürdigte Thatsache, dass, je niedriger die Kulturstufe ist, die Frau um so mehr die gleichen Arbeiten leisten muss, wie der Mann, ja bei manchen Völkern im Naturzustand benutzt der Mann einfach sein körperliches Übergewicht und lässt die weiblichen Familienmitglieder alle Arbeit leisten. Je höher aber die Kulturstufe, desto mehr wird die Frau von der schweren körperlichen Arbeit befreit, desto mehr bildet sich ein besonderer Wirkungskreis für sie aus. Wenn heute der Versuch gemacht wird, das Gebiet des gemeinschaftlichen Arbeitsbereiches wieder zu vergrössern, so bedeutet das doch eine Verminderung der Arbeitsteilung und kann von diesem Gesichtspunkte aus nur als ein Rückschritt bezeichnet werden. Möge doch die Frauenwelt, so oft sie an eine Beurteilung der sozialen Stellung der Frau herantritt, des ungeheuren Vorrechts eingedenk sein, dass den Frauen die Möglichkeit offen steht ohne jedes Verdienst und ohne dass irgend eine Leistung für ihre Würdigkeit eine Bürgschaft bietet, durch Verheiratung mit einem Schlage alle Vorteile einer Stellung zu geniessen, die der Mann sich durch schwere Arbeit, oft in hartem Kampfe erst hat erobern müssen. Das wird für selbstverständlich angesehen, und doch wird hier ein sonst allgemein gültiges Gesetz zu Gunsten der Frauenwelt geradezu durchbrochen. Es würde zu weit führen, mich über diese Frage näher auszulassen, bei der Überfülle des Stoffes kann ich dies interessante Gebiet leider nur streifen.

Die heutige Gesellschaftsgliederung mit ihrer Arbeitsteilung in die zahlreichen Berufe ist vergleichbar einem der höher organisierten Wesen z. B. dem Menschen selbst. Dieser, wie alle höheren Organismen, besteht aus einer Unzahl kleinster Teilchen, Zellen genannt, deren jede sozusagen ein Leben für sich führt, indem sie für ganz bestimmte Aufgaben geschaffen ist und nur diese erfüllen kann; so sind gewisse Zellen am Auge fähig das Licht ins Innere zu leiten, andere lassen sich durch die Lichtwellen in Bewegung setzen, wieder andere vermitteln diese Bewegung nach dem Gehirn und hier sind wieder Zellen, welche durch die vom Auge hergeleitete Bewegung veranlasst werden zu dem, was wir eine Lichtempfindung nennen. Ähnlich ist es mit dem Hören, dem Schmecken, der Fortbewegung u. s. w.

Von den Zellen des Körpers, aus denen sich derselbe zusammensetzt, wie ein Haus aus Bausteinen, hat jede ihren Beruf, nicht anders als die einzelnen Menschen im grossen Gesellschaftskörper. Je niedriger die Stufe ist, auf der ein Tier steht, desto geringer ist auch die Arbeitsteilung seiner Zellen, gerade wie bei den Menschen mit niedriger Kultur.

Die Thatsache, dass die höchsten Wesen an ihrem Körper auch die ausgesprochenste Arbeitsteilung haben, lehrt, dass wir hier den richtigen Weg zu jedem Fortschritt zu suchen haben. Die Natur selbst giebt die Richtung an. Die Thatsache wenigstens lässt sich nicht bezweifeln: je grösser die Arbeitsteilung, je höher die Kultur.

Man kann sich freilich nicht verhehlen, dass die moderne Arbeitsteilung auch schwere Nachteile im Gefolge hat. Die Menschen, die an einer Maschine stehen und den ganzen Tag im ewigen Einerlei nur wenige Handgriffe unzählige Male zu wiederholen haben, sinken herab zu lebenden Werkzeugen. Sie liefern nur Stückwerk in des Wortes verwegenster Bedeutung und können nie die Freude haben, die sonst ein jeder hat an einer fertigen und gelungenen Arbeit, und die so nötig ist im Ernst des Lebens. Die mangelnde Befriedigung erzeugt eine Unzufriedenheit, die mit materiellen Mitteln nie behoben werden kann. Das müssen wir immer bedenken. Natürlich strebt der Arbeiter nach mehr Lohn, weil er als Gegengewicht gegen das unbefriedigte Dasein nur materielle Genüsse kennt. Die edlere Freude des Lebens, die geistige Freude kann er an seiner Arbeit nicht haben und in anderer Weise ist sie ihm meist nicht zugänglich. Mit Neid schaut er deshalb auf die Bemittelten und Reichen und meint, dass es nur am Reichtum läge, in lauter Lust und Freude zu leben. Bei diesem Irrwahn wird eben nicht bedacht, dass die Grenze des menschlichen Geniessens gar nicht im Gelde, sondern in der Beschränktheit der menschlichen Natur liegt. Ein blöder Geist mit noch so viel Geld kann nicht im entferntesten auf die Höhe des Geniessens kommen, wie ein klarer und heiterer Kopf mit wenn auch wenig Mitteln. Es folgt daraus, dass die Darbietung geistiger Nahrung in angemessener und richtiger Auswahl bei den Versuchen, die soziale Frage zu lösen, von der allergrössten und noch lange nicht genug gewürdigten Bedeutung ist. Dankenswerte Anfänge dazu sind ja da und dort erfreulicher Weise zu verzeichnen.

Wir kommen zum Erfolg der Arbeit und verstehen darunter

im weitesten Sinne den durch sie gestifteten Nutzen. Es handelt sich 1) um einen Nutzen für andere, sei es ein einzelner, seien es mehrere oder gar die Gesamtheit und 2) um einen Nutzen für den Arbeitenden selbst. In den meisten Arbeitsleistungen lässt sich ein Nutzen von beiderlei Art unschwer erkennen. Wir finden denselben in den Erfahrungen, Erfindungen, Entdeckungen, Fertigkeiten, in der Schaffung von materiellen Werten, in der Schöpfung von Gebrauchs- und Kunstgegenständen, in der Ehre und in dem sittlichen Gewinn, der mit der nutzbringenden Arbeit verbunden ist. Das sind die durch Arbeit geschaffenen Werte stofflicher und geistiger Art.

In der Schaffung von Werten, möglichst auch mit einem Nutzen für andere, liegt das Befriedigende der Arbeit. Der Mensch will Erfolg sehen.

> Das ist's ja, was den Menschen zieret,
> Und dazu ward ihm der Verstand,
> Dass er im innern Herzen spüret,
> Was er erschafft mit seiner Hand.

Der Handwerker sieht mit freudigem Stolz auf eine gelungene Leistung; mit frohem Dank nimmt der Schauspieler den Beifall entgegen, der einen so beträchtlichen Teil des Erfolges seiner Arbeit darstellt. Ziel und Zweck adeln die Arbeit. »Der feinste Gärtner macht sich mit Jauche zu schaffen, wenn sie zum Erfolg seiner Arbeit nötig ist. Mit welcher Arbeitsfreudigkeit kann sich der Arzt mit Dingen abgeben, die ohne Ziel abschreckend« ja ekelhaft wären? Eine fruchtlose Arbeit ist trostlos. Aus der französischen Revolution wird erzählt, dass zur Zeit des Kommunismus von Staatswegen Arbeiter mit Erdarbeiten beschäftigt worden seien, und als keine besonderen Pläne mehr zur Ausführung vorhanden waren, mussten die Arbeiter doch nach ihrem Recht auf Arbeit weiter beschäftigt werden. Man liess sie grosse Erdhaufen von einem Ort nach einem andern schaffen und von da wieder zurück, und der Staat zahlte guten Lohn. Sobald aber die Arbeiter die Zwecklosigkeit ihrer Beschäftigung einsahen, weigerten sie sich weiter zu arbeiten und verzichteten auf die ihnen so notwendige Einnahme, nur um nicht ihre Kräfte einer Sache zu widmen, die der menschlichen Vernunft Hohn spricht.

Der durch Arbeit gestiftete Nutzen bewegt sich innerhalb weiter Grenzen, von einer unbedeutenden Dienstleistung für eine

einzelne Person bis zu menschlichen Kraft- und Genieleistungen, von denen Völker oder gar die ganze Menschheit Vorteil haben.

Wer die Stufenreihe der Arbeitsleistungen an seinem geistigen Auge vorüberziehen lässt von der geringsten bis zur höchsten, der erkennt bald, dass, je umfassender der Nutzen einer Arbeit ist, um so mehr geistige Kräfte dabei gebraucht worden sind. Daher ist auch eine Stellung oder ein Beruf im allgemeinen in dem Grade angesehener, als geistige Kräfte zu seiner Ausfüllung verlangt werden. Der Dienstmann, der meinen Koffer nach dem Bahnhof bringt, braucht hauptsächlich die Kraft seiner Hände und Schultern; was er dabei zu denken hat, ist gar gering. Dafür leistet er aber, von dem Lohn für sich abgesehen, auch nur mir, dem Einzelnen, etwas Nützliches.

Ein Speditionsgeschäft dagegen, das täglich einer grösseren Anzahl Menschen durch seine Güterbeförderung Dienste leistet, bedarf zur Leitung und Beaufsichtigung schon eines oder mehrerer Angestellter mit vorwiegend geistiger Thätigkeit. Und in einer Bahnanlage, bis sie betriebsfertig wird und dann Tausenden dienen kann, welche ungeheure Summe von geistiger Arbeit liegt darin verborgen! Wir dürfen hier nicht nur an die Berechnungen und Überlegungen bei den nötigen Vorarbeiten und der wirklichen Ausführung denken, wir müssen vielmehr auch denken an alle Erfindungen und Erfahrungen, welche vorausgegangen sind, bis eine Lokomotive von der heutigen Leistungsfähigkeit gebaut werden konnte, bis eine Schiene gewalzt, ein grosser Tunnel überhaupt erst nur gedacht werden konnte. Die körperliche Arbeit, die zur Herstellung einer modernen Schnellzugslokomotive nötig ist, ist ein Kinderspiel gegen die Summe der geistigen Leistungen, welche heute in einer solchen Maschine verkörpert sind.

Der Lohn der Arbeit, der Nutzen für den einzelnen ist ein dreifacher:

1) Geld oder Geldeswert.
2) Ehre und Anerkennung.
3) Vorteile in sittlicher Beziehung.

Der Mehrzahl der Menschen ist der erste Punkt, der Geldgewinn, die Hauptsache; fast alle arbeiten wir auf Gewinn, um mit der Frucht unserer Arbeit unsern Bedarf zu befriedigen; wir brauchen Lohn, um leben zu können. Dadurch haben sich bestimmte, wenn auch schwankende Werte für geleistete Arbeiten ganz von selbst gebildet. Eine Bevölkerung fühlt sich um so

sicherer, je stetiger diese Werte sind. Deshalb hat auch die Allgemeinheit ein Interesse an einer gewissen Stetigkeit und Gleichmässigkeit der Preise. Im allgemeinen lässt sich sagen, dass der geringste Lohn für eine gelieferte Tagesarbeit zu einem menschenwürdigen Dasein ausreichen sollte. Menschenwürdiges Dasein ist aber ein sehr beweglicher und dehnbarer Begriff. Die Anforderungen an das Leben werden beim Einzelnen durch den Grad seiner Bildung bestimmt, mindestens aber in sehr erheblichem Grade beeinflusst. Es wird erlaubt sein, dies Verhältnis von dem Einzelnen auf die Bevölkerung einer Stadt oder einer Gegend zu übertragen und den durchschnittlichen Bildungsstand der Bevölkerung bei der Taxierung der Anforderungen an das Leben zu berücksichtigen. Der ungebildete polnische Landarbeiter oder italienische Bahnarbeiter vermag noch Ersparnisse zu machen, wo unsere Bevölkerung, ohne dass ein Vorwurf hierin liegen soll, alles aufbraucht. Ihre Ansprüche sind grösser wie auch ihr Bildungsgrad.

Eine allgemeine Norm für das Mindesterfordernis zum menschenwürdigen Dasein lässt sich um so weniger feststellen, als noch andere Verhältnisse in diese Frage hineinspielen. So beeinflusst z. B. die Grösse der Städte die Miet- und Lebensmittelpreise. Bei der sozialen Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte spielt deshalb der Begriff ortsüblicher Tagelohn eine wichtige Rolle.

Auch in den höheren Gesellschaftsklassen sind die Anforderungen ungleich, wie die je nach den Gesellschaftsgruppen thatsächlich vorhandene Verschiedenartigkeit der Deutung des Wortes: »standesgemässes Leben« genugsam beweist.

Weil die Mehrzahl der Menschen auf Arbeitslohn angewiesen ist, soll sich auch niemand scheuen, Lohn anzunehmen für geleistete Arbeit, auch wenn er sie vielleicht aus Liebhaberei treibt oder wenn er den Lohn gar nicht braucht. Er schädigt sonst seine Mitmenschen, indem er den Preis drückt. Der fürstliche Schriftsteller soll das Honorar nicht verschmähen so wenig, wie einst Peter der Grosse seinen Zimmermannswochenlohn. Mit dem Gelde kann ja dann jeder immer noch machen, was er will. Natürlich handelt es sich hier nur um solche Arbeiten, mit denen man in Wettbewerb mit seinen Mitmenschen tritt. Will jemand seine Arbeit unentgeltlich dem allgemeinen Wohle widmen, so sind diesem Drange gewiss keine Schranken gesetzt.

Es soll niemand ein Hehl daraus machen, wenn er auf das Verdienen angewiesen ist, und wenn ein Kaufmann ankündigt, dass er zu Einkaufspreisen auch verkaufe, so muss doch der Gedanke nahe liegen, dass man es mit keinem ganz sauberen Geschäfte zu thun hat. Das Gesetz über den unlauteren Wettbewerb hat ja diesem Unfug auch erheblich gesteuert.

Die Höhe der Bezahlung für eine geleistete Arbeit wird im allgemeinen geregelt durch Angebot und Nachfrage, durch eine Wechselwirkung zwischen dem Wunsch zu besitzen und der Schwierigkeit zu erlangen. Der Lohn für eine Arbeit ist um so höher, je weniger Menschen dieselbe leisten können und je mehr dieselbe andern notwendig und erwünscht ist. Eine Arbeit, die jeder verrichten kann, wird am schlechtesten bezahlt; da ist eben das Angebot am grössten. Je mehr die Arbeit den Charakter einer persönlichen Fertigkeit oder Kunst annimmt, desto besser wird sie bezahlt. Wer gar etwas kann, das nur vereinzelte andere fertig bringen, der erhält auch, wenn überhaupt Nachfrage vorhanden, den höchsten Arbeitspreis. Grosse Summen, die manchmal einem Künstler für ein Bild oder einem berühmten Arzt für eine Operation bezahlt werden, finden daraus ihre Erklärung.

Die Arbeit ist nun nicht die einzige Thätigkeit, mit der Geld verdient wird. Die Summen, welche sich durch Arbeit auch genialer Art vom Einzelnen verdienen lassen, sind bescheiden gegen die Summen, welche durch Betrug, Spekulation und Schwindel zusammen mit der Macht des Kapitals erbeutet werden können. Was sind die 50000 Mark, die ein Künstler einmal, wenns gut geht, für ein Bild erhält, gegen die Börsengewinne so mancher Geldmänner und Spekulanten? Ist es doch dem Amerikaner Rockefeller gelungen, durch List und Verschlagenheit in weniger als einem Menschenalter die übrige Menschheit um eine Milliarde zu berauben!

Aber nicht nur Geld und Geldeswert erwirbt man sich durch Arbeit, auch Ehre wird durch sie erworben. Unter Ehre der Arbeit versteht man die Anerkennung, die uns auf Grund unserer Leistungen von andern oder der Allgemeinheit gezollt wird. Die Ehre der Arbeit ist bei der gesellschaftlichen Gliederung wichtiger, als die Bezahlung derselben, und manchmal wird eine Ungerechtigkeit der Entlohnung durch vermehrte Ehre ausgeglichen. Wir müssen es als einen grossen Fortschritt bezeichnen, dass uns heutzutage die Anerkennung einer jeden Arbeit

als selbstverständlich erscheint. Wir sagen heute: eine jede Arbeit trägt ihre Ehre in sich. So war es aber nicht immer. So lange noch Sklaven die Mühsale der Arbeit ohne gerechte Entlohnung und ohne Ehre auf sich nehmen mussten, ist es leicht einzusehen, dass der Arbeit die gebührende Anerkennung nicht zu teil werden konnte. Auch nach der alttestamentlichen Anschauung wird die Arbeit als eine Strafe aufgefasst. Die Vertreibung aus dem Paradiese in die Welt der Arbeit wird als das schlimme Schicksal der Menschheit hingestellt. Noch heute ist diese altjüdische Anschauung bei den Nachkommen nicht völlig überwunden, haben wir doch unsere jüdischen Mitbürger vorwiegend in solchen Berufen zu suchen, bei denen ein Erwerb auch auf andere Weise als durch blosse Arbeit möglich ist.

Im Mittelalter hing die Anerkennung der Arbeit von gewissen Vorbedingungen ab; die Arbeit der Zünfte war geachteter, als die, welche nicht innerhalb einer Zunft ausgeübt werden konnte oder durfte. Die Arbeit in den höheren Gilden und Innungen galt für ehrenvoller und hatte grössere Rechte, als die der kleinen Handwerkerzünfte.

Neben der verschieden bewerteten ehrlichen Arbeit gab es nun damals noch eine geradezu als unehrlich angesehene Arbeit. Hierher gehörten Berufe, deren Ausübung etwas Unangenehmes hat, als Abdecker, Scharfrichter, Gefangenmeister.

Von den Spielleuten, Schauspielern, Musikern waren nur die Hoftrompeter und die bei der Kirchenmusik Thätigen ehrlich: die andern umherziehenden standen in schlechtem Rufe und erhielten, wenn sie starben, auch kein ehrliches Begräbnis.

Auch die Arbeit der Kesselflicker galt als unehrlich. Die Beurteilung, ob eine Arbeit ehrlich oder unehrlich, war aber nicht überall eine gleichartige. So kamen z. B. in Augsburg die Leineweber zu hohen Ehren, aber in andern Gegenden, wo nur kleine Hausweber ihr Leben fristeten, galten die letzteren für unehrlich. Ähnlich war es mit den kleinen Windmüllern. Auch der Hirtenstand, der im Hochland heute noch die herrschende Berufsart darstellt, war in Gegenden mit vorwiegendem Ackerbau unehrlich. Er gehörte da einer überwundenen Kulturperiode an. Auch bringt das Leben der Hirten eine gewisse Abschliessung mit sich, die unwillkürlich zum Beobachten und Studieren führt. Darum wussten die Schäfer meist Dinge, die anderen abgingen. Damit verband sich die Auffassung von etwas Geheimnisvollem

und Unheimlichem. Man traute ihnen eine gewisse Wunderthätigkeit und damit eine gewisse Gewalt über die Seelen zu, und obgleich sie unehrlich waren, wandte man sich doch an sie, um Heilungen von Krankheiten durch sie zu finden. Die Zeiten, wo ein solcher Schäfer als Wundermann angesehen werden kann, sind ja noch nicht vorüber. Solche Volksüberlieferungen sind sehr zäher Natur. Als das Gesetzbuch die Unehrlichkeit der Arbeit aufhob, bestand doch eine gewisse Scheu vor der früher unehrlichen Arbeit mit allen ihren Folgen gegenüber denen, die sich mit solcher Arbeit abgaben, noch lange Zeit im Bewusstsein des Volkes fort. Noch heute finden wir bei vielen unserer Dörfer, dass das Hirtenhäuschen ausserhalb des eigentlichen Dorfes steht, weil man nicht duldete, dass der unehrliche Hirt sich mitten unter der übrigen Bevölkerung ansiedelte. Auf jene Unehrlichkeit des Hirtenstandes deutet eine Redensart hin, die man heute noch hören kann: Mit dir habe ich die Schweine auch nicht gehütet.

Noch im Jahre 1781 gab die Akademie zu Madrid eine Preisaufgabe, in der sie einen Nachweis verlangte, das die nützlichen Gewerbe nichts Ehrenrühriges haben.

Doch das sind vergangene Zeiten; die Arbeit der Sklaven, Hörigen, Unfreien ist bei uns durch die freie Lohnarbeit ersetzt. Heutzutage wird wegen der Art seiner Arbeit niemand mehr in seinen bürgerlichen Rechten verkürzt; auch die geringste Arbeit wird nicht verachtet, sondern es wird ihr ein gewisses Mass Anerkennung und Ehre zu teil.

Mit welchem Mass aber wird nun die Arbeit gemessen in Bezug auf die ihr zu erweisende Ehre, in Bezug auf die Anerkennung von seiten der Mitmenschen, in Bezug auf die Wertschätzung im allgemeinen? Man beachte wohl, dass ich hier nicht rede von der Bezahlung der Arbeit, sondern davon, wie viel diese oder jene Arbeit in den Augen der Mitmenschen gilt. Wenn man die verschiedenen Gesellschaftsstufen und die tausenderlei Arbeiten in den verschiedenen Berufszweigen nach dieser Hinsicht prüft, so kommt man zu dem folgenden Ergebnis: Eine Arbeit ist um so geehrter, je grösser die Zahl derer ist, die offenbaren Nutzen von ihr haben. Und dieser Nutzen ist ein desto ausgedehnterer, je mehr geistige Kräfte zu der Arbeit gebraucht worden sind.

Wer geistige Güter schafft, der schafft im wahrsten Sinne des Wortes Massenartikel, die jeder fast ohne Opfer sich aneignen kann und die einer ausgedehnteren Verbreitung fähig sind

als kaufmännische Massenware. Sie können unzähligen Nutzen bringen, ohne dass sie je aufgebraucht werden. Ich vergesse nicht, dass beim Schaffen geistiger Güter die Arbeit allein nicht ausreicht, vielmehr die natürliche Begabung eine grosse Rolle spielt. Wo Grosses geleistet werden soll, müssen auch grosse Mittel da sein; aber ohne Arbeit sind die vorhandenen geistigen Kräfte totes Kapital. Sie ruhen im Menschen wie Erz und Stein in der Mutter Erde. Nur durch Arbeit kommen sie ans Tageslicht und nur durch Arbeit können sie zu Nutz und Frommen der Menschheit dienen. Selbst der Diamant unter den Menschen, das Genie, muss erst durch schwere Arbeit abgeschliffen werden. Hätte sonst der Heros der Renaissance, hätte Michel Angelo zehn Jahre auf das Studium der Anatomie verwandt? Und wie hat Goethe gearbeitet, ehe sein Geist zu der alle Wissensgebiete umfassenden harmonischen Ausbildung gelangte. Nur Gaben ohne Arbeitstrieb sind ein gefährliches Geschenk des Schicksals. Die verbummelten Genies sind solche Leute, denen die Thatkraft fehlt ihre Gaben zu brauchbaren Werten umzuprägen. Und gerade jene beiden Geistesfürsten, der eine auf dem Gebiete der bildenden Kunst, der andere auf dem Gebiete der Dichtkunst, hatten alle Anlage, wenn ihre Gaben nicht durch Arbeit gebändigt worden wären, auf die schlimmsten Wege zu geraten.

Wir hatten also gefunden, dass im allgemeinen eine Stellung oder ein Beruf um so angesehener ist, je umfassender der durch dieselben geschaffene Nutzen ist, je mehr geistige Kräfte und geistige Arbeit dazu nötig sind.

»Wer soll Meister sein? Der was ersann.«

Auf Grund dieses Satzes baut sich die heutige gesellschaftliche Gliederung auf. Eine Anzahl Ausnahmen kommen freilich vor. Oft macht das Geld einen Strich durch die ideale Rechnung. Aber im allgemeinen hat jener Satz doch seine Gültigkeit; und zwar mit vollem Recht. Denn es ist doch nicht gleichgültig, ob ich durch meine Arbeit einem Einzigen Vorteil bringe, oder ob ich Tausenden Nutzen schaffe. So viel mal eins weniger ist als tausend, so viel mal ist auch eine Arbeit, die nur einem andern Nutzen bringt, weniger wert, als eine Arbeit, von der Tausend Vorteil haben. Und wenn schon zuweilen für eine geleistete Arbeit die Bezahlung nicht derartig ist, dass sie dem erzielten Nutzen entspricht: die billige Anerkennung soll ihr wenigstens zu teil werden. So ist mit Recht ein guter Fürst der

geehrteste Mann im Lande, wenngleich er durchaus nicht immer der reichste ist. Durch die Arbeit, welche das Regieren mit sich bringt, nützt er allen seinen Unterthanen.

In seinem Aufsatz »Zur Rechtslehre und Politik« sagt Schopenhauer: »Der Landesvater ist allemal die nützlichste Person im Staat, deren Verdienste durch keine Zivilliste zu teuer vergolten werden können und wenn sie noch so stark.«

Der Grundsatz, je mehr geistige Kräfte notwendig sind zu einer Arbeit, desto geehrter ist sie, erscheint wohl einem Jeden einleuchtend. Auch die Sozialdemokraten handeln in Wirklichkeit nach diesem Grundsatz, indem sie ihren Führern doch grössere Anerkennung zu teil werden lassen, als einem beliebigen Unbedeutenden ihrer Genossen. Theoretisch aber erkennt die Sozialdemokratie jenen Satz nicht an; nach ihren Lehren soll vielmehr jede Arbeit gleichwertig sein. So schreibt Bebel in seinem Buch: »Die Frau«: dass jede der Gesellschaft nützliche Arbeit auch der Gesellschaft gleich wert sei. Die Gesellschaft habe keine Verpflichtung, das, was sie selbst erst möglich gemacht hat, besonders zu honorieren.

Aber die Sozialdemokratie wagt sich hier in einen Kampf gegen natürliche Gesetze, und ein solcher ist auf die Dauer immer aussichtslos.

Um zu zeigen, wie mit den grösseren Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und geistigen Kräfte auch das Ansehen wächst, diene ein Beispiel für viele: Der Hauslehrer, der nur einen oder zwei Schüler unterrichtet, steht in seiner sozialen Stellung unter dem angestellten Lehrer, weil letzterer zum Unterrichten einer ganzen Klasse auch mehr geistige Kräfte gebraucht, als jener. Angesehener wiederum als der Lehrer ist der Direktor einer Schule, dem die bedeutungsvolle Aufgabe der Leitung obliegt, ohne die eine Schule kein erfreuliches Ergebnis liefern könnte.

Überhaupt alle die Stufenfolgen der verschiedenen Ämter und Lebensstellungen geben Beispiele ab, und immer werden wir zu der Überzeugung geführt: Die Erfordernisse an die geistigen Kräfte wachsen im gleichen Masse, wie der Nutzen der Arbeit selbst, und je umfassender der gestiftete Nutzen, desto grösser ist auch die allgemeine Anerkennung. Der aber, der das Grösste geleistet, der ein Deutsches Reich geschaffen mit — wenns drauf ankommt — 6 Millionen ge-

schulter Soldaten, in deren Schutz 50 Millionen Deutsche sicher leben, der ist auch geehrt worden, wie keiner noch zuvor. Und wenn vor Jahren bei den Wallfahrten in den Sachsenwald, bei den herzerhebenden Huldigungen vieler Tausende in gewissen Kreisen von unwürdigem Personenkultus geredet und geschrieben wurde, so vergassen jene Nörgler, dass solche Ehrenbezeugungen doch nur der gebührende Dank waren für empfangene Wohlthaten, der Dank für eine Arbeit, deren Nutzen das ganze Volk, sie selbst mit eingeschlossen, alltäglich genoss und heute noch geniesst.

Wir kommen zum dritten Punkt, dem sittlichen Wert der Arbeit für jeden Einzelnen.

Es giebt nichts, was für die Vervollkommnung des Menschen geeigneter ist, als gerade die Arbeit; vielleicht ist sie sogar die einzige, die Menschen vervollkommnende Macht. Und darum ist sie eine sittliche That; denn alles, was zur Vervollkommnung der Menschheit dient, ist zugleich auch sittlich.

Die Arbeit, womöglich die geregelte Arbeit, ist ferner die Thätigkeit, welche allein volle Befriedigung im Menschen und damit auch Freude am Leben hervorzurufen im stande ist. Müssiggang ist aller Laster Anfang, und alltäglich können wir die Beobachtung machen, dass Leute, denen ein das Leben ausfüllender Beruf mangelt, nicht zu voller Befriedigung gelangen können. Erst nach der Arbeit schmeckt das Vergnügen. Tages Arbeit. Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste. Diejenigen Völker, bei denen die Arbeit verachtet war oder ist, haben auch kaum etwas zum dauernden Wohl der Menschheit gethan.

So sind z. B. die Türken für die Kulturgeschichte der Menschheit kaum von Belang. Nach einem alten griechischen Spruch muss erst der Schweiss fliessen, ehe man zur Tüchtigkeit gelangt, d. h. ernste Arbeit ist erst nötig, ehe man den Lohn ernten kann, der der Tüchtigkeit gezollt wird.

»Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis.« Noch mit andern Worten spricht Schiller diesen Gedanken aus:

> Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
> Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
> Nur des Hammers schwerem Schlag erweichet
> Sich des Marmors sprödes Korn.

oder:

> Beschäftigung, die nie ermattet,
> Die langsam schafft, doch nie zerstört,

Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der grossen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Und predigt nicht die grösste deutsche Dichtung, der Faust, in gleichem Sinne mit seinem Kerngedanken: Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen? Darum sind im höchsten Grade zu bedauern alle diejenigen, die nicht arbeiten können; das sind die wahrhaft Enterbten. Es ist deshalb eine herrliche Aufgabe und des Schweisses der Edlen wert, Arbeit und Arbeitsgelegenheit zu schaffen. Und das ist die oft einen grossen Aufwand geistiger Kräfte erfordernde Thätigkeit der Unternehmer, derselben Unternehmer, die von der Arbeiterschaft wegen ihres grösseren Verdienstes so häufig mit Missgunst oder Schlimmerem statt mit Dank bedacht werden.

Der billig Denkende wird für die erhöhte Verlustgefahr des Unternehmers auch den höheren Gewinn nur als gerechten Ausgleich ansehen.

Das Recht auf Arbeit ist ein häufig gehörtes Schlagwort der modernen Zeit. Man versteht darunter, dass die Gesamtheit dem Einzelnen das Recht verbürgen und dafür sorgen soll, dass jeder den seiner Natur und seinen Kenntnissen entsprechenden Arbeitskreis unter allen Umständen erhält. Man denkt in der Regel hierbei in zu einseitiger Weise nur an die Handarbeiter und Tagelöhner. Aber was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Wollte der Staat das angebliche Recht der Handarbeiter auf Arbeit anerkennen, dann müsste er in gleicher Weise den überzähligen Schulamtskandidaten Stellen besorgen, jedem, der sich zum Staatsdienst berufen fühlt, ein Amt geben, den praxislosen Ärzten Patienten verschaffen. Man sieht, sobald man sich das Recht auf Arbeit verallgemeinert denkt, führt es geraden Weges zur verkehrten Welt. Den Handarbeitern könnte der Staat das Recht auf Arbeit nur durch ein Ausnahmegesetz gewähren, und Ausnahmegesetze wollen ja die Sozialdemokraten in erster Linie nicht.

Im Mittelalter gab es ein Vorrecht der Arbeit. Die Mehrzahl der Arbeiten durfte nur von solchen geleistet werden, die das Recht dazu von der Gemeinde oder dem Staat durch Aufnahme in eine Zunft erhalten hatten. Darum wird in Wolffs Sülfmeister der Schuhmacher Daniel Spörken bestraft, weil er

einem Ratsherrn die Stiefeln mit Kaninchenfell gefüttert hatte. Das galt als Übergriff ins Kürschnerhandwerk.

Die moderne Zeit hat aufgeräumt mit den Vorrechten der Arbeit; heute hat ein jeder das Recht der Arbeit, d. h. es wird keinem verwehrt, einen Beruf nach Belieben zu ergreifen, ob er das dazu nötige Geld und die Gaben hat und wie sein Unternehmen ausfällt, das ist seine Sache und seine Sorge.

Wir sind am Schluss. Ich habe versucht, Ihnen den Begriff Arbeit von verschiedenen Seiten her zu beleuchten, sowie einen Massstab zu gewinnen für den Wert und Nutzen der einzelnen Arbeitsleistungen innerhalb der Gliederung des modernen Staates. Es bleibt mir nur noch übrig, ein Wort zu sagen über die deutsche Arbeit. Wie hoch gilt deutsche Arbeit im Wettbewerb der Welt? Nun, da brauchen wir uns nicht zu schämen. Deutsche Geistesarbeit gilt seit Jahrhunderten den andern Völkern als Vorbild. Man nennt uns das Volk der Denker, d. h. der geistigen Arbeiter. Aber auch in den meisten Zweigen der Industrie stehen wir heute kaum einem andern Volke nach. Die Eisen- und Stahlindustrie hat in mancher Beziehung selbst England überflügelt, und unser Schiffsbau schickt sich dazu an. Das made in Germany war einst erdacht, der deutschen Industrie zu schaden. Aber die deutsche Ware hat für sich selbst gesprochen, sodass jene Worte heute als Ehrenbezeichnung gelten und sogar in England gefälscht werden.

Hervorragende Arbeitsgenies haben die deutsche Arbeit zu Ehren gebracht; die Namen Borsig, Krupp, Schichau sind allbekannt, und viele andere wären noch zu nennen.

Mit gutem Beispiel ging auch der erste Kaiser des neuen Deutschen Reichs voran, der in ernstem Arbeits- und Pflichtgefühl als hochbetagter Greis noch die Worte sprach: ich habe keine Zeit müde zu sein. Und wir jetzt lebenden Deutschen dürfen das beruhigende Gefühl haben, dass sein Enkel, der heute an der Spitze des Reiches steht, ein Mann ist, der auch die Arbeit kennt.

B. Jahresbericht der Akademie

für das Geschäftsjahr 1899/1900.

Vom Sekretär der Akademie Prof. Dr. **Heinzelmann.**

I. Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Thätigkeit der Akademie vom 1. Juli 1899 bis zum 31. August 1900.

a. Die Sitzungen der Akademie wurden in üblicher Weise abgehalten. Es fanden während der Berichtszeit im ganzen 21 Sitzungen statt, 7 ordentliche, 5 öffentliche, 3 Festversammlungen, 6 Senatssitzungen und eine ausserordentliche Sitzung. Es sind im ganzen 14 wissenschaftliche Vorträge gehalten über folgende Gegenstände:

1. Goethes Stellung zu den höchsten Bildungsfragen.
2. Goethe und die Verdächtigungen seines Patriotismus.
3. Das klassische Altertum und die Entstehung der Nationen.
4. Land und Leute in Chile.
5. Der Zauber der homerischen Poesie.
6. Die Lehre vom Schönen.
7. Die englische Kirche.
8. Johann Matthäus Meyfart, ein Vorläufer Speners und ein Freund der Union.
9. Zur Hundertjahrfeier von Schleiermachers Monologen.
10. Die Inschrift von Ancyra, das Testament des Kaisers Augustus.
11. Horaz und sein Säculargedicht, ein Beitrag zur Geschichte der hellenischen Dichtweise in Rom.
12. Die Arbeit und ihre soziale Bewertung.
13. Der Petroleum-Trust.
14. Die Beziehungen zwischen dem Diesseits und Jenseits.

Gruppiert man die Vorträge nach den verschiedenen Wissenszweigen, so ergiebt sich folgende Tabelle:

2 philosophische, insbesondere
  1 kunstphilosophischer und
  1 religionsphilosophischer,
2 litterarische,
7 geschichtliche, insbesondere
  2 weltgeschichtliche,
  2 litterargeschichtliche,
  2 kirchengeschichtliche und
  1 kulturgeschichtlicher;
1 geographischer und
2 volkswirtschaftliche.

Fünf von diesen Vorträgen sind in diesem Hefte durch den Druck veröffentlicht (Nr. 3, 5, 9, 11, 12).

b. Folgende Veränderungen hat die Akademie während der Berichtszeit hinsichtlich ihrer Mitglieder erfahren:

1. Neu ernannt sind im ganzen 10 Herren:

a) Zum Ehrenmitgliede:
Herr Regierungspräsident von Dewitz in Erfurt;

b) zum Senatsmitgliede:
Herr Landgerichtsrat Dr. Jacobsen in Erfurt;

c) zum ordentlichen Mitglied:
Herr Gymnasialprofessor Dr. Pöhlig in Erfurt;

d) zu auswärtigen Mitgliedern:
Herr Gymnasialdirektor Schulrat Dr. Funck in Sondershausen,
„ Gymnasialprofessor Dr. Grössler in Eisleben,
„ Archivrat Dr. Jacobs in Wernigerode,
„ Dr. jur. Knappe, Kaiserl. Generalkonsul zu Shanghai in China,
„ D. Dr. Loofs, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S.
„ Archivar Francisco Mestre y Noé zu Tortosa in Spanien,
„ Dr. Suchier, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S.

2. Durch den Tod hat die Akademie folgende fünf Mitglieder verloren:

a) die Ehrenmitglieder:
Seine Königl. Hoheit den Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha in Gotha am 30. Juli 1900.
Seine Excellenz den Königl. Wirkl. Geheimen Rat Herrn D. Dr. L. Wiese in Potsdam am 25. Februar 1900;

b) das ordentliche Mitglied:
Herr Professor Dr. Beyer am 17. Juli 1900;

c) die auswärtigen Mitglieder:

Herrn Stadtrat Frenzel in Eisenberg am 26. Mai 1900,

Herrn Oberbibliothekar Geh. Hofrat Dr. W. Pertsch in Gotha am 17. August 1899.

c. An Druckschriften sind der Bibliothek der Akademie übersandt und zwar zunächst

1. als Geschenke folgende Werke von den Herren Verfassern:

a) Von Mitgliedern in Erfurt:

Axmann: Schaefer, Ueber die Wahrnehmung und Lokalisation von Schwebungen und Differenztönen. (S.-A. aus der Ztschr. f. Psychologie u. Physiologie d. Sinnesorgane I, 2).

Bärwinkel: Joh. Matthäus Meyfart, rector magnificus und senior ministerii evangelici in Erfurt, ein Vorläufer Speners und ein Freund der Union. (Programm der Gerstenbergfeier 1899).

Heinzelmann: Goethes Stellung zu den höchsten Bildungsfragen. Erfurt, Güther, 1900.

Loth: Die Neuorganisation der Fäkalienabfuhr in Erfurt. (S.-A. aus Nr. 5 der Korrespond.-Blätter des Allg. ärztl. Ver. v. Thüringen, 1899).

„ Beiträge zu einer Geschichte der medicinischen Fakultät, des Medicinalwesens und des ärztlichen Standes in Erfurt. (S.-A. aus Nr. 5—7 der Korresp.-Blätter des Allg. ärztl. Ver. v. Thüringen, 1900).

Pöhlig: Das grammatische Pensum im Lateinischen in den mittleren Klassen der Gymnasien, 2. Teil. (Beilage zu den Schulnachrichten des Kgl. Gymnasiums zu Erfurt, Ostern 1900).

Weitemeyer: Die Päpstin Johanna.

b) Von auswärtigen Mitgliedern:

Dobenecker: Regesta diplomatica nec non epistolaria historiae Thuringiae. II, 2.

Ecke: Die theologische Schule Ritschls. Berlin, Reuther & Reichard. 1897.

Grössler: Vorgeschichtliche Gräber und Funde im Amtsbezirke Burgscheidungen a. U. (Kreis Querfurt). (Abdruck aus: Mitteilungen a. d. Provinzial-Museum d. Prov. Sachsen zu Halle a. S. II. H., S. 70—104. Halle, O. Hendel, 1900).

„ Die geschichtliche Entwicklung des Mansfelder Kupferschieferbergbaues. Ein Gedenkblatt zur Feier seines 700jähr. Bestehens. Eisleben, Winkler. 1900.

Kolde: Die Heilsarmee, ihre Geschichte und ihr Wesen.

Menge: Einheitlichkeit des Unterrichts an höheren Schulen.

„ Niemeyer: Originalstellen griechischer und römischer Klassiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts.

Mestre y Noé: El arte en la Santa Iglesia Catedral de Tortosa.

Reinthaler: Der Religionsunterricht an den höhern Lehranstalten Preussens nach der Unterrichtsordnung von 1891.

„ Johann Hus. Ein Beitrag zu seiner Geschichte.

Scheibner: Zur Theorie des Legendre-Jacobischen Symbols $\left(\frac{n}{m}\right)$.

Schreiber: Gustav Adolfs Feldlager und Verschanzungen bei Schwedt a/O.

Suchier: 5 neue Handschriften des provenzalischen Rechtsbuches Lo Codi.

„ Französische Litteraturgeschichte. Die ältere Zeit. Von der Urzeit bis zum 16. Jahrhundert.

Ütterodt zum Scharffenberg: Der Hospitalbrand (gangraena nosocomialis) im deutschen Reichsheere während der Belagerung von Metz durch Kaiser Karl V. im Oktober, November und Dezember 1552.

Voretzsch: Festrede zur Feier des 80jährigen Bestehens der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes.

„ Das Eisenberger Gregoriusfest vor 200 Jahren.

c) Von Charles Janet, Vice-Président de la Société Zoologique de France, Paris:

1. Etudes sur les Fourmis, les Guêpes et les Abeilles, Note 17—19.
2. Sur les Nerfs de l'Antenne et les Organes chordotonaux chez les Fourmis.
3. Sur le Système glandulaire des Fourmis.
4. Réaction alcaline des chambres et galeries des nids de Fourmis. Durée de la vie des Fourmis décapitées.
5. Sur un organe non décrit servant à la fermeture du réservoir du venin, et sur le Mode de fonctionnement de l'aiguillon chez les Fourmis.
6. Sur le mécanisme du vol chez les Insectes.

2. Die gelehrten Gesellschaften, Akademieen und Vereine des In- und Auslandes, deren Schriften uns im Tauschverkehr zugegangen sind, finden sich unten (Nr. Vb.) verzeichnet. Wir bitten das Verzeichnis zugleich als Empfangsbescheinigung für diejenigen Sendungen anzusehen, deren Empfang wir nicht durch eine besondere Karte testiert haben, namentlich für die laufenden Zeitschriften.

d. Unsre im vorigen Hefte an die verehrten auswärtigen Mitglieder der Akademie gerichtete Bitte, uns unmittelbar nach dem Empfange des Jahrbuches durch eine kurze Notiz darüber zu benachrichtigen, ist zu unserem Bedauern nur von einem geringen Teile der Mitglieder erfüllt. Wir sehen uns daher genötigt, dieselbe hiermit auf das dringendste zu wiederholen.

e. Einige Mitteilungen aus der Chronik der Akademie mögen unsern diesjährigen Bericht schliessen.

1. Am 21. April d. J. ging dem Vicepräsidenten der Akademie, Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele, und dem Sekretär

der Akademie, Prof. Dr. Heinzelmann, durch den Regierungspräsidenten Herrn von Dewitz zu Erfurt die erfreuliche Nachricht zu, dass Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach gnädigst geruht haben, denselben das Ritterkreuz 1. Abteilung Höchstseines Hausordens der Wachsamkeit oder vom weissen Falken zu verleihen; zugleich wurden ihnen die Ordensinsignien nebst Diplom und Statuten eingehändigt. Das Diplom ist vom 11. April 1900 datiert. Mit ehrfurchtsvollstem Danke hat die Akademie die hohe, ihren beiden Vertretern durch die ausserordentliche Gnade Seiner Königlichen Hoheit zuteil gewordene Auszeichnung entgegengenommen.

2. Sodann verfehlen wir nicht mit ehrerbietigstem Dank an dieser Stelle hervorzuheben, dass Seine Excellenz der Herr Staatsminister Dr. Studt auch für das laufende Geschäftsjahr auf eine besondere Eingabe des Vicepräsidenten der Akademie Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele einen ausserordentlichen Zuschuss von 300 Mark aus Staatsmitteln für die Zwecke der Akademie hochgeneigtest bewilligt hat.

3. Unsre Akademie befand sich in der angenehmen Lage, während des verflossenen Geschäftsjahres ausser der alljährlich am 26. Januar stattfindenden Festversammlung zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages ihres erlauchten Protektors, Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preussen Wilhelms II. noch zwei ausserordentliche Festversammlungen abzuhalten, die eine am 27. August 1899 zur Vorfeier des hundertjährigen Geburtstages Goethes, die andere am 10. Januar 1900 zur Feier der Jahrhundertwende. Es gereicht uns zu besonderer Freude, auch in dieser Stelle dem Männergesangverein »Arion« für die an allen drei Festversammlungen unter der kundigen Leitung des Herrn Musikdirektors Rudolph vorgetragenen, geschmackvollen Gesänge unsern wärmsten Dank abzustatten.

4. Die diesjährigen fünf öffentlichen Vorträge der Akademie wurden am 18. Oktober, am 1., 8., 15. und 29. November in der Aula des hiesigen Königl. Gymnasiums gehalten von den Herren Universitätsprofessor Dr. K. J. Neumann aus Strassburg, Oberlehrer Dr. Paul Stange in Erfurt, Rektor der Landesschule zu Pforta Professor Dr. Muff, Stadtschulrat Dr. Brinckmann in Erfurt und Universitätsprofessor D. Nippold aus Jena. Wir sagen den verehrten Herren auch an dieser Stelle für ihre freundlichen Bemühungen unsern aufrichtigsten Dank. Zu unsrer Freude durften wir als Gesamterlös aus dem Verkauf der Billette für die öffentlichen Vorträge in diesem Jahre 188 M. 95 Pfg. an den Fonds des Kaiser-Wilhelm-Denkmals hierselbst abliefern. Letzteres, von Professor Brunows Meisterhand entworfen, ist nunmehr fertiggestellt und am 25. August 1900 im Beisein der Majestäten des Kaisers und der Kaiserin

unter dem Jubel der Bevölkerung enthüllt worden. Zu diesem herrlichen Feste waren der Vicepräsident und der Sekretär der Akademie als Ehrengäste von dem wohllöblichen Magistrate der Stadt Erfurt geladen worden.

5. Wie wir bereits im vorigen Jahresbericht mitteilten, hatte sich im Mai des Jahres 1899 ein Erfurter Komitee zur Errichtung eines Goethe-Denkmals in Strassburg unter dem Vorsitze des Sekretärs der Akademie gebildet. Im Oktober ej. a. konnten die Sammlungen für das Denkmal geschlossen werden. Obwohl gleichzeitig die Wohlthätigkeit der Bürgerschaft Erfurts aufs höchste in Anspruch genommen war, so konnte das Komitee doch eine verhältnismässig recht namhafte Summe — im ganzen 557 M. 80 Pfg. — an das Strassburger Komitee abliefern. Der Vorsitzende desselben, Herr Universitätsprofessor Dr. E. Martin, stattete dafür dem Komitee in einem an den Sekretär der Akademie gerichteten Schreiben vom 22. Oktober 1899 den herzlichsten Dank ab. Dieses Schreiben ist bald darauf im »Allgemeinen Anzeiger« hierselbst veröffentlicht und so zur Kenntnis der opferbereiten Geber gebracht worden. Damals haben die Gesamtbeiträge die Höhe von 110000 M. erreicht. Jetzt sind dieselben, wie wir aus einem soeben von Herrn Professor Dr. Martin uns gütigst übersandten Bericht (Das Strassburger Standbild des jungen Goethe. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens. Bd. XVI) ersehen, auf 135000 M. angewachsen; das Preisausschreiben ist veröffentlicht, die Frist zur Einsendung der Entwürfe für das Strassburger Denkmal läuft am 31. August d. J. ab. — Es ist uns ein Bedürfnis, denjenigen Mitgliedern des Erfurter Komitees noch besonders zu danken, die ihre persönlichen Bemühungen in den Dienst der nationalen Sache gestellt haben, vor allen Herrn Justizrat Dr. Weydemann, Herrn Direktor der Thuringia Dr. Ludewig und dem Rendanten der Thuringia Herrn Schumann, Herrn Oberstleutnant Kubale, Herrn Oberlehrer Dr. Martens. Mit besonderem Dank gedenken wir hier auch des der Wissenschaft nach menschlichem Ermessen leider zu früh durch den Tod entrissenen Herrn Professor Dr. Beyer, der das mühevolle Amt eines Schriftführers des Komitees gütigst übernommen hatte. Vergl. unten den Nekrolog im Abschnitt III.

6. Am 30. Juli d. J. ward durch das Hinscheiden Seiner Königlichen Hoheit des Herzogs Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha, eines Ehrenmitglieds unsrer Akademie, das Herzogliche Haus und die Herzogtümer Coburg und Gotha von einem schweren Verluste betroffen. Der Sekretär sandte am 2. August namens der Akademie ein Kondolenzschreiben an das Herzoglich Sächsische Staatsministerium. Seine Excellenz der Herzoglich Sächsische Staatsminister Herr Dr. von Strenge ersuchte den Sekretär in einem verbindlichen Schreiben vom 10. August d. J. der Königl. Akademie den Dank

der Herzogl. Staatsregierung für die im obigen Schreiben bezeugte Teilnahme zum Ausdruck bringen zu wollen.

7. Schliesslich gedenken wir hier noch mit aufrichtiger Teilnahme zweier erfreulicher, ein Ehrenmitglied und ein Senatsmitglied unsrer Akademie betreffende Ereignisse.

a. Am 30. August d. J. feierte das Ehrenmitglied der Akademie, der berühmte Historiker Professor Dr. Theodor **von Sickel**, Sektionschef und Direktor des Instituto Austriaco di studii storici in Rom, das seltene Fest seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums. Am 18. Dezember 1826 zu Aken an der Elbe in der Provinz Sachsen geboren, besuchte er, während sein Vater Direktor des Erfurter Lehrerseminars war, das Königl. Gymnasium zu Erfurt und später, als sein Vater eine Pfarrstelle angenommen hatte, das Pädagogium des Klosters U. L. Fr. in Magdeburg, das er 1845 mit dem Reifezeugnis verliess. Er studierte anfangs in Halle Theologie, dann in Berlin klassische Philologie und Geschichte und promovierte am 30. August 1850 in Halle. Nachdem er zwei Jahre die école des chartres in Paris besucht und dann die Archive von Mailand, Venedig und Wien durchforscht hatte, wurde er 1857 ausserordentlicher, 1867 ordentlicher Professor an der Universität zu Wien, 1892 Direktor des österreichischen historischen Instituts in Rom. Durch Wiederaufnahme des Studiums der Diplomatik hat er Schule gemacht und der Wissenschaft neue Wege gewiesen. Als erster Autorität auf dem Gebiete der Urkundenlehre wurde ihm bei der Neugestaltung der Monumenta Germaniae historica die Abteilung anvertraut, welche unter seiner Leitung die Urkunden der deutschen Kaiser von 911—1002 herausgab. Als die von König Max II. in München gestiftete Historische Kommission 1897 ihren dritten Präsidenten A. von Arneth verlor, wurde Sickel zu seinem Nachfolger erwählt. Unter den zahlreichen epochemachenden Werken, die ihm den Namen eines Gelehrten von europäischem Ruf verschafft haben, seien hier nur erwähnt »Beiträge zur Diplomatik«, »Acta regum et imperatorum Carolinorum«, »Zur Geschichte des Konzils von Trient« und vor allem das Prachtwerk: »Kaiserurkunden in Abbildungen«, das er zusammen mit Heinrich von Sybel herausgegeben hat. 1884 wurde er in den Ritterstand erhoben, 1889 lebenslängliches Mitglied des österreichischen Herrenhauses. Seit 1876 korrespondierendes Mitglied der philosophisch-historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, ward er am 20. März d. J. anlässlich ihrer Zweihundertjahrfeier zu ihrem auswärtigen Mitgliede erwählt. Das ihm von der philosopischen Fakultät der Universität Halle zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum übersandte Diplom würdigt seine Verdienste um die Wissenschaft zugleich vom nationalen Standpunkte mit folgenden schönen Worten: Non modo ad studiorum historicorum per imperium Austriacum florem et profectum mirum quantum redundavit fructus

atque emolumenti, sed etiam antiqua patria, quam unice diligebat, non minora beneficia ei accepta fert, ut tota eius vita luculentissimum praebeat testimonium illius arctissimae necessitudinis, quam inter utrumque imperium et nunc intercedere et in perpetuum mansuram speramus. Seit dem Jahre 1897 ist Herr Dr. von Sickel Ehrenmitglied unserer Akademie. Sie bezeugte ihre Teilnahme an dem seltenen, von ihm begangenen Feste in einem vom Sekretär der Akademie an ihn abgesandten Schreiben, das der Jubilar aufs freundlichste erwiderte. Möchte es dem greisen Gelehrten vergönnt sein, noch recht lange in frischer Schaffenskraft für die Erforschung unserer deutschen Geschichte thätig zu sein!

b. Ein nicht minder ungewöhnliches Fest wird demnächst ein hochbetagtes, ehrwürdiges Mitglied unseres Senates begehen. Am 8. Oktober d. J. werden 50 Jahre verflossen sein, seit Herr Apotheker Dr. **Biltz** in unsere Akademie als ordentliches Mitglied aufgenommen ward. Durch eine wichtige Entdeckung über das Chloroform und mehrere darauf bezügliche Abhandlungen und Schriften hatte er früh die Aufmerksamkeit der Fachgenossen und Gelehrten auf sich gelenkt. Als er am 24. Februar 1864 Mitglied des Senates geworden war, hatte er die Ehre, vor Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Adalbert von Preussen, der als zeitiger Präsident der Akademie Erfurt besuchte, einen Experimentalvortrag über Ozon zu halten. Am 4. Juni 1867 übernahm er an Stelle des am 28. April ej. a. verstorbenen Dr. Bucholz das Amt eines Rendanten der Akademie, das er noch jetzt in gewohnter Rüstigkeit verwaltet. In freudiger Anerkennung der hohen Verdienste, die sich unser ehrwürdiger langjähriger Rendant zugleich um die Verwaltung des Vermögens der Akademie wie um die Wissenschaft erworben hat, haben wir ihm zu dem seltenen Feste seiner 50jährigen Mitgliedschaft das diesjährige Heft unserer Jahrbücher gewidmet. Möchte dem hochverehrten Senatsmitgliede noch ein langer, ungetrübter Lebensabend im Kreise der werten Seinigen beschieden sein!

II. Sitzungsberichte.

1. Erste Festversammlung am 27. August 1899.

Die Akademie hielt zur Vorfeier des 150jährigen Geburtstages Goethes eine Festversammlung ab, in welcher der Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann die Festrede hielt über das Thema: »Goethes Stellung zu den höchsten Bildungsfragen.« Er feierte im Eingang Goethe als den

Vater der neuzeitlichen Bildung, sofern das Ziel dieser Bildung in der harmonischen Ausgestaltung der Persönlichkeit besteht. Dieser Bildung Meister und Muster ist Goethe in einer Person. Denn das Wesen wahrer Humanität hat Goethe nicht bloss in den unsterblichen Werken seiner Dichtkunst, sondern auch an sich selbst durch die Uebung einer einzigartigen Lebenskunst zur anschaulichen Darstellung gebracht. Nicht sofort war der Meister geboren. Auch er hat sich durch Irrungen und Einseitigkeiten hindurch zur Wahrheit durchringen müssen. Der Weg, den er dabei genommen, ist durch drei deutlich von einander zu unterscheidende Abschnitte bezeichnet, die vom Redner in dem ersten Hauptteil seiner Ausführungen skizziert wurden. Erst in dem dritten Abschnitt seines Bildungsweges, in welchem der hochgespannte Idealismus seiner ersten Periode mit der dem Realen und Sinnlich-Wirklichen zugewandten Grundstimmung seiner zweiten Periode zu einer höheren Einheit verbunden ist, steht Goethe auf der Höhe seiner Entwickelung, einem Dome vergleichbar in der künstlerischen Vollendung seiner Persönlichkeit. Von der hellenischen Vergötterung der durch die Kunst veredelten schönen Sinnlichkeit wendet er sich ab, die von Kant aufgestellte Idee des kategorischen Imperativs der Pflicht gewinnt, wenn auch in modificierter Form, in dem Dichter Macht, und sein gesamtes Thun und Dichten erhält durch den Gedanken einer sittlichen Weltordnung, durch die Beziehung auf das schlechthin Höchste, auf Gott, seine religiöse Weihe. Welche Stellung der auf der Höhe des Lebens stehende Dichter zu den höchsten Fragen der Bildung, und zwar insbesondere zu den ethischen und religiösen Lebensfragen, eingenommen hat, ward nun vom Redner in dem zweiten Hauptteil seines Vortrages ausgeführt. Die allgemeine sittliche Aufgabe des Menschen ist, sich zum sittlichen Charakter zu entwickeln. Dies geschieht, wenn er »Demjenigen eine stete Folge giebt, dessen er sich fähig fühlt«, d. h. in seinem Beruf. Das Endziel aber aller Thätigkeit des Menschen ist nicht das eigene Wohl, sondern das anderer, damit »der allgemeine sittliche Weltbund« zu stande komme. Durch »die That der Liebe« befreit sich der Mensch aus den Banden der Selbstsucht. Die höchste sittliche Forderung heisst: Thu' deine Pflicht; Pflicht ist ihm aber, »wo man liebt, was man sich selbst befiehlt«. Das Sichselbstbefehlen hat freilich sein Hindernis in »gewissen Erscheinungen an der menschlichen Natur, welche uns nötigen, ihr eine Art von radikalem Bösen, eine Erbsünde zuzuschreiben«. Doch steht der Erbsünde auch eine Erbtugend gegenüber, welche in der Thatsache des Gewissens ihr Dasein beweist. »Ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust,« »ach, dass wir doch dem reinen stillen Wink des Herzens nachzugehn so sehr verlernen.« Widersetzt sich der Mensch dem Gewissen, so entsteht in ihm »die Verworrenheit«,

ein unheilvoller Zustand, von dem er sich nur frei halten kann durch eine »beständige Gesinnung«. Diese aber im Menschen zu begründen vermag allein die Religion, die Frömmigkeit. Frömmigkeit ist »das Mittel, um durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen«, und der Glaube ist der wahre, der sich in der Hervorbringung jener Gemütsruhe, oder des »Friedens Gottes, welcher mehr als Vernunft beseligt«, am fruchtbarsten erweist. Die Spuren Gottes schaut Goethe in den Erscheinungen des Universums, seine Naturbetrachtung ist ihm Gottesdienst. Von Pantheismus ist er gleichwohl fern, denn die Natur ist ihm nur »die materielle Unterlage, um auf dieser eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen«. Diese Worte fordern einen persönlichen Gottesbegriff, und diese oberste vernünftig leitende Macht ist auch die Leiterin aller einzelnen Geschicke der Menschen, sie begünstigt das Fortschreiten des Menschen auf der richtigen Bahn seiner Thätigkeit. Die Hauptäusserungen der Frömmigkeit aber sind Dank, vertrauensvolle Hingabe, Ehrfurcht; Ehrfurcht auch gegen jede menschliche, besonders aber gegen die geniale Individualität als einer besonderen Offenbarung Gottes. Ferner endlich auch die Hoffnung und der Glaube an den Sieg der sittlichen Weltordnung und an die Vollendung der einzelnen Menschenseele im Jenseits, wo alles Lebendige von der allmächtigen Liebe zum Ziel seines Daseins gebracht werden wird. Im abschliessenden Ueberblick über die von ihm ausgeführten Gedanken sprach der Vortragende das Urteil aus, dass Goethe, der Dichter des »weltlichen Evangeliums«, dem innersten ethischen Gehalt des Christentums so nahe gekommen sei, wie kein zweiter weltlicher Dichter, uns bis dicht an die Pforte des rechten Evangeliums von der Gnade und Wahrheit aus Gott führe; das Beispiel Goethes zeige, wie das biblische Christentum die Grundlage bleiben müsse, auf der allein auch der moderne Mensch das Ziel der Bildung, die Ausgestaltung seiner Persönlichkeit, erreichen könne.

2. Erste ordentliche Sitzung am 13. September 1890. Herr Professor Dr. Herwig liest über: »Goethe und die Verdächtigungen seines Patriotismus«. In einem 1871 erschienenen Aufsatze »Ein unpatriotischer Vers Goethes« bemerkt Michael Bernays, vermutlich würden die Deutschen nach dem Jahre 1870 von der bedenklichen Untersuchung, ob und inwiefern den deutschen Männern, welche zuerst wieder den deutschen Geist zum Bewusstsein seiner selbst gebracht hätten, auch die gehörige Gattung von Patriotismus eigen gewesen sei; vor allen werde Goethe noch auf lange Zeit hinaus ein Lieblingsgegenstand solcher scharfsinnigen Untersuchungen bleiben. Indes die Erörterung der Frage, inwiefern man dem Verfasser des Götz und des Faust eine vaterländische Gesinnung zuerkennen dürfe,

führe zu keinem festen Endziele, und die Wage des Streites schwanke herüber und hinüber. Bedenklich in der That muss diese Erörterung erscheinen; denn zahlreich sind die, welche den rechten Patriotismus an Goethe vermissen und ihn dieserhalb herb tadeln, zahlreich aber auch seine Verteidiger, die mit grossem Eifer den Angeschuldigten, wenn nicht freisprechen, doch zu entlasten versuchen. Dennoch rechtfertigt wohl die hundertundfünfzigste Wiederkehr seines Geburtstags eine neue Besprechung dieser Frage, zumal neuere Publikationen den Dichter auch als Patrioten in günstigerem Lichte erscheinen lassen. Anlass zur Verdächtigung seiner vaterländischen Gesinnung hat Goethe freilich gegeben, einmal durch eine gewisse als Teilnahmlosigkeit erscheinende Zurückhaltung gegenüber den Tagesereignissen überhaupt und insonderheit gegenüber den grossen Ideen, welche die Seele des deutschen Volkes seiner Zeit bewegten, dann auch durch befremdende Äusserungen über Vaterlandsliebe und Volk im allgemeinen und besonders über Deutschland, das deutsche Volk und dessen Freiheitsbestrebungen. Dadurch verletzte er um so mehr, je mehr Anerkennung er für die hochkultivierte Nation der Franzosen, je mehr vénération profonde er für deren Kaiser zur Schau trug, ging er doch noch 1814, wo alles Napoleonische bereits verfemt war, mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt in Wiesbaden einher, bis ihm mitgeteilt wurde, wie peinlich das Publikum von diesem »Pentagramma« berührt werde. Natürlich wurde allerlei Tadel laut über den Dichter ohne vaterländische Gesinnung, den Volksfeind, den Reaktionär, den Fürstenknecht, und so wenig er sich im ganzen um das kümmerte, was über ihn geschrieben wurde, zu Ohren kam es ihm. Wie verhielt sich Goethe solchen Verdächtigungen gegenüber? Öffentlich reagierte er gar nicht, sondern trieb in zurückhaltender Beobachtung der Dinge da draussen sein poetisch-wissenschaftliches Wesen weiter. Er lebte in seinem »Schneckenhause« scheinbar ein Egoist, scheinbar unbekümmert durch die menschlichen Dinge, wie Epikurs Götter in den Intermundien, in Wirklichkeit aber mit der Gottesgabe des reinen Gemüts, »wo die Welt sich, die ewige, spiegelt«, ihrem Zusammenhange und der Gesetzmässigkeit ihrer Erscheinungen nachsinnend, dann und wann wohl im Banne augenblicklichen Unmutes in geschichtlichen und politischen Fragen Anfechtbares behauptend, im allgemeinen aber nicht rasch urteilend, wo er nicht klar durchschaute, und darum öfter als Prophet gepriesen, wo andere ihr vorschnelles Urteil durch den Erfolg widerlegt sahen. Und die durch ruhiges Beobachten gewonnenen Urteile hat Goethe durchaus nicht unterdrückt; er erleichterte sein Herz, indem er sie in Gedichten niederlegte. Nur pflegte er diese Aufzeichnungen zu verbrennen; erst als sein Sohn August aus Pietät dergleichen sammeln wollte, überliess er sie ihm, »um ihm den Spass nicht zu verderben«. Auf den Markt zu jedermanns Kenntnis und

leichtem Verständnis brachte er seine Ansichten über die Vorgänge der äusseren Welt nicht, auch privatim liess er sich nicht mit jedem in eine politische Unterhaltung ein, so dass bei den Zeitgenossen die übertriebene Vorstellung entstand, er sei kein Freund solcher Gespräche. Nur in Unterhaltungen mit vertrauten Freunden einerseits und in rätselhaften Dichtungen andererseits äusserte sich Goethe über Tagesereignisse, über Deutschlands gegenwärtige und zukünftige Gestaltung, über seine eigene Stellung zur Nation, über deren Freiheitsbestrebungen, dort in klaren Worten, hier in symbolischer Darstellung, in den Dichtungen vornehmlich sein politisches Glaubensbekenntnis niederlegend, in den Gesprächen daneben Stellung nehmend zu den Verdächtigungen seiner vaterländischen Gesinnung. Er machte durchaus Ansprüche auf den Titel eines Patrioten. Von »Römerpatriotismus« will er allerdings nichts wissen, aber als moderner Bürger und als Dichter glaubt er seine Schuld gegen das Vaterland gethan zu haben. Und wie warm patriotisch er empfand, beweisen Zeugnisse von Männern, die er einer Unterhaltung über Politik würdigte. So fasst Hofrat Luden den Eindruck von einer solchen Unterhaltung im November 1813 in die Worte zusammen: »In dieser Stunde bin ich auf das Innigste überzeugt worden, dass diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den grossen Ereignissen und wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und den Dingen wohl entschliessen musste.« Angenehm enttäuscht berichten unter anderen auch zwei junge Schwaben, welche Goethe mitteilten, es sei Hoffnung auf einen Anschluss Preussens an den süddeutschen Zollverein: Der Dichter habe mit freudigem, tief aus der Brust geholtem Tone geäussert: »Also doch ein Band mehr zur Einigung Deutschlands!« Geradezu prophetisch verkündete er schon früh in den Weissagungen des Bakis, und zwar in der sechsten Weissagung dieser seiner symbolischen Dichtung den Weg, auf welchem die von keinem mehr als von ihm ersehnte Einheit Deutschlands sich naturgemäss vollziehen musste. Nahm er auch nicht teil an den Kämpfen seiner Zeit, so nahm er es doch sehr ernst mit seinem Dichterberufe, und gerade dadurch gewann er dem lange zurückgesetzten deutschen Volke die Bewunderung der Nachbaren, die in ihm die höchste Verkörperung deutschen Geisteslebens erkannten und noch erkennen. Was man von echter Poesie billig erwarten darf, die erhebende und befreiende Wirkung, das hat Goethe in seinen tiefsinnigen Schöpfungen reichlich geboten. Und da neuere Publikationen Herder, der

Goethe ebenso und noch mehr als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wissen wollte, recht geben, so muss die deutsche Nation seinen Tyrtäus in höherer Potenz, trotz aller Verdächtigungen, neben dem poetischen Lorbeer auch die Bürgerkrone zuerkennen.

3. Erste Senatssitzung am 18. September 1899.

4. Erste öffentliche Versammlung am 18. Oktober 1899. Herr Universitätsprofessor Dr. K. J. Neumann aus Strassburg hält einen freien Vortrag über: »Das klassische Altertum und die Entstehung der Nationen.« Dieser Vortrag ist in diesem Hefte vollständig abgedruckt.

5. Zweite öffentliche Versammlung am 1. November 1899. Herr Realgymnasial-Oberlehrer Dr. Paul Stange hält einen Vortrag über: »Land und Leute in Chile.« Der Vortragende gab ein Kulturbild des heutigen Chile, wie es durch geographische Bedingungen und historische Entwickelung geworden ist. Er gab zunächst eine, wenn auch in grossen Zügen gehaltene, dennoch so typische Beschreibung des Landes, dass der Hörer sich wohl ein Bild von der paradiesisch schönen Natur dieses so reich gesegneten Landes vor seinem geistigen Auge entwerfen konnte. Eine treue und fesselnde Wiedergabe war vor allem die Schilderung der wunderbaren Alpenwelt der Magellanländer mit ihren immergrünen Buchen-, Myrten und Fuchsienwäldern. Auf dieser geographischen Grundlage baute sich sodann die historische Entwickelung des Landes auf, die sich vor allem im centralen Chile, seit 1881 nach dem peruanisch-bolivianischen Kriege auch in den reichen Salpeterdistrikten des wüstenhaften Nordens der Republik abspielte. In diesem völkerpsychologisch so interessanten Teile des Vortrages leitete der Vortragende die heutigen gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes aus der Besiedlungsgeschichte des Landes ab, und zwar von der Zeit, wo der erste Conquistador Chiles, Pedro de Valdivia, im Jahre 1540 chilenischen Boden betrat. Der 300jährige Kampf mit den von unbändigem Freiheitssinn belebten Eingeborenen, den von den Spaniern Araukaner genannten Autochthonen, erzog hier am schmalen Westsaum der Südsee und vom atlantischen Tieflandgebiete durch die gewaltige Cordillere abgetrennten Chile ein strebsames, geistig regsames Geschlecht, das sich vorteilhaft von den Bewohnern des übrigen spanischen Amerikas unterscheidet, das in der Wertschätzung einer gesunden Volksbildung die Zukunft seiner politischen Grösse sichert. Und in diesem Lande hat auch das deutsche Element eine Heimstätte gefunden; hier entwickelt es sich kräftig und ist in volkswirtschaftlicher Beziehung ein wichtiger Faktor im nationalen Leben des Landes geworden.

6. Dritte öffentliche Versammlung am 8. November 1899. Der Rektor der Landesschule zu Pforta, Herr Professor Dr. Muff, hält einen freien Vortrag über das Thema: »Der

Zauber der homerischen Poesie.« Der Vortrag ist in diesem Hefte vollständig abgedruckt erschienen.

7. Vierte öffentliche Versammlung am 15. November 1899. Herr Stadtschulrat Dr. Brinckmann hält einen Vortrag über »Die Lehre vom Schönen.« Es wurden von dem Redner zunächst die verschiedenen Streitfragen über das Wesen des Schönen besprochen, ob es rein an den Dingen hafte, objektiv sei, oder ob es nicht vielmehr erst in der Seele des Beschauers subjektiv erzeugt werde, ob es rein auf der schönen Form oder auf dem schönen Inhalt beruhe, und an Beispielen das ganz Überflüssige aller solcher Streitfragen, die das Schöne einseitig fassen wollen, nachgewiesen. Das Schöne lässt sich eben nicht begriffsmässig erklären, auch die Definition »Schönheit ist Zweckmässigkeit« ist falsch, ebenso sind die Versuche, es aus geometrischen Proportionen (goldener Schnitt) zu erklären, erfolglos geblieben. Wenn aber auch die Wissenschaft vom Schönen, die Aesthetik, keine feste philosophische Grundlage hat. so hat sie doch sehr beachtenswerte Grundsätze, Prinzipe, für die Erklärung der Wirkung des Schönen auf den Beschauer aufgestellt, und diese Prinzipe des ästhetischen Gefallens und Missfallens sind in der heutigen Ästhetik zunächst das Wertvollste, weil sie das praktisch Brauchbarste sind. Als solche Prinzipe wurden eingehender entwickelt das Prinzip von der Verknüpfung des Mannigfaltigen zur Einheit, das Prinzip der Assoziation und das Prinzip des Kontrastes und mit vielfachen Beispielen aus allen Kunstgebieten, der Baukunst, Plastik, Malerei und Poesie erläutert.

8. Fünfte öffentliche Versammlung am 29. November 1899. Herr Universitätsprofessor D. Nippold aus Jena hält einen Vortrag über »Die englische Kirche«. Es wurde von dem Vortragenden zunächst ein Überblick gegeben über die Geschichte Englands seit den Tagen der Reformation. Zwar spielt Fürstenwillkür bei der Einführung der Reformation auf britischem Boden eine hässliche Rolle — man denke an den Ehescheidungsprozess Heinrichs VIII. — doch nicht in dem Grade. wie man gewöhnlich annimmt und übelwollende Kritik es darstellt. Das britische Volk, vorbereitet durch seinen Johann Wiclif. angeregt durch die deutsche Reformation, bekannte sich zu dem Grundsatz: no popery, no slavery. Der König führte aus, was der tiefste Herzenswunsch der Nation war: »Los von Rom!« Der innere Ausbau dieser neuen Kirchenbildung geschah dann nach dem blutigen Zwischenregiment der katholischen Maria unter der segensreichen Regierung der jungfräulichen Königin Elisabeth und nach Überwindung der romanistischen Tendenzen der nachfolgenden Könige aus dem Hause Stuart, unter dem weisen Regiment des aus Holland herbeigerufenen Wilhelm III. Die Grösse Englands, das lehrt ein Blick in die Geschichte, steht und fällt mit der Reformation. Seit es in den Tagen des grossen Oraniers seine Geistesfreiheit wieder erlangt hatte, nahm Grossbritannien

seinen mächtigen Aufschwung nach aussen und innen, nicht zum wenigsten auch auf dem Gebiet wissenschaftlicher Forschung. Das gegenwärtige Jahrhundert brachte das Prinzip religiöser Duldung zum Abschluss. Nachdem die bischöfliche Kirche ihrer Vorrechte als Staatskirche entkleidet worden ist, stehen die drei grossen auf dem Boden des Evangeliums ausgebildeten Parteien, Episkopalkirche, Presbyterianer und Independenten, friedlich neben einander. Es regt sich aber auch eine starke kontrareformatorische Strömung, die um so gefährlicher ist, als sich unter der Zahl der Kleriker geheime Katholiken befinden, die mit Anwendung jesuitischer Taktik bemüht sind, die Kirche der Reformation unter das Joch des Papsttums zurückzuführen. Auf die zur Abwehr dieser Gefahr ergriffenen Massregeln, insonderheit auf die eigentümlichen Verhältnisse der bischöflich verfassten Kirche, der sog. Hochkirche, die den Angriffen des Lord Halifax und anderer Anhänger Roms in hervorragender Weise ausgesetzt ist, ging dann der Vortragende über und konnte auf Grund seiner vorigjährigen Studienreise das innerkirchliche Leben durch mancherlei interessante Bilder veranschaulichen. So wurde uns der in Bradford abgehaltene Kirchenkongress vorgeführt, der ähnliche Tendenzen verfolgt, wie der evangelische Bund in Deutschland und durch eine Predigt des Erzbischofs von York, ein kräftiges Zeugnis gegen den Romanismus, eingeleitet wurde. Überhaupt stehen beide Erzbischöfe und fast sämtliche Bischöfe Englands entschieden auf dem Boden des Evangeliums und im Kampfe wider die papistischen Bestrebungen, vor allen der Erzbischof von Canterbury, der die Würde eines Primas der englischen Kirche bekleidet. Ihn konnte Redner auf einer Visitationsreise durch seinen Sprengel begleiten und seine entschiedene Frontstellung gegen romanisierende Tendenzen, z. B. gegen die Ohrenbeichte, konstatieren. Auch in ein stilles ländliches Pfarrhaus führte uns der Vortragende und zeigte uns in der Person des bejahrten geistesfrischen Reverend X. das Bild eines hochgebildeten und weitgeachteten Pfarrherrn der englischen Kirche. Was bei England so wohlthuend berührt und für uns Evangelische in Deutschland beschämend ist, ist das allgemeine Interesse der Gebildeten aller Stände für kirchliche Angelegenheiten, die höchststehenden und gebildetsten Laien schämen sich des Evangeliums nicht. Redner sieht daher auch mit Zuversicht auf die gegenwärtigen kirchlichen Kämpfe und hofft, dass der gesunde Sinn des englischen Volkes dem Evangelium und damit den eigentlichen Wurzeln seiner Kraft Treue bewahren werde. Die englische Kirche, so schloss Herr D. Nippold, hat die Aufgabe, die Volksseele von den Banden des Materialismus loszumachen und mit den Kräften des Evangeliums zu durchdringen; dann werden auch solche Tendenzen, wie sie jetzt in der Vergewaltigung Transvaals zu Tage treten, überwunden werden und unsere Sympathien sich wieder voll und ganz dem Brudervolke jenseits des Kanals zuwenden.

9. Zweite Senatssitzung am 13. Dezember 1899.

10. Zweite ordentliche Sitzung am 13. Dezember 1899. Herr Senior D. Dr. Bärwinkel hält einen Vortrag über das Thema: »Johann Matthäus Meyfart, Rector magnificus und Senior ministerii evangelici zu Erfurt, ein Vorläufer Speners und ein Freund der Union.« Der Vortrag verfolgte den Zweck, die Persönlichkeit des bekannten Dichters von »Jerusalem, du hochgebaute Stadt« noch von einer andern Seite aus zu beleuchten, als vom Verfasser vor 3 Jahren auf Grund seiner eschatologischen Schriften geschehen war. Der am 9. November 1590 zu Jena oder zu Wahlwinkel bei Waltershausen geborene und am 26. Januar 1642 als Senior des evangelischen Ministeriums zu Erfurt gestorbene Mann hat eine grosse Bedeutung für Erfurt gehabt, insofern er zur Zeit Gustav Adolfs in der von dem Schwedenkönig gegründeten evangelisch-theologischen Fakultät und dann auch als Rektor an der Universität eine hervorragende Stellung einnahm. Ebenso leitete er die evangelischen Kirchenangelegenheiten in jenen Tagen, als der Dom und die Severikirche für den evangelischen Gottesdienst geöffnet waren. Meyfart fiel es auch zu, dem Glaubenshelden von Lützen die Gedächtnisrede im Dom zu halten. Bedeutsam ist seine Wirksamkeit auch insofern, als er bestrebt war, eine Besserung der Sitten, namentlich auf den Universitäten, und eine Vertiefung des religiösen Lebens herbeizuführen. Ebenso bemühte er sich, den Gegensatz zwischen der reformierten und der lutherischen Kirche zu mildern, und so eine Art Union in der evangelischen Kirche anzubahnen. Der Vortragende stützte sich bei seinen Ausführungen besonders auf zwei Schriften Meyfarts, wodurch er den Beweis dafür brachte, dass Meyfart ein Vorläufer Speners genannt werden könnte. Die eine führt den Titel: »Christliche Erinnerung von der auf den Evangelischen hohen Schulen in Teutschland an manchem Ort entwichenen Ordnungen und ehrbaren Sitten u. s. w.« und ist in Schleusingen bei Birkner 1636 erschienen. Die andere ist ein Vortrag, den Meyfart an der Universität bei festlicher Gelegenheit 1633 gehalten hat über das Thema: »Bildnis eines wahren Studenten aus dem ehrlichen Leben des hochgelehrten und erleuchten Propheten Daniel auf der Königlichen Akademie zu Babylon«. Als einen Freund der Union können wir Meyfart aus einer akademischen Dissertation erkennen, die den Titel hat: »Dissertatio Academica de concilianda Pace inter Ecclesias per Germaniam Evangelicas«. In dieser Abhandlung finden sich viele Berührungspunkte mit den Ansichten, die Ruppertus Meldenius in seiner Schrift: »Paraenesis votiva pro pace ecclesiae etc.« nicht lange vorher ausgesprochen hatte. Diese Paraenesis hat ein allgemeines Interesse dadurch erweckt, dass in derselben der bekannte, früher fälschlich dem Augustin zugeschriebene, Spruch steht: In necessariis unitas, in non necessariis libertas, in utrisque caritas.

11. Zweite Festversammlung. Am 10. Januar 1900 fand in der Aula des Königl. Gymnasiums eine öffentliche Versammlung zur Feier der Jahrhundertwende statt, in welcher der Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann die Festrede hielt über das Thema: »Zur Hundertjahrfeier von Schleiermachers Monologen.« Der Vortrag ist in diesem Hefte vollständig abgedruckt.

12. Dritte Festversammlung. Am 26. Januar 1900 fand in dem soeben genannten Lokale eine öffentliche Versammlung statt zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages des erlauchten Protektors der Akademie Sr. Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preussen Wilhelms II. Die Festrede hielt Herr Professor Dr. Bernhardt über das Thema: »Die Inschrift von Ancyra, das Testament des Kaisers Augustus.« Augustus setzte am Ende seines Lebens einen Bericht über seine Regierung auf und ordnete an, dass derselbe, in Erz eingegraben, vor seinem Grabmal aufgestellt würde: hiervon hat sich in Angora (in Kleinasien) eine Kopie erhalten. Der Vortragende besprach den Inhalt dieser wichtigen Urkunde, die auf jene Zeit, wie auf den Charakter ihres Verfassers ein interessantes Licht wirft. Zwei der wichtigsten Ereignisse aus der Regierungszeit des Augustus sind in der Inschrift nicht erwähnt, die Geburt Christi und die Schlacht im Teutoburger Walde. Beiden widmete der Vortragende eine Betrachtung, wobei die Frage nach dem Geburtsjahr Christi (6 vor unserer Zeitrechnung?) und die Folgen jener Schlacht besprochen wurden. Zum Schlusse wies er darauf hin, dass Deutschland, wie zur Zeit des Arminius, vor einem Wendepunkt seiner Geschicke stehe; zwar bedrohe es keine fremde Eroberung, aber es frage sich, ob die Nation dem Rufe des Kaisers folgen und sich durch Schaffung einer starken Kriegsflotte den gebührenden Anteil an der Weltherrschaft sichern wolle. Mit dreimaligem Hoch auf den Kaiser, in das die Versammlung einstimmte, schloss die Rede.

13. Dritte ordentliche Sitzung am 14. Februar 1900. Der Vicepräsident der Akademie, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, liest über das Thema: »Horaz und sein Säculargedicht, ein Beitrag zur Geschichte der hellenischen Dichtweise in Rom.« Der Vortrag ist in diesem Hefte vollständig abgedruckt erschienen.

14. Vierte ordentliche Sitzung am 14. März 1900. Der Augenarzt Herr Dr. Weitemeyer liest über das Thema: »Die Arbeit und ihre soziale Bewertung.« Der Vortrag ist in diesem Hefte vollständig abgedruckt.

15. Fünfte ordentliche Sitzung am 18. April 1900. Herr Oberbürgermeister Dr. Schmidt hält einen Vortrag über das Thema: »Der Petroleum-Trust.« Unter den Aktiengesellschaften, welche sich in Amerika mit dem Raffinieren des

dort, besonders in Pennsylvanien, gewonnenen Petroleums und dem Petroleumhandel befassen, nimmt die 1872 gegründete Standard oil company die erste Stelle ein. Sie hat es verstanden, die Eisenbahnen und Schiffahrtskanäle, welche für den Transport des Rohpetroleums nach der Küste, wo fast alle Raffinerieen sich befinden, in Frage kommen, von sich abhängig zu machen; ferner war die Standard oil company die erste und lange Zeit die einzige Gesellschaft, welche im Besitze von Röhrenleitungen war, durch welche das Rohpetroleum von den hochgelegenen Öldistrikten nach der Küste geleitet werden konnte. Durch rücksichtslose Ausnutzung ihrer wirtschaftlichen Überlegenheit hat die Standard oil company zahlreiche Raffinerieen ausgekauft oder von sich abhängig gemacht und so ihren Einfluss immer weiter ausgedehnt. Um den Petroleumhandel ganz zu monopolisieren, gründete Anfang der achtziger Jahre der Direktor der Standard oil company. Rockefeller, einen grossen Unternehmerverband und wählte dazu die Form des Trusts. Der Trust ist ein Rechtsinstitut des englisch-amerikanischen Rechtes, wonach die Verwaltung eines Vermögens oder einzelner Vermögensobjekte einem Vertrauensmann, trustee, mit der Wirkung übertragen werden kann, dass der letztere über das ihm anvertraute Gut ebenso wie der Eigentümer verfügen kann. Die Teilnehmer mussten nun ihre Aktien und sonstigen Anteile an Petroleum-Raffinerieen und Petroleum-Handelsgesellschaften den gewählten Vertrauensmännern zur Verwaltung übergeben. Dadurch erlangte der Unternehmerverband die Mehrheit in den Generalversammlungen einer grossen Zahl von Petroleumgesellschaften und brachte dadurch diese in vollständige Abhängigkeit. Die drohende Gefahr brachte nun aber eine Einigung der selbständig gebliebenen Petroleuminteressenten zu stande. Dieser Vereinigung gelang es mit grosser Mühe, eine eigene Röhrenleitung nach der Küste zu erwerben und dadurch sich hinsichtlich des Transportes des Rohpetroleums von der Standard oil company und dem Trust unabhängig zu machen. War somit der Versuch, die selbständigen Petroleuminteressenten im Produktionslande zu überwältigen, vorläufig gescheitert, so versuchte die Standard oil company und der Petroleumtrust jetzt, sie aus ihrem Absatzgebiete, in Europa und besonders in Deutschland zu verdrängen. Das ist jetzt beinahe gelungen; in Deutschland besteht kein grosses Importgeschäft von amerikanischem Petroleum mehr, das von der Standard oil company unabhängig wäre. Wenn es der Standard oil company gelingen sollte, sich mit den Produzenten russischen Petroleums zu einigen – wozu bereits mehrfache Versuche gemacht sind — so würde das Weltmonopol fertig sein; dann würde der Preis des Petroleums beliebig gesteigert werden können. Da Deutschland jährlich 16 Mill. Centner Petroleum verbraucht, würde eine solche Preissteigerung für die deutsche Volkswirtschaft von grosser Bedeutung sein. Die Gefahr, welche von dem Petroleummonopol droht, wird auch

von der Reichsregierung voll gewürdigt. Es sind aber bisher keine Mittel gefunden worden, durch welche dieser Gefahr begegnet werden könnte.

16. Dritte Senatssitzung am 18. April 1900. Der Senat beschliesst für das Jahr 1900/1901 eine Preisaufgabe zu veröffentlichen. Als Gegenstand wird auf den Vorschlag und Vortrag des Sekretärs der Akademie die Erziehung der männlichen Jugend vom 14. bis zum 20. Lebensjahre in den Handwerker- und Arbeiterkreisen gewählt.

17. Vierte Senatssitzung am 21. April 1900. Der Senat tritt unter dem Vorsitze des Sekretärs der Akademie in eine eingehendere Beratung über die in Aussicht genommene Veröffentlichung eines Preisausschreibens ein. Man einigt sich in den Hauptpunkten; die bestimmtere Fassung des Themas und der beizufügenden Erläuterungen wird einer Preiskommission übertragen, die alles weitere zu beschliessen hat. In die Preiskommission werden gewählt:

Herr Landgerichtsrat Dr. Jacobsen,
„ Stadtschulrat Dr. Brinckmann und
der Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann.

18. Ausserordentliche Versammlung: Sitzung der Preiskommission am 25. April 1900. Die Kommission wählt den Sekretär der Akademie zu ihrem Vorsitzenden, einigt sich über die Fassung des für die Preisaufgabe bestimmten Themas, so wie über die beizufügenden Erläuterungen und überträgt die Gesamtredaktion des Preisausschreibens, sowie seine Veröffentlichung durch den Druck dem Vorsitzenden. Den Wortlaut der im Druck erschienenen Preisaufgabe s. unter Abschnitt IV.

19. Sechste ordentliche Sitzung am 9. Mai 1900. Herr Pfarrer Scheibe liest über: »Die Beziehungen zwischen dem Diesseits und Jenseits.« Der Vortrag macht den Versuch, nachzuweisen, dass die zu allen Zeiten und unter allen Völkern landläufigen Vorstellungen vom Jenseits und die sich darauf gründenden Hoffnungen mangelhafte und irrige sind. Er begründet dies damit, dass ein wahres Diesseits und wahres Jenseits nur unterschieden werden könne, wenn dem räumlich und zeitlich sichtbar — materiell — Existierenden ein raum- und zeitlos, unsichtbar — immateriell — Existierendes gegenüberstehe, und dass alle jene Vorstellungen und Hoffnungen — wie die Toten- und Geisterbeschwörungen, die spiritistischen Erscheinungen und Kunststücke, die Schilderungen vom Aufenthalt und Zustand der Verstorbenen je nach ihrer Lebensführung vor dem Tod u. a. m. beweisen — die Sphäre des räumlich, zeitlich sichtbar Existierenden nicht verliessen und demgemäss das »Jenseits« im landläufigen Sinne nichts anderes sei als das fortgesetzte »Diesseits«. Wichtiger und richtiger als die Feststellung der Beziehungen zwischen den im vermeintlichen Diesseits vor dem Tode und den nach dem Tode im vermeintlichen Jenseits Lebenden sei es,

den ewigen Unterschied und die ganz unabhängig vom Tode des Menschen bestehenden Beziehungen zwischen dem »wahren Diesseits« und dem »wahren Jenseits« zu erkennen und festzustellen, wobei die Untersuchung und der Streit der Meinungen, ob man dem wahren Jenseits auch positive Eigentümlichkeiten zuzuschreiben habe, ob das Eine vom Andern absolut abhängig sei, oder ob sie beide Eins oder ob beide sich in absoluter Selbstständigkeit und Fremdartigkeit einander gegenüberstehen, nicht durch irgend eine menschliche Autorität noch durch irgend eine wissenschaftliche Thätigkeit, sondern allein dadurch zu Ende gebracht werden könne, dass das »wahre Jenseits« — der Schöpfer — jedes mit dem Drang und der Fähigkeit, die Wahrheit zu erkennen, belebte »Geschöpf« einzeln nötige, sein Dasein und seine ihm innewohnenden positiven, in Natur und Geschichte sich erweisenden Eigenschaften (Macht, Weisheit, Gerechtigkeit) anzuerkennen. —

20. Fünfte Senatssitzung am 22. Mai 1900.

21. Sechste Senatssitzung am 25. Mai 1900.

III. Nekrolog

des Stadtarchivars zu Erfurt, Professor Dr. Karl Beyer.

Vom

Vicepräsidenten der Akademie, Gymnasialdirektor Dr. Thiele.

Karl Beyer wurde am 26. Januar 1848 zu Coblenz geboren als der Sohn des sowohl durch seine trefflichen historischen Arbeiten im Allgemeinen als auch durch Aufsätze, die sich im Besonderen auf die Geschichte Erfurts beziehen, bekannten Archivrates Heinrich Beyer. Vorgebildet auf dem Gymnasium zu Coblenz wandte sich Karl Beyer zuerst dem Apothekerberuf zu, bis zum Jahr 1878, fand aber in ihm kein Genüge, sondern, gross geworden in der Luft eines wissenschaftlichen Hauses, sah er nur in dem Berufe des Vaters das erstrebenswerte Ziel: Historiker, im Besonderen Archivar zu werden. Er ermöglichte es daher, Herbst 1878 die Universität Halle zu beziehen, um vornehmlich Geschichte zu studieren, bestand daneben im Frühjahr 1879 die Reifeprüfung am Gymnasium zu Merseburg und studierte bis 1881 in Halle Geschichte und Geographie; in diesem Jahre promovierte er bereits als Doktor der Philosophie, seine Dissertation handelte über »Die Bischofs- und Abtswahlen in Deutschland unter Heinrich IV. in den Jahren 1056—1076«; das Oberlehrerexamen bestand er im Jahre 1882. Zurückgekehrt in die

Heimatstadt seiner Vorfahren, Erfurt, wurde Beyer zur Ableistung seines pädagogischen Probejahres von Ostern 1882—1883, zugleich unter Verwaltung einer wissenschaftlichen Lehrerstelle, der damaligen höheren Bürgerschule, der heutigen städtischen Realschule, zugewiesen und ebendaselbst zu Ostern 1883 als ordentlicher Lehrer angestellt. Dieser Anstalt blieb er treu und widmete der Unterweisung ihrer Schüler sein reiches Wissen auf geschichtlichem und geographischem Gebiete, auch war er ein Meister im deutschen Unterrichte. Aber seine liebe »Historie«, insbesondere die ebenso interessante als noch vielfach unerforschte Geschichte der Stadt Erfurt, welche sogar durch die Erfindungen nnd Märchen kritikloser Chroniken vielfach entstellt war, blieb seine Lieblingsbeschäftigung, und Karl Beyer erwarb sich das grosse und bleibende Verdienst, entsprechend den Prinzipien wissenschaftlicher Geschichtsforschung die Erfurter Geschichte, die zu schreiben er schon im Jahre 1882 plante (Brief des Oberbürgermeister Breslau v. 31. Oktober 1882), urkundenmässig durchforscht und nur auf urkundliches Material aufgebaut zu haben, ein Vorgehen, bei dem er bald einen Kreis gleichstrebender Genossen für die besonderen Gebiete der Geschichte Erfurts fand. So trat er auch schon im Jahre 1882 die Erbschaft seines Vaters, die städtische Archivverwaltung, an und führte dieselbe, trotz der grossen und vielen Arbeiten in seinem Lehramte volle 14 Jahre als Nebenamt. In dieser Zeit fasste er zuerst den Plan des »Urkundenbuches der Stadt Erfurt«, dessen I. Band bereits 1889 erschien, die Arbeit am II. Band wurde so rüstig gefördert, dass er schon im folgenden Lustrum der Vollendung entgegensah, trotz der unendlichen Mühen, die es kostete, aus den mannigfachsten Archiven Deutschlands die arg zerstreuten Urkunden auf- und zusammenzusuchen, sie abzuschreiben und zur Veröffentlichung zu bearbeiten. Dabei war Beyer noch wissenschaftlich thätig, sowohl für seine Schule, für die er 3 Programme schrieb (1887: Zur Geschichte der Erfurter Volksschulen bis zur Einverleibung der Stadt in den preussischen Staat im Jahre 1802; 1881: Die Händel der Stadt Erfurt mit den Lengenfelds und dem Markgrafen Wilhelm von Meissen 1393—1406; 1892: Die Entstehung und Entwicklung des Rates der Stadt Erfurt im Mittelalter), als auch besonders in dem »Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt«, dem er sofort beitrat und dessen Schriftführer er im Vorstande lange Jahre hindurch bis zu seinem Tode gewesen ist; hier hat er viele interessante Vorträge gehalten und im 14.—19. Heft (1890—1898) 7 treffliche Abhandlungen veröffentlicht, welche alle die Geschichte der Stadt Erfurt betreffen, die Streitigkeiten mit den Erzbischöfen von Mainz, die Geschichte der Tischlerinnung zu Erfurt, der Krämerbrücke und der Hospitäler nebst des Armenwesens behandelnd. Ebenso hat er in unserer Akademie, die ihn im Jahre 1892 zu ihrem ordentlichen Mitgliede ernannte, 3 lehrreiche Vorträge gehalten: 1894 über Erfurt im 14. Jahrhundert,

1897 über die Entstehung der deutschen Städte und ihrer Verfassung im Mittelalter und 1898 den Festvortrag zur Vorfeier von Kaisersgeburtstag über die Beziehungen Preussens zu Russland, wie er auch im 20. Bande unserer »Jahrbücher« (1894) eine Abhandlung: Erfurt im Kampfe um seine Selbständigkeit gegen die Wettiner 1370—1382 veröffentlichte. Daneben schrieb er eine Menge kleiner Abhandlungen, meist Gelegenheitsschriften, von denen nur die »Geschichte der Erfurter Schützenkompagnie«, 1891, und »des Feuerlöschwesens der Stadt Erfurt« I. Teil 1888, II. Teil 1897, über »Karl Hermanns Bedeutung für seine Vaterstadt Erfurt«, 1897, endlich »Die drei Gleichen«, 1898, genannt seien. Im Jahre 1893 veröffentlichte er als »Neujahrsblatt«, herausgegeben von der Historischen Kommission der Provinz Sachsen, eine »Geschichte der Stadt Erfurt bis zur Unterwerfung unter die Mainzische Landeshoheit im Jahre 1664«.

Solcher vielseitigen Thätigkeit, zu welcher noch viele Vorträge in Vereinen und Versammlungen kamen, schien selbst der eiserne Fleiss und die unermüdliche Arbeitskraft des Mannes nicht gewachsen zu sein, und so kam er denn im Jahre 1896 um einen dreijährigen Urlaub ein, um sich ganz seinen archivalischen und bibliothekarischen Arbeiten (damals richtete er auch in Erfurt die Volksbibliothek ein) und historischen Studien hinzugeben, auch um sein »Urkundenbuch der Stadt Erfurt« weiterzuführen, dessen zweiter stattlicherer und auch wissenschaftlich vollkommnerer Band schon im Jahre 1897 erschien; die weiteren Bände desselben bereitete er bereits damals rüstig vor, um später sein Schaffen mit seinem Lebenswerke, einer wissenschaftlichen Geschichte Erfurts, das er wohl zuerst als grosses Werk mit allem gelehrten und litterarischen Apparate plante, zu krönen. Mit hoher Freude erfüllte es ihn daher, als man nach Ablauf seines Urlaubes — vorher war ihm im Dezember 1898 die Freude zu teil geworden, dass er in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen den Professortitel erhielt — für ihn die Stelle eines Stadtarchivars als volles Amt schuf, in welchem er nun bloss der ihm so lieben Thätigkeit im Archive und seinen wissenschaftlichen Arbeiten leben sollte. Das erfüllte sich Ostern 1899, und dies war der Höhepunkt seines Lebens. Wie strahlte sein Antlitz, als er mir im Frühjahr 1898 zuerst mitteilte, er habe Aussicht, dass seine Wünsche erfüllt würden, wie freudig schrieb er mir Juli 1898 die zugesagte Erfüllung! Und doch nagte der Wurm schon an der Blüte dieses seines neuerschlossenen Glückes! Denn bereits im Sommer desselben Jahres erkrankte er (an einer Leberschrumpfung, wie sich jetzt herausgestellt hat); die tückische Krankheit fesselte ihn vom August bis zum Dezember 1899 ans Lager. Da galt es zu retten, was noch zu retten war; denn ich glaube, er ahnte im tiefsten Innern sein Schicksal, ohne dass er ein Wort darüber verlor: er wollte seine durch die tiefgehendsten Studien erlangte Einsicht in die Geschichte, d. h. das Werden und Wirken, das Blühen, Ge-

deihen und den tiefen späteren Verfall der Stadt Erfurt, wenigstens in den Ergebnissen niederlegen. Daher raffte er sich noch einmal auf und begann, ein todwunder Mann, seine »Geschichte der Stadt Erfurt von der ältesten bis zur neuesten Zeit«. Sie sollte aber leider Torso bleiben, da die Krankheit, welche er im Winter 1899/1900 mit eiserner Willenskraft zurückgedrängt hatte, nach einer kurzen vergeblichen Kur in Nauheim im Frühsommer 1900 ihn wieder auf das Krankenlager warf, das sein Sterbebett werden sollte. Und so blieb auch das unerfüllt, worüber er mit mir so oft gesprochen hatte, und um was ich ihn in seinem und in unser aller Interesse gebeten hatte, den Quellennachweis für seine Behauptungen zu liefern, welche gerade in seinem letzten Werke oft grundstürzend sind und das bisher Geglaubte nicht selten in ihr Gegenteil umkehren.

Wahrlich, es ist erstaunlich viel, was Karl Beyer in dem kurzen Zeitraum von etwa 15 Jahren, in denen er wissenschaftlich und schriftstellerisch thätig war, geleistet hat! Was er darum war, besonders seiner lieben Stadt Erfurt war, das zeigte der allgemeine Schmerz der Bürgerschaft Erfurts, das bewies die allgemeine Teilnahme bei seinem frühzeitigen Heimgange, das offenbarten die vielen Nachrufe ehrendster Art. Doch kann es hier nicht unsere Aufgabe sein, ihn als Menschen, als guten Menschen, denn das war er in hohem Grade, ebenso wie ein liebevoller Gatte und sorgsamer Vater, zu würdigen, sondern es kam uns darauf an, ihn als Mann der Wissenschaft zu schildern, welcher alle selbstlos und unermüdlich durch Rat und That mit herzgewinnender Liebenswürdigkeit unterstützte, welche ihn um Hilfe angiengen und das ihm anvertraute Archiv und dessen reiche Schätze, die er wie kein anderer kannte, benutzen wollten, und der es namentlich verstand, die von ihm auf dem Wege exakter Forschung gefundenen vielfachen und wichtigen wissenschaftlichen Ergebnisse in schlichter, aber fesselnder Darstellung zum Allgemeingut des Wissens zu machen, Irrtümer beseitigend, die Fackel der Wahrheit mit hohem Mannesmute hochhaltend, niemand zu Liebe und niemand zu Leide, in hervorragendem Grade im Geiste unserer Akademie und ihres Wahrspruches wirkend:

propter fructus gratior.

R. Thiele.

IV. Preisaufgabe

der Königlichen Akademie für das Jahr 1900/1901.

Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt hat beschlossen, für das Jahr 1900/1901 folgende Preisaufgabe zu stellen:

»Wie ist unsere männliche Jugend von der Entlassung aus der Volksschule bis zum Eintritt in den Heeresdienst am zweckmässigsten für die bürgerliche Gesellschaft zu erziehen?«

Auf die beste der einlaufenden Abhandlungen ist ein Preis von

600 Mark als Honorar

gesetzt. Der Verfasser tritt das Eigentumsrecht an die Königl. Akademie ab, welche ausschliesslich befugt ist, dieselbe durch den Druck zu veröffentlichen.

Es sollen die Ziele einer allgemein sittlich-intellektuellen Erziehung unserer männlichen Jugend, im Gegensatz zu einer bestimmten Berufserziehung, dargelegt werden, unter Angabe der Mittel, welche geeignet erscheinen, dieselbe zu schützen vor der Gefahr, entweder hilflos sich selber überlassen zu bleiben oder den Umsturzparteien zum Opfer zu fallen.

Die Abhandlung ist sauber und deutlich auf gebrochenen Foliobogen zu schreiben und in edler, allgemeinverständlicher deutscher Sprache abzufassen. Arbeiten unter 15 und über 40 Foliobogen, sowie solche, welche den obigen Anforderungen nicht entsprechen, bleiben unberücksichtigt.

Bewerber werden ersucht, ihr Manuskript in der Zeit vom 1. März bis zum 30. April des Jahres 1901 an den Königlichen Bibliothekar, Herrn Oberlehrer Dr. Emil Stange in Erfurt einzureichen. Dasselbe ist mit einem Motto zu versehen, darf aber den Namen des Verfassers nicht enthalten. Ein versiegeltes Kouvert ist beizufügen, welches den Namen, den vollständigen Titel und den Wohnort des Verfassers, sowie das gleichlautende Motto enthält.

Die Bewerber werden im Laufe des Sommers 1901 von dem durch die Preiskommission gefällten Urteil in Kenntnis gesetzt. Die nicht prämiierten Arbeiten werden vernichtet, falls nicht die Verfasser unter Beifügung des Portobetrages den ausdrücklichen Wunsch erklären, ihre Abhandlungen zurückzuerhalten.

Erfurt, den 25. April 1900.

Die Preiskommission der Königl. Akademie.

Prof. Dr. Heinzelmann,
Sekretär der Akademie.

V. Statistische Mitteilungen.

a. Verzeichnis der Mitglieder
der Königlichen Akademie im Jahre 1900.[1])

Gesamtzahl: 160.

1. Protektorat.

Protektor: Seine Majestät der deutsche Kaiser und König von Preussen Wilhelm II.

2. Präsidium.

Präsident: Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Preussen.

3. Ehrenmitglieder (14).

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Karl Alexander von Sachsen. 1854.

Seine Excellenz Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen, Staatsminister a. D. 1891.

Seine Excellenz Herr von Pommer Esche, Oberpräsident a. D. in Magdeburg. 1894.

Der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Herr von Brauchitsch, Regierungspräsident a. D. zu Mittel-Gerlachsheim in Schlesien. 1891.

Herr Regierungspräsident von Dewitz in Erfurt. 1899.

„ Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen a. D., in Merseburg. 1894.

„ D. Dr. Wilhelm Schrader, Geheimer Ober-Regierungsrat, Kurator der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1894.

„ D. Willibald Beyschlag, ordentlicher Professor der Theologie an der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1892.

„ Geh. Regierungs- und Obermedicinalrat Dr. Schuchardt, vortragender Rat im Herzoglich Gothaischen Ministerium, in Gotha. 1868.

Seine Excellenz Herr Wirklicher Geheimer Rat und ordentlicher Professor der Philosophie und neueren deutschen Litteratur an der Universität Heidelberg, Dr. Kuno Fischer in Heidelberg. 1897.

---

[1]) Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Herr Sektionschef Dr. phil. et jur. Theodor Ritter von Sickel, ordentlicher Universitätsprofessor a. D. u. Direktor des Istituto Austriaco di studii storici in Rom. 1897.
„ D. Dr. Adolf Hilgenfeld, Grossherzoglich Sächsischer und Herzoglich Meiningischer Geheimer Kirchenrat und ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Jena, in Jena. 1897.
„ Oberkonsistorialrat D. Julius Köstlin, ordentlicher Professor der Theologie an der Königl. Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1898.
Der Kaiserliche Ministerialrat z. D. Herr Dr. August Baumeister in München. 1899.

4. Mitglieder des Senates (9).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Vicepräsident der Akademie. 1892.
„ Gymnasialprofessor Dr. Heinzelmann, Sekretär der Akademie. 1875.
„ Apotheker Dr. Biltz, Rendant der Akademie. 1850.
„ Schuldirektor a. D. Neubauer. 1863.
„ Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1892.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt. 1877.
„ Pastor Oergel. 1891.
„ Oberbürgermeister Dr. Schmidt. 1897.
„ Landgerichtsrat Dr. Jacobsen. 1892.

5. Ordentliche Mitglieder (44).[1]

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Professor Apel. 1897.
„ Dr. Axmann, praktischer Arzt. 1899.
„ Senior und Superintendent D. Dr. Bärwinkel. 1891.
„ Amtsgerichtsrat Becker. 1897.
„ Gymnasialprofessor Dr. Beermann. 1896.
„ Stadtschulrat Dr. Brinckmann. 1897.
„ Gymnasialprofessor Dr. Brünnert. 1892.
„ Gymnasialprofessor Dr. Cramer. 1897.
„ Oberlehrer Dischner. 1897.
„ Pastor Fritzsche. 1895.
„ Oberregierungsrat Dr. Geutebrück. 1889.
„ Geschichts- und Porträtmaler Eduard von Hagen. 1891.
„ Oberlehrer Hellmann. 1897.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Herwig. 1898.
„ Rechtsanwalt Justizrat Huschke. 1895.
„ Regierungsrat Klewitz. 1898.

---

[1]) Die Reihenfolge ist hier, wie unter Nr. 6, nach dem Alphabet bestimmt.

Herr Oberstleutnant a. D. Kubale. 1899.
„ Geheimer Baurat und Eisenbahndirektor Lochner. 1897.
„ Sanitätsrat Dr. Loth. 1893.
„ Geheimer Kommerzienrat Lucius, Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses. 1893.
„ Oberlehrer Dr. Martens. 1895.
„ Rechtsanwalt Justizrat Dr. Martinius. 1894.
„ Postbaurat a. D. Neumann. 1895.
„ Gymnasialprofessor Dr. Pöhlig. 1899.
„ Oberregierungsrat Dr. Pohle. 1898.
„ Gymnasialprofessor Rumler. 1899.
„ Pfarrer D. Schauerte. 1898.
„ Pfarrer Scheibe. 1898.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Schmitz. 1877.
„ Ober- und Geheimer Regierungsrat Scholtz. 1897.
„ Realgymnasialprofessor Schubring. 1877.
„ Pastor Lic. Dr. Schulze. 1889.
„ Gymnasialoberlehrer Schulze. 1897.
„ Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
„ Professor Dr. med. Stacke. 1898.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Emil Stange, Bibliothekar der Akademie. 1891.
„ Realgymnasial-Oberlehrer Dr. Paul Stange. 1899.
„ Friedrich Treitschke, Vorsteher der meteorologischen Station in Erfurt. 1897.
„ Realschuldirektor Dr. Venediger. 1892.
„ Augenarzt Dr. Weitemeyer. 1899.
„ Rechtsanwalt Justizrat Dr. Weydemann. 1894.
„ Seminardirektor Schulrat Wieacker. 1892.
„ Pastor em. Wiegand. 1894.
„ Sanitätsrat Dr. Zschiesche. 1893.

6. Auswärtige Mitglieder (91). [1]

Herr Pastor Lic. Albrecht in Naumburg a. S. 1896.
„ Lic. Dr. Bäntsch, Privatdozent an der Universität zu Jena. 1892.
„ Oberschulrat Gymnasialdirektor Dr. von Bamberg in Gotha. 1899.
„ Dr. Behring, ord. Professor an der Universität zu Marburg. 1894.
„ Amtsgerichtsrat Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Graf von Bernstorff, Geheimer Regierungs- und vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin. 1892.

---

[1]) Wir bitten dringend, uns von jeder inzwischen erfolgten Veränderung hinsichtlich des Wohnorts oder des Titels der verehrten Mitglieder Kenntnis zu geben. Der Herausgeber.

Herr Superintendent und Oberdomprediger Professor Bithorn in Merseburg. 1894.
„ Regierungs- und Baurat Boie in Kattowitz in Schlesien. 1899.
„ Oberbibliothekar, Geheimer Hofrat von Bojanowski in Weimar. 1899.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Alfred Breysig in Berlin. 1868.
„ Dr. Kurt Breysig, a. o. Professor an der Universität zu Berlin. 1894.
„ Dr. Brode, Privatdozent an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Leutnant a. D. Brunckow in Berlin. 1880.
„ Archivdirektor Geheimer Hofrat Dr. K. A. H. Burkhardt in Weimar. 1899.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Bussler in Metz. 1890.
„ Dr. Conrad, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Dobenecker in Jena. 1897.
„ D. Ecke, ord. Professor an der Universität zu Königsberg i. Ostpr. 1899.
„ Geheimer Hofrat Dr. Eucken, ordentlicher Professor an der Universität zu Jena. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. Fechner in Breslau. 1860.
„ Schuldirektor a. D. Dr. Fischer in Strassburg i. Els. 1859.
„ Geheimer Regierungsrat Professor D. Dr. Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1899.
„ Gymnasialdirektor Schulrat Dr. Funck in Sondershausen. 1900.
„ Bibliothekar Professor Dr. H. Georges in Gotha. 1894.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Hermann Grimm, ord. Professor an der Universität zu Berlin. 1897.
„ Gymnasialprofessor Dr. H. Grössler in Eisleben. 1890.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Hartwig in Marburg. 1894.
„ Konsistorialrat D. Haupt, ordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Halle a. S. 1893.
„ Militäroberpfarrer Dr. Heine in Königsberg in Ostpr. 1891.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Dr. Hermens in Magdeburg. 1897.
„ Geheimer Regierungs- und Provinzialschulrat Herrmann in Berlin. 1894.
„ Landgerichtspräsident Herrmann in Nordhausen. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. Hesse in Magdeburg. 1885.
„ Schulrat Dr. Hintner, Professor am akademischen Gymnasium zu Wien. 1894.
„ Dr. Hübschmann, ordentlicher Professor an der Universität zu Strassburg i. Els. 1875.
„ Pfarrer Lic. Hummel in Crailsheim. 1893.

Herr Forstmeister Dr. Ilse zu Pfalzburg in Elsass-Lothringen. 1865.
„ Archivrat Dr. Jacobs in Wernigerode. 1899.
„ Konsistorialrat D. Kawerau, ordentl. Professor der Theologie an der Universität zu Breslau. 1898.
„ Archivrat Dr. Keller in Charlottenburg-Berlin. 1894.
„ Dr. Kirchhoff, ordentl. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1864.
„ Oberrealschuldirektor Dr. Knabe in Marburg. 1896.
„ Geheimer Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S. 1898.
„ Dr. juris Knappe, Kaiserlicher Generalkonsul zu Shanghai in China. 1900.
„ D. Kolde, ord. Professor der Kirchengeschichte an der Universität zu Erlangen. 1898.
„ Kirchenrat Dr. Kroner, erster Rabbiner zu Stuttgart. 1865.
„ Geheimer Schulrat Dr. Kroschel, Gymnasialdirektor a. D. in Arnstadt. 1859.
„ Geheimer Hofrat Professor Dr. Kürschner in Eisenach. 1884.
„ Gymnasialdirektor Geheimer Regierungsrat Leuchtenberger in Posen. 1889.
„ Archivar Dr. Liebe in Magdeburg. 1897.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Lindner, ordentl. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Geheimer Justizrat Dr. von Liszt, ordentl. Professor an der Universität zu Berlin. 1893.
„ D. Dr. Loofs, ordentl. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1900.
„ Oberpfarrer und Superintendent Dr. Lorenz in Weissenfels. 1886.
„ Lucanus, Vicepräsident des Königl. Provinzial - Schulkollegiums und des Medizinalkollegiums der Provinz Brandenburg in Berlin. 1894.
„ Oberschulrat Professor Dr. Menge in Oldenburg. 1899.
„ Archivar Francisco Mestre y Noé zu Tortosa in Spanien. 1899.
„ Professor Dr. Muff, Rektor d. Landesschule zu Pforta. 1898.
„ Dr. K. J. Neumann, ordentl. Professor der Geschichte an der Universität zu Strassburg im Els. 1897.
„ D. Nippold, ordentl. Professor der Theologie an der Universität zu Jena. 1894.
„ Generalmajor z. D. Oberg in Naumburg a. S. 1894.
„ Professor Dr. Pietro da Ponte in Brescia. 1879.
„ Realgymnasialprofessor a. D. Quidde in Georgenthal i. Thür. 1863.
„ Dr. F. Regel, ausserord. Professor an der Universität zu Würzburg. 1898.

Herr Dr. Rein, ord. Honorarprofessor an der Universität zu Jena. 1898.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. P. Reinthaler in Weimar. 1899.
„ Geheimer Hofrat Gymnasialdirektor Dr. Richter in Jena. 1895.
„ Geheimer Hofrat Dr. Ruland, Direktor des Goethe-Nationalmuseums und erster Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft in Weimar. 1894.
„ Geheimer Hofrat Dr. Scheibner, ordentl. Professor an der Universität zu Leipzig. 1860.
„ Pastor Dr. Schmidt in Sachsenburg bei Heldrungen. 1894.
„ Missionsinspektor Dr. Schreiber in Barmen. 1892.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Schreiber in Schwedt. 1891.
„ Gymnasialdirektor Dr. Schroeter in Burgsteinfurt. 1895.
„ Gymnasialdirektor Geheimer Regierungsrat Dr. F. Schultz in Charlottenburg-Berlin. 1895.
„ Geheimer Hofrat Dr. Schulze, ordentl. Professor an der Universität zu Jena. 1873.
„ Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose in Köpenick-Berlin. 1891.
„ Dr. E. Sievers, ordentl. Professor der germanischen Philologie an der Universität zu Leipzig. 1894.
„ Dr. Stintzing, ordentl. Professor an der Universität und Direktor der medicinischen Klinik zu Jena. 1894.
„ Dr. H. Suchier, ord. Professor für romanische Sprachen an der Universität zu Halle a. S. 1899.
„ Geheimer Hofrat Professor Dr. Suphan, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Thiele in Sondershausen. 1893.
„ Geheimer Justizrat Dr. Thon, ordentl. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
„ Pfarrer Guido Topf in Köttichau bei Hohenmölsen. 1892.
„ Postbaurat Tuckermann in Potsdam. 1873.
„ Wolf von Tümpling, Kaiserlicher Legationsrat, in Thalstein bei Jena. 1897.
„ Ludwig Graf Ütterodt zum Scharffenberg auf Schloss Neuscharffenberg bei Eisenach. 1864.
„ Provinzialschulrat Professor Voigt in Berlin. 1898.
„ Realgymnasialoberlehrer Dr. Voretzsch in Altenburg in S.-A. 1895.
„ D. Warneck, Professor an der Universität zu Halle a. S. 1892.

Herr Professor D. Witte, Superintendent a. D., in Halle a. S. 1896.
„ Dr. J. Zawodny auf Schloss Rotholz bei Jenbach in Tirol. 1897.

---

b. Verzeichnis derjenigen Behörden, Anstalten, wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinen,

mit denen die Akademie zu Erfurt im Tauschverkehr steht.

Gesamtzahl: 118.

A. Europa.

I. Deutsches Reich.

a) Königreich Preussen.

Berlin. Kultusministerium.
Berlin. Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).
Berlin. Hufelandische Gesellschaft.
Berlin. Verein für die Geschichte Berlins.
Bonn. Verein der Altertumsfreunde in den Rheinlanden.
Brandenburg a. H. Historischer Verein.
Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Danzig. Naturforschende Gesellschaft.
Danzig. Provinzial-Kommission zur Verwaltung der westpreussischen Provinzial-Museen.
Danzig. Westpreussischer Geschichtsverein.
Düsseldorf. Naturwissenschaftlicher Verein.
Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld. Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Erfurt. Königliches Gymnasium.
Erfurt. Königliches Realgymnasium.
Erfurt. Städtische Realschule.
Erfurt. Gewerbeverein.
Erfurt. Gartenbauverein.
Erfurt. Thüringer Wald-Verein.

Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein.
Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen. Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
Halle a. S. Kaiserlich Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher.
Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Halle a. S. Verein für Erdkunde.
Hanau. Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover. Geographische Gesellschaft.
Hannover. Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel. Verein für Naturkunde.
Königsberg. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Münster. Verein für die Geschichte Westfalens.
Münster. Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst in Westfalen.
Münster. Comenius-Gesellschaft.
Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen. Historische Gesellschaft der Provinz Posen.
Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Thorn. Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundesstaaten ausserhalb Preussens.

Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach. Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg. Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg.
Braunschweig. Verein für Naturwissenschaft.
Bremen. Künstlerverein für Bremische Geschichte und Altertümer.
Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein.
Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
Erlangen. Universitätsbibliothek.
Giessen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
Hall a. Kocher. Historischer Verein für das Württembergische Fanken.
Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.
Hamburg. Naturwissenschaftlicher Verein.

Hamburg. Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
Heidelberg. Historisch-philosophischer Verein.
Jena. Verein für Thüringische Geschichts- und Altertumskunde.
Meiningen. Hennebergischer altertumsforschender Verein.
Meiningen. Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Mühlhausen i. E. Industrielle Gesellschaft.
München. Königliche Akademie der Wissenschaften.
München. Königliche Staatsbibliothek.
München. Historischer Verein von Oberbayern.
Nürnberg. Germanisches Museum.
Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft.
Schleiz. Vogtländischer altertumsforschender Verein.
Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Sondershausen. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Irmischia.
Strassburg i. E. Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart. Württembergischer Altertumsverein.
Stuttgart. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Stuttgart. Statistisch-biographisches Bureau der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

II. Oesterreich-Ungarn.

Brünn. Naturforschender Verein.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Krakau. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Laibach. Musealverein von Krain.
Prag. Gesellschaft zur Beförderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.
Prag. Naturhistorischer Verein Lotos.
Prag. Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Pressburg. Verein für Naturkunde und Heilkunde.
Reichenberg. Verein für Naturfreunde.
Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Wien. Kaiserliche geographische Gesellschaft.
Wien. Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

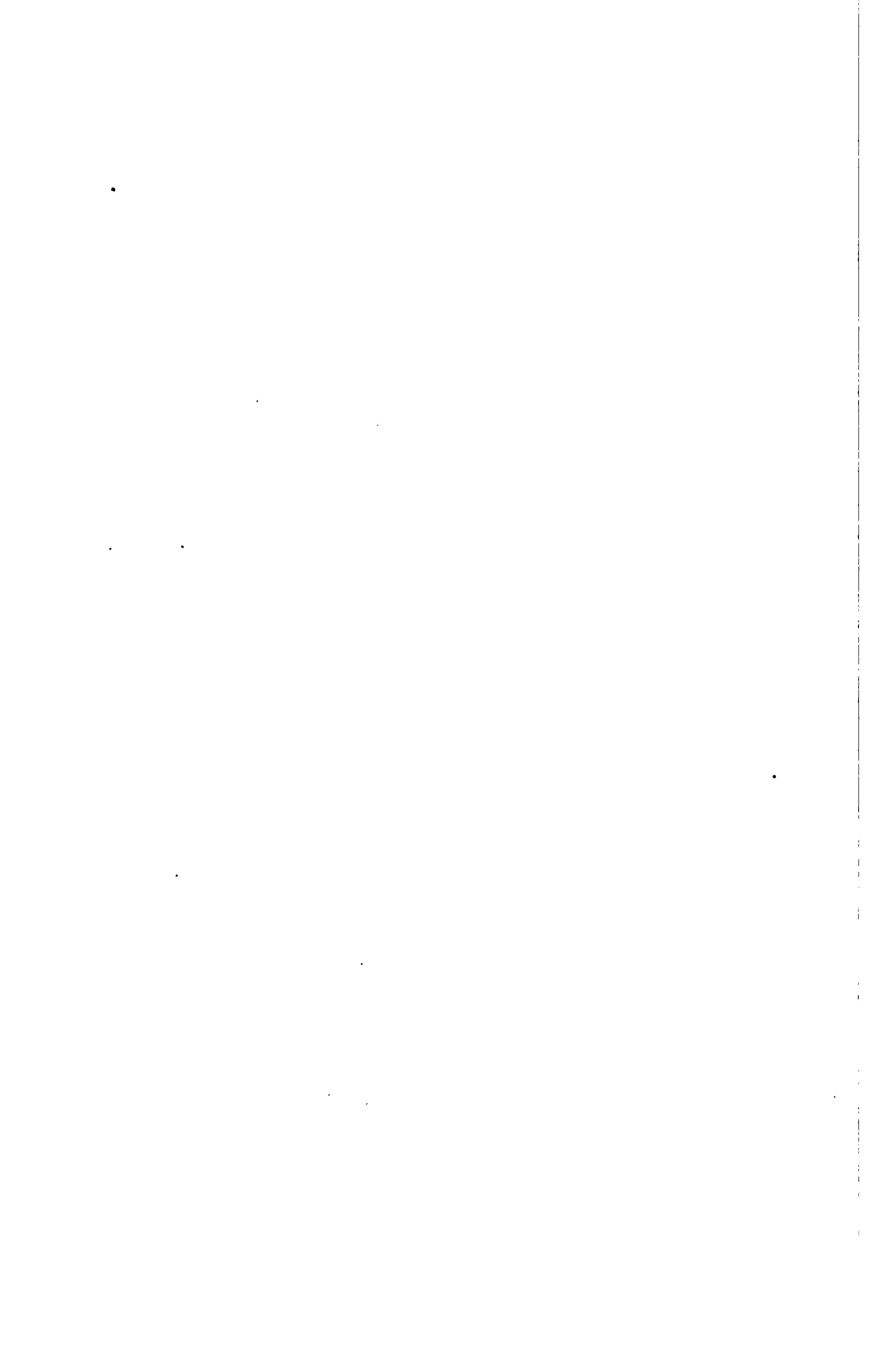
Bergen. Museum.
Cherbourg. Société des sciences naturelles.
Christiania. Königliche Universität.
Leeuwarden. Verein für Friesische Geschichte.
Luxemburg. Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.
Moskau. Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
Petersburg. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen.
Stockholm. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Stockholm. Königliche Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie.
Upsala. Königliche Universitätsbibliothek.

B. Amerika.

Albany, N. Y. Dudley Observatory.
Baltimore, Md. Johns-Hopkins University.
Boston, Mass. Society of Natural History.
Buffalo, N. Y. Society of Natural Sciences.
Cambridge, Mass. Harvard College.
Chicago. University.
Córdoba, Rep. Arg. Academia Nacional de Ciensias.
St. Louis, Mo. Academy of Science.
St. Louis, Mo. Missouri Botanical Garden.
Madison, Wisc. Academy of Sciences, Arts and Letters.
New Haven, Conn. Academy of Arts and Sciences.
New York city. Academy of Sciences.
New York. State Library.
Philadelphia, Penn. Academy of Natural Sciences.
Salem, Mass. Tufts College Library.
San Francisco, Cal. California Academy of Sciences.
Washington, D. C. Smithsonian Institution.
Washington, D. C. U. S. National Museum.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.



Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft XXI. (1895.) Preis 2 ℳ.

Inhalt: Professor Dr. Heinzelmann: Der praktische Beruf der Wissenschaft und die Aufgabe der Erfurter Akademie. — Professor Dr. Kirchhoff: Die Lagenverhältnisse von Erfurt. — Professor Dr. Heinzelmann: Gedenkrede auf Dr. Wilhelm Freiherrn von Tettau. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrologe. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXII. (1896.) Preis 4,50 ℳ.

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Mitteilung eines Briefes von Eva Lessing an eine Verwandte. — Derselbe: Aus eines Dichters Werkstatt. Ein Beitrag zur Charakteristik Ferdinand Freiligraths. — Professor Dr. Heinzelmann: Der Protestantismus als Kulturprinzip der Neuzeit. — Dr. Zschiesche: Die heidnischen Kultusstätten in Thüringen. — Schuldirektor a. D. Neubauer: Zur Erinnerung an Gustav Freytag. — Privatdozent Dr. Brode: Die schwedische Armee nach dem Prager Frieden und die Enthauptung des Obristen Joachim Ludwig v. Seckendorf. — Landgerichtspräsident Herrmann: Die Geschichte des Sachsenspiegels. — Gymnasialoberlehrer Dr. Schreiber: Die neueste Limesforschung zwischen Main und Neckar. — Dr. Loth: Zornzeichen und Warnungszeichen. Eine kulturgeschichtliche Studie aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Nach Erfurter Quellen. - Oberregierungsrat Lucanus: Kronprinz Friedrich Wilhelm und die deutsche Kunstindustrie. - Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen, Sitzungsberichte, Nekrolog, Preisaufgabe der Akademie, Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXIII. (1897.) Preis 2 ℳ.

Inhalt: Luise Hagen und Anna Beyer: Wie lässt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gestalten? Zwei preisgekrönte Aufsätze. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen, Sitzungsberichte, Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXIV. (1898.) Preis 5 ℳ.

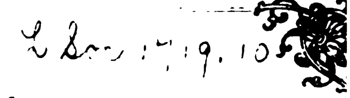
Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Ferd. Schultz: Gedanken über das Wesen der Musik — Professor Dr. R. Stintzing,: Schlaf und Schlaflosigkeit. — Schuldirektor a. D. Heinrich Neubauer: Zur Hundertjahrfeier des Geburtstages Kaiser Wilhelms des Ersten. — Gymnasialdirektor Dr. R. Thiele: Michelangelos Moses, ein Deutungsversuch. — Oberlehrer Dr. C. Martens: Wann ist das Erfurter evangelische Ministerium als geistliche Behörde entstanden? — Pastor A. Fritzsche: Die Wirkung der Musik auf den Menschen. — Geh. Regierungs- und Obermedizinalrat Dr. B. Schuchardt: Zur Geschichte der Anwendung des Höhenklimas (Gebirgsklimas) behufs Heilung der Lungenschwindsucht (Lungentuberkulose). — Geh. Hofrat Dr. C. Ruland: Über das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. — Professor Dr. Heinzelmann: Goethes Odendichtung aus den Jahren 1772—1782. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrologe. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXV. (1899.) Preis 3 ℳ.

Inhalt: Ober- und Geh. Regierungsrat Scholtz: Einblicke in die Entstehung und Gestaltung des Eisenbahnwesens. — Professor Dr. Bernhardt: Über den Willehalm Wolframs von Eschenbach. — Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose: Olympia Morata, das Wunderkind des 16. Jahrhunderts. — Pastor Oergel: Die Studienreform der Universität Erfurt vom Jahre 1519. — Prof. Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1898/99. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Statistische Mitteilungen.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a.S.





Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXVII.



ERFURT, 1901.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)





Jahrbücher

der

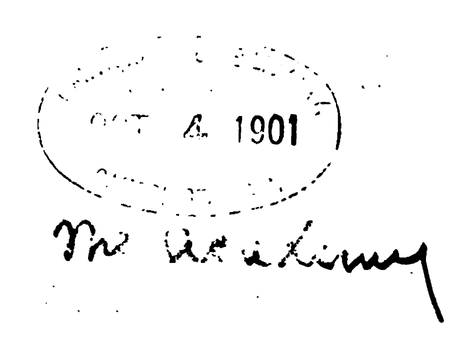
Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXVII.

ERFURT, 1901.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)



Vorwort.

Im April des Jahres 1900 beschloss der Senat der Königlichen Akademie, für das Jahr 1901 eine Preisaufgabe zu veröffentlichen. Er ernannte zu Mitgliedern der Preiskommission die Herren Landgerichtsrat Dr. Jacobsen, Stadtschulrat Dr. Brinckmann und Professor Dr. Heinzelmann und beauftragte sie, das zu dem Ende Erforderliche zu veranlassen. (S. Sitzungsberichte des Jahresberichtes 1899/1900 in Heft XXVI Nr. 17 u. 18 S. 207.)

Die Kommission stellte auf Grund gemeinsamer Beratungen den Wortlaut der Preisaufgabe nebst den dazu nötigen Zusätzen fest und liess folgendes Druckschreiben durch die wichtigsten Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands und Österreichs veröffentlichen:

Die Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt hat beschlossen, für das Jahr 1900/01 folgende Preisaufgabe zu stellen:

»Wie ist unsere männliche Jugend von der Entlassung aus der Volksschule bis zum Eintritt in den Heeresdienst am zweckmässigsten für die bürgerliche Gesellschaft zu erziehen?«

Auf die beste der einlaufenden Abhandlungen ist ein Preis von 600 Mark als Honorar gesetzt. Der Verfasser tritt das Eigentumsrecht an die Königl. Akademie ab, welche ausschliesslich befugt ist, dieselbe durch den Druck zu veröffentlichen.

Es sollen die Ziele einer allgemein sittlich-intellektuellen Erziehung unserer männlichen Jugend, im Gegensatz zu einer bestimmten Berufserziehung, dargelegt werden, unter Angabe der Mittel, welche geeignet erscheinen, dieselben zu schützen vor der Gefahr, entweder hilflos sich selber überlassen zu bleiben oder den Umsturzparteien zum Opfer zu fallen.

Die Abhandlung ist sauber und deutlich auf gebrochenen Foliobogen zu schreiben und in edler, allgemeinverständlicher deutscher Sprache abzufassen. Arbeiten unter 15 und über 40 Foliobogen, sowie solche, welche den obigen Anforderungen nicht entsprechen, bleiben unberücksichtigt.

Bewerber werden ersucht, ihr Manuskript in der Zeit vom 1. März bis zum 30. April des Jahres 1901 an den Königl. Bibliothekar, Herrn Oberlehrer Dr. Emil Stange in Erfurt, einzureichen. Dasselbe ist mit einem Motto zu versehen, darf aber den Namen des Verfassers nicht enthalten. Ein versiegeltes Kouvert ist beizufügen, welches den Namen, den vollständigen Titel und den Wohnort des Verfassers, sowie das gleichlautende Motto enthält.

Die Bewerber werden im Laufe des Sommers 1901 von dem durch die Preiskommission gefällten Urteil in Kenntnis gesetzt. Die nicht prämiierten Arbeiten werden vernichtet, falls nicht die Verfasser unter Beifügung des Protobetrages den ausdrücklichen Wunsch erklären, ihre Abhandlungen zurückzuerhalten.

Erfurt, den 25. August 1900.

Die Preiskommission der Königlichen Akademie.

Das Ergebnis war folgendes. Es sind bis zum 10. Mai d. J. der Akademie im ganzen 75 Abhandlungen zugegangen. Diese verteilten sich in geographischer Hinsicht und bezüglich der verschiedenen Berufsarten der Verfasser folgendermassen. Auf das Deutsche Reich kamen von den 75 Abhandlungen im ganzen 68, davon 45 auf das Königreich Preussen, und zwar 6 auf die Provinz Sachsen, 12 auf die Provinz Brandenburg, 7 auf Schlesien, 8 auf die Rheinprovinz, je 3 auf Westpreussen, Ostpreussen und Schleswig-Holstein, 2 auf Hannover, 1 auf Pommern. Die übrigen deutschen Länder und die freien Reichsstädte waren vertreten mit 23 Abhandlungen, unter ihnen das Königreich Sachsen mit 10, das Grossherzogtum Sachsen-Weimar mit 2, das Königreich Württemberg, die Herzogtümer Anhalt und Braunschweig, das Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt, das Reichsland Elsass-Lothringen, die beiden freien Reichsstädte Hamburg und Bremen mit je 1 Abhandlung. Die übrigen 7 Arbeiten kamen aus ausserdeutschen Ländern: 4 aus Österreich-Ungarn (je 1 aus Nieder-Österreich, Salzburg, Mähren und Siebenbürgen), je 1 aus England (London) und 2 aus Nord-Amerika (Washington und

Pennsylvanien). Gehen wir zu den Verfassern der Preisschriften und deren Berufsarten über, so waren zunächst 2 Abhandlungen von Damen abgefasst, 1 von einem adeligen Herrn; unter den übrigen Verfassern waren 3 Offiziere, 2 Juristen, 16 evangelische Theologen bezw. Geistliche, 16 Oberlehrer bezw. Schuldirektoren und Schulräte, 19 Elementarlehrer, 4 Techniker, 5 Schriftsteller, 6 Kaufleute und Gewerbetreibende, 1 Lokomotivführer.

Nach eingehender Prüfung beschloss das von der Akademie gewählte Preisrichter-Kollegium, von den genannten 75 Abhandlungen zunächst drei auf die engere Wahl zu setzen, sodann erkannte es einstimmig unter diesen dem Verfasser derjenigen Abhandlung den Preis zu, welche das Motto trug: »Nicht die Schule allein, sondern Teilnahme an den Angelegenheiten des Ganzen ist der sicherste Weg zur Vollendung der geistigen und sittlichen Entwicklung eines Volkes«. (Karl von Stein.) Als Verfasser derselben ergab sich nach geöffnetem Kouvert der Königl. Schulkommissar und Stadtschulrat Herr Dr. Georg Kerschensteiner in München. Die gediegene Arbeit, welche den wichtigen Gegenstand auf Grund eingehender Sachkenntnis und von umfassenden Gesichtspunkten aus behandelt, ist laut des oben mitgeteilten Preisausschreibens durch Auszahlung des Honorars Eigentum der Akademie geworden; sie wird hiermit, und zwar, der Natur der Sache entsprechend, als einzige Abhandlung des diesjährigen Heftes unsrer Jahrbücher, zugleich mit dem üblichen Jahresbericht veröffentlicht.

Das Interesse an dieser Schrift wird dadurch noch besonders erhöht, dass die Münchener Stadtverwaltung sich gegenwärtig anschickt, die in der Preisarbeit vorgeschlagenen und in geistvoller Weise begründeten Organisationen in die That umzusetzen. Umsomehr hielt es die Akademie für angezeigt, der voraussichtlich grossen Nachfrage nach dieser Schrift dadurch entgegen zu kommen, dass sie zugleich für einen selbständigen Vertrieb der Abhandlung durch den Buchhandel Sorge trug. Die Buchhandlung des Herrn Karl Villaret hierselbst (Inhaber: Arthur Frahm) hat den Separatverlag der Schrift übernommen.

Erfurt, im August 1901.

Der Herausgeber.

Inhalt.

A. Abhandlung.

Wie ist unsere männliche Jugend von der Entlassung aus der Volksschule bis zum Eintritt in den Heeresdienst am zweckmässigsten für die bürgerliche Gesellschaft zu erziehen?

Gekrönte Preisarbeit

von

Dr. Georg Kerschensteiner,
Stadtschulrat und Kgl. Schulkommissar in München.

Motto:
„Nicht die Schule allein, sondern Teilnahme an den Angelegenheiten des Ganzen ist der sicherste Weg zur Vollendung der geistigen und sittlichen Entwickelung eines Volkes."

Karl von Stein.

§ 1. Die bestehenden Erziehungseinrichtungen, ihre Entwickelung und ihre Mängel.

Die Notwendigkeit der staatsbürgerlichen Erziehung.

1. Jedermann, der ein Haus besitzt, weiss, dass der beste Schutz für sein Eigentum darin besteht, dasselbe von Zeit zu Zeit sorgfältig zu untersuchen, alle Schäden, die entstanden sind, baldmöglichst zu beheben und verderblichen Einflüssen durch geeignete Verbesserungen von vornherein zu begegnen. Diese einfache Wahrheit gilt zweifellos in erhöhtem Masse von dem Gebäude, das wir als Staat bezeichnen. Aber die Schäden dieses Baues, der in seiner ganzen Gestalt nicht so einfach zu überschauen ist, von dem wir nur immer die einzelnen Bausteine, unsere Mitbürger, und nicht das verwickelte Gefüge sehen, sind selten so rasch zu erkennen; und wenn selbst, so haben wir uns gerade im vergangenen Jahrhundert lange Zeit der optimistischen Meinung hingegeben, dass ein Bau dieser Art, der gewissermassen ein organisches Gefüge hat, aus sich selbst heraus, ohne Arzt und Heilmittel, einen Heilungsprozess an sich vollziehen müsse, wenn es nur ein gesunder Organismus sei. Aber was heisst: ein Staat ist ein gesunder Organismus? Vor fast zweieinhalbtausend Jahren hat schon Plato darauf die Antwort gegeben: Nur der Staat ist gesund und kann gedeihen, der ohne Unterlass sich bestrebe, die Menschen, die ihn bilden, zu verbessern. Er selbst sucht hiebei nach der besten Staatsform, nach einem Idealstaat, und entwirft in seinem herrlichen Ge-

spräche »Der Staat, oder was ist Gerechtigkeit« die Grundzüge für einen solchen Bau und die Statuten für dessen Erhaltung. Und als er erkennen muss, dass er die Menschen zu hoch eingeschätzt hat, dass vieles in seinem Entwurfe nur Göttergleiche würden leisten können, legt er der Welt einen zweiten Plan vor, den er nennt: »Die Gesetze«. Aber in beiden Werken ist in breitem Masse dem Gedanken Rechnung getragen, dass die staatsbürgerliche Erziehung eines der wichtigsten Fundamente des Staatsgebäudes ist. Dieser Gedanke kehrt später — ich meine nicht bei den grossen Pädagogen, die man ja in dieser Sache gewissermassen als Partei ansehen könnte, — sondern bei vielen bedeutenden Staatsmännern bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts in immer grösserer Allgemeinheit, wenn auch nicht immer in gleicher Tiefe durchdacht, wieder. Schon der grosse Finanzminister Ludwigs XIV., Jean Baptiste Colbert, der über zwei Jahrzehnte unumschränkt die wirtschaftlichen Angelegenheiten Frankreichs leitete, entfaltet eine umfangreiche erzieherische Thätigkeit, zunächst allerdings nur um die Produktionsfähigkeit zu steigern. Sein Nachfolger Turgot, der Finanzminister Ludwigs XV. sucht sein Volk direkt nach den Idealen Plato's[1]) zu heben und setzt für das ganze Reich einen Erziehungsrat ein. Fast gleichzeitig fordert der grosse Volkswirtschaftler und schottische Professor Adam Smith bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts allgemeinen Volksschulunterricht. Gegen Ende dieses Jahrhunderts und mit Beginn des folgenden finden wir fast alle grossen Männer mit der Frage beschäftigt. Ein gewaltiger, in unseren Tagen fast unbekannter Idealismus, ein hoffnungsvoller Glaube an die Zukunft der Menschheit erfüllt die grossen Geister. In Deutschland schreibt Schiller seine glänzenden Briefe über ästhetische Erziehung, Fichte seine vielbewunderten Reden an die deutsche Nation und arbeiten ein Freiherr von Stein und ein Wilhelm von Humboldt mit Wort und That an der staatsbürgerlichen Erziehung des Volkes. In gleichem Geiste sind Pestalozzi, Herbart, Schleiermacher thätig. Es ist selbstverständlich, dass die Worte solcher Männer nicht durchweg wirkungslos verhallen konnten, und thatsächlich finden wir denn auch am Ende des 18. und am Anfange des 19. Jahrhunderts in einigen deutschen Staaten wenigstens die ersten grossen Anfänge zu

---

[1]) Gustav Maier, Sociale Bewegungen und Theorieen, Teubner, p. 95.

einer allgemeinen Volkserziehung im ausgesprochenen Interesse der Staatserhaltung.

Die Auffassung im 19. Jahrhundert.

2. Aber das Feuer dieser Begeisterung loderte nicht eben lange, und abgesehen von allen anderen Gründen war sicher auch der Grund für das Verglimmen des Brandes ausschlaggebend, dass im Volke selbst, das jetzt mehr und mehr an der Regierung des Staates Anteil nahm, um jene Zeit nicht nur kein rechtes Bedürfnis noch vorhanden war, sondern sogar ein bald grösserer, bald geringerer Widerstand gegen die Bildungsbestrebungen der Regierungen sich erhob und zwar hauptsächlich, wie auch vielfach heute noch, aus rein egoistischen materiellen Erwerbsinteressen. Auch in den Kreisen der Regierenden trat eine Abkühlung ein. Man war zufrieden, allgemeine Volksschulpflicht eingeführt, Lehrerseminare gegründet und Hirten, Nachtwächter und ausgediente Soldaten durch wirkliche Lehrer ersetzt zu haben. Erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts kam die Frage wieder lebhafter in Fluss; aber nicht mehr die Gesichtspunkte der alten Volkswirtschaftler und Philosophen waren das Treibende, sondern „Bildung", Bildung an sich, war das allgemeine Feldgeschrei. Darunter verstand man eine möglichst grosse Zahl von Kenntnissen. Es war die Geburtsstunde der populären Bücher und der Volksbildungsvereine gekommen. Die Lehrpläne der Volks- und Mittelschulen wurden erweitert, die Unterrichtsstoffe manchmal ins Ungemessene vermehrt, die Zahl der Schuljahre erhöht, die täglichen Unterrichtszeiten verlängert. Grosse schulpolitische Gedanken waren nicht zu verzeichnen, und unser bedeutendster Staatsmann Otto von Bismarck hatte andere Fragen zu lösen, als die der staatsbürgerlichen Erziehung. Um die gleiche Zeit hatte man dem Volke, dem noch wenig erzogenen grossen Kinde, alle die Freiheiten und Rechte zum Geschenke gemacht, die der demokratische Liberalismus als absolut notwendig bezeichnet hatte: Das allgemeine Wahlrecht, die Pressfreiheit, die Freiheit der Verehelichung, die Gewerbefreiheit u. s. w., und man glaubte, dass die neue Bildung das Volk zum richtigen Gebrauche dieser Gaben führen werde.

Unternehmungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

3. Ich möchte nun die Bestrebungen dieser Zeit nicht tadeln, umsoweniger, als sie rasch und überall die Erziehungsthätigkeit im kleinen und einzelnen wachgerufen haben und wachrufen mussten. Aber man kann nicht sagen, dass sie plan-

mässig und eines grossen klaren Zieles sich bewusst waren, weder bei den freien gesellschaftlichen Verbänden, die sich damit befassten, noch bei den Regierungen. Vielleicht macht Österreich mit seinem Schulgesetz vom Jahre 1869 und noch mehr mit seinem ausgezeichnet durchdachten Ausbau des gewerblichen Erziehungswesens nach den Grundsätzen der Denkschrift v. Dummreicher's[2]) aus dem Jahre 1881 eine Ausnahme. Die zahlreichen und zum Teil auch mit bedeutenden Opfern unternommenen, über die Volksschulpflicht hinausgehenden Erziehungseinrichtungen für das Volk, welche in Deutschland in den letzten 30 Jahren etwa, sei es der Initiative des Staates oder der Gemeinden, sei es den segensreichen Bestrebungen zahlloser Privater zu verdanken sind, lassen sich in folgende 6 Gruppen einteilen:

a) Die rein schulmässigen Einrichtungen aller Art des Staates, der Gemeinden oder privater Verbände, wie die allgemeinen, gewerblichen, kaufmännischen und landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen, die Fachschulen, die technischen Schulen, Lehrwerkstätten, u. s. w.

b) Die nicht schulmässigen Unternehmungen zur Verbreitung intellektueller und künstlerischer Bildung, wie sie von Arbeiterbildungs-, Volksbildungs-, Volkshochschul-, Kunstvereinen und Volksbibliotheken ausgehen.

c) Die privaten und öffentlichen Unternehmungen zur Veredelung des Lebensgenusses, wie die Einrichtung von grossen Volksspielplätzen, von Volksunterhaltungsabenden, von Ausstellungen zwecks künstlerischer Bildung des Volkes u. s. w.

d) Die privaten Unternehmungen zur Hebung der körperlichen Erziehung, wie die so wichtige Einrichtung der Turnvereine, der Volksgesundheitsvereine, der Antialkoholvereine u. s. w.

e) Sociale Wohlfahrtseinrichtungen von erzieherischem Werte, wie Lehrlingshorte, Mädchenheime, Rettungsausschüsse, Sanitäts- und Feuerwehren u. s. w.

f) Öffentliche Feste zur Erhaltung und Förderung des nationalen Gemeinsamkeitsgefühles.

Bei weitem die meisten der hier aufgeführten Einrichtungen sind mit Ausnahme der älteren Turnvereine, die schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit ausgesprochenem vater-

---

[2]) v. Dummreicher, Über die Aufgaben der Unterrichtspolitik im Industriestaate Österreich, Wien, Hölder.

ländischen Erziehungszwecke gegründet worden waren, Kinder des Geistes, der die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts beherrschte. In den sechziger und siebenziger Jahren brach bei den Regierungen der Gedanke durch, dass die Volksschulbildung allein nicht ausreichend sei, das nötige Mass von Bildung zu übermitteln. Mit der ausgesprochenen Absicht, die Volksschulbildung zu befestigen oder zu ergänzen, erlassen die Regierungen um diese Zeit ihre ersten ausführlichen Gesetze über öffentliche Fortbildungsschulen, wobei einige deutsche Staaten, wie Sachsen, Baden, Hessen von vornherein wie bei der Volksschule den obligatorischen Charakter[3]) betonen, während andere wie Preussen, Bayern es den Gemeinden überlassen, in dieser Hinsicht das entscheidende Wort zu sprechen. Vom Beginn der siebenziger Jahre entwickeln sich alsdann in stärkerem Masse die Arbeiterbildungsvereine, die Volksbildungsvereine und die Volksbibliotheken.[4]) Die Einsicht in den Wert kunstgewerblicher Museen sowohl zwecks wirtschaftlicher als künstlerischer Bildung und Erziehung steigert sich, und wir sehen nunmehr die bis dahin nur ganz spärlich vorhandenen Einrichtungen dieser Art sich rasch vermehren. In den achtziger Jahren breitet sich alsdann die Bewegung um Schaffung grosser Volksspielplätze immer stärker aus, bis der verdienstvolle Centralausschuss zur Förderung der Volks- und Jugendspiele zu Beginn der neunziger Jahre das Feld systematisch zu bearbeiten anfängt. Die ersten Lehrlingshorte entstehen, die nach dem grossen Feldzuge geschaffenen Sanitätswehren gewinnen breiteren Boden, die Antialkoholvereine bilden sich. In den neunziger Jahren entstehen dann nach englischem Muster die Volkshochschulvereine; die Volksgesundheitsvereine werden gegründet, und zum ersten Male wird in den Volksunterhaltungsabenden[5]) auch der Gedanke verwirklicht, dass die Ver-

[3]) Sachsen 1873, Baden 1874, Hessen 1874.

[4]) Vergl. insbes. J. Tews, Deutsche Bildungsvereine in Reyer, Handbuch des Volksbildungswesens, Stuttgart 1896, Cotta Seite 65—77. Im Jahre 1871 entstand in Berlin die »Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung« und der »Münchener Volksbildungsverein«, 1874 der Düsseldorfer und Dresdner, 1878 die Humboldtakademie in Berlin. Von den bedeutenden Bildungsvereinen unserer Zeit haben nur wenige, wie der Berliner Handwerkerverein und der Hamburger Bildungsverein ein wesentlich früheres Geburtsjahr (1844 bezw. 1845).

[5]) 1892 wird in Wien das erste Volkskonzert in grossem Stil versucht. 1895 sind in Berlin 24 Volkskonzerte klassischen Inhaltes bei 35—40 Pf. Ein-

edelung des Genussbedürfnisses eine Hauptfrage der Volkserziehung ist.

Ihre Fehler und Vorzüge.

4. So sehen wir in den letzten dreissig Jahren überall in den deutschen Landen, aber fast ausschliesslich nur in Städten, zahlreiche Quellen aus dem Boden hervorbrechen, die dem Strome der allgemeinen Volkserziehung zufliessen. Dieselben sind meist einem warmherzigen Gefühl der gebildeten Gesellschaftsklassen entsprungen, viele aus rein wirtschaftlichen Bedürfnissen, andere aus vaterländischer Gesinnung, wieder andere aus rein religiösem Empfinden. Wenn wir in einzelnen Fällen die Geschichte besonders günstiger Unternehmungen dieser Art verfolgen, so erblicken wir eine Überfülle gemeinnütziger Thätigkeit aus freiem Antrieb ohne Rücksicht auf äusseren Lohn, eine oft bewunderungswürdige Thatkraft einzelner Männer und Frauen, eine grosse Opferwilligkeit und einen stark entwickelten Altruismus einzelner geistig hochstehender Mitglieder der Gesellschaft. Aber trotz alledem tragen zur Zeit die meisten der erwähnten Einrichtungen nicht jene Früchte, die man hätte erwarten können. Insbesondere haftet fast allen ein Mangel an: Die zielbewusste Organisation in Rücksicht auf die staatsbürgerliche Erziehung. Mit wenigen Ausnahmen finden wir zunächst zwei Interessen im Mittelpunkte dieser gemeinnützigen Bestrebungen: die intellektuelle (oder künstlerische) Bildung an sich und den wirtschaftlichen Nutzen. Das ist durchaus erklärlich in einer Zeit, wo die wissenschaftliche Erkenntnis ein bis dahin unerhörtes Wachstum zeigte, und wo die wirtschaftliche Entwickelung Deutschlands einen Aufschwung erlebte, der in kurzer Zeit ein armes in ein wohlhabendes Land verwandelte. Insbesondere finden wir gerade die wichtigsten Erziehungseinrichtungen, die Fach- und Fortbildungsschulen des Staates, der Gemeinden und freien Verbände nur nach diesen beiden Gesichtspunkten organisiert. Kenntnisse verbreiten und Fertigkeiten erziehen, das erschien als Hauptaufgabe. Aber Kenntnisse und Fertigkeiten können

---

trittspreis veranstaltet worden. 1897 und 1898 sind in München die ersten Volksunterhaltungsabende, seit 1899 regelmässige Volkssymphoniekonzerte in den Kaimsälen. 1899 erleichtert v. Ebarth in Gotha am Hoftheater zu gewissen Vorstellungen den Besuch der bäuerlichen Bevölkerung; 1897 wird daselbst nach dem Vorgange von Frankfurt a. M. die Organisation von Volksvorstellungen im eigentlichen Sinne in die Hand genommen (vergl. Schriften für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen Nr. 78, Seite 105, Berlin 1900, Hegemann).

ebensowohl egoistisch als altruistisch ausgenützt werden, und sie werden es sicherlich im ersten Sinne, wenn wir es versäumen, schon in den gleichen Schulen den Sinn der Massen auf das Allgemeine zu lenken und durch geeignete Erziehungsmassnahmen den egoistischen Willen des einzelnen zu beugen, sein Gemeinsamkeitsgefühl aber zu stärken.

Zu diesem inneren Mangel der modernen Erziehungsbestrebungen kommt noch ein äusserer. Fast in allen Städten sehen wir nicht selten sogar zur gleichen Zeit, verschiedene Vereine entstehen mit ganz ähnlichen Bestrebungen und auf diese Weise sowohl die materiellen Mittel wie auch die geistigen Kräfte sich zersplittern. Nur einzelnen Städten gelingt es, wie z. B. der Stadt Basel, diese Zersplitterung hintanzuhalten und in einem einzigen grossen gemeinnützigen Vereine alle Bestrebungen zu sammeln, die auf Hebung der Volkserziehung und Volkswohlfahrt gerichtet sind. Endlich aber: In den Bestrebungen der letzten 30 Jahre geht die bäuerliche Bevölkerung fast leer aus. In den weiten deutschen Gauen, welche das Landvolk bewohnt, fehlen Volks- und Arbeiterbildungsvereine, Einrichtungen für ästhetische und politische Schulung, ja selbst die Fortbildungsschule hat, wenige Provinzen ausgenommen, kaum ein nennenswertes Plätzchen gefunden. Nur die Feuerwehren und Kriegervereine stehen zur Verfügung, den harten Boden für das Gemeinsamkeitsgefühl zu pflügen, während einzelne genossenschaftliche Verbände wenigstens ein gemeinsames wirtschaftliches Interesse, wenn auch recht einseitig, zu heben sich bemühen. Sonst aber ist in diesen Kreisen der deutschen Bevölkerung die Volksschule, genau wie zu Anfang des 19. Jahrhunderts, das A und Ω aller staatsbürgerlichen Erziehung geblieben.

Bedeutung der Volksschule.

5. Nun ist zwar die allgemeine Volksschule eine bedeutende Errungenschaft des 19. Jahrhunderts, und zweifellos hat sie wenigstens in der ersten Hälfte derselben auch bescheidenen Ansprüchen auf staatsbürgerliche Erziehung genügt, wenn sie nur ernst durchgeführt und sorgfältig überwacht war. Wo sie nicht unter dem Minimum von sieben Schuljahren bleibt, kann sie wenigstens die elementaren Kenntnisse, die für die weitere Bildung und Erziehung unerlässlich sind, in genügender Tiefe übermitteln, ja sogar ein bescheidenes Mass von Erziehungseinfluss von vornherein ausüben. Sie giebt die Mittel, die im heutigen Verkehr der Menschen unter sich unentbehrlich sind, und erleichtert

dem einzelnen das Fortkommen im wirtschaftlichen Leben. Aber weiter darf man die Leistungen der Volksschule nicht in Ausschlag bringen, weil die geistige Reife der Schüler beim Abschluss der Volksschulbildung mit dem 14. Lebensjahr noch viel zu gering ist. Gerade aus diesem Grunde sehen wir daher in vielen Schweizer Kantonen die Volksschulpflicht weiter ausgedehnt als in irgend einem deutschen Lande. So entlässt beispielsweise der Kanton Waadt keinen Volksschüler vor dem 16., der Kanton Bern vor dem 15. Lebensjahre. Und wenn auch die Schulzeit in diesen Kantonen diejenigen unserer deutschen Staaten inbezug auf Gesamtstundenzahl nicht übertrifft,[6]) so wird doch niemand verkennen, welch bedeutenden Vorzug eine derartige, auf 9—10 Lebensjahre verteilte Volksschulpflicht im Interesse der staatsbürgerlichen Erziehung besitzt gegenüber unseren Einrichtungen. Denn ganz abgesehen davon, dass bei dem frühen Abbruch unserer Volksschulbildung gewisse Unterrichtsstoffe die ihnen eigentümlichen Erziehungskräfte wegen der noch fehlenden Einsicht nicht entfalten können, kommt für viele Schüler die frühzeitige Entlassung aus dem Schulverbande einem völligen Einstellen aller systematischen Erziehung überhaupt gleich und zwar in einem Alter, wo bei dem erst in seinen Ansätzen vorhandenen sittlichen Charakter die zerstörende Kraft des freien unkontrollierten Lebens am verhängnisvollsten wirken kann.

Gefahren des frühen Abbruches der Volksschulbildung.

6. Ja man kann sagen: den völlig geänderten wirtschaftlichen, socialen und politischen Verhältnissen am Ende des 19. Jahrhunderts trägt die am Anfange derselben eingeführte allgemeine Volksschule nicht genügend Rechnung mehr, trotz aller Lehrstofferweiterung (vielleicht sogar wegen derselben) und trotz der teilweisen aber ungenügenden Erhöhung der Schulpflichtdauer. Das schnelle Anwachsen der Städte, vor allem der Grossstädte mit allen ihren sittlichen Gefahren, die durch die wirtschaftliche, sociale und politische Entwickelung bedingte Zurückdrängung der alten Erziehungsfaktoren, wie sie in der Familie, in der Berufs- und Standessitte gegeben sind, der wachsende Reichtum und die damit parallel gehende wachsende Genusssucht, die Art und Weise, wie das Volk die von einem liberalen Humanismus und einer vernünftigen Demokratie errungenen Freiheiten ausnützt, die Entwickelung der inneren politischen Verhältnisse und noch

---

[6]) Etwa 10 000—11 000 Unterrichtsstunden.

manches andere lassen den gänzlichen Abbruch einer geregelten Volkserziehung mit dem 13. oder 14. Lebensjahre direkt als schweren Nachteil erscheinen. Ist es nicht eigentümlich, dass wir den kleinen Bruchteil der Staatsbürger, der sich den gelehrten Berufsarten zuwendet, trotzdem er zumeist aus Familien stammt, die für die Ausübung ihrer Erziehungspflicht die nötigen geistigen und wirtschaftlichen Mittel besitzen, bis zum 18. oder 19. Lebensjahre in der Zucht der Schule halten, während wir die überwiegende Mehrzahl der im späteren Leben gleichberechtigten Bürger noch im Zustande eines Kindes schutzlos den Gefahren des öffentlichen Lebens preisgeben? Das Wenige, was wir heute dem Volksschüler mitzugeben imstande sind, reicht gerade aus, dass er den schlimmen Einflüssen des öffentlichen Lebens genau ebenso zugänglich wird wie den guten. Bei der Unmöglichkeit aber, bis zum 13. oder 14. Lebensjahre dem Charakter durch die Volksschuleinrichtungen eine bestimmte Richtung zu geben, und bei dem noch ungebrochenen Egoismus des Menschen in diesem Alter wird unsere Volksschulbildung für den einzelnen und noch mehr für die Gesamtheit öfter zum Danaergeschenk als zu einer Himmelsgabe. Wir geben damit allzuleicht dem Volke einen Funken, den es nicht zu hüten, einen Hammer, den es nicht zu schwingen weiss, eine Kraft, die dem alles versprechenden Demagogen seine Arbeit viel leichter macht als dem wahrheitsgetreuen Führer.

Die Schwierigkeit der Erziehungsaufgabe des Staates.

7. So drängt sich mit dem Ende des Jahrhunderts das Bewusstsein von der Notwendigkeit der Fortsetzung der Volkserziehung nach dem volksschulpflichtigen Lebensalter immer mehr allen Denkenden auf, und gerade wie in früheren Zeiten sind es wieder Volkswirtschaftler und Ethiker, geistlichen wie weltlichen Standes, die mit allem Ernste auf den Ausbau der staatsbürgerlichen Erziehung hinweisen. Man kann sagen, die Hauptfragen der Nationalökonomie sind auf das engste mit Erziehungsfragen verknüpft, so zwar, dass eine wirkliche Besserung der Erziehungsverhältnisse ohne eine Besserung der wirtschaftlichen, socialen, ja teilweise sogar der politischen Verhältnisse nicht möglich erscheint. Wo die harte Not ans Fenster klopft, wo tausende mit dem Hunger kämpfen, da fehlt Wille und Kraft, den Stab zu ergreifen, der den Armen aufwärts führen soll. Wo erbärmliche Wohnungsverhältnisse mit all ihrer Korruption den familiären und häuslichen Sinn ertöten, da geht der beste Teil noch so überlegter Er-

ziehungseinrichtungen fast spurlos vorüber. Wo die oberen Stände den festen sittlichen Halt verloren haben, da werden wir uns vergeblich bemühen, die unteren Stände sittlich aufzurichten. Wenn wir solche Zusammenhänge näher ins Auge fassen, so erkennen wir aber, dass die Erziehungsaufgabe des Staates eine ungemein verwickelte ist, und dass sie sich nicht lösen lässt, ohne eine grosse, weitausschauende Erziehungspolitik, die ebensoviel pädagogische als volkswirtschaftliche Kenntnisse und ebensoviel Mut und Thatkraft als Warmherzigkeit voraussetzt. Eine weitausschauende Erziehungspolitik muss aber vor allem ein festes, klares Ziel bezeichnen, zu dem wir unsere Staatsbürger führen wollen. Aber schon über dieses Ziel der staatsbürgerlichen Erziehung gehen die Meinungen so weit auseinander, dass es nötig erscheint, nunmehr zunächst dieser Frage eine eingehende Beachtung zu schenken.

---

§ 2. Das Ziel der staatsbürgerlichen Erziehung.

Divergenz der Anschauungen.

1. Das Ziel der staatsbürgerlichen Erziehung hängt von der Vorstellung ab, die wir uns vom Staate selbst und von seinen Aufgaben machen. Aber welch eine Welt der Anschauung trennt hier einen Bismarck von einem Windhorst, einen Bebel von einem Freiherrn v. Stumm, einen Voltaire von einem Rousseau! Welch eine Verschiedenheit selbst in den scheinbar objektiven Staatstheorieen eines Thomas Hobbes und eines John Locke! Wer wie Hobbes durchdrungen ist von der Staatsallmacht, wer keine Rechtsquelle kennt als den Staat, keine Religion als die Staatsreligion, kein Eigentum als das Staatseigentum, wird der nicht andere Erziehungsziele haben müssen, als ein Mann wie Locke, der dem Staatsrechte gegenüber die allgemeinen Menschenrechte stellt, und der darum jedem Staatsbürger das Recht des Widerstandes gegen Massnahmen einräumt, die über den Schutz von Leben, Freiheit und Eigentum hinausgehen? Oder wer, wie gewisse Socialdemokraten, die Meinung verficht, dass die Gleichheit der Menschen darin besteht, dass Fleissige und Faule, Gerechte und Ungerechte, Philosophen und Einfaltspinsel gleiche Macht im Staate haben,

dass alle gleich gut essen, trinken, schlafen, wohnen, die Brüderlichkeit darin, dass nur die Proletarier Brüder sind, die Freiheit darin, dass der eigene Wille zuerst zu respektieren ist, der wird eine andere Staatserziehung wollen als die christlichen Socialisten Englands,[7]) die da predigen, dass die wahre Gleichheit in der für alle gleichen Möglichkeit bestehe, seine Fähigkeiten und Anlagen zu entwickeln und zu gebrauchen, dass zuerst die innere Freiheit den Menschen zieren muss, ehe ihm die politische und wirtschaftliche heilsam ist, und dass die Brüderlichkeit sich auch auf jene erstrecken muss, die einer anderen ehrlichen Meinung sind. Noch in unseren Tagen hat Treitschke, der geniale Historiker und glühende Vaterlandsfreund, die Wohlfahrt des Staates in einer Organisation erblickt, welche grössere Schichten der Bevölkerung bewusst auf einer niederen Stufe der Ausbildung und im Dienste der mechanischen Arbeit erhält, damit die Hochgebildeten mit um so grösserer Musse schaffen könnten zum Wohle des Vaterlandes, und seiner Meinung schliessen sich heute noch viele ernsthafte Männer an, darunter solche, welche selbst die Notwendigkeit von Analphabeten für die Besorgung der niedrigsten Arbeiten zu beweisen versuchen und dementsprechend der Volksbildung gewisse Schranken auferlegen wollen. Und diesen gegenüber stehen wiederum die grossen Ethiker des 19. Jahrhunderts, die die Wohlfahrt des Staates in einem inneren Ausbau erblicken, der jedem ohne Ausnahme gestattet, seine geistigen Kräfte so weit als möglich zu entfalten.

Die Aufgaben des Staates überhaupt.

2. In diesem Widerstreit der Meinungen ist es nützlich und notwendig, einige Augenblicke bei der Frage zu verweilen: »Welche Aufgabe hat der Staat an sich zu lösen?« Es genügt zu diesem Zwecke die vergangenen historischen Staaten und Staatsformen zu betrachten, um zu erkennen, dass die Fassung, wie sie Paulsen [8]) in seiner Ethik giebt, als eine zutreffende bezeichnet werden kann. Er sagt: Die Aufgabe des Staates ist die Durchsetzung der Lebensinteressen der Gesamtheit, zunächst durch den Schutz gegen äussere und innere Feinde, sodann durch Übernahme notwendiger Thätigkeit auf Gebieten,

---

[7]) Vergl. das treffliche, hier noch öfters citierte Werk: H. v. Nostitz, Das Aufsteigen des Arbeiterstandes in England, Verlag Fischer in Jena, 1900, Seite 35.

[8]) Fr. Paulsen, System der Ethik etc., 5. Aufl., II. Bd. Seite 527, etwas ausführlicher Seite 513.

wo die Thätigkeit des einzelnen unzulänglich bleibt, oder den Interessen der Gesamtheit nicht gerecht wird.« Soweit wir bis auf unsere Zeit in dem Entwickelungsgang der Geschichte die Staatsgebilde aller Art verfolgen, sehen wir sie wohl sehr oft weniger, nie aber mehr Aufgaben als die erwähnten beiden erfüllen. Indem wir kurz sagen: die Erhaltung des Volkes und die Fürsorge um seine Wohlfahrt war bisher die Aufgabe des Staates, ersehen wir, dass diese Aufgabe im wesentlichen eine egoistische ist. Dieser egoistischen fügt nun die sociale Ethik gewissermassen eine altruistische hinzu. Das letzte Ziel aller Erziehung ist eine menschliche Gesellschaft, die so weit als möglich aus selbständigen, harmonisch entwickelten, sittlich freien Personen besteht. Wie es nun Aufgabe der Familie ist, auch der Staatsidee zu dienen und für sie vorzubereiten, so könnte man es als Aufgabe des Staates bezeichnen, die Humanitätsidee, das Weltbürgertum, zu fördern. Allein ein Staat, der seine egoistische Aufgabe, die wir in Selbsterhaltung und Volkswohlfahrt kurz zusammengefasst haben, einsichtsvoll erfüllt, fördert an sich schon auch die allgemeine Humanitätsidee, weil nur durch die Ausbildung selbständiger, harmonisch entwickelter, sittlich freier Bürger, die ein kräftiger Altruismus beseelt, die Erfüllung der egoistischen Aufgabe in ihrer besten Form ermöglicht wird. Erziehen wir gute Staatsbürger, so erziehen wir stets auch gute Weltbürger, und je grösser der sociale Körper, je mannigfaltigere Sonderinteressen zu einander ins Gleichgewicht zu bringen sind, desto mehr wird mit der Staatsidee zugleich die Humanitätsidee notwendig gefördert. Wie weit aber ein Staat über seinen Selbstzweck hinaus seine Kraft in den Dienst der Humanitätsidee zu stellen hat, wie weit er beispielsweise im Dienste dieser Forderung schwächeren Staaten seinen moralischen oder thatkräftigen Schutz soll angedeihen lassen, das hängt davon ab, in wie weit dadurch seine vornehmste Aufgabe, um deretwillen er gerade gegründet ist, die Aufgabe der Selbsterhaltung und Volkswohlfahrt, gefährdet erscheint oder nicht. Die Forderung, dass ein Staat ohne Rücksicht auf seine eigene Existenz gegen jedes Unrecht, das in der Welt einzeln oder zwischen Staaten geschieht, im Interesse der Humanitätsidee eintreten müsse, ist auf einer Kulturstufe, wie die heutige, in der die Staaten zu einander gleichsam noch in einem Naturzustande leben, in der die Idee der Kulturgemeinschaft den einzelnen Staaten noch etwas völlig Fremdartiges ist, zum min-

desten eine verfrühte Forderung. Das Reich der Humanität, das der socialen Ethik als letztes Ziel vorschwebt, wird gerade dann in unendliche Ferne gerückt, wenn die sittlich hochstehenden Staaten die Erhaltung ihrer Art in diesem Kulturzustande auf das Spiel setzen, oder wenn sie gar den sittlich tiefer stehenden, die eben das Unrecht begangen haben, zum Opfer fallen würden. Dies mögen diejenigen nicht ausser Acht lassen, welche anstelle der Erziehung zum Staatsbürger heute schon die Erziehung zum Weltbürger gesetzt wissen wollen.

Diese Betrachtungen mögen zeigen, dass der Staat seine Aufgabe in unserer Zeit erfüllt, wenn er auf seine Selbsterhaltung und auf die Volkswohlfahrt bedacht ist. Um jedoch Missverständnissen vorzubeugen, müssen wir diese Aufgabe noch etwas schärfer ins Auge fassen. Was zunächst die Wohlfahrt betrifft, so kann dieselbe nicht als Selbstzweck und also auch nicht im Sinne des grössten Behagens aller Bürger gemeint sein. Denn in dem Augenblicke, als dieses eintreten würde, wäre zweifellos, wie uns die Geschichte in ernster Weise lehrt, schon wieder die Selbsterhaltung des Staates gefährdet. Die Aufgabe kann nur so gemeint sein, dass der Staat trachten muss, alle jene Schäden zu beheben, die den Staatskörper schwach und für schwere Krankheiten disponibel machen, dass er für die social wie wirtschaftlich Schwachen und Kranken sorge und sie nach Massgabe ihrer Befähigung und inneren Kraft zum gemeinsamen Kampfe um die Staatserhaltung »tüchtig« mache. Und was die Aufgabe der Selbsterhaltung betrifft, so kann damit nicht etwa das Streben nach einem Gleichgewichtszustande gemeint sein, sondern nach einem Zustande der Entwickelung zu einer immer grösseren Vollkommenheit. Man wende hier nicht ein, dass diese Auffassung nur so lange einen Sinn habe, als der Staat überhaupt noch entwickelungsfähig ist. Wir wissen gar nicht, wie lange ein Staat sich diese Eigenschaft bewahrt. Das deutsche Reich war schon völlig im Erlöschen, und doch steht es heute kräftiger und machtvoller da als je. Ein Staat ist so lange entwickelungsfähig, als er an sich selbst glaubt und nach diesem Glauben handelt, d. h. seine Organisationen einrichtet. Hier stimmt die Analogie mit dem Einzelindividuum nicht. Dass aber in der Aufgabe der Selbsterhaltung die der fortschreitenden Vervollkommnung notwendig mit eingeschlossen sein muss, hat darin seinen Grund, dass es auch unter den Staaten einen Kampf ums

Dasein giebt, aus dem eben gerade der tüchtigere siegreich hervorzugehen die Aussicht hat.

Das Erziehungsziel des konstitutionell-monarchischen Staates im allgemeinen.

3. Indem wir also in diesem Sinne die Staatsaufgabe der Selbsterhaltung und Wohlfahrtsförderung auffassen, stellen wir nun die weitere Frage: Wie muss unser moderner, konstitutionell-monarchischer Staat diese Aufgabe lösen? Nun ist aber der Grundzug dieses modernen Staates das allgemeine Staatsbürgertum, die beinahe schrankenlose Ausdehnung der persönlichen und politischen Freiheiten und Rechte. Es ist nicht mehr wie im 18. Jahrhundert der Fürst, »der alles sieht, alles weiss, alles kann, alles thut, was zur leiblichen und geistigen Wohlfahrt seiner Völker dienlich ist,« sondern das Volk selbst ist es, das durch den Gebrauch seiner zahlreichen Rechte und Freiheiten, vor allem seines Wahlrechtes nach seiner Façon selig zu werden wünscht. Wie weit es berechtigt und vernünftig war, dem staatsbürgerlich in keiner Weise erzogenen Volke eine so grosse Summe von Recht und Freiheit zu gewähren, darüber mag man streiten. Für die Frage, wie der Staat die Lösung seiner Aufgabe in Angriff nehmen muss, ist der gegenwärtige Zustand ausschlaggebend, ein Zustand, der wohl nie wieder wird wesentlich geändert werden können und den unter bestimmten Voraussetzungen auch die besten Vaterlandsfreunde nicht werden wesentlich ändern wollen, unter der Voraussetzung insbesondere, dass die Lösung der Aufgabe sich auf eine gründliche, wenn auch nachträgliche, Volkserziehung stützt. Denn nach dem Massstab der Ethik gemessen ist zweifellos der Staat der beste, der bei dem grössten Masse persönlicher und politischer Freiheit des einzelnen oder der Familie oder der Gemeinde die machtvollste Einheit zu bilden imstande ist. Auch war der Staat des 18. Jahrhunderts sicherlich nicht idealer als der des neunzehnten.

Wenn nun aber der moderne Staat das Staatsbürgertum eines jeden anerkennt, wenn er damit jedem das Recht und die Pflicht giebt, seinen Teil dazu beizutragen, dass der Staat seine Funktion im Interesse der Gesamtheit erfüllt, wenn der einzelne unter gewissen Verhältnissen sogar eine entscheidende Stimme gewinnen kann in den Macht- und Rechtsentscheidungen des Staates, dann liegt die Antwort nach dem »Wie« der Lösung der Staatsaufgabe sehr nahe. Sie lautet einfach: durch eine möglichst ausgedehnte Erziehung aller und zwar

a) für das Verständnis der Staatsaufgabe,

b) zu dem erreichbaren Grade persönlicher Tüchtigkeit — oder mit anderen Worten: Der moderne Staat erreicht sein Ziel dadurch, dass er dem einzelnen eine Erziehung angedeihen lässt, kraft der er imstande ist, die Staatsaufgabe selbst im grossen und ganzen wenigstens zu verstehen, und gemäss welcher er den ihm nach seiner Leistungsfähigkeit zukommenden Platz im Staatsorganismus ausfüllen kann und will.

Das Erziehungsziel für die handarbeitende Bevölkerung.

4. Dieses allgemeine Ziel der staatsbürgerlichen Erziehung muss nun für die Kreise und für die Lebenszeit der Zöglinge, die wir hier im Auge haben, also für die handarbeitende Bevölkerung vom 14. bis 20. Lebensjahre noch bestimmter gefasst werden. Was zunächst die Uebermittelung der Einsicht in die Aufgaben des Staates betrifft, so kann es sich hier selbstverständlich nicht um eine auf allgemeiner Bildung beruhende theoretische Einsicht handeln, auf der etwa ein System der socialen Ethik, und wäre es noch so einfach, aufzubauen wäre. Bei der geringen geistigen Reife des Zöglings, der hier in Frage kommt, bei der kurzen Zeit, die kraft der bestehenden Verhältnisse einer weiter gehenden intellektuellen Ausbildung zur Verfügung steht, bei der wenig sicheren Willensbeeinflussung, die dem Unterricht an sich zukommt, bei der absoluten Notwendigkeit der Fürsorge um eine allseitige berufliche Tüchtigkeit, ohne welche die staatsbürgerliche Brauchbarkeit direkt hinfällig wird, muss dieser Teil der staatsbürgerlichen Erziehung sich zunächst auf das bescheidenere Ziel beschränken: Die Abhängigkeit der besonderen wirtschaftlichen und socialen Berufsinteressen des Zöglings von den Gesamtinteressen der Mitbürger und des Vaterlandes in anschaulich überzeugender Weise klar zu machen. Hiebei wird man auf jede Theorie, für welche bei den hier in Betracht kommenden Zöglingen die geistige Reife fehlt, im allgemeinen verzichten. Vielmehr wird man in einer Art historischer Entwickelung in einer Vorführung der Interessenkämpfe und deren Ausgang unter Bezugnahme auf die Berufsgruppe, welcher der Zögling angehört, vor allem aber auch unter Betonung der vaterländischen Interessen den Unterricht zu gestalten haben. Wie das in einfacher Weise möglich ist, werden wir später ausführlicher entwickeln.

Was sodann die Erziehung zu persönlicher Tüchtigkeit betrifft, die dem Zögling die Möglichkeit gewähren soll, den ihm kraft seiner Fähigkeiten zukommenden Platz in der bürgerlichen

Gesellschaft auszufüllen, so müssen wir hier die Erziehung zur beruflichen Tüchtigkeit an die Spitze stellen. Sie ist die condicio sine qua non aller staatsbürgerlichen Erziehung. Aber in der Verfolgung dieses Zieles, in der Erziehung zur Arbeitsfreudigkeit und Arbeitstüchtigkeit entwickeln sich auch jene bürgerlichen Tugenden, die wir als Grundlagen aller höheren sittlichen Bildung betrachten müssen: Die Gewissenhaftigkeit, der Fleiss, die Beharrlichkeit, die Selbstüberwindung und die Hingabe an ein thätiges Leben. Im Vereine mit der Einsicht in den Zusammenhang der Interessen aller können sich aus ihnen jene obersten staatsbürgerlichen Tugenden entwickeln, die wir als Selbstbeherrschung, Hingabe an die Allgemeinheit und Gerechtigkeit bezeichnen. Wie weit uns freilich hier die Erziehung gelingt, hängt davon ab, wie weit es unsere Erziehungseinrichtungen ermöglichen, dass der Zögling handelnd mit seiner Umgebung in Beziehung tritt und seine von uns geweckten sympathetischen Interessen bethätigt. Denn ethische Tugenden entstehen nur dadurch, dass man die entsprechenden Handlungen ausführt. Das lehrt schon Aristoteles. Und genau das Gleiche gilt von dem zweiten Ziele, das uns die Erziehung zu persönlicher Tüchtigkeit steckt: von der Erziehung zu einer vernünftigen, hygienischen Lebensführung und damit auch zur Wehrhaftigkeit. Auch hier werden wir nicht nur für die nötige Einsicht sorgen müssen, sondern wo und wie es immer möglich ist, auch für eine Bethätigung dieser Einsicht.

Wir fassen die letzten Betrachtungen kurz zusammen. Das erste Ziel der Erziehung für die aus der Volksschule tretende Jugend ist die Ausbildung der beruflichen Tüchtigkeit und Arbeitsfreudigkeit und damit jener elementaren Tugenden, welche die Arbeitstüchtigkeit und Arbeitsfreudigkeit unmittelbar zum Gefolge hat: der Gewissenhaftigkeit, des Fleisses, der Beharrlichkeit, der Selbstüberwindung und der Hingabe an ein thätiges Leben.

Im engsten Anschlusse daran muss ausserdem als zweites Ziel verfolgt werden: Einsicht in den Zusammenhang der Interessen aller und des Vaterlandes im besonderen, sowie in die Lehre von der körperlichen Gesundheit, Bethätigung dieser Einsicht in der Ausübung der Selbstbeherrschung, Hingabe, Gerechtigkeit und einer vernünftigen Lebensführung.

Man kann das erste Ziel als das der technischen, das zweite als das der intellektuellen und sittlichen Erziehung bezeichnen; aber man muss sich bewusst bleiben, dass auch das erste Ziel sowohl intellektuelle als sittliche Erziehungsmomente in hohem Masse enthält, und dass das zweite Ziel, wie wir eingehend zeigen werden, nur auf dem Wege zum ersten, und zwar in der Fortsetzung desselben zu erreichen ist.

In unseren Tagen findet man nicht selten andere Erziehungsziele aufgestellt; insbesondere werden eigene wissenschaftliche und vor allem künstlerische Bildungsziele ins Auge gefasst. Insofern es sich hier um Festlegung von Hauptzielen handeln sollte, möchten wir uns solchen Bestrebungen nicht anschliessen. Einmal muss man nur wollen, was sich auch allgemein erreichen lässt, und dann werden auf dem von uns bezeichneten Wege der Erziehung zur persönlichen Tüchtigkeit von selbst zahlreiche künstlerische und wissenschaftliche Anregungen sich einstellen, deren weitere Entwickelung aber im allgemeinen einer späteren Gelegenheit und einer günstigen Anlage des Zöglings überlassen bleiben muss. Wäre freilich künstlerische Bildung eine sichere Grundlage der staatsbürgerlichen Erziehung, so hätten allerdings jene Recht, welche den grösseren Teil der für die gesamte staatsbürgerliche Erziehung verwendbaren Zeit der künstlerischen Ausbildung des Zöglings zugewendet wissen wollen. »Aber es muss unser Nachdenken erregen, sagt Schiller[9]) in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung, dass man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet und auch nicht ein einziges Beispiel aufweisen kann, dass ein hoher Grad und eine grosse Allgemeinheit ästhetischer Kultur bei einem Volke mit politischer Freiheit und bürgerlicher Tugend, dass schöne Sitten mit guten Sitten und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wäre.«

Auch jenen Bestrebungen möchten wir gegenübertreten, die das Erziehungsziel ausschliesslich in der rein fachlichen Berufsbildung suchen, denen die Arbeitstüchtigkeit allein schon eine sichere Gewähr für alle staatsbürgerlichen Tugenden zu sein scheint. Denn die Gefahr der Ausbildung eines starken beruf-

---

[9]) Zehnter Brief, Seite 128 in der »Cotta«schen Bibliothek der Weltlitteratur, 14. Bd. von Schillers sämtl. Werken.

lichen und persönlichen Egoismus ist hier sehr gross. Eine Schule, die keine Minute des Tages ein anderes Interesse zu wecken sucht als das Erwerbsinteresse, als den Drang, einst als ein tüchtiger Arbeiter einen möglichst grossen Vorsprung vor den anderen im wirtschaftlichen Kampfe zu erringen, ist kaum eine Erziehungsstätte für staatsbürgerliche Tugenden. Im Gegenteil, man kann sogar häufig die Beobachtung machen, dass hier die Erwerbstüchtigkeit selbst auf Kosten der Gesundheit in möglichst kurzer Zeit angestrebt wird.

Was endlich die Religiosität betrifft, so wird die staatsbürgerliche Erziehung sie mehr als ein Erziehungsmittel, denn als ein Erziehungsziel zu betrachten haben. Religiosität kommt in den verschiedenartigsten Bekenntnissen zum Ausdruck. Der Staat, für den die Gewissensfreiheit eines der wichtigsten Fundamente seiner Selbsterhaltung ist, würde sofort in die schwersten Konflikte mit seinen Bürgern geraten, würde er hier ein bestimmtes Ziel der staatsbürgerlichen Erziehung festlegen. Daher finden wir in Staaten mit zahlreichen verschiedenen Religionsgemeinschaften bisweilen den konfessionellen Religionsunterricht sogar aus den Staatsschulen ausgeschlossen und zwar nicht aus Gleichgültigkeit gegen die Religion, sondern als Schutzmassregel für das verschiedenartige religiöse Empfinden. Ein Beleg hiefür ist England, ein Staat, dessen Bürgern niemand religiöse Lauheit wird nachsagen können. Nicht einmal die anglikanische Staatskirche ist zugelassen. »Freilich ist dies,« sagt Frhr. von Nostitz,[10]) in »England verhältnismässig ungefährlich, weil noch jetzt der kirchlich-religiöse Sinn des Volkes lebendig ist. Dass die Staatskirche nicht auch für die Volksschule anerkannt ist und die Gewissensklausel besteht, beruht denn auch nicht auf einem Zugeständnis an die kleine Partei, welche jedem religiösen Glauben abgeneigt ist, sondern ist ein Zugeständnis an die zahl- und einflussreichen Dissenters, die ein ungemein starkes konfessionelles Bewusstsein haben. Das englische System ist nicht ein Beleg für unkirchlichen, sondern für kirchlichen Sinn.« Die Zeit wird lehren, ob England wird bei diesem System verharren können. In irgend einer Form ist heute schon der Religionsunterricht in der überwiegenden Mehrzahl der Bezirksschulen beibehalten. Jede staatsbürgerliche Erziehung wird sich bewusst

---

[10]) A. a. O. Seite 141.

bleiben müssen, dass tiefe, echte Religiosität ein vorzügliches Erziehungsmittel ist nicht bloss für die Massen, für die Armen und Enterbten, sondern für alle ohne Ausnahme. Und wir glauben nicht, dass die Menschheit dieses Mittels wird je ganz entbehren können.

Die Einseitigkeit des bisher angestrebten Zieles.

5. Man sollte meinen, dass der moderne Staat, wenigstens in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sowohl das von uns bezeichnete Ziel als auch die notwendigen Mittel zur Erreichung desselben klarer hätte erkennen können. Dem ist aber nicht so. Erst seit die Entwickelung der inneren politischen Verhältnisse eine Bahn eingeschlagen hat, die eine starke Sorge für das Gedeihen des Vaterlandes erregen kann, erst seit dieser Zeit lenkt sich der Blick mehr und mehr auf die Lösung der staatsbürgerlichen Erziehung der Massen. Welche Auffassung bisher die Regierungen oder auch private Vereinigungen von der Frage gehabt haben, das zeigen sofort die Verordnungen, Satzungen und Lehrpläne derjenigen Schulen oder anderweitigen Unternehmungen, welche die Erziehung und den Unterricht der Massen zum Zwecke hatten, in erster Linie der Fortbildungsschulen, Fachschulen und Lehrwerkstätten. Auf den ersten Blick fällt hier der Mangel jeglicher Unterweisung in staatsbürgerlichen und hygienischen Fragen auf. Man mag irgend welche auf Gründung solcher Schulen sich beziehende Verfügung eines deutschen Staates aufschlagen, so wird man finden, dass entweder die Wiederholung, Befestigung oder Ergänzung der Volksschulkenntnisse oder aber rein fachliche Ausbildung als Ziel der Schule gesetzt ist; auf eine Ausnützung im Sinne unseres Zieles hat in Deutschland wenigstens noch kein Gesetzgeber gedacht. Die neuerdings in gewerblicher Hinsicht trefflich organisierten preussischen Fachschulen für Baugewerbe, Maschinen- und Webetechnik haben in ihre Lehrpläne nicht ein Unterrichtsfach aufgenommen, das einem anderen Zweck dienen könnte als ausschliesslich der Förderung technischer Fertigkeiten und Kenntnisse oder der gewerblichen Tüchtigkeit. Die Kunstgewerbeschulen Deutschlands, die einen so grossen Einfluss auf die ästhetische Kultur des Volkes ausüben könnten, sind reine Zeichen-, Modellier- und Malschulen. Nirgends ist der Versuch gemacht, nebenbei wenigstens einen Unterricht einzuführen, um den Blick der Zöglinge systematisch und nicht nur gelegentlich auch auf allgemeine Interessen und nicht immer bloss auf die eigenen zu lenken, wiewohl

in all den erwähnten Schulen die geistige Reife kein Hindernis bilden würde.[11]) Den gleichen Mangel wie die erwähnten Fachschulen weisen auch die deutschen Fortbildungs- und Handwerkerschulen auf, selbst so hoch entwickelte Handwerkerschulen wie die Berliner, Hamburger und Münchener Schulen und so gut organisierte wie die Leipziger Fortbildungsschulen.

Viel einsichtsvoller zeigen sich in dieser Frage Frankreich und die Schweiz, die beiden grossen Republiken Europas. So ist an der Handwerkerschule in Bern seit 1894 »Vaterlandskunde« in das Unterrichtsprogramm eingefügt. Neben gelegentlicher Wiederholung aus der Geographie und Geschichte behandelt der Unterricht vor allem Betrachtungen über den »Gemeinde-, Kanton- und Bundeshaushalt, über die Thätigkeit der gesetzgebenden, administrativen und richterlichen Behörden, über Rechte und Pflichten des Schweizer Bürgers, über die Produktionsfähigkeit des Landes, über sein Gewerbe, seine Industrie, über die Handelsbeziehungen zum Auslande.« Ja sogar actuelle Referendums- und Initiativvorlagen werden in den Kreis der Betrachtungen gezogen. Im Eröffnungsjahre setzte der Kurs mit einer Klasse von 23 Schülern ein; vier Jahre später hatte er bereits 11 Klassen mit 300 Schülern. Noch allgemeiner wie in der Schweiz wird in Frankreich seit der Schulorganisation vom Jahre 1883 auf die staatsbürgerliche Erziehung Rücksicht genommen. Fast durchwegs finden wir in den fachgewerblichen Schulen »Gymnastique« nach dem Lehrplane der Ministerialverordnung für die écoles primaires supérieures. Dazu kommt, wie teilweise selbst schon in den Volksschulen, Enseignement moral oder Instruction civique jedenfalls aber meistens Hygiène und Travail manuel. Wir werden später noch darauf zu sprechen kommen. Nun haben wir zwar in Deutschland im letzten Jahrzehnte Männer genug gehabt, welche auf diesen Mangel unserer gewerblichen, industriellen und landwirtschaftlichen Schulen hinwiesen, welche wenigstens Gesetzeskunde oder Volkswirtschaftslehre als obligates Unterrichtsfach verlangten und Unterrichtsbücher hiefür verfassten. Allein gerade diese Bücher[12]) zeigen fast durchwegs einen grossen Mangel an

---

[11]) Eine Ausnahme hievon machen die bayrischen Industrieschulen; allein dieselben tragen mehr den Charakter einer allgemeinen bildenden Schule, etwa wie Oberrealschule oder Realgymnasium.

[12]) Ein ziemlich vollständiges Verzeichnis siehe bei: Pache, Handbuch des deutschen Fortbildungsschulwesens, Wittenberg, Herrosé 1900, S. 72, 5. Teil.

Einsicht in die Wirkungsfähigkeit eines solchen Unterrichtes. Es ist durchaus irrtümlich, wenn man glaubt, die hier in Betracht kommenden Kreise durch Belehrungen über Verfassung und Gewerbegesetze, oder durch Theorieen der Volkswirtschaftslehre in ihrer staatsbürgerlichen Einsicht fördern zu können, selbst wenn, was jetzt noch nicht der Fall ist, geeignete Lehrkräfte vorhanden wären. Hier muss der Unterricht einen anderen Weg zum Ziele suchen, einen viel anspruchsloseren, der aber Gemüt und Willen zu fesseln vermag. (Vgl. § 5, Ziffer 6.)

Drei Erziehungsstufen.

6. Überhaupt müssen wir in der Verfolgung gerade dieses Teilzieles, soweit wir dazu nur den Unterricht zur Verfügung haben, unseren Erwartungen starke Zügel anlegen. Der reine Unterricht leistet bei 14—20 jährigen Zöglingen dieser Art nur einen kleinen Teil der Aufgabe; den weitaus grösseren Teil der staatsbürgerlichen Erziehung müssen andere Einrichtungen übernehmen, die uns später beschäftigen werden. Dabei wird es zweckmässig sein, von vornherein zwei Stufen der staatsbürgerlichen Erziehung ins Auge zu fassen: die eine, welche etwa der Lehrlingszeit entspricht, also etwa bis zum vollendeten 17. Lebensjahre reicht, und für welche der Unterrichtszwang vorherrschend ist; die andere, etwa der Gesellenzeit entsprechend und bis zur Militärpflicht dauernd, für welche der Besuch des Unterrichts und sonstiger Erziehungseinrichtungen dem freien Willen des Zöglings anheim gestellt werden muss. Je gründlicher die Erziehung auf der ersten Stufe organisiert wird, je mehr die bürgerlichen Kreise hier im Interesse der Erziehung ihres Nachwuchses persönliche und materielle Opfer bringen, umsomehr Tüchtige werden auf der zweiten Stufe die für dieses Alter sehr viel mannigfaltigeren Erziehungseinrichtungen des Staates, der Gemeinden und privater Verbände benützen. Hier hängt alles davon ab, welche Keime wir in den 14—17 jährigen Zögling zu legen imstande sind. Eine dritte Stufe bildet alsdann die Militärzeit selbst. In Bezug auf Willensdisciplin und körperliche Erziehung ist sie es heute schon; in Bezug auf moralische Erziehung leider noch recht wenig.[13]) Wenn einmal der Tag gekommen sein wird, wo die Einsicht von der Notwendigkeit staatsbürgerlicher Erziehung weite Kreise erfasst hat, wo der reine Nützlich-

---

[13]) Vergl. Prof. Dr. Gruber, Die Prostitution vom Standpunkt der Socialhygiene aus betrachtet, Wien, Deuticke 1900, S. 9.

keitsstandpunkt unserer zahlreichen gewerblichen, industriellen und landwirtschaftlichen Schuleinrichtungen einem weitausschauenden vaterländischen gewichen ist, dann wird wohl auch die Frage der allseitigen Ausnützung dieser 3. Stufe der staatsbürgerlichen Erziehung gelöst werden.[14])

---

§ 3. Die äusseren Grundlagen der staatsbürgerlichen Erziehung.

Die Grundlagen überhaupt.

1. Ehe wir nun versuchen, die Grundzüge zu entwickeln, nach welchen die staatsbürgerliche Erziehung in Anknüpfung an die bestehenden Verhältnisse in die Wege geleitet werden kann, ist es notwendig, die Grundlagen kennen zu lernen, die eine staatsbürgerliche Erziehung der Massen überhaupt ermöglichen. Diese Grundlagen wollen wir in zwei Gruppen zusammenfassen: die äusseren und die inneren Grundlagen. Unter den äusseren verstehen wir:

a) Die jeweils vorhandenen wirtschaftlich-socialen Zustände, insbesondere die Lohn- und Arbeitsverhältnisse, die Wohnungsverhältnisse und die Berufsart;

b) die politisch-socialen Zustände, d. s. jene Anschauungen und Einrichtungen, die dem Emporstreben des Tüchtigen förderlich oder hinderlich sind;

c) den jeweiligen Bildungszustand der Massen überhaupt und insbesondere den des Weibes.

Die inneren Grundlagen sind vorwiegend psychologischer Natur. Wir verstehen darunter:

a) die beiden Grundtriebe der Seele, die wir vorläufig mit Egoismus und Altruismus bezeichnen;

b) das Verhältnis der intellektuellen Erziehung zur Willenserziehung;

c) die psychologische Bedeutung der Arbeit in der Gesamterziehung.

---

[14]) Eine treffliche Anregung hiezu giebt auch die jüngst erschienene Schrift: Die Socialdemokratie im Heere, Jena, Hermann Costenoble, 1901.

Während die Bedeutung dieser inneren Grundlagen weniger offen liegt und die Auffassungen über deren Tragweite bisweilen stark auseinander gehen, herrscht über die Art des Einflusses der äusseren Grundlagen, insbesondere der wirtschaftlich-socialen Zustände auf die Massenerziehung heute ein nahezu einstimmiges Urteil. Sind diese Zustände stark ungünstig, so würde es wenig nützen, von vornherein weittragende Erziehungsziele ins Auge zu fassen. Alles Bestehende ist organisch geworden unter fortwährender Anpassung an die wechselnden Verhältnisse. Wollen wir bessern, so dürfen wir nicht, wie dies einzelne Schriftsteller thun, erklären, dass alles, was besteht, wert sei, dass es zu Grunde geht, und dürfen nicht an allen Ecken und Enden mit einem Schlage im grossen reformieren wollen, sondern wir müssen sorgfältig den tausend und abertausend Quellen nachgehen, welche den gegenwärtigen Strom des Lebens im Staate bilden, und ihren Entwickelungsverhältnissen entsprechend Zug um Zug und Schritt um Schritt unsere Verbesserungsbauten anbringen.

Arbeitszeit und Arbeitslohn.

2. Die äusseren Grundlagen in dieser Arbeit eingehender zu besprechen ist ausgeschlossen; wir müssen uns vielmehr mit einem kurzen Hinweis auf die wichtigeren dieser Grundlagen begnügen. Sollen unsere Erziehungsbestrebungen Erfolg haben, so muss vor allem ein Bildungsbedürfnis vorhanden sein. Es ist aber eine nunmehr vielseitig bestätigte Beobachtung, dass dieses Bedürfnis in einem engen Zusammenhang steht mit den Lohn- und Arbeitsverhältnissen. Sehr lange Arbeitszeiten und geringe Löhne haben, auch wenn die Arbeit leicht ist, eine vollständige Entartung der arbeitenden Klassen nicht nur in körperlicher, sondern vor allem auch in geistiger und sittlicher Hinsicht im Gefolge. Dagegen bringen hohe Löhne und kurze Arbeitszeiten, sofern sie nur eine längere Zeit Geltung haben, stets eine Steigerung des Bildungsbedürfnisses mit sich. Brentano[15]) hat wohl zuerst auf diese Erscheinungen aufmerksam gemacht, und sie an den englischen Textil-, Maschinen- und Bergarbeitern nachgewiesen. Sie wurden dann wiederholt bestätigt durch die volkswirtschaftlichen Untersuchungen W. Roschers, John Raes, J. Singers und in jüngster Zeit durch die Studien des Freiherrn v. Nostitz, während J. Tews durch theoretische Erwägungen ihre Richtigkeit

---

[15]) Brentano, Über das Verhältnis von Arbeitslohn, Arbeitszeit und Arbeitsleistung, 2. Aufl., 1893, Leipzig, Dunker und Humblot.

darzuthun suchte. Hierbei ist allerdings nicht zu übersehen, dass es sich in den Untersuchungen der erwähnten Forscher, ausgenommen in denen Singers, der die Verhältnisse der böhmischen Hauswebeindustrie studierte, um englische und amerikanische »gelernte« Arbeiter und zwar Fabrikarbeiter handelte, und dass hiebei nicht bloss der Volkscharakter, sondern auch gewisse andere politisch-sociale Verhältnisse, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, mit von Bedeutung sein mögen. Wenn wir aber auch, soweit es sich um ungelernte Arbeiter und um leichtlebigere Volksstämme handelt, diesen vielseitigen Beobachtungen in ihrer Verallgemeinerung berechtigtes Misstrauen entgegen bringen, so werden wir jedenfalls das eine zugeben müssen, dass überlange Arbeitszeiten jeden Bildungstrieb naturnotwendig töten werden. Die erste Sorge aller staatsbürgerlichen Erziehung wird also sein, jene Bestrebungen zu unterstützen, welche die Arbeitszeiten besonders für Lehrlinge auf ein vernünftiges Mass zurückführen. Die deutsche Reichsgewerbeordnung gewährt hier im allgemeinen nur dem 13—16 jährigen Fabrikarbeiter einigen Schutz, indem sie für ihn die Arbeitszeit auf 6 bezw. 10 Stunden im Tage festsetzt. Aber schon der ältere Fabriklehrling und ebenso die Lehrlinge der freien Gewerbe geniessen eine derartige Fürsorge nicht. Hier könnten am besten mustergültige Lehrwerkstätten wie in Frankreich und der Schweiz, geeignet organisierte obligatorische Fortbildungsschulen, vor allem aber Handwerkerkammern und Innungsausschüsse langsam Wandel schaffen.

Wohnungsverhältnisse.

3. In ebenso ungünstiger Weise, wie lange Arbeitszeiten und niedere Löhne, beeinflussen schlechte Wohnungsverhältnisse besonders in den Städten die Bestrebungen staatsbürgerlicher Erziehung. Ja man kann geradezu sagen: Alles was die Volksschule an sittlicher und körperlicher Erziehung geleistet hat, alles was eine gute Meisterlehre im Bunde mit einer guten Fortbildungsschule in der Festigung des Charakters unserer Zöglinge weiter zu leisten im stande ist, das können schlechte Wohnungsverhältnisse vollständig niederreissen. In Deutschland sind es vor allem zwei Formen, die hier schädlich wirken: die überfüllte elterliche Wohnung und die Schlafstelle für jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen. Beiden Formen haften die gleichen Schäden an. »Die häuslichen Tugenden«, (welche doch die Keime für viele staatsbürgerliche Tugenden bilden), »Ordnungsliebe, Wirt-

schaftlichkeit, Familiensinn, gedeihen nicht. Eine ungenügende Wohnung macht heimat- und friedlos, insbesondere führt sie zum Trunk. Schankstätten sind nirgends so zahlreich und besucht, wie in schlechten Wohnungsvierteln. Das Zusammenwohnen von Personen verschiedenen Alters und Geschlechts begünstigt die geschlechtliche Unsittlichkeit, das Schamgefühl wird zerstört, Ehebruch wird gewöhnlich, und sogar Blutschande hört auf, etwas Ausserordentliches zu sein.« [16])

Überall wo daher traurige Wohnungsverhältnisse sich eingenistet haben, muss die Sorge um die staatsbürgerliche Erziehung vor allem darauf gerichtet sein, die jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen so weit als möglich diesen Verhältnissen zu entziehen. Hiezu giebt es (ausser der Einrichtung einer thatkräftigen Wohnungsinspektion und der direkten Verbesserung der Wohnungsverhältnisse an sich) nur ein wirksames Mittel, eine möglichst grosse Verbreitung geeigneter Schutzwehren, wie Lehrlingshorte, Gesellenheime, Mädchenhorte und Mädchenheime.[17])

Berufsart.

4. Von den die staatsbürgerliche Erziehung stärker beeinflussenden wirtschaftlich-socialen Zuständen heben wir endlich noch die Berufsart der jugendlichen Arbeiter hervor. Den günstigsten Boden für unsere erzieherische Thätigkeit geben unstreitig jene Berufe ab, welche die grössten Ansprüche an die geistige oder technische Geschicklichkeit des Arbeiters stellen. Nicht so fast deshalb, weil an sich schon das Erziehungsmaterial hier ein besseres sein wird, als vielmehr aus dem Grunde, weil diese Berufe ein vielseitigeres, wenn auch vielfach egoistisches Interesse am Staatsleben erheischen, an welches unsere Erziehungsthätigkeit anknüpfen kann. In dem Masse, als die Ansprüche des Berufes an die geistigen Kräfte des Arbeiters sinken, in dem gleichen Masse wird auch unsere erzieherische Arbeit erschwert, und ein desto grösserer Aufwand an Erziehungsmitteln wird erforderlich. Am ungünstigsten gestalten sich die Verhältnisse bei den gänzlich Berufslosen, die also ausserhalb jeder Schule, jeglichen Erwerbes und leider zumeist auch ausserhalb einer gedeihlichen Familienerziehung stehen. Auf dem Lande ist glück-

---

[16]) Vergl. den Bericht des Lordes Shaftesbury in v. Nostitz, a. a. O. Seite 634 und 635.

[17]) Vergl. die Referate von Hennig, Seiffert, Drammer und Fritsch in den Publikationen der Centralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen Nr. 19, IX. Konferenz vom 23. und 24. April 1900, Ziff. V, VI, XI und XII.

licherweise diese Sorte von Zöglingen nicht vertreten. Dagegen finden wir sie in allen grossen Städten. Unter den 6233 Fortbildungsschülern im 14. bis 16. Lebensjahre, welche die Stadt München im Jahre 1900 zählte, befanden sich 285 solcher Knaben ohne jeglichen Beruf, also etwa 4,5%. Unter den 5948 übrigen Schülern waren 534, also $8^1/_8$% der Gesamtzahl, die als Laufburschen, Ausgeher, Zeitungsjungen, Taglöhner, Kutscher, Fuhrknechte und Schreiber einem »ungelernten« Berufe angehörten. Diesen beiden Gruppen steht selbst eine gut organisierte Fortbildungsschule ziemlich machtlos gegenüber, weil hier der Hauptfaktor aller Erziehung, also auch der staatsbürgerlichen, die schaffensfreudige Arbeit gänzlich oder doch grösstenteils fehlt, und die Schule nur schwer Anknüpfungspunkte findet, das Interesse des Schülers zu fesseln. Leipzig hat zwar hier einen bemerkenswerten Versuch gemacht, indem es für solche Schüler das »Interesse an der Heimat« zu wecken trachtet, dadurch dass es die »Heimatkunde« in den Mittelpunkt des Unterrichtes der Fortbildungsschule stellt. Allein noch besser scheinen uns jene Erziehungsmittel — zumal im Bunde mit dem Leipziger Verfahren — zu sein, die England in seiner Knabenbrigade gerade für solche ungezügelte Nomaden zur Verfügung hat. (Vergl. § 6, Ziffer 7).

Schulmonopol.

5. Von weittragendem Einfluss auf die staatsbürgerliche Erziehung sind nun ausser diesen wirtschaftlich-socialen Zuständen auch einige politisch-sociale, von denen wir zunächst zwei ins Auge fassen wollen, die wir kurz als Schul- und Ständemonopol bezeichnen. Nichts lähmt den Bildungstrieb mehr als Aussichtslosigkeit. So lange der Arbeiter von den Arbeitgebern lediglich als Lastträger betrachtet und behandelt wird, so lange man glaubt, auch dem Tüchtigen den Weg nach aufwärts versperren oder doch möglichst erschweren zu müssen, so lange werden unsere Bildungseinrichtungen keine allgemeine Zugkraft ausüben und das revolutionäre Feuer der Unzufriedenheit mehr nähren als löschen. Wenn heute nachgewiesenermassen der Bildungstrieb des englischen Arbeiters ein unvergleichlich grösserer ist als der des deutschen, und wenn die revolutionären Arbeiterparteien dort einen ungleich ungünstigeren Nährboden haben als bei uns, so ist diese Erscheinung neben anderen Ursachen sicher auch dem Umstande zuzuschreiben, dass jeder Tüchtige dort Einrichtungen findet, die ihm das Aufwärtssteigen auf der socialen Leiter überall

ermöglichen. Gefährlich wird eine grosse gleichartige Masse Unzufriedener nur dann, wenn die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen auch den Tüchtigen an die Galeeren schmieden; ein kluger Stratege aber weiss, dass er feindliche Massen am ehesten bezwingt, wenn es ihm gelingt, sie auseinander zu ziehen. England kennt nun im allgemeinen, ähnlich wie Amerika, kein Berechtigungsmonopol seiner Schulen. Man frägt nur nach der Güte der Kenntnisse, und nicht nach dem Orte, nach der Schule, wo sie gesammelt wurden. Nun möchten wir um keinen Preis unsere trefflichen deutschen allgemeinen und technischen Mittelschulen vermissen, um die uns wohl das Ausland beneiden kann. Allein eine grössere Freiheit in der Zulassung zu dem letzten Examen besonders für die zahlreichen technischen Ämter erscheint uns sehr wünschenswert. Professor Huxley sagte schon vor 20 Jahren: »Wir müssen uns eine Leiter vom Boden bis zur Universität herstellen, auf welcher jedes Kind die Möglichkeit haben muss, so hoch zu klettern, als es kann. Auch wenn die Ausbildung eines Talentes dem Lande 100000 £ koste, so sei es noch billig und mache sich bezahlt.«[18]) Dann können wir die sichere Hoffnung haben, dass die von uns zu schaffenden Bildungsgelegenheiten im tüchtigen Arbeiter jenes Interesse auch an der Allgemeinheit wachrufen, das wir von ihnen erwarten. Es heisst doch Übermenschliches vom Arbeiter verlangen, wenn wir wollen, dass er die Interessen auch der Stände teilen soll, von deren socialen Vorteilen er trotz aller Tüchtigkeit auf ewig ausgeschlossen bleibt. Dabei lässt sich sehr wohl der Gefahr begegnen, das gebildete Proletariat noch weiter zu vermehren. Wir brauchen unsere Organisationen der Arbeiterbildungseinrichtungen nur so zu gestalten, dass sie nicht a priori den Schüler aus den manuellen Betrieben hinausdrängen.«[19])

Ständemonopol.

6. Und noch ein anderes ist es, was in England die staatsbürgerliche Erziehung fördert, die Zulassung intelligenter Arbeiter selbst zu hohen Staatsstellen. v. Nostitz erzählt: der frühere Bergmann Thomas Burt wird Unterstaatssekretär; 1882 erfolgte die

[18]) Nostitz, a. a. O. Seite 187.

[19]) Vergl. beispielsweise die Organisation der grossen Pariser Lehrwerkstätten. Vergl. auch meine Festrede beim 50jährigen Jubiläum des bayr. Kunstvereines: »Die gewerbliche Erziehung der deutschen Jugend«, Verlag Alexander Koch, Darmstadt 1901, wo dieser Grundsatz ausführlicher behandelt ist.

licherweise diese Sorte von
finden wir sie in allen gro
bildungsschülern im 14. b
München im Jahre 1900 zäh
ohne jeglichen Beruf, also
Schülern waren 534, also
burschen, Ausgeher, Zeit
knechte und Schreiber
hörten. Diesen beiden G
Fortbildungsschule ziem
Hauptfaktor aller Erzieh
schaffensfreudige
fehlt, und die Schule nur
esse des Schülers zu
merkenswerten Versu
das »Interesse an der
es die »Heimatkunde
Fortbildungsschule s
Erziehungsmittel —
fahren — zu sein,
für solche ungezüg
§ 6, Ziffer 7).

nonopol.

5. Von weittra
ziehung sind nun
auch einige politis
Auge fassen wollen
bezeichnen. Nicht
losigkeit. So lang
lich als Lastträger
glaubt, auch dem
oder doch mögl
unsere Bildungse
und das revolutio
löschen. Wenn
des englischen A
des deutschen,
einen ungleich
ist dies Ersch
Umstan zw
finde

Fabrikinspektor,
im Handels
sitzen rege
1895 werden d
k. Ausschuss
Arbeitern wer
Reform des Oberha
sogar Peers aus

Anteilnahme der o
arbeitenden Klassen.
nordwestlichen Deuts
und gebildeten
Ständen absc
emporblühen, wo
Interesse sehen als das
die Auszahlung am
zwischen Arbeitge
uns in Deutschland
mit seinem Mangel
und seinem Klassenha
schwerer als in England, w
grössten und ältesten Ge
und königstreu sind, u
angehörend, eine relig
Allein ge

ngsprozess ist, der mit Einsicht, Menschen-
iandelt am ehesten verhindert wird, in eine
eit auszuarten.

Bildungsstand der Massen.

ı der Klugheit und Liebe bedarf es, um lang-
n grossen Klassen Verständnis für die Not-
.sbürgerlichen Jugenderziehung abzugewinnen.
;esprochen werden, dass die jahrhundertlange
ler wirtschaftlichen Erziehung der Klassen nach
ichtigen Alter im Vereine mit dem harten
·n die gewaltige Verkehrs- und Bevölkerungs-
einen Egoismus, eine Kurzsichtigkeit und eine
grossgezogen hat, die den Handwerker wie den
Industriellen wie den Kaufmann oft den grössten
gegensetzen lässt gegen jedes Opfer, das er für
: Erziehung seines Nachwuchses bringen soll.
auer noch gar keine Bresche geschlagen ist, wird
iie ersten Erziehungseinrichtungen mit einem Mini-
·rwilligkeit begnügen müssen. Grosse Forderungen
sofort die heftigste Gegnerschaft. Aber schon das
eiwillig gebrachte Opfer, — auf das man umgekehrt
zichten darf —, bricht den ersten Stein aus dieser
-, und Liebe und Klugheit und Hingabe auf unserer
:wöhnung, die Mitarbeit, die wachsende Einsicht und
lende Misstrauen auf der anderen Seite werden es
·. dass wir mehr und mehr die Wege geebnet finden,
:ergehenden Erziehungspläne durchzusetzen. Volle
:he Hingabe und der liebevolle Zwang, der von
:t, wirkt hier tausendmal mehr als Verordnungen und
·n der Behörden. Wo es kalt geworden ist im Volke,
nicht das Wort, sondern die sich selbstvergessende That.

Bildungsstand des Weibes.

ıbei darf vor allem auch das eine nicht übersehen werden,
von Staat, Gemeinden und privaten Körperschaften fast
vernachlässigte Erziehung der Mädchen nach dem
nsjahre ebenso kraftvoll in die Hand genommen werden
ıe die Knabenerziehung und zwar nicht zum geringsten
erade wegen derselben. Bei dem gegenwärtigen
:sstand der Klassen sind hier die Schwierigkeiten, welche
ıus und Gewinnsucht, Erwerbsnot und Einfalt bereiten,
ht noch grösser als bei der staatsbürgerlichen Erziehung
doch wenigstens, so weit sie die Berufs-

tüchtigkeit ins Auge fasst, von der Mehrzahl begriffen wird. Im allgemeinen wird das Mädchen viel früher und schutzloser in den Nahrungskampf hinausgestossen wie der Knabe. Ohne genügende geistige Schulung, ohne Vorbereitung auf seinen späteren Beruf als Hausfrau und Mutter, ohne jedes Verständnis für das, was die Stellung des Mannes als Staatsbürger mit sich bringt, wird es später dessen Lebensgefährtin. Die Familie aber ist heute noch das Grundelement des Staatsverbandes und wird es bleiben, so lange das Staatsleben gesund ist. Die ganze staatsbürgerliche Erziehung des Knaben würde uns sehr viel weniger Sorge bereiten, wären alle Mädchen für ihren weiblichen Beruf *κατ' ἐξοχήν* erzogen.

Wir müssen diese Betrachtungen schliessen. Sie werden genügen, um in uns die Überzeugung zu befestigen, dass in der staatsbürgerlichen Erziehung der Massen die Vollkommenheit der Erziehungspläne sehr stark von der Berücksichtigung äusserer Faktoren abhängig ist und nicht nur von der Berücksichtigung innerer Grundlagen, die wir nunmehr eingehender studieren wollen.

---

§ 4. Die inneren Grundlagen der staatsbürgerlichen Erziehung.

Der Egoismus.

1. Des Menschen letzte und höchste Sehnsucht ist das Glück. Der eine sucht es im materiellen, der andere im geistigen Besitz, der eine in äusseren Ehren, der andere in innerer Befriedigung, der eine in der Tüchtigkeit seiner Person, der andere in der selbstlosen Hingabe an die Familie, an Standes- und Berufsgenossen, an das Vaterland, an die Menschheit, der eine im Himmel, der andere auf Erden. In diesem Sinne können wir sagen: der Egoismus, oder wie andere es nennen, der Individualismus, ist in allen Menschen eine der mächtigsten Triebkräfte für das überlegte Handeln. Es giebt keinen normalen Menschen, der Schmerz und Unglück um ihrer selbst willen sucht und sein Thun hiedurch bestimmen lässt. Über die letzten Motive unserer bewussten, nicht spontanen Willensentscheidungen sind wir vielfach

in einer Täuschung befangen. Oft glauben wir ganz ohne Rücksicht auf unsere eigene Person zu handeln, ganz von der Liebe für etwas ausser uns Liegendes getrieben zu sein, ganz vom Pflichtgefühl erfüllt im Dienste des Nächsten zu stehen, und siehe, eine sorgfältige Sondierung unseres Innern belehrt uns, dass in letzter Linie doch das Ich das Entscheidende war, und sei es auch nur der unbewusste Trieb mit unserem besseren Selbst in Einklang zu bleiben. So lässt sich bisweilen selbst im tiefsten Mitleid, in der reinsten Liebe, im innigsten Wohlwollen »der Bodensatz und Erdenrest des Egoismus aufsuchen und nachweisen«.[20]) Man kann den Egoismus den angeborenen Trieb nach Selbsterhaltung nennen oder, wie ihn die Naturforscher in Bezug auf die aussermenschliche organische Natur bezeichnet haben, den Trieb nach Erhaltung der Art. Je nach dem Ziel, das ihm durch die Erziehung gesteckt wird, und je nach der Ausbildung eines anderen gleichfalls angeborenen Triebes, den wir sofort betrachten, kann dieser Egoismus zu nackter Selbstsucht — oder zur freudigen Aufopferung für die Wohlfahrt anderer sich entwickeln, bis zur freiwilligen Hingabe in den Tod zur Rettung seines bessern Selbst.

Der Altruismus.

2. Denn in des Menschen Brust wohnt noch eine zweite Seele: der Altruismus. Comte, der dieses Wort zuerst in die Ethik einführte, verstand darunter das vollständige Aufgehen der Person in anderen, das völlige Aufgeben des eigenen Selbst. In diesem Sinne aber ist ein dauernder Zustand der Seele nicht möglich und auch vom Standpunkte der Ethik nicht wünschenswert;[21]) wohl aber ist der Altruismus im Sinne der freudigen Hingabe an andere unter Wahrung der Selbstbehauptung vorhanden und überall in allen Menschen und allen Völkern, in jeder Kultur und in jeder Religion zu beobachten. Nicht nur in den hochgebildeten Klassen der Bevölkerung, sondern auch in den ungebildeten, nicht nur bei den Reichen, sondern noch viel allgemeiner unter den Armen, nicht nur bei den frommen Glaubens-Aposteln des frühen Mittelalters, sondern auch in den dunkelsten Verbrechervierteln Londons finden wir Hingebung und Liebe, Aufopferung und Selbstverleugnung und zwar, was hier die Hauptsache ist, als spontane und vielfach nur instinktive Lebens-

---

[20]) Theobald Ziegler, Das Gefühl, Leipzig, Göschen 1899, Seite 169.

[21]) Vergl. auch Höffding, Ethik, Ausgabe von Bendixen, Leipzig, Fuss 1888, S. 118—120.

äusserung. Man kann diesen Drang zur Hingabe als einen Ausfluss des Triebes nach der Erhaltung der Gattung bezeichnen. den die Naturforscher neben dem Triebe zur Erhaltung der Art in der aussermenschlichen organischen Natur festgestellt zu haben glauben. Es ist kein Mensch denkbar, dem dieser Trieb, dieses Gefühl vollständig mangelt. Die Geschichte zeichnet keinen noch so grausam selbstsüchtigen Menschen, der nicht einmal eine Stunde gehabt hätte, in der dieser Lichtstrahl der Gottheit zum Durchbruch gekommen wäre. Er findet seine Nahrung in einer lustbetonten Befriedigung, die sich in dem Masse einstellt, in welchem es uns gelingt, die Vorstellung vom Nebenmenschen, als von einem fühlenden und denkenden Wesen von der gleichen Beschaffenheit wie wir selbst, unserem Vorstellungsleben einzuordnen. Mitleid kann nur der richtig empfinden, der sich in die Lage des zu Bemitleidenden auch versetzen kann; am tiefsten ergreift es den, der gleiches oder ähnliches Leid selbst erlebt hat und ein lebhaftes Erinnerungsbild davon in seiner Seele trägt. Am Sarge der Mutter spielt das kleine Kind heiter und sorglos mit den Blumen; den Schmerz des Vaters und der älteren Geschwister versteht es nicht und teilt ihn nicht. Aus diesen Erwägungen geht hervor, dass die Entwickelungen dieses Triebes wesentlich stärker von der Ausgestaltung unseres Vorstellungslebens abhängen als der Trieb nach der Erhaltung der Art, der viel stärker auf sich selber gegründet zu sein scheint. Hieraus lässt sich aber verstehen, dass in dem Masse, in welchem die Kultur den Wertbegriff des Menschen an sich steigert, in dem gleichen Masse der Altruismus wachsen muss. Thatsächlich sehen wir auch mit wachsender Kultur die Menschen menschlicher werden und wenn nicht bloss die Massen, bei denen es eigentlich selbstverständlich ist, sondern gerade die höheren und gebildeteren Stände an der Lösung »der socialen Frage« so lebhaften Anteil nehmen, so liegt das nicht zum wenigsten auch daran, dass unsere Vorstellung vom Menschen eine reichere geworden ist. Hiefür die Bedingungen geschaffen zu haben, ist zweifellos ein Verdienst des Christentums, das da lehrt, dass alle Menschen vor Gott gleich sind, und das befiehlt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Auf der Grundlage dieser Anschauungen konnte der Humanismus des 18. Jahrhunderts mit seiner Menschlichkeitslehre durchdringen, die uns heute den Satz vom gleichen Rechte — aber auch der gleichen Pflicht — für

alle auch schon im Erdenleben als etwas Selbstverständliches erscheinen lässt, und welche der höchsten aller menschlichen Tugenden, der Gerechtigkeit, einen Begriffsumfang verlieh, wie ihn das Altertum niemals kannte. Die geschichtliche Entwickelung des Altruismus, die sich in unserem heutigen Begriffe der Gerechtigkeit offenbart, bietet aber gerade den Erziehungs- und Bildungsbestrebungen unserer Zeit genügende Hoffnung auf einen sicheren Anteil an der Lösung der socialen Frage trotz der Bedenken derer, die in allzu konsequenter Durchführung der Forderungen des Humanismus eine Gefahr für die Gesellschaft erblicken.

Verhältnis von Egoismus und Altruismus.

3. So erkennen wir theoretisch wie erfahrungsgemäss, dass das Handeln des Menschen im wesentlichen von zwei Trieben beeinflusst wird. Hunger und Liebe, Egoismus und Altruismus, bilden der Welt Getriebe. Je nach Anlage und Erziehung kann jeder der beiden Triebe zu einer sittlichen oder unsittlichen Eigenschaft sich entwickeln, der egoistische zur Selbstsucht oder zur Selbstbehauptung, der altruistische zur Rührseligkeit oder zur Hingabe. Im tierischen wie im menschlichen Leben zeigt sich zunächst der egoistische Trieb als der stärkere. Während er es aber im Tiere dauernd bleibt, sehen wir ihn im Menschen unter dem Einfluss einer zweckmässigen Erziehung mehr oder weniger zurücktreten, zunächst durch Zucht und Gewöhnung, später aber und nur auf dieser Grundlage durch den Einfluss der wachsenden Erkenntnis. Die fortschreitende Einsicht in die Beziehungen zwischen der Wohlfahrt des Individuums und der der Gesamtheit, also in die Abhängigkeit des Wohles und Wehes des einzelnen vom Wohl und Wehe der Familie, der Erwerbs- oder Berufsgenossen, der Gemeindemitglieder, der Staatsangehörigen u. s. w. beeinflusst immer stärker unsere Werturteile und befähigt uns immer mehr zu erkennen, dass die wertvollsten Motive unseres Handelns gerade jene sind, welche allgemeine Gültigkeit haben. Und während so die niedrigeren egoistischen Triebe notwendig mit Rücksicht auf unsere eigene Wohlfahrt in ihrer selbstsüchtigen Kraft geschwächt werden, entwickeln und veredeln sich gleichzeitig die sympathetischen und zwar in dem Masse, als durch das thätige Leben in der Familie, unter Berufsgenossen, Mitbürgern u. s. w. unsere Vorstellungen vom denkenden und fühlenden Mitmenschen an Reichtum und Umfang zunehmen. So weicht schliesslich in geistig

und sittlich gut veranlagten Naturen, wenn sie nicht bloss am Gelehrtentische, sondern mitten im Kampfe der Menschen um ihre gegenseitigen Interessen thätig sind und nach Erkenntnis ringen, langsam aber notwendig, wenn man so sagen will, autonom, der Egoismus mehr und mehr dem Altruismus, so schliessen Hingabe und Selbstbehauptung den Bund der Gerechtigkeit gegen sich und andere. In dieser Entwickelung ist aber unbedingt auf die gleichmässige und gleichzeitige Veredlung beider Grundtriebe Gewicht zu legen. Einzelne Nationalökonomen lehren nämlich direkt, dass der konsequente Egoismus an sich schon Altruismus sei. Aber sie fassen dann den Begriff nicht im Sinne Comtes oder Fichtes, sondern im Sinne des Utilitarismus, der nicht als ethisch und darum auch nicht als volkswirtschaftlich vernünftig[22]) bewertet werden kann. Forderungen wie: Im Interesse einer billigen Volksernährung sind die Getreidezölle aufzuheben, oder: Der Arbeiter ist durch Bildung und Erziehung auf eine höhere Stufe zu heben, erhalten ihre ethische Bedeutung erst durch die Rücksicht auf den Zweck, um dessenwillen sie erhoben werden. Beim Utilitarier gewinnen sie nur dadurch Wert, weil sie die Produktionsfähigkeit des Landes steigern, im ersten Falle durch die infolge der Billigkeit der Lebensmittel gesteigerte Kaufkraft des Volkes für andere Produkte, im zweiten Falle durch die vermöge der Bildung gehobene Leistungsfähigkeit »der Massen«. Hier haben wir allerdings konsequenten Egoismus, der als Altruismus verkleidet einher geht, aber eben nur verkleidet, und die Gefahr, dass derselbe früher oder später bei irgend einer Gelegenheit seinen Mantel abwirft, ist sehr gross.

Autonome und heteronome Erziehung.

4. Die ethische Verschmelzung des Egoismus mit dem Altruismus auf Grund der Veredelung beider Grundtriebe der Seele ist in ihren höheren Graden zweifellos eine autonome und mitbedingt durch die fortschreitende Entwickelung der Erkenntnis. Es wäre aber die Aussicht auf die Möglichkeit einer wirksamen staatsbürgerlichen Erziehung nicht besonders gross, wenn uns nur die autonome Erziehung zur Verfügung stände. Denn für die grossen Massen ist eine derartige Erziehung nicht nur inner-

---

[22]) Dass die Ethik die Grundlage der Nationalökonomie sein soll, darüber vergl. man unter anderen: Höffding, Leipzig, Fuess 1888, Seite 183 oder H. v. Nostitz a. a. O. Seite 765—768.

halb der ersten 20 Lebensjahre, sondern während der ganzen Lebenszeit schon aus wirtschaftlichen und socialen Gründen unmöglich, ganz abgesehen davon, dass für viele Menschen der Mangel an der nötigen intellektuellen Begabung ein unüberwindliches Hindernis bildet. Es ist aber zum Glück für die Menschheit nicht richtig, dass hohe intellektuelle Bildung allein den Charakter gestaltet. Die Geschichte zeigt uns überall, dass blosse Aufklärung so wenig sittliche Menschen und sittliche Völker macht wie der blosse Glaube. Wohin wir blicken, sehen wir, dass kein Mensch und vor allem nicht die Jugend fleissiger, sorgfältiger, gründlicher, achtsamer, hingebender wird durch noch so sorgfältige mündliche Unterweisungen und Predigten über die Bedeutung von Fleiss und Unfleiss, von Sorgfalt und Nachlässigkeit, von Opferwilligkeit und Selbstsucht, wenn wir uns nicht bemühten, durch stetes Anhalten zur Arbeit und sorgfältiges Überwachen derselben die angeborene selbstsüchtige Trägheit, den Keim alles Bösen, zu überwinden und gleichzeitig in steter Bethätigung des Willens die Grundlagen für die elementaren bürgerlichen Tugenden zu legen. Der Wert unserer Schulerziehung, so weit sie die grossen Volksmassen geniessen, beruht im wesentlichen weniger auf der Ausbildung des Gedankenkreises als vielmehr in der konsequenten Erziehung zu fleissiger, gewissenhafter, gründlicher, sauberer Arbeit, in der stetigen Gewöhnung zu unbedingtem Gehorsam und treuer Pflichterfüllung und in der autoritativen unablässigen Anleitung zum Ausüben der Dienstgefälligkeit. Ja der Einfluss dieser Haupterziehungsmittel macht sich auch noch in unseren Mittelschulen stark geltend. Die Manneszucht unseres Heeres und damit ein gutes Stück nationaler Erziehung beruht ebenso darauf, wie die Erziehung unserer Landbevölkerung nach vollendeter Schulzeit im Kreise und Berufe der Familie. Nicht nach eigener Einsicht, sondern nach fremdem Willen und vorgeschriebenen Gesetzen erfolgt die erste Erziehung des Menschen im täglichen Gange der Arbeit, und nur auf der Grundlage dieser heteronomen Erziehung kann sich die autonome entwickeln. Denn nicht nur dass Arbeit und Gewöhnung die besten Mittel sind, die Selbstsucht und Trägheit in uns zu schwächen und damit anderen Strebungen, besonders den altruistischen, die Wege frei zu legen, Arbeit und Gewöhnung schaffen auch vor allem in unserer Seele das Bedürfnis, gut und sittlich zu sein. Dieses Bedürf-

nis ist aber die Grundbedingung für jede höhere Erziehung keine seelische Nahrung wird ohne dieses Bedürfnis assimiliert. Charakter erwirbt man nicht durch Bücherlesen und Predigthören, sondern durch unausgesetztes, im gleichen Sinne bethätigtes Handeln. Unsere staatlichen und privaten Erziehungseinrichtungen, unsere Lehrpläne und Schulsatzungen sind eben so sehr nach der Richtung der Willenserziehung zu beurteilen, als nach der Richtung der intellektuellen. Darauf hat schon Aristoteles hingewiesen, da er verlangte, dass die sittliche Wertschätzung unserer gesellschaftlichen Einrichtungen sich darnach richten muss, welche Gewohnheiten sie dem einzelnen beibringt, und da er behauptete, dass das Wichtigste sei, ob und wie weit sie des jungen Mannes Thätigkeit schon von vornherein auf die rechte Spur leiten.[23]. Also: Gewissenhafte, aber freudige Arbeit und bis zum Bedürfnis durchgeführte Gewöhnung im Handeln, das sind die Pflüge, den harten Boden des Egoismus zu durchfurchen, damit er imstande ist, das Samenkorn der Einsicht aufzunehmen und zur Entfaltung zu bringen. So verstehen wir, wenn der für die sociale Erziehung begeisterte Carlyle ausruft: »Das letzte Evangelium für diese Welt ist seine Arbeit zu kennen und sie zu thun; alle wahre Arbeit ist geheiligt und in aller wahrhaftigen Arbeit ist etwas Göttliches«, und wenn der Prediger Salomo sagt: »Darum sahe ich, dass nichts besser sei, denn dass der Mensch fröhlich sei bei seiner Arbeit; denn das ist sein Teil«.

Die Bedeutung der Arbeit für Willens- und Geistesbildung.

5. Welcher Art nun die erziehlich wirkende Arbeit sei, das ist im allgemeinen gleichgültig. Nur eine Bedingung erscheint notwendig, dass der Mensch bei ihr »fröhlich« sein könne. Das trifft dann am meisten zu, wenn sie das Interesse des Zöglings zu gewinnen vermag. Ob sie dann am Studierpult oder am Zeichentische, an der Drehbank oder am Webstuhl, auf freiem Felde oder in der Werkstatt, im Dienste der Güterproduktion oder im Dienste praktischer Nächstenliebe den Menschen in ihre Zucht nimmt, ist gleichgültig. Denn aller wahrhaften, ernsten Arbeit ist das eine eigentümlich, dass sie jene Willensbegabungen übt, welche die Grundlagen der wichtigsten bürgerlichen Tugenden

---

[23]) Höffding nennt den sich hieraus ergebenden Satz, dass dem bewussten Ausüben das unbewusste Einüben vorausgeht, das Aristotelische Princip, vergl. dessen Ethik Seite 186.

sind: Fleiss, Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit, Beharrlichkeit, Aufmerksamkeit, Ehrlichkeit, Geduld, Selbstbeherrschung, Hingabe an ein festes, ausser uns liegendes Ziel. Wohl müssen diese Tugenden später durch die Einsicht in die Notwendigkeit eines sittlichen Lebens gehoben werden, aber diese Einsicht kann erst wirken, wenn die Keime bereits entwickelt sind, die sie veredeln soll. Deshalb war es nicht einwandfrei, wenn die Hauptversammlung deutscher Lehrer im Juni 1900 zu Köln den Beschluss fasste, dass aus der deutschen Knabenschule Handfertigkeitsunterricht zu verbannen sei, um die Zeit nicht für die »geistige Ausbildung« zu verlieren. Deshalb erscheint in der ganzen Bewegung um die Reform der Mittelschulen, wenigstens vom Standpunkt der Charaktererziehung aus, der Streit recht überflüssig, ob die unteren Klassen unserer Mittelschulen mit Latein oder mit Französisch oder mit Naturwissenschaften beginnen. Deshalb sind die sieben great public schools in England, allen voran Eton und Harrow bei London, trotz ihres im Vergleich zu unseren deutschen Gymnasien geringeren Standes geistiger Ausbildung, als nationale Schul- und Erziehungseinrichtungen so wertvoll, weil sie in ihrem Erziehungsplane in hervorragendem Masse die Willenserziehung betonen, weil sie, wie Pusey sagt, nicht Bücher erzeugen wollen, sondern Männer. Und ähnliches gilt von den beiden Universitäten Oxford und Cambridge mit ihren uralten Familieninstitutionen, die sich in ihren Colleges erhalten und weiter entwickelt haben.

Die Bedeutung des Wertes wahrhafter Arbeit für die staatsbürgerliche Erziehung der grossen Massen des Volkes tritt uns noch deutlicher vor die Augen, wenn wir bedenken, dass sie für den grössten Teil der aus der Volksschule Tretenden nicht nur das Hauptmittel bieten muss für die Willenserziehung, sondern dass sie auch beinahe den einzigen sicheren Anknüpfungspunkt liefert für die weitere Entwickelung der Erkenntnis und damit aller jener Charaktereigenschaften, die sich ohne Einsicht in das menschliche Leben nicht gehörig entfalten können. Denn in dem Schatten der riesig anwachsenden Grossstädte sind mit der Entlassung aus dem Volksschulverbande Hunderttausende mit einem Schlage einer verhängnisvollen Freiheit anheimgegeben. Viele von ihnen fesselt nicht mehr das schöne Band eines gesitteten Familienkreises mit allen seinen guten Anregungen; aus allen Ecken und Winkeln

locken andere Genüsse den sinnlichen Egoismus, und wie die sittlichen so sind auch die intellektuellen Triebe, welche die Schule gezeitigt hat, noch zu schwach, als dass sie nicht von solchen Versuchungen unter Umständen vernichtet werden könnten. Wo sollen wir nun den jungen Staatsbürger packen, um ihn zu einem einsichtsvollen Altruismus zu erziehen? Auf diese Frage scheint mir nur eine Antwort möglich: »Bei seiner Arbeit.« Zwar weiss ich wohl, dass die Grossstadt so manche birgt, die auch da nicht zu fassen sind. Aber die direkt arbeitsscheuen Knaben sind dank dem guten Volksschulwesen unserer grossen Städte und dank der Kindesnatur an sich bei weitem in der Minderzahl; die überwiegende Mehrzahl steht in Arbeit, will in ihr und mit ihr vorwärts kommen. Ihr Beruf ist ihr Interessenkreis, und in diesem Interessenkreis sind fast alle zu gewinnen. Haben wir hier den Knaben gewonnen, so haben wir auch sein Vertrauen, und haben wir sein Vertrauen, so haben wir seine Führung, seine sittliche wie seine intellektuelle. Wie weit wir nun aber sein Interesse *über* seinen Berufskreis hinaus anzuregen imstande sind, hängt davon ab, wie weit es uns gelingt, *seine weitere geistige Erziehung mit den Berufsinteressen zu verschmelzen*, wie weit es uns also möglich wird, ihm *seine eigenen Zwecke und Ziele als wesentliche Bestandteile der Zwecke der Gesellschaft bezw. des Staates zur Erkenntnis zu bringen.*

Ausser der Berufsarbeit bietet noch eine andere Art von Arbeit die Möglichkeit, den Knaben zu fesseln, die Arbeit, die im Spiel und Turnen enthalten ist. Hier liegt noch ein weites Feld der staatsbürgerlichen Erziehung brach, trotz aller Turn- und Spielvereine. Denn nicht nur, dass hier treffliche Mittel zur Verfügung ständen zur Erziehung von Gehorsam, Autoritätsgefühl, Selbstbeherrschung, Aufopferung, Mut u. s. w., wir werden auch sehen, dass an diese Arbeit jenes Gebiet der geistigen Erziehung mit Erfolg sich angliedern liesse, das wir als praktische und theoretische Einsicht in die wesentlichen Punkte der Gesundheitslehre für die staatsbürgerliche Erziehung mit in Anspruch genommen haben.

Die sociale Bedingtheit der Erziehung.

6. So zeigt sich die Berufsarbeit in zweifacher Weise als ein vortreffliches, ja mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen und socialen Verhältnisse sehr vieler Knaben als das zweckmässigste

Mittel zur staatsbürgerlichen Erziehung: direkt, weil sie die Grundlage bildet für die Ausbildung zahlreicher Willensbegabungen, indirekt, weil das an ihr haftende Interesse des Knaben sich am ehesten fesseln und, wie wir zeigen werden, in ein allgemeines Interesse ausbauen lässt. Wie weit wir in der Lage sind, dieses Mittel auszunützen, hängt mehr noch ab von der Einsicht, die der einzelne wie ganze Vereine und Genossenschaften in die Tragweite dieses Erziehungsfaktors haben, als von den materiellen Mitteln, die für geeignete Erziehungseinrichtungen zur Verfügung stehen. Vor allem ist es nicht nötig, wie dies Fichte gethan hat, den Ruf nach allgemeinen, grossen, öffentlichen Staatseinrichtungen hiefür zu erheben. Denn noch können tausende von einzelnen Kräften im Lande für diese Zwecke regsam gemacht werden mit verhältnismässig geringen Mitteln. Hier liegen die Verhältnisse zweifellos anders wie bei der allgemeinen Volksschule oder bei der Erziehung und Bildung der gelehrten Berufsarten, die nur auf dem Wege öffentlicher Einrichtungen im allgemeinen denkbar ist. Die Socialdemokratie verlangt zwar öffentliche Zwangserziehung zum Staatsbürger für alle und zwar von der Geburt bis zum Eintritt in das öffentliche Leben. Aber so lange es neben einem Erziehungsrecht auch eine Erziehungspflicht für die Familie giebt, und so lange wir in der Ausübung der Erziehungspflicht einen ganz unschätzbaren Faktor der Erziehung zum Altruismus für den Erziehenden selbst erblicken müssen, so lange endlich ein guter Familienverband als ein ungemein wirksames Erziehungsmittel sich bewährt, so lange halten wir diese Forderung für verfehlt. Und so lange noch tausende von Mitbürgern diese Pflicht ausüben wollen und auch ausüben können, wäre die allgemeine staatliche Zwangserziehung nichts weiter als eine ungeheuere Kapitalvergeudung für eine Einrichtung, die günstigsten Falles nur einen mangelhaften Ersatz bieten kann für die Einzelerziehung im Familien- oder Berufsverbande. Genossenschaften, Gewerkschaften, Innungen, Turnvereine, Sanitätswehren, Feuerwehren, Rettungsausschüsse u. s. w. sind an sich durchaus wertvolle Organe zur Ausbeutung der Arbeit als Erziehungsfaktor. Alles kommt darauf an, ihnen die nötige geistige und materielle Unterstützung durch Staat, Gemeinde und Private zufliessen zu lassen und ihre Kräfte durch eine weitausschauende Erziehungspolitik des Staates nach dem gleichen Ziele zu richten.

Verhältnis von Wille und Vorstellung.

7. Wie das im allgemeinen geschehen kann, werden wir im nachfolgenden sehen. Hier möchten wir nur noch vor der Überschätzung der frühzeitigen und isolierten Zuführung von sogenannter allgemeiner Bildung, die lange Zeit von Staat und Gesellschaft als Hauptmittel der staatsbürgerlichen Erziehung betrachtet wurde, warnen. Nicht als ob wir ein Gegner allgemeiner Bildung wären; im Gegenteil wir betrachten die Bildung eines festen geordneten Zusammenhanges des gesamten Vorstellungskreises oder gar einer selbständigen sittlichen Weltanschauung als eines der schönsten Ziele aller Erziehung. Aber dieses Ziel ist nur wenigen Glücklichen erreichbar. Für die überwiegende Mehrzahl der Menschen ist die heteronome Ausbildung eines festen, auf das Gute gerichteten Willens durch autoritative Zucht und Gewöhnung sicherer und früher möglich als die Ausbildung einer festen, den Charakter autonom beeinflussenden Weltanschauung. Freilich beeinflusst die Erkenntnis den Willen: aber sie macht nicht den Willen. Selbst Herbart, der einen so grossen Wert auf den Ausbau eines geschlossenen Gedankenkreises legt, weist darauf hin, indem er sagt: die Ansicht, der Unterricht könne die sociale Bedingtheit der Erziehung ersetzen, sei gleichbedeutend mit der Ansicht, dass das Kerzenlicht das Tageslicht ersetzen könne.[24]) Zu alledem liegen die Interessen des aus der Volksschule Tretenden zunächst gar nicht in der Richtung der allgemeinen Bildung, sondern in der Richtung ihres speziellen gewerblichen Berufes. Hier müssen wir unsere Thätigkeit ansetzen, und was wir dem Zögling an allgemeiner Bildung zwecks Verständnisses der Aufgaben des Staatsbürgers mitgeben wollen und können, muss aus der Pflege dieser Interessen hervorwachsen. Denn »das stärkste (anhaltendste) Gefühl ist das, womit der Mensch seine ideellen oder praktischen Zwecke umfasst. Dieses Gefühl bewegt ihn, die Mittel zur Verwirklichung dieses Zweckes zu suchen, und legt dadurch den Grund eines festen Zusammenhanges zwischen seinem ganzen Kreise von Vorstellungen.«

Die Bedeutung der Arbeitslust.

8. Klein ist das Mass dessen, was der nicht vorzugsweise geistig Geschulte hier vor dem zwanzigsten Lebensjahr assimilieren kann, wo auch die eigenen Lebenserfahrungen noch keinen Ersatz

---

[24]) Herbart, Pädagogische Schriften, 6. Aufl., herausgegeben von E. v. Sallwürk, Langensalza, Beyer & Söhne, 1896, Band I Seite 168.

bieten können für den Mangel an Kenntnis fremder Erfahrung. Das Beste, was wir dem Zögling mitgeben können, ist ausser einer guten körperlichen und geistigen Frische, die das Schulwissen später leicht nachholen lässt, die steigende Einsicht in den Wert guter Arbeit, die Stärkung des Bewusstseins der Arbeitspflicht und vor allem die Zurückdämmung des Strebens nach übertriebenem arbeitsfeindlichem Genuss durch die erwachende Arbeitsfreudigkeit. Diese Arbeitsfreudigkeit ist aber eine ziemlich regelmässige Begleiterscheinung der Arbeitstüchtigkeit und zwar um so regelmässiger, je mehr die allseitige Tüchtigkeit Gewähr bietet für schrittweise Verbesserung der Lebensbedingungen des Tüchtigen. Fördern wir also die Tüchtigkeit, so fördern wir damit auch im allgemeinen die Arbeitslust und damit eine der stärksten sittlichen Triebkräfte in der menschlichen Erziehung. Ohne sie sind uns die Pforten zu den Zielen der staatsbürgerlichen Erziehung auf immer verschlossen; mit ihr ist zwar die Erreichung des Gesamtzieles nicht völlig gesichert, aber doch sehr wahrscheinlich gemacht.

---

§ 5. Die schulmässigen Erziehungskräfte.

Rückblick auf die inneren Grundlagen.

1. Überblicken wir die vorausgehenden Entwickelungen, so kommen wir zu folgenden Ergebnissen. Der Egoismus ist zunächst wenigstens die stärkste Triebfeder für das überlegte Handeln des Menschen. In dem Masse aber als der Wille im praktischen Dienste für andere geübt und gestählt wird und Erkenntnis und Erfahrung über den Menschen und dessen Leid und Freud im thätigen Dienste des Lebens wachsen und unser Egoismus durch Erziehung und Einsicht geläutert wird, kann sich als zweite bleibende Kraft für das überlegte, spontane und gewohnheitsmässige Handeln des Altruismus entwickeln. Er ist die sittliche Kraft *κατ' ἐξοχήν*. Die seit Aristoteles noch nicht ausgetragene Streitfrage, ob derselbe nur ein Ergebnis eines allzeit konsequenten, durch immer tiefere Einsicht geläuterten und veredelten Egoismus sei oder eine besondere Kraft, wie wir glauben, bleibt hier unerörtert. Dagegen erscheint es zweifellos,

dass überall da, wo wir auf eine freiwillige Hingabe an unsere Erziehungsbestrebungen angewiesen sind, wie bei der Erziehung unserer nicht mehr volksschulpflichtigen Jugend, die Erziehung zum Altruismus nur dadurch möglich wird, dass wir zunächst an den in dieser Zeit zweifellos stärkeren Egoismus uns wenden und nun nicht durch isolierte Verstandesausbildung, durch Lehren und Predigen, sondern in erster Linie durch jene Mittel, von denen der junge Mann vor allem eine Erhöhung seiner künftigen Lebensverhältnisse sich verspricht, also durch tüchtige Ausbildung in seinem Berufs- und Arbeitskreise unsere Erziehung für die Interessen der Allgemeinheit versuchen. Hiebei ist es für unsere Zwecke und Aufgaben von grosser Bedeutung, dass wir, wo es immer möglich ist, vor allem auch jene Kreise mit an der Erziehungsaufgabe interessieren, in welche der Zögling später hineinwächst, das sind die freien wirtschaftlichen Verbände der handel-, gewerbe-, industrie- und landwirtschafttreibenden Arbeitnehmer wie Arbeitgeber. Denn durch die lebendige Teilnahme an der Erziehungsaufgabe, durch die freiwillige Ausübung der Erziehungspflicht erwächst den Verbänden die beste Gelegenheit, im altruistischen Sinne thätig zu sein. Mit dem Zögling wird so zugleich auch der Erzieher erzogen.

Ergebnisse hieraus.

2. So werden uns also für die staatsbürgerliche Erziehung der Klassen folgende Wege vorgezeichnet. Für alle der Volksschule entwachsenen Zöglinge sind, soweit sie nicht höheren Studien sich zuwenden, öffentliche Erziehungseinrichtungen zu schaffen, die zunächst den Beruf des einzelnen ins Auge fassen und damit dessen Interesse soweit als möglich fesseln. Ob diese Einrichtungen obligatorisch oder fakultativ gemacht werden sollen, hängt von so vielen Faktoren ab, dass eine in allen Fällen gültige Vorschrift schwerlich aufgestellt werden kann. Rein theoretisch genommen wären fakultative Einrichtungen dieser Art und zwar solche, die zunächst nicht vom Staate ausgehen, sondern von den freien Verbänden wie den Innungen, Bildungsvereinen, Gewerkschaften u. s. w. am empfehlenswertesten. Aber den theoretischen Erwägungen, die vor allem schon staatsbürgerlich erzogene Erwachsene voraussetzen, stehen dermalen die wirklichen Verhältnisse, wie sie durch die wirtschaftlichen, socialen und politischen Entwickelungen des 19. Jahrhunderts geschaffen wurden, äusserst ungünstig gegenüber (vergl. § 3 und § 7). Mit Rücksicht auf diese Verhältnisse müssen wir bis auf weiteres unbedingt fordern:

a) Dass die Erziehungs- und Bildungseinrichtungen nach dem volksschulpflichtigen Alter während der Lehrlingszeit, also auf der ersten Stufe der staatsbürgerlichen Erziehung, obligatorisch und ausreichend sein müssen,

b) dass zunächst Staat und Gemeinde die Initiative ergreifen, den grössten Teil der Mittel bestreiten und unbedingt die Oberaufsicht führen,

c) dass sich an den obligatorischen Einrichtungen für die zweite Stufe der staatsbürgerlichen Erziehung solche mit fakultativem Charakter anschliessen, und endlich

d) dass aber jedenfalls die freien gewerblichen Verbände zur Mitarbeit an diesen öffentlichen Einrichtungen herbeigezogen werden, sowohl zum Unterricht als auch zur Organisation, Beratung und Verwaltung.

Die Erweiterung des Erziehungsbereiches.

3. Diese letzte Forderung wurde bisher meist unbeachtet gelassen, nicht bloss in Deutschland, sondern auch ausserhalb unseres Vaterlandes. Und doch ist sie, nach allem was wir bisher entwickelt haben, eine Grundforderung. Sie bedeutet nichts Geringeres als eine ganz gewaltige Erweiterung unseres Erziehungsbereiches und damit eine wesentliche Ausbreitung aller sittlichen Vorteile, die naturgemäss das Erziehungsgeschäft auch für den Erzieher im Gefolge hat. Wenn Karl von Stein einmal behauptet, dass die Teilnahme an den Angelegenheiten des Ganzen der sicherste Weg zur Vollendung der geistigen und sittlichen Entwickelung eines Volkes ist, und wenn er an einer anderen Stelle sagt, dass der Gemeingeist sich nur durch die unmittelbare Teilnahme am öffentlichen Leben bildet und dass man bemüht sein muss, die ganze Klasse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu lenken,[25]) so ist damit die eine Seite der von uns erhobenen Forderung gekennzeichnet. Denn die allergrösste Angelegenheit eines Volkes ist die Erziehung seines Nachwuchses; und ausser den Berufserziehern steckt noch unter den berufstüchtigen Meistern und älteren Arbeitern eine sicher erkleckliche Anzahl ungenützter, wenn auch noch ungeübter Erziehungskräfte im Volke. Weisen die Bemerkungen Steins auf die Bedeutung unserer Forderung in Bezug auf die Erziehung des Erziehers

[25]) Vergl. am besten hier: Klingele, Des Freiherrn v. Stein Grundsätze und Ansichten, Freiburg i. Br., Mohr, Seite 71, 72 und 75.

selbst hin, so zeigt die eigenartige Beeinflussung des Zöglings, die sie zur Folge hat, eine zweite wertvolle Seite. Dem Berufslehrer, der ja aus verschiedenen Gründen auch bei der Lehrlingsbildung unentbehrlich ist, steht der junge Staatsbürger zweifellos fremder gegenüber als einem tüchtigen Meister seines Gewerbes, mit dem er später gemeinsam Lasten und Leiden zu tragen hat, mit dem er in wenig Jahren die wirtschaftlichen Interessen des ganzen Berufes teilen muss. Nun sieht er den Meister oder Gesellen, dessen Konkurrent er später wird, bemüht, in ihm alle jene Kräfte zu fördern, die ihn zu einem tüchtigen Berufsgenossen machen sollen; er sieht die ganze Innung, Genossenschaft, Gewerkschaft Anteil nehmen an seiner Person, er sieht und fühlt in vielen Massnahmen eine treue Hingabe des einzelnen an eine grössere Mehrheit. Es wäre doch merkwürdig, wenn aus solchen Verhältnissen wenigstens in den tüchtigsten Zöglingen nicht lebenskräftige Keime eines Gemeinsamkeitsgefühles entsprossen würden, das die Voraussetzung ist für die Möglichkeit der Entwickelung jenes grösseren Gemeingeistes ist, den wir in der Vaterlandsliebe fühlen. Dass solche Schlüsse eine starke Berechtigung haben, ergiebt sich deutlich aus dem Studium der englischen Genossenschaften und Gewerkschaften, deren bedeutender erzieherischer Einfluss von vielen Volkswirtschaftlern[26]) ganz besonders hervorgehoben wird. St. Mill sagt sogar: das Genossenschaftswesen kann sich nicht schneller ausbreiten als der sittliche Wert der Genossenschaften. Dieser sittliche Wert wird aber gerade durch die Beteiligung am Erziehungswesen des Staates stark gefördert. Freilich darf man hiebei nicht soweit gehen, wie dies der Reichstagsabgeordnete Euler in seiner sonst trefflichen Broschüre[27]) thut, der die staatliche Fortbildungsschule ganz gestrichen, alle nicht technisch gebildeten Lehrkräfte aus den Lehrlingsschulen verbannt und die Leitung dieser Schulen heute schon ausschliesslich von den Innungen in die Hand genommen wissen will. »Die ganze Lehrlingserziehung dem Meister- und dem Gewerbeverbande«, das ist sein Losungswort. Aber unser Meisterstand ist im allgemeinen, dank der unglaublichen Vernachlässigung, die man ihm Jahr-

---

[26]) Vergl. u. a. v. Nostitz, a. a. O., Seite 741 und 742.

[27]) Euler, Reform des Handwerker-, Fach- und Fortbildungswesens, Wiesbaden, Pflaum, 1900, Seite 9, 15, 32.

hunderte hindurch hat angedeihen lassen, untauglich zur Erziehung und vor allem zur staatsbürgerlichen. Die industriellen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Verbände aber sind noch viel zu sehr von reinen Erwerbsinteressen, oder von Sonderzielen, partei- oder kirchenpolitischer Art erfüllt, ganz im Gegensatz zu den älteren englischen Gewerkvereinen, die schon in ihren Satzungen nicht selten allgemein ideelle, geradezu staatserhaltende Ziele aufstellen und mit Bewusstsein anstreben.[28]) Noch sind einzelne treffliche Männer in allen grösseren Gewerbeverbänden Deutschlands zu finden, deren Blick nicht getrübt ist von Partei- und Erwerbsinteressen, deren Herz auch dem Mitgefühl für andere Klassen offen steht, und deren opferwillige Energie nur die rechten Bahnen finden darf, um über den Berufskreis hinaus in segensvoller Weise zu wirken. Diese herauszufinden, sie für die Aufgabe der Erziehung des Nachwuchses zu erwärmen, sie darüber eingehend zu belehren, ihnen die Ziele zu stecken und durch sie die Verbände für das allen gemeinsame Ziel zu gewinnen, die einmal gewonnenen Verbände mit allen Mitteln in ihren nützlichen Bestrebungen zu unterstützen, sie dann nicht kleinlich regieren, sondern in dem Masse ihrer sittlichen Erstarkung zu immer grösserer Selbständigkeit entwickeln zu lassen, das halte ich zunächst zwar für eine mühevolle, aber lösbare und jedenfalls für eine der vornehmsten Aufgaben unserer kleinen und grossen Schulverwaltungsbeamten in Stadt und Staat.

Der notwendige Ausbau der städtischen Fortbildungsschule.

4. Den Kern- und Angelpunkt der ersten staatsbürgerlichen Erziehung bildet nun eine zweckmässige Gestaltung der gewerblichen (bezw. landwirtschaftlichen), nach den verschiedenen grösseren oder kleineren Berufsgruppen ausgebauten Fortbildungsschule. So unscheinbar diese Kraft dünken mag gegenüber den anderen Faktoren, die wir in § 3 kennen lernten und gegenüber Lehrwerkstätten und gross angelegten Fachschulen, so gilt von ihr doch das Gesetz der Summierung unendlich vieler

[28]) v. Nostitz weist a. a. O. Seite 742 beispielsweise auf die Satzungen der vereinigten englischen Kesselschmiede, Eisen- und Stahlschiffbauer hin, in deren Vorrede sich folgende Sätze finden: »Der Verein wird sich mit seinen Zwecken hohen sittlichen Zielen dienstbar machen .... Ein solcher Verein, richtig geführt, wird die Achtung vor dem Gesetze fördern und die Ordnung verstärken .... Er wird die Grundsätze der Bruder- und Nächstenliebe lebendig erhalten .... Er wird die Gewohnheit nähren für die Zukunft zu sorgen.«

kleiner gleichwirkender Kräfte, die Menschenalter um Menschenalter in gleichem Sinne thätig sind. Sie ist das Mittel, das alle trifft, alle ohne Ausnahme. Ihre Kosten sind nicht unerschwinglich für Staat und Gemeinde, und ihre Einrichtung ist am wenigsten einschneidend in die heutigen Erwerbsverhältnisse. Die Grundzüge ihrer Organisation sind nach dem vorausgehenden in wenig Sätze zusammengefasst:

a) Eine Elementarabteilung mit dreijährigem Pflichtbesuch bei wöchentlich 8 bis 9stündigem Tagesunterricht; daran anschliessend eine höhere Abteilung in Abendkursen mit freiwilligem Besuch für alle aus der Pflichtabteilung Entlassenen.

b) Jede der beiden Abteilungen umfasst:

α) Den praktisch gewerblichen Unterricht der jeweiligen Berufsgruppe (Zeichnen, Modellieren, Waren- und Werkzeugkunde und womöglich Werkstattunterricht), die auf dem Lande vorzugsweise die Landwirtschaft, in den Städten, je nach deren Ausdehnung, immer mehr specialisierte Gewerbegruppen bilden werden. Zu seiner Erteilung müssen im weitesten Masse verständige Männer aus dem Berufskreise des Zöglings herangezogen und ein entsprechender gewerblicher Verband interessiert werden. Dieser Unterricht übernimmt zugleich, wo es angängig erscheint, den Hauptteil der künstlerischen Erziehung, wie er auch in der Waren- und Werkzeugkunde für die Förderung der positiven Kenntnisse in den Naturwissenschaften und der Geographie ausgenützt werden kann.

β) Den theoretisch gewerblichen Unterricht, der im wesentlichen den Berufslehrern zufällt, Geschäftsaufsatz, Rechnen und Buchführung umfasst und in seinem deutschen Unterricht in Verbindung mit einer Schülerbibliothek stets Bedacht darauf nimmt, die Freude und den Geschmack an guten deutschen Schriften unablässig zu heben.

γ) Den staatsbürgerlichen Unterricht im engen Anschluss an die vorhin erwähnten Fächer, der im allgemeinen gleichfalls von Berufslehrern erteilt wird. Er umfasst die Bürgerkunde und die Lebenskunde (Gesundheitslehre). Doch ist überall der Versuch zu machen, allwöchentlich auch Turn- und Turnspielabende oder Sonntags-Wanderungen am besten im Anschluss an gut geleitete Turnvereine (vgl. auch § 6) und von Zeit zu Zeit, ähnlich wie das an einer Leipziger Fortbildungsschule geschieht, von sittlichem Ernst und vaterländischem Geist getragene

Unterhaltungsabende, wenn auch nur für freiwillige Teilnahme anzufügen.

c) Dabei muss der Unterricht der unteren Abteilung den Stoff durchaus nicht erschöpfen wollen. Vielmehr muss er auf nachhaltige Anregung angelegt sein und vor allem darnach streben, dass in einer möglichst grossen Anzahl von Schülern das Bedürfnis wach wird, freiwillig die weitere Ausbildung in der oberen Abteilung zu suchen. In allen grösseren Städten müssen beide Abteilungen unter einem technisch wie staatsbürgerlich einsichtsvollen Leiter[29]) stehen und in einem für die gesamten Zwecke der Erziehung eigens eingerichteten Gebäude vereinigt sein. In der oberen Abteilung ist dann auch die Stelle, wo Volksbildungsvereine, Volkshochschulvereine, Volkshygienevereine mit tüchtigen Lehrkräften in die Organisation eingegliedert werden können, und wo im Anschluss an den gesamten Unterricht Bibliotheken, Lesezimmer und Sammlungen von künstlerisch wertvollen Vorlagewerken einzurichten sind. Das ist in kurzen Strichen der geschlossene Plan, den wir als Fortbildungsschule bezeichnen wollen, und der zunächst berufen ist, der staatsbürgerlichen Erziehung der Jugend vom 14. bis 20. Lebensjahre zu dienen. Er wächst aus den im vorstehenden entwickelten inneren Grundlagen heraus; denn er packt den Schüler zunächst bei seinen egoistischen Interessen, eben den beruflichen, erzieht durch geistige und manuelle Arbeit, lenkt den Sinn durch Unterricht und praktische Bethätigung auf eine vernünftige hygienische Lebensführung, verknüpft das Interesse des einzelnen mit den Gesamtinteressen und zwar sowohl durch den Unterricht in der Bürgerkunde als auch durch die Miteinbeziehung geeigneter socialer Verbände in die Gesamterziehung, lässt möglichst weite Kreise an der Erziehungsaufgabe mit teilnehmen und pflegt auf diese Weise im Schüler wie im Erzieher das Gemeinsamkeitsgefühl und die altruistischen Triebe.

Der Unterricht für die staatsbürgerliche Einsicht.

5. Es liegt nun nicht im Plane der vorliegenden Arbeit, alle Teile dieser Unterrichtsorganisation im einzelnen zu schildern. Die Bedeutung derselben für die gesamte staatsbürgerliche Erziehung glauben wir genügend erörtert und nachgewiesen zu haben. An dieser Stelle ist vor allem zu entwickeln, in welcher Weise

[29]) Vergl. insbes. auch meine: Beobachtungen und Vergleiche über gewerbliche Erziehung ausserhalb Bayern, München, Karl Gerber, 1901, von Seite 232 bis Seite 245.

der eigentliche staatsbürgerliche Unterricht in beiden Abteilungen seine Kraft entfalten kann. Schon seit einer Reihe von Jahren wird ein Unterricht dieser Art gefordert, der bald als Bürger-, bald als Gesetzes- oder Verfassungs- oder Staatskunde bezeichnet wird oder gar den stolzen Namen Volkswirtschaftslehre trägt; ja man hat sogar geglaubt, schon in den Oberklassen der Volksschule mit ihm beginnen zu müssen. Thatsächlich hat auch Frankreich dieser Forderung seit 1883 in seinen Volks-, Fach- und Mittelschulen Rechnung getragen durch seine instructions morales et civiques. Doch scheinen nach den uns bekannt gewordenen Urteilen hier die gehegten Erwartungen wenigstens in den Volksschulen nur in geringem Masse erfüllt worden zu sein. In deutschen Fortbildungs- und Fachschulen wurden die Forderungen bis jetzt mit wenig Ausnahmen nicht berücksichtigt. Die Einführung scheiterte bis jetzt offenbar an folgenden Dingen: An der Sprödigkeit des abstrakten Stoffes, an der geistigen Unreife der Schüler, an dem Mangel an Zeit, an der ungenügenden Vorbildung der Lehrkräfte für diese Aufgabe, und wohl an dem Zweifel an der Notwendigkeit dieses Unterrichts. Wer das Schülermaterial unserer obligatorischen Fortbildungsschulen kennt, wird ferner zugeben, dass dieser Unterrichtsstoff überdies einem starken Mangel an Interesse begegnet, und wer einen Einblick in die einschlägige Schullitteratur[30]) gethan hat, wird dies erst recht begreiflich finden. Und doch sollten wir alles versuchen, schon an der elementaren Abteilung der Fortbildungsschule für diese Fragen wenigstens ein lebhaftes Interesse zu erregen, damit die höhere Abteilung das an Erfahrung und geistiger Reife reichere Schülermaterial mit ihren weiter gehenden Unterrichtszielen nicht vergeblich lockt.

Wir wollen nun im folgenden einige Wege des Unterrichtes angeben, die von vornherein mehr Aussicht auf Erfolg zu bieten scheinen, als die bisher in der Litteratur versuchten. Auch sie nehmen ihren Anfang im Egoismus des Schülers und kreuzen im ganzen Unterricht der elementaren Abteilung fortwährend dessen Bahnen. Der eine dieser Wege bietet sich in der Geschichte des Handwerkes mit besonderer Berücksichtigung jenes Gewerbes dar, dem der Schüler angehört. Die Mehrzahl der Gewerbe, besonders die zahlreichen Kunstgewerbe, haben

---

[30]) Siehe das Verzeichnis bei O. Pache, Handbuch des deutschen Fortbildungsschulwesens, V. Teil, Seite 72, 73, 74, 103, 114.

eine an Erlebnissen und charakteristischen Persönlichkeiten reiche Vergangenheit. Das Leben der Zünfte im Mittelalter, ihre Geschlossenheit und Gemeinsamkeit der Interessen, ihr Aufblühen, ihr Niedergang, ihr Segen und ihr Fluch für den einzelnen Gewerbeangehörigen, das Darniederliegen des gesamten Gewerbes nach dem dreissigjährigen Kriege, der allmähliche Aufstieg, der neue Kampf im 19. Jahrhundert, all das enthält eine Fülle von Momenten, die zweifelsohne eine starke Anziehungskraft auf den Lehrling ausüben, selbst wenn das Interesse an seinem Gewerbe ausnahmsweise gering sein sollte. Denn die Geschichte hat immer etwas Fesselndes für die Jugend. Dabei hat der Lehrer im Übermasse Gelegenheit, auch die allgemeine Geschichte des Vaterlandes im richtigen packenden Momente mit einzuflechten, die vielfache Verknüpfung der Einzelinteressen mit den Gesamtinteressen des Staates aufzudecken, auf die Grundlagen einer gesunden Volkswirtschaft hinzuweisen und die Elemente der Verfassung und der Gewerbegesetzgebung so weit zu berühren, als es der Fassungskraft des Schülers angemessen erscheint.[31])

Ein ähnlicher Weg, insbesondere geeignet für Schulen in grossen Fabrik- und Industriebezirken bietet sich in der Geschichte des Fabrikarbeiters im 19. Jahrhundert unter möglichster Berücksichtigung der Industrie, welcher der Zögling angehört. Es schwebt uns hier eine nach Umfang und Inhalt sehr viel anspruchslosere aber von gleicher Wärme durchströmte Arbeit vor, wie das glänzende, von uns oft citierte Buch des H. v. Nostitz: Das Aufsteigen des Arbeiterstandes in England im 19. Jahrhundert. Dieses erhebende Schauspiel eines mutvollen Ringens voll von Gottvertrauen, voll von Vaterlandsliebe, voll von Menschenfreude und Menschenleid, voll von Teilnahme einzelner hervorragender Männer des Landes, diese leuchtenden Thaten der Bruderliebe und der Hingabe einzelner weltlicher wie geistlicher gelehrter Stände an die Armen und Schwachen, diese Selbstverleugnung und Ausdauer, dabei ein ständiges Aufwärtsschreiten, eine ständige Verbesserung des Loses der Tüchtigen und Fleissigen, — alle diese Thatsachen können, in rechter

[31]) Die Vorberichte (Heft I) für die Konferenz am 6. u. 7. Mai 1901 in München, welche die Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen veranstaltete, bringen auf Seite 40 einen Lehrplan für die Lehrlingsfortbildungsschule der Kaiserlichen Torpedowerkstatt in Friedrichsort, der einen staatsbürgerlichen Unterricht in dem hier angeführten Sinne enthält (Seite 42, 43 u. 44).

Weise vorgeführt, ihren Eindruck auf den Schüler unmöglich verfehlen. Und Schritt um Schritt begegnen wir dabei den brennendsten socialen Fragen des Arbeitsschutzes, des Genossenschafts- und Gewerkschaftswesens, des Wohnungswesens, Fragen der Verfassung und Gewerbegesetzgebung, der Handels- und Verkehrsbeziehungen und zahlreichen Fragen allgemeinen ethischen Charakters.

Ein dritter Weg bietet sich uns direkt im Anschluss an den praktischen Unterricht, an die Waren- und Werkzeugkunde. Er ist für alle Fortbildungsschulen kaufmännische, gewerbliche, industrielle und landwirtschaftliche gleich gangbar. Er knüpft an die Betrachtung der Rohprodukte an, mit deren Verarbeitung oder Handel der betreffende Beruf zu thun hat. So würde beispielsweise der staatsbürgerliche Unterricht für landwirtschaftliche Fortbildungsschulen seinen Ausgang nehmen können im Getreidebau oder der Viehzucht, zwei Angelegenheiten, die zunächst das Interesse der meisten bäuerlichen Jungen haben werden. Der Getreidebau,[32]) seine Arbeits- und Lohnverhältnisse, seine Entwickelung und Bedeutung in der eigenen Gemarkung führen auf den des Vaterlandes, auf den der Nachbarländer, auf die Getreideproduktion der Erde. Damit sind die Betrachtungen über den Getreidehandel und über den Getreidepreis eingeleitet. Es folgen die Betrachtungen über die Veränderlichkeit der Preise, über die erlaubten und unerlaubten Mittel zu ihrer Steigerung. Die Vor- und Nachteile hoher Getreidepreise, die Getreidezölle und die Industriezölle, deren Geschichte mit Bezugnahme auf vaterländische Verhältnisse, die Männer, die in dieser Geschichte eine hervorragende Rolle spielten, die Wechselbeziehungen zwischen Industrie und Landwirtschaft, die Bedeutung der Industrie an sich und für den Landmann, die landwirtschaftlichen Genossenschaften und ihre Wirkungen, die Handelsverträge, die Körperschaften, welche sie schliessen, die Verfassung des Reiches und des engeren Vaterlandes.

Kann der hier geschilderte Weg mutatis mutandis auf allen Fortbildungsschulen begangen werden, so eignet sich der folgende besonders für landwirtschaftliche. Er nimmt seinen Ausgangspunkt im Privatrecht und knüpft zunächst an die mannigfaltigen privatrechtlichen Fragen zwischen zwei bestimmten Nachbarn

---

[32]) Oder entsprechend der Wein-, Obst-, Gemüse-Rübenbau etc.

und ihren Grundstücken an. Er geht dann über auf die analogen Fragen zwischen der eigenen und einer bestimmten Nachbargemeinde, dann auf den Distrikt, den Kreis, das engere und weitere Vaterland. Auch dieser Weg hält sich in seiner weitaus grösseren Hälfte von selbst auf konkretem Gebiete und kann auch in seinem oberen Teile auf dasselbe beschränkt werden. Er liefert die mannigfaltigsten Beispiele für die Abhängigkeit der Einzelinteressen vom Gesamtinteresse, für die Notwendigkeit gemeinsamer Arbeiten, gemeinsamer Lasten und Pflichten. Doch setzt er gerade in seinen Anfängen eine gründliche Beherrschung des juristischen Stoffes voraus und wird daher bis auf weiteres nur in jenen Gemeinden gangbar sein, die über eine solche juristisch gebildete Kraft verfügen.

Man könnte noch manch anderen Weg angeben. Soll er brauchbar sein, so muss er folgende Merkmale besitzen:

a) er muss zunächst den egoistischen Berufsinteressen des Schülers Rechnung tragen, aber langsam und ungezwungen auf das Gebiet der allgemeinen Staatsinteressen hinüber führen;

b) er muss so lange als möglich mit konkreten Fällen der jeweiligen Berufsgruppe arbeiten und jedenfalls von einer Disposition absehen, die sich auf Definitionen aufbaut;

c) er muss sich frei halten von jeglicher Politik;

d) er muss wirkungsvolle Momente der vaterländischen Geschichte oder charaktervolle sittliche Gestalten zwanglos in den Lehrgang mit einbeziehen lassen.

Irgend ein ethisches oder juristisches System von Gesetzen aufstellen oder auch nur betrachten wollen, wird auf dieser Stufe der staatsbürgerlichen Erziehung wohl immer einen Misserfolg ergeben. Das gleiche gilt von jedem Versuch, der allgemeine wirtschaftliche Begriffe in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen stellt. Aber gerade diese letzten beiden Wege sind hauptsächlich von der bisherigen Litteratur eingeschlagen worden. Hier liegt also ein weites Arbeitsfeld brach für Männer mit tiefen wirtschaftlichen und kulturgeschichtlichen Kenntnissen und einem natürlichen methodischen Gefühle. Ist durch einen solchen ersten Unterricht das Interesse an dem inneren Aufbau der Gesellschaft überhaupt einmal geweckt, dann mag immerhin auf der zweiten Stufe, also in der oberen Abteilung, der Versuch gemacht werden, die einfachen Ergebnisse eines solchen Unterrichtes unter ordnende Gesichtspunkte zu vereinigen. Wahrscheinlich wird aber

die Erfahrung lehren, dass auch hier noch die von uns bezeichneten Wege am weitesten führen.

Der Unterricht für die hygienische Einsicht.

6. Ausser der Einsicht in den Interessenzusammenhang aller Mitbürger verlangt unser Erziehungsziel auch noch Einsicht in die Lehre von der körperlichen Gesundheit. Man wird sie ebenso wie die staatsbürgerliche durch den Unterricht wie durch unmittelbare Erziehung anstreben können und müssen. Was den hygienischen Unterricht betrifft, so lässt er sich als Lebenskunde an die im vorstehenden geschilderte Bürgerkunde, oder als Gewerbehygiene an die Gewerbekunde also an den praktischen Teil des Untcrrichtes anschliessen oder endlich als theoretische Gesundheitslehre mit der im Turnen, Turnspiel und Wandern praktisch durchgeführten verbinden. Bildet eine gute Volksschulbildung die Grundlage, was wohl in den meisten deutschen Städten vorausgesetzt werden kann, so bietet dieser Teil des staatsbürgerlichen Unterrichts so gut wie keine Schwierigkeiten. Den Kernpunkt der Aufgabe bildet hier einesteils die Anwendung der aus einem einsichtsvollen Betrieb des naturwissenschaftlichen Unterrichtes gewonnenen Naturgesetze auf eine vernünftige Lebensführung, anderenteils der stetige Hinweis auf die in überzeugender Weise gewonnenen Gesundheitsregeln und ihre Befolgung während des Aufenthaltes in der Schule überhaupt, dann insbesondere während des praktischen Unterrichts, während des Turnens, Spielens und der Wanderungen. Dabei möchten wir dringend ans Herz legen, alle sogenannten »Gesundheitsregeln« auf wirkliche Erkenntnis der ihnen zu Grunde liegenden Naturgesetze zu stellen. Der Schüler darf sie nicht bloss glauben, er muss von ihrer Wahrheit durch Erkenntnis überzeugt sein. Mehr aber als alle Unterweisung wirkt hier die Gewöhnung und das Beispiel und die hygienische Sorgfalt des Lehrers in allen seinen Massnahmen. Die Forderungen, die wir hier heute erheben, könnten morgen schon in allen gewerblichen Erziehungseinrichtungen des Staates und der Gemeinden erfüllt werden. Wenn man das oft unglaublich gedankenlose Wirtschaften eines grossen Teiles der Bevölkerung mit den körperlichen Kräften, die Rücksichtslosigkeit, mit der gerade die arbeitende Jugend ihre Gesundheit behandelt, den Aberglauben, mit dem sich die Massen an Kurpfuscher und Schwindler wenden, den gänzlichen Mangel des Bewusstseins, dass es Naturgesetze giebt die niemand ungestraft übertreten darf, wenn man dies

alles ins Auge fasst, so muss man sich billig wundern, dass wir noch so wenig in unserem Unterrichtswesen auf eine zweckmässige wirkungsvolle Ausgestaltung der Gesundheitslehre Rücksicht genommen haben. Ein geschlossenes System der Hygiene muss übrigens auch hier der zweiten Stufe unseres Erziehungssystemes vorbehalten bleiben, wo dann die Volksgesundheitsvereine, die heute schon in Deutschland, dort wo sie bestehen, tüchtige und gelehrte Ärzte für einen solchen Unterricht zur Verfügung stellen, eine der segensreichsten Thätigkeiten in den Räumen und innerhalb der Organisation unserer Handwerker- und oberen Gewerbeschulen entfalten können. Und diese Thätigkeit wird wieder um so fruchtbringender sein, je geschickter der einzelne Lehrer seinen Unterricht den Gewerbe- oder Lebensinteressen der Hörer anzupassen weiss.

Bedeutung der systematischen körperlichen Übung.

7. Die staatsbürgerliche Erziehung an der Fortbildungsschule soll aber, wo es immer möglich ist, auf den Unterricht allein nicht beschränkt werden. Inwieweit der gesamte praktische Unterricht sie zu fördern imstande ist, haben wir ausführlich genug erläutert. Hier müssen wir insbesondere zweier Einrichtungen gedenken, die wir schon einmal erwähnt haben, der Turn- und Unterhaltungsabende. Welchen hervorragenden Einfluss auf die Schulung des Willens das systematische Turnen ausübt, weiss jeder, der diesen Leibesübungen selbst ergeben ist. Leider stehen der obligatorischen Einführung dieses Unterrichtes vorläufig Schwierigkeiten entgegen: einmal die weitverbreitete Ansicht, dass der Lehrling körperlich genug beschäftigt sei, dann aber der Mangel an Zeit, da die wenigen Stunden, welche im allgegemeinen dem Lehrling während des Tages zur Fortbildung gegönnt werden, meist unbedingt für den übrigen Unterricht nötig sind. In Frankreich ist man durchwegs einsichtsvoller. In den meisten Fachschulen und Lehrwerkstätten ist Turnunterricht obligatorisch, in richtiger Erkenntnis, dass die einseitige Werkstattarbeit wohl einen Verbrauch physischer Kräfte bedeutet, aber noch weit entfernt ist von einer zweckmässigen hygienischen allseitigen körperlichen Erziehung, und dass es wenig bessere Übungsmittel für den Willen in der Schule giebt als eben das Turnen. So werden wir denn vorläufig darauf angewiesen sein, den Turnunterricht und die damit zu verbindenden Schülerfahrten fakultativ anzugliedern. Seine grösste Fruchtbarkeit wird er entfalten, wenn es gelingt, ihn zwar im Gebäude der Schule einzu-

richten, für die Leitung und Erteilung desselben aber einen tüchtigen, angesehenen, vaterländisch gesinnten Turnverein zu gewinnen. Zunächst fällt es an obligatorischen Fortbildungsschulen nicht schwer, kleine Gruppen von Schülern für eine Turn- oder Spielstunde in der Woche zu gewinnen, wenn nur der Leiter der Schule der richtige Mann ist; denn die wenigen Schüler, die von vornherein hiezu Lust haben, ziehen alsbald eine Reihe von Kameraden nach. Den Beweis hiefür liefern die Städte, welche für ihre Fortbildungsschulen Turnspiele an Sonntag-Nachmittagen eingerichtet haben. Ist der Vorturner oder Spielleiter dann ein tüchtiges Mitglied eines Turnvereins, am besten ein dem Gewerbestand angehöriges, so wird es ihm nicht schwer fallen, dass er eine grössere Zahl seiner Zöglinge dauernd für die Turnsache gewinnt, die sich dann später freiwillig ernsten und guten Turnvereinen anschliessen. Und dies halten wir in hohem Grade für wünschenswert, weil wir unsere nationalgesinnten Turnvereine, die aus allen Ständen ihre Mitglieder nehmen, für eines der besten Mittel halten, vaterländische und staatsbürgerliche Gesinnung zu fördern. Wir werden später darauf noch zu sprechen kommen. Die Freiwilligkeit des Besuches der Turnstunde bedeutet übrigens keinen Bruch mit der Forderung des Obligatoriums für die Fortbildungsschule an sich. Wir halten sogar die Angliederung von freiwilligen Kursen auch anderer Art schon auf der ersten Stufe zur Auslese der Tüchtigen für sehr nützlich. In den zahlreichen Gemeinden, die eine obligatorische Fortbildungsschule nur dann allgemein durchsetzen können, wenn sie eine sehr geringe Tageszeit beansprucht, werden solche freiwillige Kurse geradezu eine Notwendigkeit.

Unterhaltungsabende.

8. Eine dauernde Einrichtung für freiwilligen Besuch werden die Unterhaltungsabende sein. Es ist dies eine Einrichtung, die wir an der IV. Fortbildungsschule in Leipzig vorgefunden haben, deren Leiter der allbekannte, um unser deutsches Fortbildungsschulwesen so verdiente Direktor Oskar Pache ist. Der durchaus vornehme Zweck dieser Abende ist nicht die »Unterhaltung« an sich, sondern vor allem das Bestreben, das berechtigte Genussbedürfnis unserer handarbeitenden Kreise in edlere Bahnen zu lenken und ein gutes Stück vaterländischer Erziehung zu fördern. Die allermeisten unserer Lehrlinge entbehren gänzlich jeglicher geistigen und vielfach auch jeglicher sittlichen Anregung zuhause; sie haben wenig oder gar keine Gelegenheit,

ihren Geschmack ausserhalb ihres Gewerbes zu bilden, und edlere Genüsse sind ihnen fast durchwegs versagt. Das Bedürfnis aber, zu geniessen, ist in jedem Menschen vorhanden. Kann es nicht in edle Bahnen gelenkt werden, so sucht es zu leicht seine Befriedigung auf niedrigen Pfaden. Darum ist es ein sehr grosser Fehler unserer öffentlichen Einrichtungen, dass sie wenig oder gar nichts bieten, das Genussbedürfnis des Volkes in vornehmere Bahnen zu lenken. Wer aber einmal sich gewöhnt hat, sein Behagen im Genuss von Zechgelagen, Tingeltangeln, Redouten, Bänkel- und Volkssängern oder sonstigen Blüten unseres modernen Grossstadtlebens zu finden, den werden wir im allgemeinen vergeblich für bessere Dinge zu gewinnen suchen. Hier müssen wir bei der Jugend beginnen, und hier stehen uns zwei zugkräftige Mittel sofort zu Verfügung: das bereits erwähnte Jugendturnspiel und derartige, vielleicht alle 4—6 Wochen zu veranstaltende Unterhaltungsabende, wie sie Pache an seiner Schule eingerichtet hat. Sie werden zweckmässig an Geburts- oder Todestagen grosser Männer,[33]) Dichter, Landesfürsten oder an historisch bedeutenden Tagen veranstaltet und beschränken sich ausser einer Ansprache über die Bedeutung des Tages zunächst im wesentlichen auf das, was die Schüler selbst zu leisten imstande sind, auf gemeinsame vaterländische Gesänge, Deklamationen und turnerische Vorführungen. Meister und Eltern sind dazu eingeladen. Die Kosten solcher Abende sind gering; aber die Durchführung setzt — ausser einem geräumigen Saal, etwa dem Turnsaal der Schule, — vor allem einen einsichtsvollen, von seiner Erziehungsaufgabe erfüllten Leiter und ein opferwilliges Lehrpersonal voraus. Denn selbst eine freigebige Honorierung der Zeit, die es der guten Sache widmen muss, kann nicht die Wärme, Liebe und Hingebung erzeugen, die solche Abende brauchen, um im Sinne einer edlen Erziehung zu wirken. Aber wir haben keinen Zweifel, dass sich heute schon da und dort Leiter und Lehrer finden würden zu solchen Aufgaben, wenn nur die sonstigen Bedingungen günstig liegen, und wir haben die Überzeugung, dass so manche widerwärtige Erscheinung im Volksleben verschwinden würde, wenn es uns gelänge, auf erzieherischem Wege langsam die Genusssucht in bessere Bahnen zu lenken. Und dies wird um so eher möglich, wenn dann die

---

[33]) Besonders auch solcher, die dem Interessenkreise der Schule nahe stehen.

Volksunterhaltungsvereine und billige und gute Theater und Volkskonzerte den Faden weiter spinnen, den die Fortbildungsschule zu knüpfen begonnen hat.

Die heutigen Ansätze für die neue Organisation.

9. Es wäre nun vielleicht zweckmässig, die hier in grossen Zügen entworfene Ausgestaltung der Fortbildungsschule in einzelnen Beispielen genauer zu zeichnen und auf ihre Durchführbarkeit zu prüfen. Doch wir müssen uns beschränken, auf jene lebensvolle Keime und Pflanzen hinzuweisen, die bereits bestehen, also etwa, was die Elementarabteilung betrifft, auf die Leipziger Fortbildungsschulen, auf die durchgreifende Neugestaltung der Fortbildungsschule in München, auf die Gewerbeschule in Karlsruhe, auf einige Wiener fachgewerbliche Schulen, wie die des Drechslergewerbes, der Hoteliers, der Gastwirte und Kaffeesieder, und was die höhere Abteilung betrifft, auf die Handwerkerschulen Berlins, Münchens, Basels, Hamburgs. Zwar trägt keines dieser Beispiele alle Züge unseres Planes, aber jedes einen oder mehrere desselben — mit Ausnahme des eigentlichen staatsbürgerlichen Unterrichts und der ausgiebigen Herbeiziehung der gewerblichen Verbände zur Erziehungsaufgabe, zwei Forderungen, die zum ersten Male vielleicht an den Münchener Schulen zur Durchführung kommen werden. Aber alle Beispiele zusammen zeigen, dass die hier für die Städte geplante Organisation allgemein durchführbar ist, dass der selbstsüchtige Widerstand der Massen hier überwindlich, dass die Kosten erschwinglich, die verlangten Unterrichtszeiten möglich und für die ersten Bedürfnisse ausreichend, die freien Verbände von Gewerbe und Industrie auf das wärmste für die Aufgabe zu interessieren und geeignete Lehrkräfte zu haben sind. Das scheint uns aber zunächst die Hauptsache zu sein.

Der zweckmässige Ausbau der ländlichen Fortbildungsschule.

10. Schwieriger gestaltet sich die Organisation auf dem Lande, und doch muss sie auch hier als das einzige Mittel, das alle trifft, angestrebt werden. Das Haupthindernis bildet hier die Mittellosigkeit zahlreicher ländlicher Gemeinden, der Mangel an geeigneten kleinen örtlichen landwirtschaftlichen Verbänden, vor allem aber der noch grössere Mangel an wirtschaftlicher und politischer Einsicht der Landbevölkerung. Hier werden auf lange Zeit hinaus der Staat oder besser dessen einzelne Kreise und in ihnen vor allem die landwirtschaftlichen Kreisvereine die weitgehendste Fürsorge übernehmen müssen. Thatsächlich zeigen auch fast alle deutschen Regierungen hier schon seit längerer Zeit eine weitgehende Hilfsbereitschaft. Die landwirtschaftlichen

Winterschulen, Ackerbauschulen, Wiesenbau-, Gartenbau- und Obstbauschulen, der Wanderunterricht haben sich überall einer ergiebigen staatlichen Unterstützung zu erfreuen. Allein sie verfolgen bis jetzt ausschliesslich die technische Ausbildung und treffen überdies nur wenige im Verhältnis zu dem grossen Bestande der ländlichen Bevölkerung. Dagegen sind die den Landgemeinden überlassenen elementaren ländlichen Fortbildungsschulen, wenige Gebiete des deutschen Reichs ausgenommen, so gut wie unentwickelt geblieben.

Nun sind die inneren Grundlagen für die Organisation dieser Schulen als Anstalten für staatsbürgerliche Erziehung genau dieselben wie für die gewerblichen Schulen. Vor allem ist noch mehr als bei irgend einem anderen Berufe zunächst dem Egoismus der Landbevölkerung Rechnung zu tragen. Es hat sich als gänzlich verfehlt gezeigt, die landwirtschaftliche Fortbildungsschule im wesentlichen auf eine Wiederholung und Ergänzung des in der Volksschule gelernten zu beschränken, wie dies die Mehrzahl der älteren auf die Organisation dieser Schulen bezüglichen Ministerialerlasse vieler deutscher Staaten thaten. Sie entbehrten damit jeder Zugkraft und waren dementsprechend auch nicht einmal für viel geringere Ziele als das von uns gewollte auszunützen. In den Mittelpunkt dieses Unterrichtes müssen die Wirtschaftsfragen des Bauern treten und zwar anknüpfend an die lokalen Verhältnisse, also die Fragen über die Feld-, Wiesen- und Waldwirtschaft, Obst- und Gemüsebau, Haltung von Kleinvieh, Pferde-, Rinder-, Schweine- und Schafzucht, Geflügel- und Bienenzucht. Beides, den Fehler der alten Schule und die Grundforderung unseres Organisationsplanes, hat der preussische Ministererlass vom 30. Oktober 1895 klar erkannt und ausgesprochen.[34]) Soweit als möglich muss alsdann ein Teil des Unterrichtes praktisch betrieben werden; denn der Bauer will den Nutzen der Schule rasch und handgreiflich sehen. Für diesen praktischen Unterricht ist womöglich ein ortseingesessener tüchtiger Landwirt zu gewinnen — und genügend zu bezahlen; es ist dies eines der besten Mittel, die neue Schule populär zu machen, und kommt zugleich unserer Forderung von der Erweiterung des Erziehungsbereiches entgegen. Auch diesen Vorschlag für die Besetzung des praktischen Unterrichts finden wir

---

[34]) Vergl. O. Pache, a. a. O., Bd. II Seite 45.

bereits in dem älteren preussischen Ministerialerlass vom Jahre 1876, wenn auch aus anderen Erwägungen hervorgegangen. An diesen Mittelpunkt nun schliesst sich aufs engste der übrige Unterricht an, zunächst der theoretisch-fachliche, mit Deutsch und Rechnen, dann aber auch der staatsbürgerliche und hygienische. Auf welchem Wege dies möglich ist, haben wir bereits in Ziffer 5 dieses § gezeigt. Den Turnunterricht und den Turnverein ersetzt in vortrefflicher Weise der Feuerwehrunterricht und die freiwillige Feuerwehr des Ortes. Es ist nicht recht begreiflich, warum ein solch hervorragend gemeinnütziger Verband bisher so gut wie gar nicht für die Zwecke der staatsbürgerlichen Erziehung ausgenützt wurde, wiewohl beispielsweise der Erlass des grossherzoglich hessischen Ministeriums des Innern und der Justiz vom 22. August 1882 ganz deutlich darauf hinweist.[35]) Wo eine Gemeinde allein zu schwach ist, die Schule einzurichten, wird dies durch den Zusammenschluss mehrerer Nachbargemeinden möglich werden, die genau ebenso einen Fortbildungsschulsprengel bilden können, wie einen Werktagsschulsprengel. Der theoretische Unterricht (vielleicht auch Turnunterricht) findet während der Wintermonate — November bis Februar — statt und kann drei, ja vier Wochennachmittage in Anspruch nehmen. Hier spielt die Unterrichtszeit nicht entfernt die hemmende Rolle wie in den Gewerbebetrieben der Städte. Der praktische Unterricht (und etwas theoretischer) fällt in die übrige Jahreszeit. Ihm ist womöglich ein grösseres Gemeindegrundstück zur Verfügung zu stellen, und es wäre gar nicht schwer durchführbar, dass aus diesem Unterricht für die Gemeinde sogar ein kleiner materieller Gewinn entspränge. Ja auch hier liegen die Verhältnisse unendlich viel günstiger als im praktischen gewerblichen Unterricht der Fachschulen und Lehrwerkstätten, wo der materiellen Verwertung der Erzeugnisse des Unterrichtes so häufig die Erwerbsinteressen der Kleinmeister entgegenstehen.

Die hier geschilderte Organisation ist in einer grösseren Zahl ländlicher Gemeinden zweifellos möglich. Weist doch der Regierungsbezirk Wiesbaden dank einer energischen Thätigkeit des landwirtschaftlichen Vereines neben acht oberen Abteilungen von landwirtschaftlichen Schulen, darunter die königl. Lehranstalt zu Geisenheim für Obst-, Wein- und Gartenbau, heute bereits über

---

[35]) O. Pache. a. a. O., Bd. II Seite 140.

200 einfache landwirtschaftliche Fortbildungsschulen auf, obwohl die Organisation derselben den Interessen der Landwirte nicht in der gleichen Weise entgegen kommt wie die hier geschilderte. Der Besuch dieser 200 Schulen mit etwa 3000 Schülern ist freilich noch nicht besonders stark, aber immerhin schon sehr erfreulich. Ihre stärkere Ausnützung aber kann erst erwartet werden nach einer Ausgestaltung in unserem Sinne, die nach unseren Erfahrungen dann auch den Widerstand gegen die Umwandlung derselben in Pflichtschulen auf ein geringes Mass zurückführen würde. An dem Pflichtbesuch aber müssen wir bei den landwirtschaftlichen Schulen erst recht festhalten, weil erst dieser die volle Durchführung der von uns gesteckten Erziehungsaufgaben gestattet, und weil bei den nahen persönlichen Beziehungen in ländlichen Gemeinden schlechte Beispiele in Bezug auf den freiwilligen Besuch einer Schule viel ansteckender wirken als in grossen Städten. Die obere Abteilung unserer Schulen für die Schüler vom 17. bis 20. Jahre kann dann einstweilen, wo die Verhältnisse am Orte nicht günstig genug sind, in die am Eingange dieses Absatzes erwähnten landwirtschaftlichen Schulen verlegt werden, die allerdings gleichfalls, sollen sie in unserem Sinne nützlich wirken, einer nach den bisher aufgestellten Grundsätzen vorzunehmenden Neugestaltung bedürfen.

Der zweckmässige Ausbau der Fachschulen.

11. Neben den Fortbildungsschulen stehen noch eine Reihe von grösser angelegten technischen Schulen in Deutschland zur Verfügung, die mit grösseren Mitteln, teils auf dem bisher geschilderten Wege, teils auf der Grundlage einer ausgiebigen allgemeinen Bildung die staatsbürgerliche Erziehung fördern könnten. Man ersieht dies sofort aus dem Unterrichtsprogramm irgend einer der zahlreichen französischen Fachschulen, z. B. école Turgot in Paris, welche ähnlich wie die écoles Lavoisier, Colbert, Jean Baptiste Say, Arago der gleichen Stadt auf der Grundlage der Volksschulbildung aufbauend ihre Schüler für den direkten Eintritt in Handel, Gewerbe, Industrie, Kunst oder für die höheren technischen Schulen vorbereitet. In dieses Unterrichtsprogramm,[36]) das meist auf drei bis vier Jahre ausgedehnt ist, sind, wie wir schon früher erwähnt haben, aufgenommen: Enseignement moral,

---

[36]) Es ist das Programm aller französischen Schulen, die unter dem Namen Ecoles primaires supérieures zusammen gefasst werden. Vergl. Rapport sur l'organisation et la situation de l'enseignement primaire etc., Paris 1900, Seite 380, 381 und 382.

Instruction civique, Hygiène, Travail manuel, Gymnastique, Droit usuel, Economie politique. Ja selbst ausgesprochene Lehrwerkstätten grossen Stiles, wie die Ecole Diderot für alle Metallverarbeitungsgewerbe zu Paris, oder die Ecole Estienne für das gesamte Buchdruckgewerbe und die zugehörigen Künste haben neben besonderem Geschichtsunterricht Gymnastique, Hygiène und Economie in ihren Lehrplan als obligatorische Fächer aufgenommen. In Deutschland wüssten wir dagegen sogut wie keine Schule ähnlichen Zweckes wie die genannten zu nennen, die in ihrem Organisationsplan eine gleiche Einsicht in die Notwendigkeit staatsbürgerlicher Erziehung bekunden würde. Im Gegenteil, unsere analogen Schulen sind bei dem gänzlichen Mangel jeder allgemein bildenden Disciplin wie Litteratur oder Geschichte vollständig geschaffen, den Blick vom Ganzen, von der Allgemeinheit abzulenken und ausschliesslich den egoistischen Erwerbsinteressen zuzuwenden. Wir glauben, es wird genügen, den Finger auf diese Wunde unserer deutschen technischen Schulen gelegt zu haben. Abhilfe ist leicht; man braucht bei dieser Art von Schulen mit ganztägigem Unterricht eigentlich wenig mehr als — zu wollen.

Die Ausnützung der Lehrwerkstätten für die staatsbürgerliche Erziehung.

12. Schwieriger gestaltet sich die Angelegenheit, wenn wir die Lehrwerkstätten ins Auge fassen. Von den öffentlichen schulgemässen Erziehungseinrichtungen müssen diese als die sicherste Pflegestätte staatsbürgerlicher Erziehung für die handarbeitende Bevölkerung bezeichnet werden. Sie haben nur den einzigen Nachteil, dass sie auch die kostspieligsten aller Einrichtungen sind. Sie lediglich als Anstalten für die Förderung gewerblicher Tüchtigkeit anzusehen und zu organisieren, ist ein grosser Irrtum. Eine ungleich tiefere Einsicht als die in Deutschland geläufige bekundete Gréard, als er im Februar 1872 dem Magistrat der Stadt Paris eine Denkschrift überreichte zur Gründung von grossen Lehrwerkstätten, nicht bloss um die Pariser weltberühmten Gewerbe konkurrenzfähig zu erhalten, sondern auch »um den Menschen nicht im Lehrling, den Staatsbürger nicht im Arbeiter untergehen zu lassen«. Schon ein Jahr darauf wurde die erste Lehrwerkstätte (Ecole Diderot) für die Metallverarbeitungsgewerbe eröffnet, und ihr sind innerhalb 16 Jahren sechs weitere gefolgt, deren jährliche Etats heute zusammen mit sechs écoles professionelles für Mädchen nicht weniger als $1^{3}/_{4}$ Millionen Frs. betragen. Nicht

eine einzige grosse Stadt Deutschlands hält hierin einen Vergleich aus. Im Alter von 14 Jahren übernimmt die Lehrwerkstätte den Zögling und hält ihn bis zum vollendeten 17. oder 18. Lebensjahre in strenger Zucht und Gewöhnung. Die staatsfeindlichen Einflüsse sind gerade in der gefährlichsten Zeit der Entwickelung völlig abgehalten. Mit der körperlichen und manuellen Ausbildung wird gleichmässig die geistige gefördert; eine systematische Lehre versperrt allem gedankenlosen Arbeiten den Eingang. Gesundheitslehre, Turnspiele, Turnen, Bürger- und Lebenskunde, ja selbst Litteratur und Geschichte finden genügende Zeit im Wochenplan der Lehrwerkstätte; Auge und Hand werden beständig für das künstlerische Empfinden geübt —, kurz alles, was wir an der obligatorischen und freiwilligen Fortbildungsschule uns mühsam erkämpfen müssen, kann hier verhältnismässig leicht eine Stätte der Pflege finden und besitzt sie thatsächlich an vielen französischen Lehrwerkstätten. Welche gewaltige Summen geben wir aus für Ausbildung der gelehrten Berufsarten, um hier nicht bloss Banausen, sondern auch Menschen und Staatsbürger zu erziehen? Sollte die gleiche Anschauung nicht auch bei der Erziehung der übrigen Mitglieder des Staatsverbandes Platz greifen können? Dabei ist es weder notwendig noch viel weniger möglich, jedem Landwirt, jedem Kaufmann, jedem Gewerbetreibenden eine derartige öffentliche Erziehung zu teil werden zu lassen. Es genügt vollständig, wenn vorläufig die grossen Städte Deutschlands Lehrwerkstätten errichten, auf dass die körperlich und geistig Tüchtigsten dieser Stände für das Staatsbürgertum sicher gewonnen werden. Die so Erzogenen werden wieder zu Erziehern. So bilden diese Stätten der gewerblichen Erziehung eine unerschöpfliche und vor jeder Trübung leichter als alle anderen Einrichtungen zu bewahrende Quelle von Kräften, welche den staatsbürgerlichen Interessen ebenso nützt, wie den wirtschaftlichen. Was wir heute mit tausend Mühen und Sorgen erstreben, einen möglichst weiten Bereich für unser Erziehungssystem zu schaffen, das wird uns unendlich leichter gelingen, wenn wir erst diese Pioniere erzogen haben werden.

Die Schule und die Jugendvereine.

13. Eine gut geleitete gewerbliche Schule einer grösseren Stadt trägt übrigens noch ein anderes Moment in sich, an dessen Ausnützung wir der Vollständigkeit halber schon hier erinnern wollen, wiewohl sie logischerweise erst den nachfolgenden Betrachtungen anzureihen wäre. Es ist eine überall zu beobachtende Erschei-

nung, dass alle grösseren Schulen, die eine gewisse Aufgabe zum Abschluss bringen, im allgemeinen ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Schülern erzeugen. Dieses Gefühl könnte in trefflicher Weise für unsere Erziehungszwecke ausgewertet werden durch Gründung eines Vereines ehemaliger Schüler der Anstalt. Den Vorsitz des Vereines müsste aber, wenn die Ausnützung in unserem Sinne gesichert sein soll, der Leiter der Anstalt führen, ebenso wie den Zusammenkünften der Mitglieder das Anstaltsgebäude zur Verfügung stehen müsste. Die unerlässlichen Mitgliederbeiträge, vermehrt durch freiwillige Zuwendungen von Geschäftsinhabern, welche ehemalige Schüler der Anstalt zu Arbeitern haben, und ergänzt durch staatliche und städtische Subventionen, würden die Mittel liefern, zunächst jene Kurse einzurichten, welche die staatsbürgerliche und berufliche Erziehung über die Schulzeit hinaus fortsetzen. Im Rahmen des Vereins könnte ferner durch geeignete Unterhaltungsabende das Bedürfnis nach Genuss befriedigt und stetig veredelt werden; Turn- und Turnspielabende und gemeinsame Wanderungen würden die weitere körperliche und die Willenserziehung übernehmen, Sparkassen den Sparsinn wecken und beleben. Seine Erziehungskräfte vermehrt der Verein durch Aufnahme von älteren, ausserordentlichen Mitgliedern aus dem Lehrkörper der Anstalt, aus den Angehörigen des Berufskreises der Schüler und Freunden der Jugend überhaupt. Ein solcher Verein wäre eine ausgezeichnete Zufluchtsstätte zunächst für alle guten und brauchbaren Elemente des betreffenden Berufes, denen es von Anfang an ein Bedürfnis ist, mit ihren liebgewonnenen Lehrern in Fühlung zu bleiben und den an der Schule errungenen Schatz an Bildung und Erziehung zu erhalten und zu vermehren. In dieser Hinsicht dürfte er sogar ein Barometer sein für den Geist, der an der Schule waltet. Er ist die natürliche Quelle der in unserer Zeit so vielfach angestrebten Jugendvereine. Soll er aber eine stärkere Anziehungskraft ausüben, so wird er neben den Aufgaben, die wir soeben berührt haben, auch die Förderung der Erwerbs- und Lebensinteressen der jungen Mitglieder mit ins Auge fassen müssen und insbesondere auch die Stellenvermittelung nicht ausser acht lassen. Dieser letztere Punkt wird besonders dann wertvoll, wenn der Leiter der Schule zugleich Vorstand des Vereines ist. Denn hat die Schule durch ihre Leistungen einen guten Namen und das Vertrauen der einschlägigen Be-

rufskreise erworben, so tritt die Aufgabe der Stellenvermittlung auch ohne die Existenz des Vereines schon an den Leiter der Anstalt heran. Zur Ausnützung des Amtes in unserem Sinne ist aber alsdann nur noch ein Schritt, dessen Opfer sich in zweifacher Weise lohnen. Denn einmal erhält der Verein eine Anziehungskraft nun auch für jene, die nicht von vornherein gesonnen sind, auf ihre weitere Erziehung Bedacht zu nehmen, dann aber wirkt die Aussicht des Schülers auf weitere Fürsorge durch die Schule stets zurück auf die Leistungen schon während der Unterrichtszeit. Es trägt eben, wie überall so auch hier, gemeinnütziger Sinn seinen Segen schon in sich selbst.

§ 6. Die nicht schulmässigen Erziehungskräfte.

Die privaten Einrichtungen überhaupt.

1. In der staatsbürgerlichen Erziehung der Jugend werden die schulmässigen Einrichtungen die Hauptarbeit übernehmen müssen, nicht weil es nicht noch wirksamere andere Mittel gäbe, sondern weil sie die grosse Masse treffen. Aber Staat und Gemeinde, denen hier der grösste Teil der erzieherischen Thätigkeit zufällt, arbeiten langsam; selbst eine an Einsicht, Erfahrung und Initiative reich begabte Persönlichkeit findet für ihre Organisationspläne, auch wenn sie an einflussreicher Stelle sitzt, oft grosse Hemmnisse vor, bis zu deren Überwindung bisweilen Jahrzehnte verstreichen. In einem ganz anderen Zeitmass kann die private Initiative arbeiten, zumal wenn ihr neben hervorragender Einsicht auch grosse Geldmittel zu Gebote stehen; wir brauchen hier nur auf Amerika hinzuweisen, wo trotz des sprüchwörtlich gewordenen Krämergeistes sich in einzelnen Besitzenden ein gemeinnütziger Sinn für Erziehung und Unterricht bekundet, der uns Europäer in eine Mischung von Neid und Bewunderung versetzt. Doch ist auch in unserem gebildeten Mittelstande Verständnis und Hilfsbereitschaft für Aufgaben der Volks- und nicht zum wenigsten der Jugenderziehung durchaus nicht selten. Die Volks- und Arbeiterbildungsvereine, die Volkshochschul- und Volkshygienevereine sind ein Beweis für die Opferwilligkeit, Arbeitsfreudigkeit und Uneigennützigkeit gelehrter Stände, die Knaben- und Mäd-

chenhorte, die Lehrlings- und Mädchenschutz- und Jugendvereine ein Beweis für die Hingabe eines gebildeten Bürgertums und Angehöriger geistlichen Standes an sociale Aufgaben. Sollen aber unsere Bemühungen um die staatsbürgerliche Erziehung von einem grösseren Erfolge gekrönt sein, so muss sich der Kreis derjenigen, die sich ihrer socialen Pflichten bewusst sind, noch wesentlich erweitern, besonders unter den Besitzenden. Denn die staatsbürgerliche Erziehung gedeiht nur, wenn die oberen Stände einen staatsbürgerlichen Sinn entfalten. Die Hingabe an sociale Aufgaben ist nicht eine Wohlthat, die wir erweisen, sondern eine Pflicht, die uns obliegt.

Die Bedeutung der persönlichen Hingabe.

2. Dabei ist die wertvollste Hilfeleistung die persönliche, die nicht so sehr von grossem geistigen oder materiellen Besitz als von einem hingebenden Willen abhängt. Ein erhebendes Beispiel dieser Art geben die Universitätsniederlassungen in England, allen voran Toynbeehall in London. Wir haben in Deutschland nichts ähnliches an die Seite zu stellen. Nur das tiefste Elend Hunderttausender, wie es in dem schlimmsten Stadtteile Londons, in Whitechapel, seine unheimliche Vernichtungsarbeit vollzog, konnte eine solche wundervolle Blüte der Menschenliebe hervorbringen. Etwa zwei Dutzend junger Männer, die ausser einer gediegenen akademischen Bildung wenig ihr Eigen nennen, leben hier in einigen Gebäuden vereint freiwillig monate-, bisweilen jahrelang in einer Art Verbannung, um in persönlicher Hingabe ihre Erziehungsarbeit zu verrichten. »Der Geist, in dem hier alles geschieht, ist der Geist echter Menschen- und Nächstenliebe nicht im Sinne wohlthuender Güte, die nur zu geben, aber nicht zu nehmen hat, sondern im Sinne brüderlicher Freundlichkeit, die freundlich ist, weil sie Freundschaft sucht. Er kämpft gegen die Vereinsamung, Verlassenheit und Verlorenheit der Menschenseele in der Grossstadt. Sein letztes Endziel und grösster Erfolg ist, den Geist wahren Bürgertums und echter Menschlichkeit zu erwecken und dadurch, dass an Stelle des erkaltenden Gefühles der Vereinsamung das Bewusstsein der Gemeinschaft tritt, die Kraft zu stärken, mit reinem Herzen dem Guten zu leben. Alle Arten von Vorträgen und Stunden, Vereinen, Versammlungen und Vergnügungen sollen daher in erster Reihe Reich und Arm wieder vereinigen. Die Persönlichkeit soll immer dahinter stehen; ohne persönlichen Einfluss kein bleibender Erfolg. Weder Schule noch

Kirche, weder Wohlthätigkeit noch Gesetz kann so viel thun wie ein Freund für einen Freund, ein Mensch für den anderen«.[37])

Die Aufgabe der Volksbildungsvereine.

3. Für uns eröffnet sich nun die Frage, in welcher Weise die hingebende Thätigkeit der deutschen Bildungsvereine für die Zwecke der staatsbürgerlichen Jugenderziehung ausgenützt werden kann. Was die Volksbildungsvereine betrifft, so scheint für sie die Frage bereits gelöst zu sein, wenigstens hat beispielsweise der grosse Münchener Volksbildungsverein hier seine Aufgabe richtig erfasst durch Gründung von solchen Schulen für die nicht mehr volksschulpflichtige Jugend, welche zu errichten Staat und Gemeinde vorläufig sich noch nicht verpflichtet fühlen. So unterhält und leitet er bei einem jährlichen Etat von etwa 120000 Mark zwei grosse elementare kaufmännische Fortbildungsschulen mit etwa 900 Schülern, eine Frauenarbeitsschule mit über 500 Schülerinnen, eine Haushaltungsschule mit 30 und akademische Jahreskurse für Damen mit etwa 300 Schülerinnen. Es ist zweifellos, dass hier die Volksbildungsvereine bei ihrer grösseren Unabhängigkeit eine äusserst segensvolle Thätigkeit entfalten können, zumal wenn ihre Schulen im Geiste der von uns bisher entwickelten Grundsätze organisiert sind. Sie können hier geradezu als Pioniere der staatsbürgerlichen Erziehung arbeiten, indem sie mit mustergültigen Einrichtungen dem Staate und der Gemeinde voranleuchten.

Die Angliederung der Volkshochschul- und Volkshygienevereine.

4. Was die Volkshochschul- und Volkshygienevereine anlangt, so wird sich für sie im Laufe der Zeiten eines der fruchtbarsten Arbeitsgebiete da eröffnen, wo die freiwilligen Fortbildungschulen für 17- bis 20-jährige Arbeiter ihre Heimstätten aufgeschlagen haben. Hier ist das Bedürfnis nach Lehrern, welche die Gebiete der socialen Wissenschaften und der Hygiene, aber auch der deutschen Geschichte, der deutschen Litteratur und Kunst völlig beherrschen, ein dringendes; hier finden sie eine nach Vorbildung und Berufsinteressen gleichartige Zuhörerschaft, ein mehr lern- als unterhaltungsbegieriges Volk. Eingegliedert in den Rahmen des gesamten Erziehungssystems dieser Schulen, werden ihre Vorträge einen weit grösseren erzieherischen Erfolg aufweisen und wird die Thätigkeit der Docenten eine ungleich lohnendere und leichtere sein, als draussen, wo ein durchaus ungleichartiges Publikum mit

---

[37]) v. Nostitz, a. a. O. S. 211 u. 212. Hier auch eine ergreifende Schilderung der gesamten Organisation Toynbeehalls.

den verschiedenartigsten Interessen Ansprüche auf Unterhaltung und Belehrung erhebt, und wo jede gemeinsame Bildungsgrundlage fehlt. Allerdings würde eine noch grössere Opferwilligkeit der Lehrenden vorausgesetzt werden müssen. Es müssten sich für solche Zwecke wie in England gegen ein nicht zu hohes Honorar ständige Docenten finden, die nicht in 6—12 stündigen, sondern in mindestens 40—60 stündigen Kursen, die sich über einen grösseren Zeitraum erstrecken, ein an Umfang kleines Thema mit der hier zulässigen Tiefe behandeln; es müssten sich, wie in England und Dänemark, Docenten finden, die nicht, Göttern gleich, nachdem sie gesprochen haben, in den Wolken verschwinden, sondern denen eine persönliche Näherung Bedürfnis und Freude ist. Dann werden wir auch, wie dort, die Genugthuung haben, dass der Handarbeiter dankbar und mit Vertrauen zum geistigen Arbeiter aufblickt, und dass sich jenes Band des Gemeinsamkeitsgefühles entwickelt, das wir als eines der Hauptziele der staatsbürgerlichen Erziehung betrachten.

Bibliotheken.

5. Hier, an diesen oberen Fortbildungs- und Handwerkerschulen, ist dann auch die Stätte, wo Bibliotheken im Anschlusse an diese Vorträge und den übrigen Unterricht angelegt werden müssen. Eine stete Bezugnahme auf die Schätze der Bibliothek im Unterricht, die direkte Vorführung fesselnder Kapitel aus den Werken der Sammlung wird von selbst das Lesebedürfnis der Tüchtigeren unter den Zuhörern in Bahnen lenken, die den Zwecken unserer Erziehungsbestrebungen dienen. Unsere heutigen Volksbibliotheken sind ja sicher eine wertvolle Errungenschaft der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts. Aber wer die Benutzung derselben eingehender verfolgt hat, wird zur Erkenntnis kommen, dass hier noch andere Wegweiser notwendig sind als die Bücherkataloge, und dass sie ihre wertvollste Arbeit erst dann leisten werden, wenn sie in engste Beziehung gesetzt werden mit der Thätigkeit unserer Bildungsvereine einerseits und den Fortbildungsschulen andererseits. Bei der sich mehr und mehr einbürgernden Gewohnheit, dass die besten Vortragsreihen unserer Volkslehrkurse in billigen gedruckten Ausgaben erscheinen, wird es den meisten Schulen der erwähnten Art nicht schwer fallen, ihre Bibliotheken alsdann mit einem Lesestoff zu versehen, der nach Inhalt und Form mustergültig ist und überdies den beträchtlichen Vorteil gewährt, mit der gesamten Unterrichtsorganisation in engster Beziehung zu stehen.

Die grosse Bedeutung der deutschen Turnvereine für unsere Zwecke.

6. Die bisher erwähnten Bildungsvereine werden indes für das hier in Frage kommende Alter noch auf lange Zeit hinaus nicht den gleichen Umfang erzieherischer Kraft entfalten können, wie es die zahlreichen gut geleiteten deutschen Turnvereine bei einsichtsvoller staatlicher oder gemeindlicher Unterstützung vermögen. Denn schon das systematische Turnen an sich ist eine vortreffliche Übung des Willens, des Mutes, der Entschlossenheit und der Selbstbeherrschung, eine durch nichts zu ersetzende Schule für allseitige Ausbildung der körperlichen Kräfte, der selbst jene Jugend, die für eine geistige, abseits vom Berufe gelegene Schulung schwer zu haben ist, von selbst grosse Lust entgegenbringt. Kommt nun vollends ein solches Erziehungsmittel für staatsbürgerliche Tüchtigkeit im Rahmen eines Vereines zur Geltung, so wird es in seinen Leistungen noch wesentlich verstärkt sowohl durch die Pflege der nach gleichem Ziele gerichteten sonstigen Bestrebungen dieses Vereines als auch durch jene Erziehungskräfte, welche die Teilnahme an einem mit sittlichen Bestrebungen erfüllten Verein an sich schon zur Entfaltung bringt. Denn ohne eine gewisse Erziehung zur Opferwilligkeit, zur Selbstverleugnung, zur Unterordnung und zur freudigen Thätigkeit zu Gunsten einer gemeinsamen Sache entwickelt sich kein grosser Verein. Nun sind die deutschen Turnvereine satzungsgemäss Pflegestätten deutschen Volksbewusstseins und vaterländischer Gesinnung und unserer gesamten Jugend frühzeitig zugänglich. Fern von allen Parteikämpfen haben sie nun schon über $^3/_4$ Jahrhundert die Fahne der Liebe zum Vaterland hochgehalten. Mit grossen persönlichen Opfern haben sie, viele ohne jede öffentliche Unterstützung, in allen deutschen Gebieten die Stätten ihrer Wirksamkeit aufgeschlagen und mehr als 700 000 Mitbürger in 6600 Vereinen in den Dienst einer grossen Aufgabe gestellt. Sollten wir nicht alles versuchen, eine solche Macht für die Zwecke der staatsbürgerlichen Erziehung noch weiter auszunutzen? Den ersten und vielleicht wichtigsten Weg hiezu haben wir bereits erwähnt: Die Einführung von Turnen, Jugendturnspielen und Schülerfahrten, vorläufig mit freiwilliger Teilnahme an unseren obligatorischen Fortbildungsschulen (vergl. § 5, Ziffer 7), wobei tüchtige Lehrer der Turnvereine (womöglich aus dem Arbeiterstande) den Unterricht übernehmen. An allen Schau-, Preis- und Abturnen, an den Wander- und Bergfahrten des Vereines sollen sich unsere Zöglinge beteiligen. Umgekehrt sollen die Turnvereine für die Übernahme dieser

Leistungen nicht nur von Staat und Gemeinde, sondern auch von den gebildeten Ständen durch Beitritt zu denselben unterstützt werden. Denn auch für diese Vereine gilt der Satz, dass der Geist, der in ihnen herrschst, zumeist getragen ist von der lebhaften Anteilnahme der gebildeten Elemente. Auf diese Weise wird es uns gelingen, die vaterländischen Turnvereine in dreifacher Weise: durch Zuführung von jungen, erziehungsbedürftigen Mitgliedern, durch Beitritt zahlungsfähiger und gebildeter Elemente aus dem Bürger-, Beamten- und Gelehrtenstande, durch moralische und materielle Unterstützung der öffentlichen Behörden zu stärken. Diese Stärkung ist um so notwendiger, als die Erfahrung in den Grossstädten zeigt, dass in den unbemittelten Vereinen die staatsfreundlichen Elemente nur zu leicht die Führung verlieren und sie politischen Parteien überlassen müssen, denen die Erziehung zur Partei- und Klassenpolitik eine viel wichtigere Aufgabe ist als die Erziehung zum Staatsbürgertum, und die sich wohl bewusst sind, welch ein gutes Erziehungs- und Bindemittel in den Turnvereinen steckt. Gelingt es uns aber, die Vereine lebensfähig, gross und kräftig zu erhalten, so ist es zweifellos, dass die meisten bei dem ausgezeichneten Geiste, der sie beseelt, ihre Sorgfalt und ihre Anstrengungen verdoppeln werden, um die Anteilnahme der bürgerlichen Gesellschaft zu lohnen und der ihnen gestellten grossen Aufgabe gerecht zu werden. Den erzieherischen Wert einer freiwilligen Mitgliedschaft an einem guten Turnvereine für unsere Fortbildungsschüler wird jeder Leiter einer Fortbildungsschule sofort bestätigen, der unter seinen Schülern solche Mitglieder hat. Die ganze Haltung des Schülers, seine frische Beweglichkeit, sein ausgeprägtes Gefühl für äussere und innere Disciplin, seine wärmere Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten der Schule verrät deutlich den segensreichen Einfluss, und wer heute sein Augenmerk auf diese Erscheinung noch nicht gelenkt hat, dem empfehlen wir dringend eingehende Versuche und Studien.

Ein Beispiel aus England.

7. In ganz eigentümlicher Weise hat man in England, wo der Wert körperlicher Erziehung weit mehr in das Volksbewusstsein übergegangen ist als bei uns, gerade für solche Elemente, die jeder anderen Erziehung mehr oder weniger widerstehen, die jugendliche Freude an der Entfaltung und Bethätigung der Körperkräfte in Verbindung mit einem gesunden Vereinsgeist für Erziehungszwecke ausgenützt. Wir meinen die von uns be-

reits vorübergehend erwähnten Knabenbrigaden (Boys Brigade), eine echt englische Einrichtung, die in keiner Weise zu verwechseln ist mit der Einrichtung der nicht einwandfreien französischen Schülerbataillone. Von dem Gesichtspunkt ausgehend, dass junge Burschen Zucht brauchen, dass aber die in ein militärisches Gewand gekleidete die einfachste und verständlichste und zugleich für die verwilderten Jungen der Grossstadt die anziehendste ist, bildete William Smith in Glasgow zuerst im Jahre 1883 eine Knabenkompagnie, deren Erfolg derartig zur Nachahmung reizte, dass heute in Grossbritannien etwa 800 »Kompagnien« mit gegen 3000 »Offizieren« und 33000 »Soldaten« bestehen. Den grössten Teil der Soldaten stellen Laufburschen und Zeitungsjungen. Die Offiziere gehören den oberen Ständen an; die ersten Würdenträger des Adels, wie Earl of Aberdeen und Lord Kinnaird, der Kirche, wie Erzbischof von Canterbury, Feldmarschälle, wie Roberts und Wolseley etc. stehen an der Spitze. In der Regel übt die Kompagnie, die zwischen 30—100 Knaben fasst, mindestens einmal in der Woche, wobei die Übungen stramm und in Anlehnung an die Dienstesvorschriften des Heeres ausgeführt werden. Jeder Übungsabend wird mit einer frommen Ansprache eröffnet und einem frommen Liede geschlossen. Doch ist das Soldatenspielen nur Mittel und nicht Endzweck. Der Hauptzweck ist ein religiöser und sittlicher; die Kompagnien stehen daher satzungsgemäss mit einer kirchlichen Stelle in unmittelbarer Verbindung. Inwieweit dieses Ideal verwirklicht wird, hängt von den Offizieren ab, deren Opfer an Zeit und Liebesmühe wertvoller ist als die Geldbeiträge, welche den Kompagnien im Betrage von jährlich etwa 10000 Mark zufliessen. Aus den Kompagnien bilden sich vielfach wieder Musik-, Fussball-, Turn-, Cricket-, Schwimmvereine. Erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen wird gelehrt, und gegen 1000 Knaben bestanden 1897 hierin eine Prüfung. Die für die Kompagnie gewonnenen Knaben sind aber auch für den Unterricht gewonnen, für den sie sonst in keiner Weise zu haben gewesen wären. »Welchen Segen,« sagt Nostitz,[38]) »die Knabenbrigade tausend jungen Burschen bringt, liegt klar zu Tage. Und je weniger schulweise und kanzellehrhaft die »Offiziere« sind, je mehr sie sich als Freunde und Brüder zeigen, welche in dem gleichen Lebenskampfe stehend

---

[38]) A. a. O. Seite 223. Daselbst auch eine ausführliche Schilderung der Organisation.

den jüngeren Mitstreitern nur die helfende Hand reichen, desto stärker wird ihr Einfluss sein. Allgemein liegt, wie die Verhältnisse in vielen Bezirken sich gestaltet haben, schon ein Fortschritt darin, dass die Mitglieder der unteren Stände wieder lernen zu Mitgliedern der oberen Achtung und Zuneigung zu fassen und an ihnen in den Schwierigkeiten und Versuchungen des Lebens Halt zu finden.« Für die Leistungen dieser Knabenbrigaden aber sind, was die staatsbürgerliche Erziehung betrifft, in unseren deutschen Turnvereinen durchaus die Bedingungen gegeben. Auch sie vereinen alle Stände in sich und unterwerfen den Arbeiter wie den Gelehrten, den Armen wie den Reichen der gleichen Disciplin. Auch hier bringen tüchtige und gebildete Männer ungezählte Opfer an Zeit und Kraft.

Tausende und Abertausende von Knaben sind ihnen heute schon anvertraut. Es bedürfte sicher nur der Herstellung der von uns empfohlenen Verbindung und einer kräftigen Unterstützung durch Freigabe geeigneter Plätze und Räume, um die Erziehungsarbeit dieser Vereine weiter auszudehnen und wesentlich fruchtbringender zu gestalten. Ein beträchtlicher Teil des vaterländischen Geistes, der heute unser Volk beseelt, ist eine Frucht der Arbeit dieser Vereine. Zu einer Zeit, wo alle nationale Gesinnung darniederlag, haben sie die Fahne derselben hochgehalten. Darum haben wir die Überzeugung: Man stelle ihnen grössere Aufgaben auf dem Gebiete der staatsbürgerlichen Jugenderziehung, und sie werden sie lösen.

Ersatz der Turnvereine auf dem Lande.

8. Wo Turnvereine, wie auf dem Lande, fehlen, können Sanitäts- und Feuerwehren an ihre Stelle treten. Unter den Männern, die hier freiwillig einen grossen gemeinnützigen Sinn bekunden, werden sich überall welche finden, die geeignet sind, Jugendkompagnien zu leiten und den Geist, der sie erfüllt, auf die Knaben zu verpflanzen. Auf diese Weise wird es möglich, neben der Fortbildungsschule ein weiteres Netz von Erziehungskräften über das ganze deutsche Vaterland auszubreiten, das kein Gesetz sonst zur Entfaltung bringen kann. Die Erfolge dieser Kräfte können unter günstigen Verhältnissen sogar grösser sein als die von Schule und Unterricht. Denn Menschlichkeit und Hingebung, Gemeinsinn und Opferwilligkeit entwickeln sich da am ehesten, wo das lebendige Beispiel seine Anziehungskraft ausübt und die Gelegenheit zum sittlichen Handeln in ausreichendem Masse gegeben ist. Mit diesem Zauberstabe locken wir Blüten

bürgerlicher Tugenden aus jedem jugendlichen Herzen, das von ihm berührt wird.

Das Turnen und wichtige Willensbegabungen.

9. Dabei haben wir bis jetzt jenen sicheren Erfolg der Thätigkeit aller dieser Vereine nur vorübergehend erwähnt, der in der Stärkung der Wehrhaftigkeit unseres Volkes beruht. Für die Erreichung dieses Teiles unseres Erziehungszieles müssen wir die genannten Vereine als wesentliche Faktoren mit in Rechnung ziehen. Wir meinen hier nicht sowohl die allseitige Ausbildung körperlicher Kräfte, welche sich ohnehin als das Ergebnis eines systematischen Turnens einstellt, als vielmehr die Erziehung zur Selbstbeherrschung und Ausdauer und vor allem zur Entschlossenheit und zum Mute. Mut und Entschlossenheit sind Willensbegabungen. Der beste Geschichtsunterricht, der die Herzen der Knaben für die Thaten unserer Voreltern entzündet, würde sie nicht fördern, wenn die Knaben keine Gelegenheit fänden, die Begabungen an sich zu üben. Und welche Gelegenheit wäre für dieses Alter günstiger und gefahrloser als jene, welche sich in einem planmässig auf diese Übung Bedacht nehmenden Turnen bietet? Es ist übrigens weder möglich noch nötig, hier noch weiter auf diesen Gedanken einzugehen, nachdem wir ohnehin bei der Betrachtung der inneren Grundlagen für die staatsbürgerliche Erziehung ausführlich über die Bedeutung der Willenserziehung und ihr Verhältnis zur Geistesbildung uns geäussert haben, und vor allem, nachdem erst vor kurzem eine nach Form wie Inhalt ausgezeichnete Schrift von Konrad Koch [39]) diesen Teil der staatsbürgerlichen Erziehung der Jugend völlig erschöpfend behandelt hat. Mut und Entschlossenheit, Ausdauer und Selbstbeherrschung sind übrigens nicht allein wegen der Wehrhaftigkeit unseres Volkes wertvoll. Nicht der Krieg allein verlangt diese Tugenden. Ohne sie werden wir auf keinem Gebiete hohe Ziele erreichen.

Der Erziehungsrat.

10. Überblicken wir nunmehr das System des bisher entwickelten Planes der staatsbürgerlichen Erziehung, so sehen wir, dass es im wesentlichen darin besteht, die mannigfach vorhandenen Erziehungskräfte aller Art in entsprechender Weise zu stärken, sie nach dem gleichen bewussten Ziele zu richten und wo möglich zu einem festen Kräftesystem zu verbinden. Dass solche Bemühungen ohne zu grosse Opfer erfolgreich sein können, hoffen wir nachgewiesen zu haben. Für einen so mannig-

[39]) Dr. K. Koch, Die Erziehung zum Mute, Berlin, Gärtner 1900.

fach gegliederten Kräftekomplex sind aber die Hauptsache nicht gedruckte Vorschriften und Pläne, sondern der Geist, in welchem er wirken soll. Diesen Geist lebendig und rein zu halten, ihn zu wecken, wo er fehlt, ihn durch tausend Arme und Kanäle in die letzten und bescheidensten Fortbildungsschulen zu leiten, dazu scheint uns am geeignetsten eine kleine aber aus den besten Männern des Reiches zusammengesetzte Körperschaft, die etwa als Erziehungsrat für das ganze Reich einzurichten wäre. Sie braucht weder mit einer legislativen noch administrativen noch disciplinaren Gewalt ausgerüstet zu sein. Wie einst die Akademien geschaffen wurden, als unabhängige Körperschaften den reinen Quell der Wissenschaft zu pflegen, so soll dieser Erziehungsrat lediglich Nährer und Wächter der grossen, mannigfaltig gestalteten Aufgabe der staatsbürgerlichen Erziehung sein. Hochgebildete Männer der Technik, der Landwirtschaft, der Kunst, der Wissenschaft, des Heeres, durch Anlage, Stellung oder Neigung mit den Erziehungsfragen vertraut und ihnen seit längerer Zeit zugethan, bilden seine Mitglieder, die ihr Amt als Ehrenamt übernehmen. Der einmal bestehende Erziehungsrat ergänzt sich selbständig für alle Zeiten. Für besondere Aufgaben werden ausserordentliche Mitglieder aus den Kreisen der obersten Schulbehörden der einzelnen Staaten Deutschlands beigezogen. Die Aufgabe des Erziehungsrates wäre nicht, Organisationen zu schaffen, sondern geeignete Anregungen hiefür zu geben, die grossen Gesichtspunkte festzulegen und die Einheit des Geistes in der Mannigfaltigkeit der Form zu wahren. Zu diesem Zwecke könnte er sich ähnlich wie die Akademien in Sektionen gliedern. Seinen Einfluss macht er geltend teils durch die moralische Kraft seines Ansehens, teils durch die ausserordentlichen Mitglieder aus den einzelnen obersten Landesschulbehörden. So kann er allmählich der Träger einer nationalen einheitlichen Schulpolitik werden. Einen anderen Weg für die Anbahnung einer solchen notwendigen Unterrichts- und Erziehungspolitik vermögen wir vorläufig nicht zu erkennen. Denn ein mit grösserer Machtfülle ausgerüstetes Reichserziehungsamt zu schaffen, scheint uns weder möglich noch wünschenswert: nicht möglich, weil jeder einzelne Bundesstaat mit starkem Recht die Freiheit seines Unterrichtswesens wird bewahren wollen, nicht wünschenswert, weil wir in dieser Freiheit eine Quelle vielseitigster Anregung erblicken müssen. Wie aber der Erziehungsrat in seinen ordentlichen Mitgliedern berufen ist, bei aller Mannig-

faltigkeit der einzelnen Organisationen die Einheit der grossen Gesichtspunkte zu wahren, so werden umgekehrt die ausserordentlichen Mitglieder durch die Anregungen aus den einzelnen Staaten, deren Landesschulkommissionen sie vertreten, ein stets befruchtendes Element im Erziehungsrate bilden. Die einzelnen Landesschulbehörden werden zwar für den Kreis von Schulen, für den sie bestellt sind, ausgezeichnet sorgen, aber sie werden auch in dem Kreis der Interessen dieser Schulen mehr oder weniger befangen sein, manchmal so sehr, dass sie sogar das Ganze aus dem Auge verlieren, dem sie doch schliesslich alle dienen sollen. Das sahen wir so deutlich bei unseren gewerblichen und landwirtschaftlichen Schulen; das können wir aber auch sonst noch beobachten. Vielfach kommen auch die Interessen verschiedener Schulgruppen mit einander in Widerstreit, und unter der Macht der einen Gruppe leidet nicht selten die der anderen Schaden. Solche Dinge zu verhüten, würde wiederum eine Körperschaft geeignet sein, die frei von Schulmeinungen kraft der beruflichen, staatsmännischen und wissenschaftlichen Tüchtigkeit ihrer Mitglieder mit jener Unbefangenheit zu erteilen imstande wäre, welche für eine weitausschauende Schulpolitik unbedingt notwendig ist.

---

§ 7. Schlussbetrachtungen.

Das nächste Ziel.

1. Wer unsere Betrachtungen aufmerksam verfolgt hat, wird finden, dass sie darauf hinauslaufen, womit Schiller den achten seiner Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen schliesst: »Alle Aufklärung des Verstandes verdient nur insofern Achtung, als sie auf den Charakter zurückfliesst; sie geht auch gewissermassen vom Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muss geöffnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfnis der Zeit, nicht bloss weil sie ein Mittel sein wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zur Verbesserung der Einsicht erweckt.« Dieses Empfindungsvermögen in unserer Jugend zu wecken, es in möglichst vollständiger Harmonie und Mannigfaltigkeit anzuregen, das wird das Beste

sein, was wir zu leisten vermögen. Auf den von uns vorgeschlagenen Wegen wird der Jüngling schliesslich mit zahlreichen Kenntnissen und Erkenntnissen je nach seinem Fassungsvermögen ausgerüstet werden; aber das Wertvollste ist es nicht, was wir ihm dadurch für das staatsbürgerliche Leben mitgeben können. Ungleich wertvoller wird unsere Erziehungsarbeit sein, wenn es uns gelingt, in ihm das Gefühl zu erregen, ein thätiges Mitglied des Ganzen zu sein, ein Gefühl, das in der Erziehung der Volksschule noch nicht erreicht werden kann, weil hier die Reife und vor allem auch die Berührung mit dem öffentlichen Leben fehlt. Dieses Gefühl wird ihn dann von selbst in seinen ferneren Lebenstagen anspornen, jene Ergänzungen an Wissen und Charakter anzustreben, die ihn den inneren Drang befriedigen lassen, der immer mächtiger aus der von uns angefachten Flamme emporwachsen wird.

Das Hindernis der Not.

2. Aber diese Arbeit ist gross und schwer, wo wir, wie hier, den Zögling nicht vollständig in unseren Händen haben, wo die verwickelten Verhältnisse unseres heutigen socialen und wirtschaftlichen Lebens vielfältig unsere guten Absichten und planmässigen Handlungen durchkreuzen. In dem Kampfe um das tägliche Brot müssen tausende von Familien ein Übereinkommen schliessen zwischen der Pflicht der Kindererziehung und der Pflicht der Kinderernährung. Andere Tausende entschlagen sich völlig der Erziehungspflicht. Scheinbar wäre hier das Beste, was Fichte forderte, völlige Übernahme der Erziehung auf den Staat. Aber ganz abgesehen davon, dass sich die Arbeitskräfte aller 14 bis 18jährigen Jünglinge gar nicht so glattweg aus dem Wirtschaftsleben eines einzigen Staates ausschalten lassen, wäre es doch sehr bedenklich, den Egoismus hunderttausender von Familien durch die Abnahme einer der heiligsten Pflichten und des besten Erziehungsmittels für die Erwachsenen selbst in dieser Weise zu stärken (vergl. § 4, Ziffer 6).

Das Hindernis der mangelnden Begabung.

3. Man kann auch nicht alle Menschen in gleichem Masse erziehen. So gut wie es Geistesanlagen giebt, giebt es auch Willens- und Gemütsanlagen. Wir sehen Gelehrte mit geringer Willensenergie, empfängliche Frauengemüter mit beschränktem Geiste, ungelehrige Trotzköpfe mit kalter, grausamer Willenskraft. Insbesondere werden jene Knaben, welche geistige Armut und sociale Not schon frühzeitig einem ungelernten Berufe entgegengeführt, nicht selten alle unsere Erziehungsbestrebungen vereiteln.

Indes wird es uns im allgemeinen befriedigen können und auch genügen müssen, wenn unsere Thätigkeit dem normalen und bildungsfähigen Knaben die Wege ebnet zu jener Tüchtigkeit, die ein von freiheitlichen Grundsätzen getragenes Staatswesen von seinen Bürgern verlangen muss. Die übrigen werden stets Gesetz und Recht, Gewalt und Zwang in Schranken halten müssen und auch gefahrlos können, wenn nur die Mehrzahl der Bürger vom rechten Geiste beseelt ist.

Die Verschiedenheit der Erziehungssysteme.

4. Auch dessen müssen wir uns bewusst bleiben, dass die Entwickelung oder auch nur die Erhaltung eines gesunden Staatswesens nicht schon völlig gesichert ist, wenn wir nur für gute Erziehungseinrichtungen gesorgt haben. Diese sind wohl eine notwendige aber nicht eine hinreichende Bedingung. Eine ganze Reihe von wirtschaftlichen und socialen Verhältnissen bedingen ausserdem die Staatserhaltung, ja das gesamte Erziehungswesen eines Staates ist mehr oder weniger ein Spiegelbild der durch die wirtschaftlichen und socialen Verhältnisse bedingten Anschauungen derjenigen, welche die Macht haben, das Erziehungswesen zu gestalten. Wenn heute der Traum des socialdemokratischen Idealstaates in Erfüllung gehen könnte, so würden mit einem Schlage trotz der auf 8 ja 6 Stunden verminderten täglichen Arbeitszeit Millionen Familien aus der Erziehungsarbeit ausgeschaltet und auf den Trümmern der alten Erziehungsstätten die mustergültigen Staatserziehungskasernen sich erheben. Werden diese den Idealstaat erhalten oder gar in seiner Entwickelung fördern? In England, wo der manchesterliche Liberalismus des laisser faire, laisser aller mehr als ein halbes Jahrhundert beherrschte, was Macht und Einfluss besass, gehört heute noch Lehren und Einrichten von Schulen zum free trade, und weniger als in irgend einem der gesunden Staaten Europas findet man hier ein geschlossenes Erziehungssystem. Wird England daran zu Grunde gehen? Im Jahre 1883 hat Frankreich ein nach der Meinung seiner Autoren wohldurchdachtes Erziehungssystem eingeführt, hält es heute noch mit grössten Opfern aufrecht und arbeitet an seinem weiteren Ausbau. Wird es den niedergegangenen Staat retten?

Es liegt uns fern, mit diesen Betrachtungen den Satz von der absoluten Notwendigkeit guter ineinandergreifender Erziehungseinrichtungen in Frage stellen zu wollen. Woran wir erinnern wollten, ist nur das, dass noch manche Mächte an der

Gesundheit des Staatslebens arbeiten, dass das beste Erziehungssystem nicht allen Schäden gewachsen ist, und dass es darum niemals ein für lange Zeiträume fertiges Erziehungssystem geben wird.

Die Notwendigkeit einer grossen Erziehungspolitik.

5. Vor allem aber ist es ein Irrtum zu glauben, man könne Erziehungseinrichtungen einzelner Volksklassen für sich ohne Zusammenhang mit denen der übrigen organisieren. Nichts ist teurer und an Enttäuschung reicher als der Mangel einer weitausschauenden Unterrichts- und Erziehungspolitik. Hierin begehen wir manche Fehler. Die einen reformieren heute die humanistischen Schulen, andere die technischen, wieder andere die Volksschulen, wieder andere die Seminarien. Man baut die Mittelschulen aus im Sinne eines reinen Intellektualismus und Idealismus; man gestaltet dagegen die technischen Schulen völlig utilitarisch und vergisst dabei, dass der Mensch nicht nur vom Brote lebt und seine Brauchbarkeit nicht allein davon abhängt, dass er gut zeichnen, rechnen, hobeln und meisseln kann. Für die gelehrten und höheren technischen Berufe entstehen seit langem überall in den deutschen Staaten treffliche Schulen; dass die ungeheure Masse der Arbeiter und Landwirte auch nach der Volksschule noch eine weitere Erziehung unbedingt nötig hat, wird uns erst jetzt bewusst, dass die Mädchenerziehung aber bisher fast ganz übersehen worden ist, das fällt heute vielen noch gar nicht auf. Man wendet alle Sorgfalt auf die öffentlichen Schulen des Staates und der Gemeinden, lässt aber tausende von Privatschulen ohne die nötige strenge staatliche Aufsicht, ja scheut sich sogar, in gewissen Fällen sie auszuüben.

Der Einfluss des Weltverkehrs auf die Volkserziehung.

6. Fast ganz ausser unserem Machtbereiche steht die Stärkung oder Schwächung unserer staatsbürgerlichen Erziehung, ja der gesamte moralische Einfluss, den unsere Nachbarstaaten und der Weltverkehr, sei es direkt durch den Zuzug der Fremden, durch ihre Litteratur, durch ihre bildende Kunst, durch ihre gesamten Lebensanschauungen, sei es indirekt durch die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse ausüben. Wie im 13. Jahrhundert französische Sitte, Kunst und Litteratur den vorteilhaftesten Einfluss auf unser deutsches Volksleben ausübte, so hat im 17. und 18. Jahrhundert das französische Hofleben erst unsere Fürsten und unseren Adel, dann unsere Bürgerschaft sittlich angefressen. Und wie die nordamerikanischen Unabhängigkeitsbestrebungen die revolutionären Strömungen im französischen Volke gewaltig

verstärkten, so hat die französische Revolution selbst, man kann beinahe sagen mit einem Schlage, unsere gesamten Anschauungen über das Verhältnis von Staat, Fürst und Volk vom Grund aus verändert. Von ganz unberechenbarem Einfluss ist heute der internationale litterarische Verkehr. Wie im privaten Familienleben können hier sittenlose Nachbarn die zarten Pflanzen, die wir mit Sorgfalt und Opfern gezüchtet haben, auf das schwerste schädigen.

Die Erziehung der oberen Stände und ihre Bedeutung für die Massenerziehung.

7. Hiergegen giebt es allerdings ein Bollwerk: die Charakterfestigkeit und die klare Bestimmtheit der Anschauungen, die unsere oberen Stände beherrschen. Denn diese sind es, die zuerst vom fremden Pilze befallen werden, und die Millionen Sporen, die er hier erzeugt, fliegen aus über das ganze Land und zerstören schliesslich auch noch das Mark des Volkes. Dies führt uns abermals auf die Notwendigkeit einer Schulpolitik im grossen Stile. Die besten Erziehungseinrichtungen für die unteren Stände würden uns wenig nützen, wenn wir nicht für die oberen Stände mindestens gleich sorgfältige, womöglich aber noch bessere schaffen. Die oberen Stände sind und bleiben die Erzieher des Volkes. Und wie der Herr, so der Knecht, wie der Erzieher, so der Zögling. Sind wir unsittlich, so wird unser Zögling nicht sittlich werden; sind wir religionsfeindlich gesinnt, so wird unser Zögling nicht religiös; gehen wir im materiellen Genuss auf, so werden wir vergeblich Sparsamkeit und Enthaltsamkeit predigen. Für unsere Interessen und für die Interessen des Staates überhaupt werden wir nicht mehr Hingabe erwarten können, als wir selbst bekunden für die Interessen der unteren Stände und die gesamten Angelegenheiten des Staates. So sagt auch von Nostitz[40]: »Für die Entwickelung unseres inneren Staatslebens wird der innere Wert der oberen Stände wesentlich, wenn nicht entscheidend sein. Sie würden reif sein abzutreten, wenn sie sich in schwächlichem Kleinmut damit begnügen würden, kopfschüttelnd und schwarzseherisch an der Zukunft zu verzweifeln, statt mit Thatkraft, Vertrauen und Grossmut, mit einem auf praktische Ziele gerichteten Höhensinn an dem inneren Leben des Volkes mitzubauen und das ihre zu thun, so lange es die gute Stunde ist. Sie würden es verdienen weggefegt zu werden, wenn sie in schamloser Selbstsucht zufrieden wären, allein an der Tafel

[40]) A. a. O. Seite 788.

des Lebens zu sitzen und thöricht genug zu glauben, dass sie auf die Dauer die Massen mit Gewalt würden abhalten können, nachdem sie die Massen erst gelehrt hätten, dass Lebensgenuss das Ziel des Lebens sei. Es ist eine geschichtliche Erfahrung, dass die Lebensanschauung der unteren Stände sich nach derjenigen der oberen modelt. Die Frage ist: Werden die besitzenden Stände die Führer bleiben, nachdem sie aufgehört haben die Herren zu sein? Nur was wir sind, werden wir behalten. Es ist Sinn und Gerechtigkeit im Leben der Menschen und Völker.«

B. Jahresbericht der Akademie
für das Geschäftsjahr 1900/1901.

Vom Sekretär der Akademie Prof. Dr. **Heinzelmann.**

I. Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Thätigkeit der Akademie vom 1. September 1900 bis zum 30. Juni 1901.

a. Die Sitzungen wurden in hergebrachter Weise abgehalten. Es fanden während der Berichtszeit im ganzen 20 Sitzungen statt, 7 ordentliche, 6 öffentliche, 1 Festversammlung, 5 Senatssitzungen und 1 ausserordentliche Sitzung. Es sind im ganzen 14 wissenschaftliche Vorträge gehalten über folgende Gegenstände:

1. Der Feldherrnprozess in Athen im J. 406 vor Chr.
2. Emanuel Geibel.
3. Kirchliche Einigungsbestrebungen auf dem Gebiete des deutschen Protestantismus.
4. Dichtung und Wahrheit in Luthers Jugendleben.
5. Das römische Afrika.
6. Entstehen und Werden der Kunst.
7. Über arabische Baukunst.
8. Die Weltmachtstellung Deutschlands im Mittelalter.
9. Die Förderung der Archäologie durch Preussen und das deutsche Reich.
10. Das Jahrhundert des Dampfes, eine technische Studie.
11. Die Persönlichkeit des Horaz in seinen Oden.
12. Darstellung der negativen Auffassung des Bösen und Versuch einer positiven Auffassung.
13. Eine heraldische Episode aus Goethes Leben.
14. Die Entwickelung der magnetoelektrischen und dynamoelektrischen Maschinen.

Gruppiert man die Vorträge nach den verschiedenen Wissenszweigen, so ergiebt sich folgende Tabelle:

1 kunstphilosophischer,
1 theologischer,
1 physikalischer,
1 genealogischer,
10 geschichtliche; insbesondere
  2 weltgeschichtliche,
  3 kulturgeschichtliche,
  2 kirchengeschichtliche,
  2 litteraturgeschichtliche und
  1 kunstgeschichtlicher.

b. Folgende Veränderungen hat die Akademie während der Berichtszeit hinsichtlich ihrer Mitglieder erfahren:

1. Neu ernannt sind im ganzen 13 Herren:

a) Zum Ehrenmitgliede:

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach;

b) Zu ordentlichen Mitgliedern:

der praktische Arzt Herr Dr. med. Reissner,
der Generalmajor z. D. Herr Freiherr von Schroetter,
der Direktor der städtischen höheren Mädchenschule Herr Dr. Winderlich;

c) zu auswärtigen und korrespondierenden Mitgliedern:

Herr Professor Dr. Althof in Weimar,
„ Oberbibliothekar Prof. Dr. Ehwald in Gotha,
„ Dr. Alfred Götze in Berlin-Grosslichterfelde,
„ Major a. D. Direktor des Provinzialmuseums Herr Dr. Förtsch in Halle a. S.,
„ Schulrat Dr. Fritz Jonas in Berlin,
„ Kammerherr Dr. Stephan Kekule von Stradonitz in Berlin-Grosslichterfelde,
„ Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner in München,
„ Archivrat a. D. Dr. Mitzschke in Weimar und
„ Gymnasialdirektor Dr. Alfred Rausch in Halle a. S.

2. Durch den Tod hat die Akademie folgende 8 Mitglieder verloren:

a) die Ehrenmitglieder:

Seine Königliche Hoheit den Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach in Weimar am 5. Januar 1901,

den Professor der Theologie an der Universität Halle-Wittenberg, Herrn D. Willibald Beyschlag in Halle a. S. am 25. November 1900;

b) die auswärtigen und korrespondierenden Mitglieder:

Herrn Professor Dr. A. Breysig in Berlin am 22. Juni 1901,

den Schuldirektor a. D. Herrn Dr. Fischer in Strassburg i. Els. am 1. Januar 1901,

den Universitätsprofessor Herrn Geh. Regierungsrat Dr. Hermann Grimm in Berlin am 16. Juni 1901,

den Forstmeister Herrn Dr. Ilse in Pfalzburg i. Els. am 25. Februar 1900 und

Herrn Ludwig Graf Ütterodt zum Scharffenberg in Wenigenlupnitz am 2. Juli 1900.

c. An Druckschriften sind der Akademie übersandt und zwar zunächst

1. als Geschenke folgende Werke von den Herren Verfassern:

a) Von auswärtigen Mitgliedern:

Althof: Angilberts Leben und Dichtungen.
„ Das Lippiflorium. Ein westfälisches Heldengedicht aus dem 13. Jahrhundert.
„ Das Waltharilied, übersetzt und erläutert.
„ Waltharii Poesis. Das Waltharilied Ekkehards I. von St. Gallen. 1. Teil.
„ Das Leben Karls des Grossen von Einhard, übersetzt und erläutert.

v. Bamberg: Ist für die deutschen evangelischen Kirchengemeinschaften Föderation oder Union anzustreben?
„ Der deutsch-evangelische Kirchenbund.
„ Laienzeugnisse für den evangelischen Bund.
„ Der evangelische Bund und der Hauptverein S.-Gotha 1894—1900.

v. Bojanowski: Grossherzog Karl Alexander von Sachsen.

Breysig: Germanici Caesaris Aratea it. ed.

C. A. H. Burkhardt: Zur Kenntnis der Goethe-Handschriften.

Hartwig: Ludwig Bamberger.

Hintner: Über einige Thalnamen Deutschtirols (S.-A. der Ferdinandeum-Zeitschrift, 3. Folge, 44. Heft).

Hübschmann: Besprechung von Hirt, Der indogermanische Ablaut, vornehmlich in seinem Verhältnis zur Betonung (Indogermanische Forschungen, 11. Bd.).

Fr. Jonas: 200 Jahre preussischer Geschichte.

Kekule von Stradonitz: Ahnentafelatlas.

Köster: Beiträge zur Reformationsgeschichte Naumburgs von 1525—1545 (Zeitschrift für Kirchengeschichte, XXII. Bd., 1. u. 2. Heft).

Kürschner: Lexikon des deutschen Rechts, 2 Bde.
„ Fünf-Sprachen-Lexikon, 2. Aufl.
„ Universal-Konversations-Lexikon, 3. Aufl.
„ Frau Musika, 2 Tle.

Menge: Einführung in die antike Kunst.
Mitzschke: Thüringisch-sächsische Geschichtsbibliothek Bd. 1—3.
„ Wegweiser durch die historischen Archive Thüringens.
Reinthaler: Karl Gerok (Deutsch-evangelische Blätter, 26. Jahrg. 1. Heft).
G. Schmidt: Stammbaum der fürstlichen Häuser Lippe und Schaumburg-Lippe, sowie der gräflichen Häuser Lippe-Biesterfeld und Lippe-Biesterfeld-Weissenfeld.
M. G. Schmidt: Die Siedelungen an der Hainleite, Schmücke, Schrecke und Finne.
„ Beiträge zum Unterricht in der Heimatskunde am Gymnasium zu Wernigerode a. H.
Schuchardt: Medizinisch-hygienische Bibliographie Thüringens in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts.
Schultze: Dammschutz (= Sammlung klin. Vorträge Nr. 278).
„ Experimentelle Prüfung verschiedener Methoden künstlicher Atmung Neugeborener (S.-A. aus Beiträge zur Geburtshilfe und Gynäkologie III, 3).
„ Asphyxie (aus Encyklopädie der Geburtshilfe und Gynäkologie).
Schwarzlose: Renata von Este.
v. Sickel: Ducatus Burgundiae quo modo et quo jure delatus est ad gentem Valesiam? diss., herg. v. Dümmler.
Suchier: Die gekürzte Fassung von Ludwigs Krönung (Français 1448).
Voretzsch: Die Beziehungen des Kurfürsten Ernst und des Herzogs Albrecht von Sachsen zur Stadt Altenburg.

b) Von sonstigen Personen:

L. Bollack: Kurze Grammatik der blauen Sprache Bolak.
Prof. Martin: Das Strassburger Standbild des jungen Goethe, 2. Bericht (S.-A. aus dem Jahrbuch f. Gesch., Sprache u. Litteratur Elsass-Lothringens, 16. Bd.).
Pastor Martius: Die schulentlassene erwerbsarbeitende Jugend und der Alkohol.
Norwegisches Kultusministerium: Norway. Official Publication for the Paris Exhibition 1900.
K. Pamperl: Universalgeld auf Grundlage des metrischen Gewichts und des Monometallismus, vorzüglich der Silberwährung.

Wir sprechen den gütigen Gebern auch auf diesem Wege nochmals unsern verbindlichsten Dank aus.

2. Die Gesamtzahl derjenigen gelehrten Gesellschaften, Akademieen und Vereine des In- und Auslandes, deren Schriften uns im Tauschverkehr zugegangen sind, ist unverändert geblieben: sie beläuft sich auf 119. Zu unserm Bedauern hat es die Comenius-Gesellschaft für gut befunden, uns den Tauschverkehr zu kündigen. Dagegen haben wir denselben neu angeknüpft mit der Universitätsbibliothek zu Bonn und mit dem Museum Fran-

cisco-Carolinum zu Linz a. D. Im übrigen ist keine Veränderung zu verzeichnen. Wir haben daher in diesem Jahre darauf verzichtet, die betreffende Liste am Schlusse unseres Berichtes weiter zum Ausdruck zu bringen.

d. Im Januar und März cr. erliess der Senat der Königl. Akademie zwei gedruckte Rundschreiben, das eine an die ordentlichen Mitglieder, das andere an die auswärtigen und korrespondierenden Mitglieder der Akademie. Das erstere lautet:

»Um eine geordnete Arbeit in unserer Akademie zu sichern, hat der Senat derselben in der Sitzung vom 21. Januar 1901 beschlossen — unter Hinweis auf die satzungsgemässe Bestimmung, dass jedes ordentliche Mitglied durch den Eintritt in die Akademie die Verpflichtung übernimmt, wissenschaftliche Vorträge in den ordentlichen Sitzungen zu halten — an die geehrten ordentlichen Mitglieder die ergebenste Aufforderung zu richten, in den Monaten November und Dezember jeden Jahres einen für das folgende Jahr beabsichtigten Vortrag (mit oder ohne Nennung des Themas oder der gewünschten Zeit) beim Sekretär der Akademie anzumelden, damit derselbe den Arbeitsplan für das folgende Jahr feststellen kann.

Das an die auswärtigen Mitglieder gerichtete Rundschreiben ist vom 18. März 1901 datiert und lautet:

»Um den wiederholt an uns ergangenen Anfragen nach der Art, wie auch die auswärtigen geehrten Mitglieder die Bestrebungen der Akademie fördern können, zu entsprechen, wenden wir uns mit diesem Rundschreiben vertrauensvoll an sämtliche auswärtige und korrespondierende Mitglieder unserer Akademie.

In erwünschter und dankenswerter Weise haben bereits viele der geehrten auswärtigen Mitglieder uns unterstützt, teils:

1. durch Zusendung eines Exemplars eigner, neu veröffentlichter Schriften für unsere Bibliothek; teils:
2. durch wissenschaftliche Beiträge für unsere Jahrbücher, oder:
3. durch Vorlesung einer wissenschaftlichen Abhandlung in einer ordentlichen Sitzung der Akademie, oder ferner:
4. durch Übernahme eines populär-wissenschaftlichen Vortrags in einer der alljährlich im Oktober und November abzuhaltenden öffentlichen Sitzungen, oder endlich:
5. durch alljährliche Besprechung unserer Jahrbücher in einer ihnen nahestehenden namhaften Zeitung bezw. Zeitschrift.

Wir richten nun insbesondere an diejenigen unserer geehrten auswärtigen Mitglieder, welche bis jetzt noch keine Gelegenheit genommen haben, ihr Interesse für die Akademie zu bethätigen, und die doch andererseits gern den von ihnen bei der Aufnahme übernommenen Verpflichtungen in irgend einer Weise nachkommen möchten, die ergebenste Bitte, sich für eine der soeben erwähnten fünf Arten gefälligst entscheiden und den Sekretär der Akademie, der den jährlichen Arbeitsplan der Akademie fest-

zustellen hat, baldmöglichst benachrichtigen zu wollen, auf welchem Wege sie der Akademie vorzugsweise zu dienen sich entschlossen haben.

Wir verfehlen nicht, darauf hinzuweisen, dass die beiden letzten, unter Nr. 4 und Nr. 5 erwähnten Wege sich ganz besonders für die auswärtigen Mitglieder eignen, da den einheimischen, hier in Erfurt wohnenden sog. ordentlichen Mitgliedern in erster Linie die Pflicht obliegt, für die in den ordentlichen Sitzungen zu haltenden reinwissenschaftlichen Vorträge Sorge zu tragen. Wir bitten also, besonders in der genannten Richtung für die Akademie thätig zu sein. Dabei ist, falls man den Weg der öffentlichen Vorträge einschlägt, eine nähere Angabe des Gebietes, auf dem sich die Vorträge bewegen werden, dagegen bei der Wahl des letztgenannten Weges, der Besprechung unserer Jahrbücher, eine Angabe der in Betracht kommenden Zeitung bezw. Zeitschrift wünschenswert. Den letztgenannten Weg möchten wir denjenigen Herren empfehlen, denen es wegen allzugrosser Entfernung ihres Wohnortes von Erfurt nicht möglich ist, einen öffentlichen Vortrag für die Zwecke der Akademie zu halten.‹

Mit freudiger Genugthuung dürfen wir darauf hinweisen, dass die von uns gegebene Anregung in weiten Kreisen unserer Akademie beifällig aufgenommen ist. Wir können es nicht unterlassen, auch an dieser Stelle den geehrten Mitgliedern, welche uns aufs neue ihre thatkräftige Beihilfe in Aussicht gestellt und unsere Bibliothek durch wertvolle Geschenke bereichert haben, unseren aufrichtigen Dank auszusprechen.

e. Wir schliessen hier einige Mitteilungen aus der Chronik der Akademie an.

1. Zuvörderst ist es uns ein Bedürfnis, hier des schweren Verlustes zu gedenken, von dem die Akademie durch das Hinscheiden Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar betroffen worden ist, und der tiefen Trauer um den Heimgang dieses edlen, allverehrten Fürsten, der seit dem Jahre 1854 als Ehrenmitglied unserer Akademie angehörte und ihren Bestrebungen die lebhafteste Teilnahme entgegenbrachte, hiermit nochmals einen Ausdruck zu geben. Die Akademie sandte am 6. Januar durch ihren Sekretär ein Kondolenzschreiben an den Chef des Grossherzoglichen Staatsministeriums, Se. Excellenz den Herrn Staatsminister Dr. Rothe, und beteiligte sich durch eine Blumenspende an den Beisetzungsfeierlichkeiten; zwei Mitglieder des Senates nahmen als Abgeordnete der Akademie Teil an der von der Goethe-Gesellschaft, der Schiller-Stiftung und der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft veranstalteten Gedächtnisfeier zu Ehren des Hochseligen Grossherzogs Karl Alexander von Sachsen, welche am 31. Mai d. J. in Weimar stattfand; eines von ihnen hatte die hohe Ehre, an demselben Tage von Seiner Königlichen Hoheit dem gegenwärtig regierenden Gross-

herzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach, der mittlerweile die Ernennung zum Ehrenmitgliede der Akademie huldvollst anzunehmen geruht hatte, zur Tafel geladen und in Audienz empfangen zu werden.

2. Sodann verfehlen wir nicht, mit ehrerbietigstem Dank an dieser Stelle hervorzuheben, dass Seine Excellenz der Herr Staatsminister Dr. Studt auch für das laufende Geschäftsjahr auf eine besondere Eingabe des Vicepräsidenten der Akademie Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele einen ausserordentlichen Zuschuss von 300 Mark aus Staatsmitteln für die Zwecke der Akademie hochgeneigtest bewilligt hat.

3. Die diesjährigen fünf öffentlichen Vorträge sind am 24. und 31. Oktober, am 7. und 14. November, sowie am 9. Januar 1901 gehalten worden von den Herren Professor Dr. Reinthaler aus Weimar, Geh. Oberschulrat Dr. von Bamberg aus Gotha, Pastor Oergel in Erfurt, Schulrat Dr. Funck in Sondershausen und Augenarzt Dr. Weitemeyer in Erfurt. Dazu kam noch ein ausserordentlicher öffentlicher Vortrag des Fürstlich Schaumburg-Lippeschen Kammerherrn Herrn Dr. Stephan Kekule von Stradonitz aus Berlin-Grosslichterfelde am 5. Juni 1901. Wir sagen den verehrten Herren auch an dieser Stelle unseren aufrichtigsten Dank.

4. Der Senat der Kgl. Akademie hat eine der Akademie gehörige Marmorbüste des Kurfürsten von Mainz, Fürsten-Primas Karl von Dalberg auf Gesuch des Regierungspräsidenten Herrn von Dewitz der Kgl. Regierung in Erfurt zur Aufstellung in den repräsentativen Diensträumen der Regierung leihweise überwiesen. Der Herr Regierungspräsident sandte darauf das folgende sehr verbindliche Schreiben vom 28. Dezember 1900 an die Akademie z. H. des Herrn Vizepräsidenten derselben:

»Für das freundliche Entgegenkommen des Senates der Königlichen Akademie und die bereits erfolgte Aushändigung der Marmorbüste Dalbergs nebst Postament danke ich verbindlichst. Ich habe dieselbe mit grosser Freude übernommen und in meinem Dienstzimmer aufstellen lassen, auch angeordnet, dass Büste und Postament im Regierungsinventarium als Eigentum der Königlichen Akademie verzeichnet werde.«

Wegen des Ursprungs und Eigentumsrechts ist auf der Rückseite der Büste folgender Vermerk angebracht worden: »Diese der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt eigentümlich gehörige, derselben durch letztwillige Verfügung des verstorbenen Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrats a. D. Dr. Schulze als Geschenk überwiesene Marmorbüste des Kurfürsten von Mainz, Fürsten-Primas Karl von Dalberg ist der Königlichen Regierung in Erfurt von der Eigentümerin unterm 27. Dezember 1900 zur Aufstellung in den repräsentativen Diensträumen der Regierung leihweise überwiesen worden.«

5. Wir schliessen unseren diesjährigen Bericht mit dem Hinweise auf die bereits im vorigen Jahreshefte angekündigte seltene Feier, welche die Akademie begehen durfte. Im Oktober des Jahres 1900 waren fünfzig Jahre verflossen, seitdem das langjährige Senatsmitglied Herr Apotheker Dr. Biltz unter der Direktion der Herren Werneburg, Graffunder und Wittcke in die Zahl der ordentlichen Mitglieder der Akademie aufgenommen war. Am 1. Oktober erschienen vormittags 11 Uhr sämtliche Mitglieder des Senates in der Wohnung des Herrn Jubilars, um demselben die herzlichsten Segenswünsche der Akademie zu diesem seltenen Feste der 50jährigen Mitgliedschaft darzubringen und ihm zugleich ein geschmackvoll gebundenes Exemplar des mit einer Widmung an den Jubilar versehenen Jahrbuches als Ehrengabe zu überreichen. Zunächst begrüsste der Vizepräsident der Akademie, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, den Jubilar mit folgenden Worten:

»Hochgeehrter Herr Doktor!

Bereits vor 6 Jahren feierte die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften ein schönes und seltenes Fest, den 90. Geburtstag ihres damaligen Vicepräsidenten, des nunmehr verewigten Oberregierungsrates Freiherrn Dr. v. Tettau, heute ist es ihr vergönnt, ein wohl noch selteneres Fest zu begehen, Ihr goldenes Akademiejubiläum. Fünfzig Jahre Mitglied einer gelehrten Gesellschaft, wie es unsere Akademie ist, zu sein, ist deshalb etwas so seltenes, da man ja in eine solche Gesellschaft erst in gereifterem Alter und nach wissenschaftlichen Erfolgen berufen zu werden pflegt, und nur wenigen ist es vergönnt, vor dem 3. Stufenjahre diese Ehrung zu erlangen. Ihnen war es beschieden, hochgeehrter Herr Doktor, in verhältnismässig jungen Jahren zum ordentlichen Mitgliede unserer Akademie ernannt zu werden, und zwar in Vertretung der sogen. Realwissenschaften, im besonderen der Naturwissenschaften, speziell der Chemie, worüber wir uns, soweit wir Vertreter der historischen Wissenschaften sind, besonders freuen. Und dass die Akademie Recht hat, Sie in die Zahl der Ihrigen aufzunehmen, dafür haben Sie selbst den besten Beweis durch Ihre stetige und rege Arbeit in der Akademie geliefert, namentlich durch Ihre Vorträge, deren ersten Sie bereits im Jahre 1851 »über die historische Entwicklung der allgemeinen Grundsätze der Chemie« hielten; Ihre Arbeiten über andere chemische Themen sind ja bekannt und werden von berufenem Munde gewürdigt werden, wenn Ihnen unsere Gabe überreicht wird. Bereits vor $36^1/_2$ Jahren zum Mitglied des akademischen Senats gewählt, haben Sie länger als 33 Jahre das Amt eines Schatzmeisters der Akademie in treuester und sorgsamster Pflichterfüllung versehen. Für alles, dieses, was Sie der Königlichen Akademie in Ihrem wissenschaftlichen Schaffen als Mitglied, in der Verwaltung als Senatsmitglied und als Schatz-

meister Gutes und Liebes gethan haben, Ihnen heut zu danken, ist dem Senat der Akademie, welcher sich in corpore eingefunden hat, eine liebe Pflicht, und Dolmetscher dieser Gefühle sein zu dürfen, mir besonders wert, da ich die Ehre habe, Sie auch noch in mannigfachen anderen Beziehungen würdigen und schätzen gelernt zu haben. So nehmen Sie denn zu Ihrem goldenen Fest unseren herzlichsten Dank für die Vergangenheit sowie unsere besten Glück- und Segenswünsche für die Zukunft entgegen: möchten Sie noch lange Jahre Ihrer werten Familie und uns, der Akademie, erhalten bleiben, das walte Gott!«

Sodann überreichte der Sekretär der Akademie, Herr Professor Dr. Heinzelmann, dem Jubilar das ihm gewidmete Jahrbuch mit folgender Ansprache:

»Hochverehrter Herr Jubilar!

Wenn soeben von seiten unseres Herrn Vicepräsidenten der hohen Verdienste gedacht worden ist, die Sie sich im allgemeinen durch die langjährige treue Verwaltung des Amtes eines Rendanten um die Akademie erworben haben, so drängt es mich meinerseits, entsprechend der mir übertragenen Sorge für die Pflege des wissenschaftlichen Sinnes in unserer Akademie, auch Ihre nicht gering anzuschlagenden Verdienste um die Wissenschaft an diesem Ihrem seltenen Ehrentage in Erinnerung zu bringen. Bereits früh hatten Sie durch eine wichtige Entdeckung über das Chloroform und mehrere darauf bezügliche Abhandlungen und Schriften die Aufmerksamkeit der Fachgenossen und Gelehrten auf sich gelenkt. In gerechter Würdigung Ihrer wissenschaftlichen Verdienste erteilte die Akademie Ihnen den ehrenvollen Auftrag, bei der persönlichen Anwesenheit des zeitigen Präsidenten der Akademie, Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Adalbert von Preussen hier in Erfurt, den Festvortrag in der ordentlichen Sitzung der Akademie zu halten. Sie hielten damals einen durch Experimente veranschaulichten Vortrag über das Ozon. Auch in späterer Zeit haben Sie wiederholt die Mitglieder der Akademie durch derartige äusserst instruktive Vorträge erfreut. Ich verfehle nicht, Ihnen, hochverehrter Herr Kollege, namens der Akademie, als Vorsitzender der ordentlichen Sitzungen derselben, dafür, sowie auch für die lebhafte Teilnahme, die Sie durch regelmässigen Besuch der ordentlichen Sitzungen dem wissenschaftlichen Leben der Akademie gewidmet haben, den aufrichtigsten Dank auszusprechen. Aber nicht bloss in Worten, auch durch die That hat die Akademie diesen ihren Dank zum Ausdruck bringen wollen. In voller Anerkennung der hohen Verdienste, die Sie Sich um die Akademie im allgemeinen, wie insbesondere um das wissenschaftliche Leben derselben erworben haben, hat die Akademie sich die Ehre gegeben, Ihnen ihr diesjähriges Jahrbuch (Neue Folge, Heft XXVI) zu widmen. Es enthält ausser dem Jahresbericht mit seinen chronistischen und sta-

tistischen Mitteilungen 7 Abhandlungen aus den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft. Es gereicht mir persönlich, als zeitigem Redakteur der Jahrbücher, zu besonderer Freude, Ihnen an dem heutigen Tage diesen Band im Auftrage des Senates überreichen zu dürfen. Als in schwerer Zeit, vor nunmehr neun Jahren, der langjährige und bewährte Sekretär, Herr Direktor Koch, der Akademie durch den Tod entrissen ward, da wandte sich der Senat der Akademie vertrauensvoll an mich mit dem Ersuchen, in die Stelle des Heimgegangenen zu treten. Der Senat bestand damals nur aus zwei Mitgliedern. Sie waren es, hochverehrter Herr Jubilar, ausser dem nunmehr seit einigen Jahren verstorbenen, uns allen unvergesslichen Vicepräsidenten Herrn von Tettau, durch dessen Vertrauen mit geehrt und ermutigt, ich mich damals entschloss, diesen arbeitsreichen Posten zu übernehmen. Wenn es mir mit Gottes Hilfe gelungen ist, im Verlaufe der vergangenen neun Jahre der guten Sache in dieser Stellung durch meine geringen Bemühungen in etwas zu dienen, so gebührt Ihnen daran ein nicht geringer Anteil, und es ist mir, indem ich Sie namens der Akademie bitte, dieses, mit einer Widmung an Sie versehene Jahrbuch freundlichst entgegen zu nehmen, ein Bedürfnis, damit zugleich persönlich Ihnen meinen Dank abzustatten. Ich schliesse mit dem herzlichen Wunsche, dass es Gott dem Allmächtigen und Allgütigen, der es Ihnen nach seiner Gnade verliehen hat, an der Seite Ihrer teuren, hochverehrten Frau Gemahlin ein so hohes, gesegnetes Alter und auch diesen Ehrentag zu erleben, gefallen möge, Ihnen im Kreise der werten Ihrigen noch einen recht langen und freundlichen Lebensabend zu schenken!»

Tiefbewegt dankte der Jubilar in einer längeren Rede, die von der ausserordentlichen geistigen Frische zeugte, deren sich der ehrwürdige 78jährige Greis noch erfreute. Ein längeres, heiteres, durch mannigfache Toaste gewürztes Zusammensein mit den werten Familiengliedern und den zum Teil aus weiter Ferne zu diesem Tage erschienenen Angehörigen des Jubilars beschloss die seltene und denkwürdige Feier.

II. Sitzungsberichte.

1. Erste ordentliche Versammlung am 19. September 1900.

Der Vicepräsident liest einen von ihm abgefassten Nekrolog des am 17. Juli cr. verstorbenen ordentlichen Mitgliedes der Akademie Professor Dr. Karl Beyer. Derselbe ist bereits im vorigen Jahreshefte abgedruckt worden.

Das ordentliche Mitglied Herr Gymnasialprofessor Dr. Pöhlig hält einen Vortrag über das Thema: »Der Feldherrnprozess in Athen im Jahre 406 vor Chr.« Der Vortragende entnahm diesen Vortrag im wesentlichen einer von ihm in den Jahrb. f. klass. Philol. Suppl.-Bd. IX herausgegebenen Abhandlung »Der Athener Theramenes«. Er zeigte auf Grund eines genauen, vielseitigen Quellenstudiums, dass der Bericht Xenophons kein objektives, wahrheitsgetreues Bild von den betr. Ereignissen giebt, sondern ergänzt werden muss durch einige, wenn auch spärliche Notizen von Zeitgenossen, namentlich des Lysias und Aristophanes, ja dass aus Xenophons eigenem Berichte bei genauerer Betrachtung sich zum Teil andere Resultate ergeben, als er selbst daraus zieht. Aus allem erhellt klar, dass den athenischen Feldherrn der Arginusenschlacht, namentlich Thrasylos als Oberstkommandierenden, eine Schuld trifft, insofern sie nach errungenem Siege saumselig und, einen Augenblick ihrer Pflicht vergessend, für die Verunglückten erst dann etwas zu thun sich anschickten und dazu die sehr umständlichen Befehle erteilten, als es zu spät war. Damit soll aber keineswegs gesagt werden, dass diese Saumseligkeit der Feldherrn ein todeswürdiges Verbrechen gewesen ist. Weiter beleuchtete der Vortragende das Benehmen des Theramenes bei diesem Prozesse. Ihn verantwortlich machen zu wollen für das Schicksal der angeklagten Feldherrn, ist ungerecht: er und Thrasybul hatten von den Feldherrn den Auftrag erhalten, die Verunglückten zu retten, und diesem Befehle Folge geleistet, wenn auch vergeblich. Das hinderte aber die Feldherrn nicht, auf sie anfänglich die Schuld zu schieben, was zur Folge hatte, dass zuerst Theramenes und Thrasybul angeklagt wurden. Da handelte Theramenes nach dem antiken Grundsatze »Auge um Auge, Zahn um Zahn« und zeigte, dass, wenn irgend welche Schuld vorliege, nur die Feldherrn die Schuldigen sein könnten. Ein gemeiner Intrigant und Aufwiegler des Volkes ist er aber nicht gewesen. Und endlich drittens wurde dargelegt, dass die Verurteilung der Feldherrn nicht die That einzelner, d. h. nicht des Theramenes noch der Oligarchen, noch der Trauernden allein gewesen ist, sondern des gesamten in der Volksversammlung anwesenden athenischen Volkes.

2. Erste Sitzung des Senates am 19. September 1900.

Der Senat beschliesst über die Zeit und die Art der Feier der 50jährigen Mitgliedschaft des Senatsmitgliedes Herrn Apotheker Dr. Biltz, und ernennt den Generalmajor z. D. Herrn Robert Freiherrn von Schroetter in Erfurt zum ordentlichen Mitgliede.

3. Erste öffentliche Versammlung am 24. Oktober 1900.

Herr Professor Dr. Reinthaler aus Weimar hält einen Vortrag über: »Emanuel Geibel«. In gewandter, durchweg freier Rede feierte der Vortragende den nächst Goethe grössten

Lyriker unseres Volkes, indem er ein fesselndes Lebensbild des edlen Dichters entwarf und an der Hand einer grossen Fülle schönster und kunstvoll an einander gereihter Zitate aus seinen Werken die hohe Bedeutung Geibels als Dichter, Patriot und Christ zur Anschauung brachte.

4. Zweite öffentliche Versammlung am 31. Oktober 1900.

Herr Geheimer Oberschulrat Gymnasialdirektor Dr. von Bamberg aus Gotha hält einen Vortrag über: »Kirchliche Einheitsbestrebungen auf dem Gebiete des deutschen Protestantismus«. Er erinnerte daran, dass am 31. Oktober 1875 Kaiser Wilhelm I. den Entwurf einer General-Synodal-Ordnung für die älteren Provinzen Preussens genehmigt habe. Sie wurde am 20. Januar 1876 in der Fassung, in der sie von der ausserordentlichen Generalsynode angenommen worden war, als kirchliche Ordnung verkündigt. So hatten $12^1/_2$ Millionen evangelischer Deutschen eine einheitliche kirchliche Organisation erhalten. Ist damit ein glücklicher Anfang zu einer kirchlichen Einigung des ganzen deutschen Protestantismus gemacht worden? Unter diesem Gesichtspunkt unternahm es der Vortragende, die bisherigen Einigungsbestrebungen in grossen Zügen in Erinnerung zu bringen und zu charakterisieren. Von kirchlichen Bestrebungen kann eigentlich nur gesprochen werden, wo eine organische Verbindung von Kirchenregiment, Lehrer und Gemeinde gegeben ist oder doch erstrebt wird. Davon ist in Deutschland, von dem Verfassungsentwurf abgesehen, der 1526 die Hamburger Synode beschäftigte, in den drei ersten Jahrhunderten der Reformationsgeschichte kaum eine Spur zu finden. Es gab Landeskirchen, aber keine Landeskirchen. Erst als die Staaten ihren konfessionellen Charakter mit dem politisch-christlichen vertauschten, erwachte das Verlangen nach Ausgestaltung evangelischen Kirchentums in dem Sinne, dass gegenüber der bisherigen Einseitigkeit des Lehrinteresses das Interesse des nach Gemeinschaft und Beteiligung auch nicht theologischer Kräfte trachtenden Lebens und gegenüber der territorialen Vereinzelung das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit der evangelischen Glaubensgenossen im deutschen Vaterland zur Geltung kommen sollte. Die doppelte Forderung eines Ausbaues der einzelnen Landeskirchen durch Verbindung einer presbyterialen und synodalen Ordnung mit der Konsistorialverfassung und einer Verbindung der Landeskirchen unter einander vertrat der Heidelberger Professor Ullmann in der 1845 erschienenen Schrift »Für die Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands. Ein Wort an ihre Schirmherren und Freunde.« Um die kirchlichen Rechte der Landesherren und die Selbständigkeit der Landeskirchen zu schonen, begnügte er sich, Zusammenkünfte bevollmächtigter Abgeordneten der Kirchenregierungen zum Zwecke von Vereinbarungen zu empfehlen, deren

Annahme den Landeskirchen freigestellt sein sollte, und vertraute, dass solche Vereinbarungen durch ihren innern Wert für die Gesammtheit der deutschen evangelischen Kirche eine hohe Bedeutung gewinnen würden. Später, wenn die landeskirchliche Verfassungsentwicklung weit genug fortgeschritten wäre, sollten Abgeordnete der Kirchenregierungen und der Landessynoden eine gemischte Versammlung bilden. Übereinstimmung in den Prinzipien der Reformation werde für die Vereinbarungen eine genügende Grundlage sein. Weiter ging Karl Hase in der kirchenrechtlichen Denkschrift »Die evangelisch-protestantische Kirche des Deutschen Reichs«. Er erörterte im einzelnen den wünschenswerten Aufbau der Landeskirchen von den Gemeinden auf nach dem System des Hervorgehens der jedesmal höheren Ordnung aus der niederen. Ausschliesslich aus den Wahlen der Landessynoden, in Preussen aus den Provinzialsynoden, sollte ein Nationalkonzilium oder eine Reichssynode hervorgehen, die in solchen religiösen Dingen, welche zur Einheit einer Kirche notwendig seien, und in rechtlichen Beziehungen, die den gesellschaftlichen Charakter der Kirche beträfen, souverän sein sollte. Der Gang der Dinge entschied im wesentlichen für Ullmann und gegen Hase. Die nicht amtliche, aber von den hervorragendsten kirchlichen Männern besuchte grosse Versammlung in der Wittenberger Schlosskirche im Herbst 1848 empfahl die Begründung eines streng föderalistischen Deutschevangelischen Kirchenbundes auf Grund der reformatorischen Bekenntnisse. Von den Aufgaben, die diesem zufallen sollten, wurde eine sofort in Angriff genommen durch Bildung des noch jetzt in Segen wirkenden Centralausschusses für innere Mission; der Kirchenbund selbst kam nicht zustande. Auch die späteren Kirchentage haben die kirchliche Einigung des deutschen Protestantismus nur mittelbar gefördert. Wohl aber wurde 1852 die Eisenacher Konferenz eingerichtet, die auf Grund des Bekenntnisses bis heute wichtigere Fragen in freiem Austausche besprochen und die einheitliche Entwicklung ihrer Zustände gefördert hat, ohne freilich eine Verbindung mit synodalen Elementen einzugehen. Ein weiterer Versuch zur kirchlichen Einigung wurde im Anschluss an die grossen Ereignisse von 1870 und 1871 von der Berliner Oktoberkonferenz gemacht, zu der ausser den Leitern des Kirchentages eine grosse Zahl hervorragender Männer, auch Graf Moltke, eingeladen war. Der Referent über die Gemeinschaft der evangelischen Landeskirchen im Deutschen Reiche, der erst vor kurzem aus dem Königreich Sachsen nach Berlin berufene Generalsuperintendent Propst Dr. Brückner, begründete überzeugend und eindringend die Notwendigkeit der Bildung einer Konvokation aus Vertretern der Kirchenregierungen und der Landes-, in Preussen der Provinzialsynoden, die alljährlich zusammentreten und in der Zwischenzeit durch einen Ausschuss vertreten sein

und deren Beschlüsse den Landes- oder Provinzialsynoden jedenfalls zur Annahme vorgelegt werden sollten. Der Fülle der Aufgaben, die einer solchen Konvokation zufallen sollten, wurde in der Debatte noch die Fürsorge für die Diaspora des Auslandes hinzugefügt, die aus einer fast ausschliesslich preussischen eine deutsche werden müsse. Das Ergebnis war, dass nicht die ganze Versammlung, wohl aber 563 Mitglieder durch Unterschrift zu dem Referate, insbesondere auch zu der Bildung der Konvokation von ganzem Herzen ihre wesentliche Zustimmung aussprachen. Auch dieser Entwurf ist nicht zur Ausführung gekommen. Für alle weiteren Versuche wird und muss die Entwicklung massgebend sein, die die grösste der deutschen Landeskirchen genommen hat. Sie hatte nach den Ereignissen von 1866 keinen Gebietszuwachs erfahren, andererseits aber gegenüber den Plänen, sie in Bekenntnis- oder in Provinzialkirchen aufzulösen, an die sich die neuen Provinzen, später die norddeutschen, dann bald auch die süddeutschen Landeskirchen anschliessen würden, ihre Einheit bewahrt und vollzog vor 25 Jahren die synodale Vereinigung der Kirchenprovinzen mit so viel Schonung berechtigter provinzieller Eigentümlichkeiten, dass sie den neuen Provinzen den Anschluss jedenfalls nicht erschwerte. Zugleich wies sie in § 19 ihrer Generalsynodalordnung über sich selbst hinaus, indem dieser bestimmte, dass, wenn sich Vertretungskörper der deutschen evangelischen Kirche bilden sollten, die Generalsynode dahin Abgeordnete zu entsenden habe. Durch diese Entwicklung ist die Unterordnung der grossen Landeskirche unter eine Reichssynode und ihr Zusammenschluss mit den anderen Landeskirchen in einer anderen Form als der einer Föderation ausgeschlossen, wie die auf der Generalsynode von 1891, wo der Einigungswunsch aus Anlass des Antrags Kahl deutlich kundgegeben wurde, ausdrücklich festgestellt worden ist. Es kann sich nur um einen deutsch-evangelischen Kirchenbund und um Bundesorgane handeln, deren praktische Notwendigkeit von den verbündeten Kirchen anerkannt wäre. Auch die seit 1897 wieder in lebhafteren Gang gekommene Erörterung in der Literatur, in Vereinen und Synoden hat über dieses Mass der Einigung nicht hinausgewiesen. Der Vortragende verzichtete ungern darauf, diese neueste Bewegung, an der er selbst durch eine Schrift »Der deutsch-evangelische Kirchenbund« teilgenommen hat, zu schildern, hob aber die sympathische Stellung hervor, die in diesem Sommer sowohl die Eisenacher Konferenz, aus Anlass einer an sie gerichteten Eingabe des evangelischen Bundes, als der Berliner evangelische Oberkirchenrat zu der Frage eingenommen haben. Er schloss seine Ausführungen, die er durch Eingehen auf die Persönlichkeiten der Träger der Bestrebungen, insbesondere durch einige Mitteilungen aus ungedruckten Briefen von Emil Herrmann und J. A. Dorner belebte, mit dem Ausdruck der Hoffnung, dass das vierte Reformationsjubiläum die

deutsche evangelische Kirche nicht mehr zersplittert, sondern geeinigt finden werde in einem nicht künstlich gemachten, sondern gewordenen und gewachsenen deutsch-evangelischen Kirchenbund.

5. Dritte öffentliche Versammlung am 7. November 1900.

Das ordentliche Mitglied Herr Pastor Oergel hält einen Vortrag über: »Dichtung und Wahrheit in Luthers Jugendleben«. Der Vortragende ging von dem Titel aus, den Goethe, in richtiger Erkenntnis der solchen Werken anhaftenden Mängel, der von ihm in seinem Alter niedergeschriebenen, sein Jugendleben umfassenden Autobiographie gegeben hat: »Dichtung und Wahrheit«. Von Luthers Hand besitzen wir eine solche Arbeit, worin er seine eigene Person zum Gegenstand der Darstellung gemacht hätte, nicht, aber wenn wir sie besässen, würden wir sie auch als »Dichtung und Wahrheit« bezeichnen müssen, weil sich bei einem solchen Unternehmen zu leicht mit dem Objektiven, der »Wahrheit«, das Subjektive, die »Dichtung«, vermischt. Um so mehr gilt das von den mancherlei gelegentlichen autobiographischen Aeusserungen, auf die wir bei Luther allein angewiesen sind, die wir teils zerstreut in seinen Werken, teils in den von seinen jüngeren Freunden und Schülern niedergeschriebenen »Tischreden« besitzen. Auch in den ältesten, von Luthers Zeitgenossen, Freunden oder Feinden, abgefassten Biographieen des Reformators ist viel Dichtung enthalten, wie das der Vortragende an den Arbeiten des Philipp Melanchthon und Johann Mathesius einerseits, und des Kochläus andererseits nachwies. Solche Dichtung ist von Späteren nicht bloss nacherzählt, sondern weiter ausgeführt worden, ja es sind im Laufe der Zeit neue Dichtungen entstanden: das Märlein von der Geburt Luthers bei Gelegenheit einer Jahrmarktsreise des Elternpaares von Möhra nach Eisleben, die Geschichte von dem mit dem Tintenfass bekämpften Teufelsspuk auf der Wartburg, und die (vom Vortragenden schon anderwärts aufgeklärte und auf ihren historischen Kern zurückgeführte) Alexiussage. Auch im gegnerischen Lager war man geschäftig, die Luthersagen weiter zu spinnen und neue zu erfinden; der Hass gegen den Reformator leitete hier die Phantasie und führte zu boshaften Erfindungen, die, wie z. B. die von Luthers angeblichem Selbstmord, gebührend gekennzeichnet wurden. Solchen Dichtungen gegenüber der Freunde wie der Feinde die Wahrheit ans Licht zu stellen, ist die Aufgabe der Lutherforschung. Sie hat in neuerer Zeit viel geleistet, aber auf dem Gebiet des Jugendlebens des Reformators ist noch viel zu thun übrig. Der Vortragende, der durch seine Lokalstudien über die Erfurter Universitäts- und Klöstergeschichte auf das ebenso interessante als lohnende Gebiet geführt worden ist und einen Teil seiner Studien vor Jahresfrist in einer Druckschrift (»vom jungen Luther«) veröffentlicht hat, gab nun in gedrängten Zügen ein Bild von dem Studenten

Luther 1501—1505, wie es sich auf Grund des vorhandenen, bisher wenig oder gar nicht beachteten Quellenmaterials herausstellt, und wie er es in ausgeführter Gestalt demnächst zu veröffentlichen gedenkt. Hier sei nur erwähnt, dass Luther höchst wahrscheinlich im Marienkolleg hinter dem Dome (jetzt Mainzerhofstrasse 11) neben der Juristenschule (jetzt Böhnertsche Schuhfabrik) wohnte und den Dr. Jodocus Trutvetter zum Lehrer hatte. Seine tüchtige Ausbildung in der scholastischen Philosophie verdankte er diesem hervorragenden Professor, der ihm zum väterlichen Freunde wurde; ebenso aber trifft diesen die Schuld, dass Luther den damals im Aufblühen begriffenen humanistischen Studien fernblieb und sich daher nicht so vielseitig ausbildete, wie es ihm in seinen Studienjahren gerade in Erfurt möglich gewesen wäre.

6. Vierte öffentliche Versammlung am 14. November 1900.

Herr Gymnasialdirektor Schulrat Dr. Funck aus Sondershausen hält einen Vortrag über: »Das römische Afrika«. Der Redner hatte sich auf Grund eigener eingehender wissenschaftlicher Forschungen ein Thema gestellt, welches das Interesse aller Gebildeten im höchsten Masse zu fesseln geeignet war, denn er sprach über das römische Afrika. Der Vortragende ging aus von der hohen Bedeutung, welche die historische Bildung für die Jugend besitzt. Wie geschichtliche Erkenntnis unmittelbar für die stets sich erneuernden Kulturaufgaben nutzbar wird, zeigt die auf deutsche und französische Gelehrsamkeit gegründete Thätigkeit der Franzosen in Algier und Tunis. Ein Blick auf die Karte lässt erkennen, weshalb gerade nur an dem einen Punkt der nordafrikanischen Küste die Phönicier in Karthago das beherrschende Centrum ihrer Macht begründen konnten. Nach langer Gegenwehr erlag der Kaufmannsstaat in dem unvermeidlichen Zusammenstosse mit der kriegerischen Macht der Römer. Diese beseitigten dann allmählich auch die nationalen Reiche der Berbern und dehnten ihre Herrschaft bis an den Ocean und bis in die Wüste hinein aus; die bedeutendste Stadt des ganzen Gebietes wurde das nun aus dem Schutte entstandene Karthago. — Nachdem im Jahre 439 die Vandalen Nordafrika auf ein Jahrhundert lang besetzt hatten, stellte 534 der Oströmer Justinian noch einmal die römische Herrschaft her; endlich gestürzt wurde sie durch den Ansturm der Araber. — Von ganz besonderem Interesse ist es, zu beobachten, wie die Römer diese Gebiete der Civilisation gewonnen haben. Tausende von Inschriften lehren, dass hier in wenigen Jahrhunderten die von den Puniern auf beschränktem Gebiet begonnene Kulturarbeit in grossartigem Umfange weitergeführt ist. Die immer weiter vorgeschobenen Grenzplätze, wie Thuveste und Lambaesis, deren Anlage wir genau verfolgen können, waren untereinander und mit der Küste durch ein staunenswertes Strassennetz, wesentlich

die Arbeit von Legionssoldaten, verbunden. In den zum grössten Teile erst neugegründeten Städten entwickelte sich im 2. Jahrhundert und namentlich unter dem einheimischen Kaiser Septimius Severus ein reiches, ja selbst prunkvolles Leben. Dies alles ist um so bewundernswerter, als in dem regenarmen Lande fast überall erst durch überaus mühsame und kunstvolle Wasseranlagen die Bedingungen schon für die blosse Existenz geschaffen werden mussten. Wie Grosses aber hier erreicht wurde, zeigen u. a. auch die Reste der üppigen Landgüter, die eine lange Zeit hindurch auch Rom mit Getreide versorgten. Von dem geistigen Leben legen wiederum auch die Inschriften Zeugnis ab; von den afrikanischen Schriftstellern ist der Ruhm der heidnischen weit überstrahlt durch die grossen Kirchenväter, namentlich Augustinus. Erst die Araberherrschaft hat dieses in jeder Hinsicht reich entwickelte Leben vernichtet. — Die Zukunft muss lehren, ob die Franzosen der in ihrer gesteigerten Schwierigkeit klar erkannten und mutig erfassten Aufgabe, sich diese Gebiete zu innerem Eigentum zu machen, gerecht werden.

7. Zweite ordentliche Versammlung am 12. Dezember 1900.

Der Sekretär teilt die Ernennung des Herrn Oberbibliothekars Professor Dr. Ehwald in Gotha zum auswärtigen und korrespondierenden Mitglied der Akademie mit.

Das ordentliche Mitglied Herr Postbaurat Neumann hält einen Vortrag über: »Entstehen und Werden der Kunst«. Er leitete dieselben her aus dem Bedürfnisse des Menschen, seiner Liebe zum Leben, seiner Freude Ausdruck zu geben. Dies geschieht zunächst dadurch, dass er die Erinnerung an das, was ihm Freude bereitet hat, in sinnlich wahrnehmbarer Weise aufzufrischen sucht, vornehmlich dadurch, dass er zunächst seinen eigenen Körper, alsdann ihm zugehörige und wertvolle Gegenstände oder Erinnerungsmale mit auszeichnendem Schmuck versieht, zu welchem er die Vorbilder aus der ihn umgebenden Natur entnimmt, insofern diese in ihren Gestaltungen unmittelbar freudige Empfindungen zu erregen vermag; so durch das Licht und die Farben, dann durch deren Verbindung mit den Formen, namentlich mit solchen, welche regelmässig, d. h. nach bestimmt erkennbaren Gesetzen, gebildet sind. Die letzteren finden Ausdruck in den Begriffen von Richtung und Rhythmus, auf deren Wirkungen in der Bildung der verschiedenen Formen zur Darstellung des Schönen der Vortragende näher einging mit besonderer Beziehung auf den Bau des Auges und die Thätigkeit des Sehens, — um alsdann auf die Weiterbildung des anhängenden Schmuckes zur Ausgestaltung des selbständigen Kunstwerkes überzugehen.

8. Zweite Sitzung des Senates am 9. Januar 1901.

9. Fünfte öffentliche Versammlung am 9. Januar 1901.

Das ordentliche Mitglied Herr Augenarzt Dr. Weitemeyer

hält einen Vortrag über arabische Baukunst. Er besprach zunächst in der Einleitung die Natureigentümlichkeiten des Orients und deren Einfluss auf die morgenländischen Völker im allgemeinen und die Araber im besonderen. Er führte aus, wie die schroffen Gegensätze der Natur sich auch im Charakter der Bewohnerschaft widerspiegeln, wie durch die unvermittelten Kontraste der Geist zu einer sprunghaften und der ruhigen Entwicklung widersprechenden Denkweise angeleitet wird. Hierin liege die Ursache für das Überwiegen der Phantasie, deren Übermass jedoch die Schädigung einer andern geistigen Anlage, der eigentlich schöpferischen Kraft, nach sich ziehe. Somit ist von vornherein keine Umwälzung der konstruktiven Bauweise, wohl aber eine reiche Ausgestaltung der einzelnen Bauglieder zu erwarten. In der That wurden auch in den besiegten Ländern die vorhandenen Bauten und die übliche Bauweise von den Arabern benützt. In wiefern aber der arabische Charakter doch zur Geltung kam durch reichliche Anwendung von Einzelformen, die im Abendlande ungewöhnlich oder von den Arabern überhaupt erfunden waren, wurde an einer grossen Anzahl von Lichtbildern nachgewiesen. Vom Halbkreis ausgehend entwickelte der Vortragende die Entstehung des gestelzten, dann des Hufeisen- und Zackenbogens. Als neues ästhetisches Moment brachten die Araber den Spitzbogen in die Baukunst, dessen konstruktive Vorteile sie jedoch nicht verwerteten. Sie brachten ihn in der vielgestaltigen einfachen Form, ferner als Hufeisen, Kiel- und Kleeblattbogen und auch in anderen Phantasieformen. In ähnlicher Weise wie der Bogen erfuhr auch die Kuppel eine reiche Ausgestaltung. Als das eigenartigste Erzeugnis des arabischen Kunstsinnes wurden die Stalaktiten in ihrer verschiedenen Anwendungsweise an Gewölbezwickeln, Gesimsen, Kapitälen, als Portalschmuck etc. vorgeführt und erläutert. Häufige Anwendung finden sie noch als Balkonträger an den schlanken, zum Abrufen der Gebetsstunden dienenden Türmen, den Minarets. Auch die Säulen erfuhren Abweichungen von der bisher üblichen Form, indem sie dünn, fast überschlank und zerbrechlich gebildet wurden, sodass das Gefühl der Sicherheit und Festigkeit leidet, wie einige Bilder aus der Alhambra verdeutlichten. Am glänzendsten aber bewährte sich die Phantasie auf dem Gebiete der Flächenverzierungen, wo der bunteste Wechsel in Formenbildung, Linienführung und Bandverschlingung Auge und Sinn des Beschauers reizt, wo als einziges Gesetz die Gesetzlosigkeit gilt. Die Arabeske gehört noch heute zum ornamentalen Hausrate auch der abendländischen Völker. Die übrigen Formen sind von den christlichen Völkern nicht angenommen worden; nur einige Bauten Venedigs deuten auf arabische Einflüsse. Die wichtigste Frage, ob der reiche und eigenartige Formenschatz für ein bedeutendes, harmonisch ausgestaltetes nationalarabisches Kunstwerk verwertet worden sei, wurde verneint, da die im wesentlichen nur aus

Brunnenhof, Arkaden und einigen kleinen heiligen Räumen bestehenden Hallenmoscheen baulich nicht bedeutend sind. Der konstruktiven Schwäche wurde noch mehr Vorschub geleistet durch die Umwandlung der Sophienkirche zu Konstantinopel in eine Moschee. Die Wirkung dieses dem orientalischen Sinne besonders zusagenden christlichen Kuppelbaues wurde bestimmend für den späteren Moscheenbau und macht sich noch geltend bis auf den heutigen Tag. Das Gesamtergebnis fasste der Vortragende folgendermassen zusammen: „Auch bei den Arabern ist die Kunst ein getreuer Spiegel ihres Wesens. Ihre Phantasie hat sie zur Erfindung von mannigfaltigen Einzelformen und Verzierungen begabt, mit der sie besonders ihre Innenräume in der reichsten und eigenartigsten Weise zu schmücken verstanden. Für die grossen Aufgaben der Kunst aber versagten die Kräfte. Unter den echt arabischen Werken haben wir keins, das annähernd an unsere romanischen Dome, — von der Gotik ganz zu schweigen —, heranreichte. Die arabischen Moscheenanlagen sind baulich nicht bedeutend und die bedeutenden, besonders in Konstantinopel, sind nicht arabischen, sondern der Form ihrer Anlage nach christlichen Ursprungs." Die fesselnden und belehrenden Ausführungen des Vortragenden waren durch eine grosse Anzahl wohlgelungener, sorgfältig ausgewählter und zweckmässig geordneter bildlicher Darstellungen aufs Wirksamste unterstützt.

10. Öffentliche Festsitzung zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preussen Wilhelm II. am 17. Januar 1901.

Der Vizepräsident Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele hält die Festrede über das Thema: „Die Weltmachtstellung Deutschlands im Mittelalter." Der Redner ging von dem Wunsche Sr. Majestät des Kaisers aus, die Feier seines diesjährigen Geburtstages in allen Universitäten, Akademieen, höheren und niederen Schulen mit dem 200jährigen Preussenjubiläum zu verbinden; für die Akademie bleibe ja nun die Feier des Geburtstages des Kaisers als ihres erhabenen Protektors die Hauptsache, jedoch sei mit Begeisterung jenes 18. Januar 1701 zu gedenken, der hinsichtlich der Thätigkeit des 1. grossen Hohenzollern, des Grossen Kurfürsten, Brandenburg zu einem deutschen Grossstaate mit bereits europäischer Geltung zu machen, ein Erntetag gewesen sei, und dem grossartigen Wirken des 2. grossen Hohenzollern, König Friedrichs des Einzigen, Preussen zum europäischen Grossstaat zu machen, im voraus seinen Glanz verliehen habe; der 3. grosse Hohenzoller, Kaiser Wilhelm I., habe uns geeint und damit für Deutschland die Grundlage der Weltmachtstellung geschaffen; letztere aber zur Wirklichkeit zu machen, schwebe unserem Kaiser als die hehrste Aufgabe seiner Herrscherpflichten vor. Das verflossene Jahr habe so recht gezeigt, dass wir mitten in der Ausführung solcher grossartigen Pläne sind, und es frage

sich nur, ob für Deutschland bereits die Zeit gekommen sei, Weltpolitik zu treiben. Wenn man diese Frage so fasse, dass Deutschland in der Welt eine Stellung einnehme, dass es berufen sei, kühlen Kopfes seine Interessen, welche auf geistiger und materieller Arbeit zu Hause beruhen, überall zu fördern, von ihnen den angemessenen Vorteil zu haben, sich nirgends vor-, aber auch nirgends zurückdrängen zu lassen, damit wir im Verein mit allen grossen Kulturnationen massgebenden Einfluss bei der Entscheidung aller wichtigen, die ganze Welt bewegenden Fragen haben, kurz in richtigem Verhältnisse Ruhm und Wohlstand wie alle übrigen grossen Nationen erwerben — so dürfe Deutschland nicht zurückstehen, denn sonst würde uns auf politischem Gebiete wieder, wie so lange Jahrhunderte, Missachtung, auf materiellem Gebiete aber Verarmung erwarten. Und was Engländer und Franzosen, Russen und Amerikaner, ja die Japaner vermöchten, dazu würden doch auch in Deutschland die ideellen und materiellen Kräfte vorhanden sein. Wenn wir auch die jüngste grosse europäische Nation wären, welche Weltpolitik treibe, so hätten wir andererseits doch schon einmal eine Weltmachtsstellung gehabt, im Mittelalter. Um daraus zu lernen, da die Geschichte die beste Lehrmeisterin sei, wolle Redner diese schildern, nämlich wie Deutschland im Mittelalter eine Weltmachtsstellung gehabt habe, aber wie dieselbe wieder verloren gegangen sei. Da Karl der Grosse nicht ein rein germanischer Held gewesen sei, so falle die Würdigung seiner Machtstellung für die angeregte Frage weg; erst die Hohenstaufen hätten eine Weltmachtsstellung für Deutschland errungen: Friedrich I. Barbarossa habe sie klug und thatkräftig vorbereitet, sein grosser Sohn, Kaiser Heinrich VI., aber sie nahezu errungen. Das wurde eingehend geschildert, und der Erfolg so bezeichnet: in der letzten Zeit Heinrichs VI. zitterten die deutschen Fürsten so sehr vor ihm, dass sie die Forderung einer erblichen Monarchie in Deutschland nicht ganz zurückzuweisen wagten; in Italien herrschte des Kaisers Wille von den Alpen bis zum Ätna; das oströmische Reich sah in ihm seinen eigentlichen Herrscher, aus dem Orient kamen die Fürsten und huldigten ihm als ihrem Lehnsherrn, Amalrich von Cypern und Leo von Armenien; die Balkanhalbinsel nahm er als Erbe der normannischen Könige in Anspruch, ebenso die ganze Nordküste Afrikas am Mittelmeer, — kurz, dieses sollte ein Binnensee seines Riesenreiches werden; und auch das Papsttum musste sich dem Kaisertum beugen. Da starb Heinrich plötzlich, in jähem Sturz brach das gewaltige Gebäude seiner Macht zusammen: es blieb nur noch ein Trümmerhaufe. Der zehnjährige Kronstreit Philipps von Schwaben und Ottos des Welfen, die grossartige politische Thätigkeit des gewaltigen Papstes Innocenz III. und die Uneinigkeit im Deutschen Reiche — Redner ging auf alles dieses näher ein — brachte Deutschland um alles, so dass es 10 Jahre nach Heinrichs Tode mit seiner Weltmachtstellung aus war. Spätere

Versuche Ottos IV., seine Kämpfe mit Friedrich II. besiegelten dies, denn auch letzterer musste sich dem grossen Papst Innocenz III. unterwerfen: als das 4. grosse Laterankonzil im Jahre 1215 abgehalten wurde, war das Papsttum der Sieger, war die Weltmachtstellung des deutschen Kaisertums vernichtet. Zwar konnte auch jenes eine solche Stellung nicht behaupten, weniger gegen die vergeblich dagegen ankämpfenden mittelalterlichen Kaiser von Friedrich II. bis Maximilian, als gegen die geistigen Mächte der Neuzeit, welche in und aus der segensvollen deutschen Reformation sich entwickelten. Aber Jahrhunderte lang hatte Deutschland Elend und Unglück zu ertragen, bis es sich endlich in unseren Tagen einigte. Preussen wurde durch die Hohenzollern geschaffen und grossgemacht, Deutschland aber durch eben dieses Preussen und mit ihm durch die Alldeutschland innewohnende unversiegliche Riesenkraft zum alten Glanze erhoben, welche freilich nur Einigkeit und selbstlose Treue gegen das Reich bewahren kann. Dieses hohe Erbe muss Deutschland sich wahren, um die damit verbundene hohe Aufgabe zu erfüllen, und nicht bloss gegen alle äusseren Feinde, sondern auch gegen Kleinmut und Verzagtheit im Innern, indem es sich getrost der Leitung seines Kaisers anvertraut, dem nur eins nötig ist, um an sein hohes Ziel zu gelangen, seines Volkes stete Liebe und opferwillige Treue. Diese dem Herrscher zu geloben, forderte der Vortragende die Anwesenden am Schluss seiner Rede auf, indem er ein dreifaches Hoch auf den Kaiser ausbrachte.

11. Dritte Senatssitzung am 21. Januar 1901. Der Senat beschliesst die Absendung eines gedruckten Rundschreibens an sämtliche in Erfurt ansässige ordentliche Mitglieder der Akademie.

12. Dritte ordentliche Versammlung am 20. Februar 1901.

Der Vicepräsident gedenkt des Ablebens des langjährigen Ehrenmitgliedes der Akademie, Sr. Königlichen Hoheit des Grossherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar. Die Versammlung erhebt sich am Schluss von den Sitzen.

Herr Gymnasialprofessor Dr. Cramer liest eine Abhandlung über: »Die Förderung der Archäologie durch Preussen und das Deutsche Reich.« Der Vortragende wies zunächst auf den gewaltigen Aufschwung der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert hin und betonte, dass eine ideale Disziplin in derselben Zeit nicht minder bedeutende Fortschritte gemacht habe, die Kunstarchäologie. Das Hauptverdienst der Forschungen auf diesem Gebiete gebührt Männern aus dem Norden Europas, nicht zum wenigsten aus Preussen und dem übrigen Deutschland; auch der preussische Staat und seit 1871 das Deutsche Reich haben, ersterer sogar in Zeiten schwerer Not, kräftig zur Förderung der Archäologie beigetragen. — Schon der Grosse Kurfürst sammelte am Rhein antike Kunstgegenstände

und legte so den Grundstock zu einer sogen. Kunstkammer. Seine Sammlung wurde namentlich vermehrt durch eine Münzsammlung, die ihm beim Aussterben der Pfalz-Simmernschen Linie zufiel. Lorenz Beger brachte dieselbe nach Berlin und ward Verwalter der kurfürstlichen Kunstsammlungen, die um diese Zeit der Kurprinz Friedrich übernahm und in seinen Zimmern aufstellen liess. Als Kurfürst Friedrich König geworden war, wies er freilich den Antiken einen wenig geeigneten Platz im obersten Stockwerk des neu gebauten Königl. Schlosses an, vermehrte aber dieselben dennoch, so durch Ankauf der Sammlung des Antiquars Pietro Bellori. Gegen Ende von Friedrichs Regierung hörten die Ankäufe auf, unter Friedrich Wilhelm I. erlitt die Sammlung sogar Verluste durch Verkauf einer Anzahl Marmorwerke nach Dresden. Bedeutende Förderung erhielten die archäologischen Sammlungen durch Friedrich II., der sich persönlich lebhaft für sie interessierte. Er erwarb u. a. die Sammlung des Kardinals Polignac, die Bronzestatue des betenden Knaben, die Gemmensammlung des Barons Philipp von Stosch. Die Sammlungen wurden in Potsdam in einem als Rundbau ausgeführten Antikentempel vereinigt, allgemein zugänglich waren sie nicht; doch hat die Betrachtung derselben einem Manne die entscheidende Richtung für das Leben gegeben, Johann Joachim Winkelmann. Auch Friedrich Wilhelm II. setzte die Sammlung von Antiken fort, aber den Gedanken, sie der Betrachtung des Publikums zugänglich zu machen, fasste erst Friedrich Wilhelm III. Die kleineren Sammlungen in den verschiedenen Königl. Schlössern wurden mit der in Berlin vereinigt und der Plan zum Bau eines Museums gefasst. Der Krieg mit Napoleon verhinderte die Ausführung. Durch Napoleons Räubereien wurde die Berliner Sammlung schwer geschädigt, und am Schluss der Freiheitskriege nicht alles zurückgegeben. Unterdessen war schon 1810 vom Könige die Ordre erlassen, die den Bau eines Kunstmuseums anordnete; die Ausführung zog sich infolge des Krieges lange hin, auch die Platzfrage erforderte lange Verhandlungen, bis auf Schinkels Vorschlag der Lustgarten gewählt wurde. Eine Kommission wurde mit der Auswahl der Kunstwerke beauftragt, an ihre Spitze trat 1829 Wilhelm von Humboldt, der die Angelegenheit so förderte, dass am 3. August 1830 das Museum eröffnet werden konnte. Bei den Beratungen ward auch der Plan der Anlegung einer grossen systematisch und chronologisch geordneten Sammlung von Gipsabgüssen erwogen, nachdem die Vorzüge eines solchen sich an dem von Fr. G. Welcker begründeten Bonner Museum von Gipsabgüssen gezeigt hatten. Das Museum ward nach seiner Eröffnung dem Publikum zugänglich gemacht. Für die Vermehrung der Sammlungen war der König selbst lebhaft interessiert, doch waren die knappen Mittel oft hinderlich; auch die ersten Skulpturen aus Griechenland wurden damals erworben, ebenso die Sammlung ägyptischer Altertümer des Triestiners Passalaqua,

die im Schlosse Monbijou aufgestellt ward. Durch eine artistische Kommission sollten die Ankäufe erfolgen, der Archäologe des Museums für Vervollständigung der Sammlung, planmässige Ankäufe thätig sein und die Sammlung durch Veröffentlichungen und Vorträge bekannt machen; Ed. Gerhard wurde in diese Stellung berufen. Der Bau und die Einrichtung des Museums war für Preussen eine ganz hervorragende Leistung. — Friedrich Wilhelm IV. war schon als Kronprinz für die Archäologie gewonnen worden, als es bei seinem Besuche Roms 1828 Ed. Gerhard gelungen war, ihn zur Übernahme des Protektorats über das zu gründende »Institut für archäologische Korrespondenz« zu bewegen. Diese Gesellschaft, die am 21. April 1829 eröffnet wurde, war ursprünglich eine internationale Gründung, in der aber allmählich immer mehr der deutsche Charakter in den Vordergrund trat, und die an Preussen ihre kräftigste Stütze fand, denn dieses zahlte dem Institut jährliche, für damalige Verhältnisse nicht unbeträchtliche Zuschüsse. Die Thätigkeit des Instituts wurde vom Vortragenden eingehender gewürdigt. Schon beim Beginn von Friedrich Wilhelms IV. Regierung ward der Bau eines neuen Museums beschlossen, das auch eine vollständige Sammlung von Gipsabgüssen der plastischen Kunstwerke aller Völker aufnehmen soll. Seine Vollendung zog sich bis gegen Ende der Regierung des Königs hin; auch eine, besonders später, wertvolle Gipsformerei wird in Verbindung mit dem Museum angelegt. Die Ankäufe antiker Skulpturen waren in dieser Zeit nicht bedeutend, da man zu zaghaft verfuhr. 1842—1845 erfolgte die Sendung einer wissenschaftlichen Expedition nach Ägypten unter Richard Lepsius, die mit königlicher Munifizenz ausgestattet war, und deren Ergebnisse dem Berliner Museum zu gute kamen. Nach Friedrich Wilhelms IV. Tode übernahm sein Nachfolger, Wilhelm I., das Protektorat über das archäologische Institut, er trat mehrfach mit eigenen Mitteln für archäologische Ausgrabungen ein, so 1862 in Athen beim Dionysostheater und 1867 bei Rom im Haine der Arvalbrüder. Einen besonderen Aufschwung aber nahm die Förderung der Archäologie nach 1871. In diesem Jahre ward das archäologische Institut preussische Staatsanstalt, zugleich ward der Bau eines eigenen Heims in Rom für dasselbe beschlossen, aber ehe dieser vollendet war, ward das Institut 1874 zu einer Reichsanstalt erhoben; mit bedeutenden Mitteln ausgestattet, konnte es nun an neue Aufgaben herantreten. Wenig später schloss das Deutsche Reich einen Vertrag mit der griechischen Regierung wegen der Ausgrabung von Olympia, womit ein Lieblingswunsch von Ernst Curtius, den dieser schon 1852 in einem Vortrage angeregt hatte, in Erfüllung ging, dank der thatkräftigen Unterstützung, die der deutsche Kronprinz, der seit 1871 Protektor der königl. Museen war, dem Werke angedeihen liess. Die Ausgrabungen in Olympia waren namentlich auch von Bedeutung, weil durch sie das erste Mal eine Stätte griechischer

Kultur nach einem wissenschaftlichen Plane ausgegraben und hierdurch ein Beispiel für zahlreiche Ausgrabungen an anderen Orten gegeben wurde. Noch vor Vollendung dieser Ausgrabung wurde das Berliner Museum mit einem Schlage den bedeutendsten Museen Europas ebenbürtig durch Erwerbung der pergamenischen Altertümer durch Carl Humann, deren Gewinnung der Vortragende ausführlicher schilderte. Zu diesem Zuwachs trat noch die Schenkung der trojanischen Altertümer hinzu, die Heinrich Schliemann dem Berliner Museum machte. — Unter Kaiser Wilhelm II. erfährt die Archäologie weiter kräftige Förderung durch die Einrichtung von archäologischen Ferienkursen für Lehrer an höheren Schulen, die Stellung von Preisaufgaben zur Restaurierung beschädigter antiker Kunstwerke des Berliner Museums, durch Herausgabe des grossen Werkes über die Markussäule in Rom, durch die Erwerbung der Imhof-Blumerschen Münzsammlung u. v. a. Vor allem aber ermöglicht die Finanzlage Preussens den schon lange notwendigen Bau der Museen, die die pergamenischen Funde und andere Erwerbungen aufnehmen können. Das für erstere bestimmte geht seiner Vollendung entgegen, erst jetzt wird es möglich sein den hohen Wert dieser Altertümer in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen. Der Vortragende schloss mit dem Wunsche, dass unser Staat weiter die idealen Bestrebungen, zu denen auch die Förderung der Kenntnis der antiken Kunst gehöre, sich angelegen sein lassen möge, da das Interesse für die Antike ein trefflicher Schutz gegen den immer mehr um sich greifenden Materialismus ist.

13. Vierte Senatssitzung am 8. März 1901.

Der Senat beschliesst, Seine Königliche Hoheit den Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach zum Ehrenmitglied, den Direktor der städtischen höheren Mädchenschule Herrn Dr. Winderlich und den praktischen Arzt Herrn Dr. Reissner in Erfurt zu ordentlichen Mitgliedern und folgende Herren zu auswärtigen und korrespondierenden Mitgliedern der Akademie zu ernennen: den städtischen Schulinspektor Herrn Schulrat Dr. Fritz Jonas in Berlin, den Direktor des Provinzialmuseums Herrn Major a. D. Dr. Otto Förtsch in Halle a. S., den Rektor der lateinischen Hauptschule und Kondirektor der Frankeschen Stiftungen Herrn Dr. Alfred Rausch in Halle a. S., den Archivrat a. D. Herrn Dr. Paul Mitzschke in Weimar und den Direktorial-Assistenten am Königl. Museum für Völkerkunde Herrn Dr. Alfred Götze in Berlin-Grosslichterfelde.

Der Senat beschliesst auf Antrag des Sekretärs ein gedrucktes Rundschreiben an alle auswärtigen und korrespondierenden Mitglieder abzusenden, in welchem denselben Winke erteilt werden, wie sie ihr Interesse für die Akademie bethätigen können.

Der Vicepräsident teilt mit, dass Seine Excellenz der Kultus-

minister die von ihm für die Akademie beantragte Portofreiheit abgelehnt hat.

14. Vierte ordentliche Versammlung am 27. März 1901.

Das ordentliche Mitglied Herr Geheimer Baurat Lochner liest eine Abhandlung über: »Das Jahrhundert des Dampfes, eine technische Studie.« Am Anfange eines neuen Jahrhunderts erscheint es angezeigt rückschauend zu prüfen, was das vorige gebracht hat, welches Gebiet es war, auf dem diejenige Arbeit geleistet wurde, die einen bestimmenden Einfluss auf die Gestaltung unserer Lebensbedingungen gehabt hat und die das Kennwerk der vergangenen Epoche bilden wird. Zweifellos sind die grössten Fortschritte der Kultur, die das vorige Jahrhundert gezeitigt hat, in der ausserordentlichen Förderung der Naturwissenschaften zu finden. Robert Mayer in Heilbronn entdeckte das für ewige Zeiten gültige Gesetz von der Erhaltung der Kraft, Bunsen und Kirchhof schufen die Spektralanalyse, durch die es möglich ward, das Universum bis in unendliche Fernen zu erforschen, und diesen Fortschritten auf dem Gebiete der Wissenschaft schliessen sich die Erfindungen der Technik würdig an. Hierzu gehört in erster Reihe die nutzbare Verwertung der Dampfkraft durch die Erfindung der Dampfmaschine; und wenn diese auch noch in das Ende des 18. Jahrhunderts fällt, so gehört ihre Anwendung im praktischen Leben doch unstreitig dem vergangenen Jahrhundert an. Nur durch die Fesselung des Dampfes und die Ausnützung seiner Expansivkraft hat sich der Verkehr zwischen den Völkern des ganzen Erdballes im vergangenen Jahrhundert in grossartiger, nichtgeahnter Weise entwickelt. Überall, wohin wir blicken, finden wir den Dampf als förderde motorische Kraft und die Dampfmaschine als den allezeit bereiten Diener des Menschen, der ihm bei seiner Arbeit hilft und es ihm möglich macht, grossartige Unternehmungen auszuführen, durch welche die Menschheit auf eine höhere Kulturstufe gelangt. Es kann deshalb mit vollem Rechte das vergangene Jahrhundert als das Zeitalter des Dampfes bezeichnet werden. Der Vortragende legt nun zunächst dar, wie die nutzbare Verwendung des Dampfes in der Maschine erfunden worden ist, und wie sich diese Erfindung im vergangenen Jahrhundert entwickelt hat. Das Kraftvermögen des Wasserdampfes war schon vor Beginn unserer Zeitrechnung, wie nachgewiesen ist, sowohl Archimedes wie auch Heron von Alexandrien bekannt; aber fast 2000 Jahre sind vergangen, ehe die Benutzung der Dampfkraft für praktische Zwecke gefunden wurde. Dies war erst möglich, nachdem Prof. Black an der Universität zu Glasgow die Wärmetheorie aufgestellt und praktisch verwertbar entwickelt hatte. Dem Schüler des Genannten, James Watt, gelang es am Ende des 18. Jahrhunderts, die neue Lehre siegreich in das praktische Leben einzuführen und die

Dampfmaschine der ihrer harrenden Aufgabe fähig zu machen. Auf der von Black aufgestellten Theorie fussend und auf eine Reihe von ihm selbst ausgeführter scharfsinniger Untersuchungen und auf wissenschaftliche Forschungen gründete Watt, vorbildlich für alle späteren Ingenieure, seine konstruktive Thätigkeit, die Erfindung der Dampfmaschine ist daher ein Ergebnis wissenschaftlicher Erkenntnis.

Die Weiterentwicklung der Dampfmaschine, insbesondere in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, ist eine so rapide und so vielseitige gewesen, dass es kaum möglich ist, ein völlig umfassendes und zutreffendes Bild dieses Entwicklungsganges zu geben. Der Vortragende beschränkt sich deshalb darauf, von den ausserordentlich vielfachen und verschiedenen Verwendungsarten der Dampfmaschine nur auf diejenige näher einzugehen, welche die umfangreichste ist und am tiefsten in das Leben eingreift, das ist die Ausbildung und Verwendung der Dampfmaschine als Lokomotive im Eisenbahnbetrieb. Im Jahre 1814 ist die Dampfmaschine zum ersten Male als Lokomotive von Stephenson angewendet worden, um Bergprodukte auf der Stockton—Darlington-Bahn in England zu befördern. Erst Ende des zweiten Decenniums des 18. Jahrhunderts wurden Lokomotiven zur Personenbeförderung verwendet. Mitte der 30er Jahre kamen die ersten englischen und später auch amerikanischen Lokomotiven nach Deutschland. Der deutsche Lokomotivbau datiert erst vom Jahre 1840, in welchem Jahre in der Maschinenfabrik der Wien-Gloggnitzer Eisenbahn die ersten vier Lokomotiven gebaut wurden. Mit glänzendem Erfolge wurde der Lokomotivbau von A. Borsig betrieben, aus dessen Fabrik ging am 24. Juli 1841 die erste, am 20. September 1846 die hundertste und am 21. August 1858 die tausendste Lokomotive hervor. Welche wichtige Rolle der durch Dampf vermittelte Eisenbahnverkehr im Völkerleben spielt, ergiebt sich aus der Länge der Verkehrswege, der Zahl der Betriebsmittel und dem Umfange der Transporte. Die Gesamtlänge des Eisenbahnnetzes, das sich über die ganze Erde erstreckt, kann heute mit 770—800000 km beziffert werden. Diese Länge ist gleich der doppelten Entfernung des Mondes von der Erde und sie würde hinreichen, um 20 Meridiane unserer Erdkugel mit Eisenbahnen zu umspannen. Auf diesen Gleisen bewegt sich ein Fahrpark von 140000 Lokomotiven und 4 Millionen Wagen, um den Transport von jährlich 4 Milliarden Personen und 2 Milliarden Tonnen Güter zu vermitteln. Um einen Begriff von dem Werte zu geben, welchen das gesamte Eisenbahnnetz repräsentiert, wird erwähnt, dass die Anlagekosten desselben etwa 145 Milliarden Mark betragen. Zum Transport dieser Wertsumme in 20-Markstücken würden etwa 5800 Eisenbahnwagen von je 10000 kg Tragfähigkeit erforderlich sein. Die ungeheuere Entwicklung des Verkehrs innerhalb eines Jahrhunderts ist ausschliesslich durch die

Erfindung der Dampfmaschine und der Lokomotive möglich geworden, und es kann diese deshalb wohl mit vollem Rechte als die grossartigste Schöpfung des 19. Jahrhunderts und dieses selbst als das Zeitalter des Dampfes bezeichnet werden.

Am Schlusse seiner Ausführungen erörtert der Vortragende die Frage, welche weiteren Fortschritte in der Verwertung der Dampfkraft voraussichtlich noch zu erwarten sind, und vertritt die Anschauung, dass die Grenze nahezu erreicht ist, über welche hinaus eine weitere Entwicklung nicht zu erwarten steht. Dagegen steht eine andere motorische Kraft in der blühendsten Entwicklung, das ist die Elektricität. Schon hat sich diese in der Industrie ein weites Feld erobert und tritt auch bereits im Eisenbahnbetriebe mit der Dampfkraft in Konkurrenz. Die Vorteile des elektrischen Betriebes liegen in der Einfachheit der elektrischen Motoren, in der leichten Anpassungsfähigkeit der elektrischen Energie und in ihrer einfachen Zuführung durch ein paar glatte Drähte bis nach der entferntesten Stelle. Es erscheint kaum zweifelhaft, dass das jetzige Jahrhundert nicht mehr in seinem ganzen Verlaufe dem Zeitalter des Dampfes angehören, mit ihm vielmehr ein neues Zeitalter, das der Elektricität, beginnen wird. Der begonnene Kampf wird noch längere Zeit fortdauern, die Anhänger des Bestehenden werden versuchen, den Dampfbetrieb zu erheblicheren Leistungen fähig zu machen, um gegenüber dem Neuen bestehen zu können; als sicher ist aber anzunehmen, dass die Elektricität das ihr nach ihren Eigenschaften zugehörige Feld erobern wird, und das Ergebnis dieses Kampfes wird immer der Allgemeinheit zu gute kommen.

15. Fünfte ordentliche Versammlung am 24. April.

Das auswärtige und korrespondierende Mitglied der Akademie Herr Geheimer Sanitätsrat Dr. Köster aus Naumburg a. S. liest eine Abhandlung: »Über die Persönlichkeit des Horaz in seinen Oden«. Um die Zuhörer mit seiner bei Andreas Perthes in Gotha erschienenen Übersetzung der Lieder des Horaz im antiken Vermass mit Reimen bekannt zu machen, entwirft der Vortragende ein Charakterbild des römischen Dichters, dessen religiöse und ethische Grundsätze ihn zum Sittenprediger eines sinkenden Staatslebens befähigten, und der als einheitliche Persönlichkeit auch heute noch unsere Liebe und Anerkennung verdient. An den Vortrag knüpfte sich die Diskussion, ob der Reim bei der Übertragung im antiken Versmasse angebracht sei oder nicht. Einstimmig war man der Ansicht, dass die Behandlung der Oden in der angegebenen Weise für unser Ohr eine durchaus zutreffende und angenehme sei, und dadurch das Verständnis des Dichters wesentlich gefördert werde.

16. Sechste ordentliche Versammlung.

Der Sekretär teilt mit, dass die Herren Kammerherr Dr. Stephan Kekule von Stradonitz in Berlin-Grosslichterfelde

und Professor Dr. Althof in Weimar zu auswärtigen und korrespondierenden Mitgliedern ernannt worden sind.

Das ordentliche Mitglied Herr Pastor Dr. Lic. Schulze liest eine Abhandlung über: »Darstellung der negativen Auffassung des Bösen und Versuch einer positiven Auffassung«. In Fortsetzung seiner früheren Leibnizstudien (in Fichte-Ulricis Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik 1877, Bd. 70, 2), in denen er den Begriff des malum metaphysicum und malum physicum bei Leibniz genau zu bestimmen gesucht, stellt sich der Vortragende hier die Aufgabe, die Leibnizsche Auffassung des »moralischen Übels« darzustellen und zu beurteilen. Wie nach Leibniz das Übel im allgemeinen in der Privation oder im Mangel an Vollkommenheit besteht, so auch im besonderen das moralische Übel oder das Böse. Und zwar handelt es sich hier um einen Mangel an Vollkommenheit des Intellekts und des Willens. Wie ist diese Privation vorzustellen? So: Der Wille trachtet im allgemeinen nach dem Guten; wenn aber der Intellekt, der wegen der ihm natürlichen Beschränktheit (Unvollkommenheit) nicht alles klar und deutlich erkennt, durch den Schein getäuscht, ein geringeres Gut, das immer den Charakter des Übels hat, oder auch ein wahres Übel, das aber unter einem scheinbaren oder vermeintlichen Gut sich birgt, irrtümlicherweise als ein grösseres oder ein wahres Gut uns hinstellt, und der Wille nun dieses geringere oder vermeintliche Gut erwählt und zu erreichen trachtet, so besteht eben in diesem Mangel des Weiterstrebens nach einem höheren oder wahren Gut das moralische Übel oder das Böse. Das letzte Prinzip des moralischen Übels, wie das alles Übels überhaupt, liegt in der ideellen ursprünglichen Beschränktheit der Kreatur. Die ideelle Natur der Kreatur, wie sie in den im göttlichen Intellekt ruhenden »ewigen Wahrheiten« gegründet ist, bringt es mit sich, dass die Kreatur nur mit beschränkter Vollkommenheit begabt sein kann. Da nun die Vollkommenheit nach Leibniz vornehmlich in klaren und deutlichen »Perzeptionen« besteht, so folgt, dass keine Kreatur ganz frei von »konfusen Perzeptionen«, weil nie ganz ohne »Schranke« (»Materie«) sein kann, denn sonst wäre sie Gott, und das gilt selbst von den Engeln. Aufs kürzeste gesagt besteht also das Böse nach Leibniz in oder folgt aus der Privation. Leibniz bekennt sich also zur privativen oder — streng genommen — rein negativen Auffassung des Bösen. Nachdem der Vortragende dieselbe bereits bei Plotin, Basilius, Origenes, Augustinus und den Scholastikern nachgewiesen, geht er an die kritische Beleuchtung derselben und zwar vom empirischen und vom spekulativen Standpunkte aus. Schon die Erfahrung lehrt, dass das Böse sehr oft durchaus nicht bloss als in einem Mangel oder einer Schwäche des Willens und Verstandes begründet erscheint, sondern mit ungewöhnlicher körperlicher und geistiger Kraft, sinn- und erfindungsreichem Verstande,

lebhafter Phantasie, kräftigem Affekt, ausserordentlicher Energie des Willens verbunden. Die Bösewichte sind sehr oft nicht die Schwächeren, sondern die von Natur Begabteren und Stärkeren. . . . Vom spekulativen Standpunkt aus aber muss man sagen, dass Leibniz das Böse oder das malum morale auf das »metaphysische« Übel zurückführt oder darin auflöst, indem er 1) das Böse in letzter Linie herleitet aus der Unvollkommenheit des Intellekts, was nach seiner eigenen Aussage ein metaphysischer Mangel ist, indem er 2) das Böse bestehen lässt in mangelhaftem Willensstreben, wobei entweder der Wille »alacritatis defectu refringitur« — ein metaphysischer Mangel, oder sich auf minder wertvolle (weniger Realität oder »Essenz« enthaltende) Güter richtet — wieder eine lediglich metaphysische Betrachtung und Schätzung. Auf diese Weise bringt es Leibniz nur zu einem quantitativen und relativen Unterschied zwischen gut und böse, nicht zu einem qualitativen und absoluten. Einen wahrhaft bösen Willen kennt Leibniz nicht, da ja nach seiner Meinung der Wille eigentlich immer auf das Gute gerichtet ist (»tend au bien en général«) und nur, durch den Irrtum des Intellekts getäuscht, oft etwas weniger Reales oder metaphysisch Vollkommenes resp. Gutes erstrebte. Diesen Mangel des Weiterstrebens des Willens nach einem höheren Gut nennt Leibniz »Privation« — wieder eine rein metaphysische Betrachtung, wobei Leibniz nicht scharf unterscheidet zwischen »Negation«, d. h. einem Defekt oder Mangel, welcher der Natur eines Dinges nicht widerstreitet, vielmehr gerade die individuelle Eigenart des Dinges ausmacht (denn die Dinge unterscheiden sich dadurch von einander, dass in dem einen etwas nicht ist, was an einem anderen ist), und »Privation«, d. h. einem Mangel, welcher dem Wesen oder der Natur des Dinges widerstreitet, oder Mangel an Etwas, was notwendig und naturgemäss in einem Dinge sein müsste. Da nun aber die »Privation«, in der nach Leibniz das Böse besteht, aus der natürlichen ursprünglichen Beschränktheit der Kreatur folgt, so entspricht sie eben der Natur des Geschöpfes, widerspricht ihr nicht, ist also in Wahrheit keine Privation, sondern eine einfache »Negation«. So wird also von Leibniz das Böse oder malum morale wieder auf das malum metaphysicum zurückgeführt. Da nun aber alles Endliche seiner Natur nach mit solchem metaphysischen Mangel behaftet ist, so kommt die Leibnizsche Theorie folgerichtig auf den Satz: »Alles Endliche als solches ist bös«, d. h. es verschwindet ihr aller Unterschied zwischen gut und böse!« Unter anderem Gesichtspunkte kann man dafür auch sagen: nach dieser Theorie kann und wird das Böse in Ewigkeit nie ganz verschwinden, so gewiss auch die höchsten und heiligsten Geister, da sie nun einmal endlich geschaffen sind, nie ganz ohne die metaphysische Schranke der Endlichkeit, also auch nicht ohne ein Minimum von Beschränktheit auch im Guten, d. h. nicht absolut ohne

Böses sein können. Eine Theorie, die zu solchen Konsequenzen führt, kann aber nicht befriedigen; darum giebt Vortragender zum Schluss noch den Versuch einer »positiven« Auffassung des Bösen.

17. Sechste öffentliche Versammlung am 5. Juni 1901.

Das auswärtige und korrespondierende Mitglied der Akademie, der Fürstlich Schaumburg-Lippesche Kammerherr Herr Dr. Stephan Kekule von Stradonitz, hält einen Vortrag über: »Eine heraldische Episode aus Goethes Leben«. In den »Gesprächen Goethes« findet sich ein solches mit Eckermann vom 6. April 1829 aufgezeichnet (Biedermann, Bd. 7, S. 51 ff.), aus dem erhellt, dass Goethe für seinen Freund Zelter ein Wappen erfunden hat, von dem Graveur Facius in Weimar ein Petschaft mit diesem Wappen hat stechen lassen und das Petschaft Zelter schickte. Auch in dem Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter (Riemer, Bd. 5 und 6) ist von dem Vorgange oft die Rede (Zelter an Goethe, 21. Februar 1829; Goethe an Zelter, 4. März 1829; Zelter an Goethe, 9. März 1829; Goethe an Zelter, 28. März 1829; Zelter an Goethe, 31. März 1829 und 10. April 1829; Goethe an Zelter, 28. April 1829; Zelter an Goethe, 1. Mai 1829). Das Petschaft war bisher verschollen. Der Vortragende hat es im Besitze der Nachkommen Zelters aufgefunden. Gegenwärtige Eigentümerin ist Frau Cäcilie Zelter in Berlin. Es ist ein einfaches Petschaft mit hölzernem Griff. Die Grösse der gravierten Messingplatte beträgt 30 zu 24 Millimeter. Das Wappen zeigt im Schilde über einer Zinnenmauer ein nach links springendes geflügeltes Ross (Pegasus). Auf dem ungekrönten Helme befindet sich als Helmzier zwischen einem sogenannten offenen Fluge (zwei Adlerflügeln) eine Leyer, über der Leyer ein Stern. Unter dem Schilde hängt der Rote Adlerorden. Der Sinn, den Goethe mit diesen Wappenbildern verband, ist in den Aufzeichnungen Eckermanns überliefert. Das Wappen ist einmal redend: es enthält das Ross, den Zelter, aber das Ross ist geflügelt, es ist der Pegasus, der sich über die Zinnenmauer emporschwingt. Die Zinnenmauer deutet auf den Beruf Zelters als Maurermeister und Bauherr. Vom Handwerker wurde er zum Künstler, zum Komponisten, deshalb schuf Goethe den Zelter, den sich der Freund ins Wappen gewünscht hatte, zum Pegasus um. Damit aber kein Zweifel sei, dass es sich um einen Tonkünstler handelte, setzte Goethe als Kleinod auf den Helm die Leyer. Über der Leyer steht der Stern, den man ebensogut mit Eckermann so deuten kann, dass Zelter unter dem Einfluss günstiger Gestirne sich durch die Leyer Ruhm erworben habe, wie derart, dass ihm die Musik, die Leyer, zum Ruhme wurde. Die Erfindung dieses Wappens durch Goethe bezeichnete der Vortragende vom heraldischen Standpunkte aus als eine äusserst glückliche. Die künstlerische Darstellung

des Wappens auf dem Petschaft giebt weder zu besonderem Lobe noch zu Tadel Veranlassung. Noch einmal hat sich Goethe später mit dem Wappen Zelters beschäftigt, diesmal ausschliesslich mit dessen künstlerischer Darstellung, als im Jahre 1831 von Freunden Zelters die Herstellung einer Zelter-Medaille durch Angelika Facius, die Tochter des Graveurs des Petschaftes, geplant war.* Die Anregung, das Wappen auf der Rückseite der Medaille anzubringen, ging von Zelter aus (Zelter an Goethe, 7. Januar 1831). Goethe ging auf den Gedanken sofort ein und hat in drei ausführlichen Briefen (12. Januar, 4. Februar, 9. Juni) an Zelter sich mit der grössten Ausführlichkeit über die künstlerische Darstellung des Wappens auf der Medaille verbreitet. Nach seinen Angaben ist die Medaille ausgeführt worden. Das Wappen ist seinem Inhalte nach genau dasselbe wie auf dem Petschaft, aber die künstlerische Ausführung des Wappens ist eine ganz andere. »Das Ganze ist mit solcher Leichtigkeit und Zierlichkeit aufgebaut, es ist so vorzüglich gelungen, dass man kaum eine Linie geändert sehen möchte.« Das ist das fachmännische Urteil, zu dem der Vortragende gelangt. Goethe hatte somit nicht nur allen Grund, auf seine Erfindung des Zelter-Wappens stolz zu sein, von dem er selbst gesagt hat, »ein guter Geist« habe es ihm »eingegeben«, sondern er hat eine nicht geringe Kenntnis der Wappenkunst bewiesen. Das ist um so beachtenswerter, als die Heraldik zu jener Zeit so ziemlich auf dem Tiefpunkt des Verfalles angelangt war.

18. Sitzung des Preisrichterkollegiums der Akademie am 22. Juni 1901.

Das Kollegium erkennt auf Grund eingehender Prüfung von den 75 eingegangenen Preisschriften drei für würdig, auf die engere Wahl gesetzt zu werden, und beschliesst einstimmig, die Abhandlung des Königl. Schulkommissars und Stadtschulrats Dr. Georg Kerschensteiner in München mit dem von der Akademie im vorigen Jahre ausgesetzten Preise von 600 Mark auszuzeichnen.

19. Siebente ordentliche Versammlung am 26. Juni 1901.

Der Sekretär berichtet über den Beschluss des Preisrichterkollegiums und über die bei Gelegenheit der Goethe-Versammlung am 31. Mai ihm gewährte Audienz bei Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar.

Das ordentliche Mitglied Herr Gymnasial-Oberlehrer Schulze liest eine Abhandlung über „Die Entwicklung der magnetoelektrischen und dynamoelektrischen Maschinen“. Nachdem er über die Vorzüge der elektrischen Energie gegenüber den übrigen einiges erwähnt hatte und die Gesetze von Ampère und Faraday, auf denen die Wirkung der Maschinen beruht, kurz angegeben hatte, skizzierte er in grossen Zügen die Fortschritte, die im Bau der Maschinen selbst gemacht wurden.

Ausgehend von den ursprünglichen Apparaten der Comp. d'Alliance erwähnte er die Anwendung der Elektromagnete durch Wilde. die Einführung des Grammeschen Ringes und des Dynamoprinzips durch Siemens, ferner die verschiedenen Arten der jetzt gebräuchlichen Anker und die neuen Drehstrommaschinen. Hierauf ging er auf die Schwierigkeiten ein, die sich der Verbindung der elektrischen Maschine mit der Dampfmaschine entgegenstellten, und die vielen Verbesserungen, die dabei gemacht wurden, bis zu den langsam gehenden Dampfdynamos. Nun besprach er die Verwendung der elektrischen Energie, kam hierbei auf die elektrische Kraftübertragung zu sprechen und erläuterte die Anwendung der elektrischen Maschinen als Gleichstrom-, synchrone Wechselstrom- und Drehstrommotoren. Zum Schluss gab er einen Ausblick auf die Zukunft, und legte dar, wie sich das Leben gestalten wird, wenn es gelungen ist, die elektrische Energie billiger als bisher herzustellen.

20. Fünfte Sitzung des Senates am 26. Juni 1901.

Der Senat beschliesst das Nähere über die Veröffentlichung der am 22. Juni von dem Preisrichterkollegium gekrönten Preisarbeit und ernennt den Verfasser derselben, Herrn Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner in München, zum auswärtigen und korrespondierenden Mitgliede der Akademie.

III. Nekrolog

des früheren langjährigen Senatsmitgliedes der Akademie, des in Berlin verstorbenen Gymnasialprofessors Dr. Alfred Breysig.

Vom

auswärtigen und korrespondierenden Mitgliede, Universitätsprofessor Dr. Kurt Breysig in Berlin.

Alfred (August Bernhard) Breysig wurde am 8. Oktober 1831 geboren als Sohn des Lehrers an der Königlichen Kunstschule zu Danzig J. B. Breysig und besuchte von 1839 bis 1850 das Gymnasium seiner Vaterstadt. Er studierte klassische Philologie auf den Universitäten Breslau und Berlin. Er hörte in Berlin die Vorlesungen von Haupt, Lachmann, Meineke, nahm auch an den philosophischen Kollegien Trendelenburgs, den Sanskrit-Vorträgen Webers teil, wurde aber entscheidend von dem damals noch jungen Martin Hertz beeinflusst. Als dessen Schüler hat er seine Dissertation de P. Nigidii Figuli fragmentis apud scholiasten Germanici servatis geschrieben (Berlin 1854), von ihm erhielt er auch die Anregung und mannigfaltige Unterstützung für die Studien, denen er von da ab alle ihm übrig bleibende Mussezeit

neben seinem Lehramte widmete und denen er auch am Abend seines Lebens nach vollbrachter zweiundvierzigjähriger Dienstzeit treu geblieben ist, bis ihm mitten in der Arbeit der Tod die Feder aus der Hand nahm. Es waren die verschiedenen Formen der Übersetzung und Nachahmung, in denen der Grieche Arat und sein astronomisches Lehrgedicht auf die römische Litteratur der frühen und späten Kaiserzeit eingewirkt haben. Diesem Stoffkreise und insbesondere den Dichtungen des Germanicus und des Avienus hat Breysig in wohlbedachter Beschränkung seine gesammelte Kraft zugewandt und dabei die besten Erfolge gehabt. Seine Textausgaben, Germanici Caesaris Aratea cum scholiis (Berlin 1867), Rufi Festi Avieni Aratea (Leipzig 1882), sein Germanicus in erneuter Durchsicht (Leipzig 1899) waren überaus sorgfältige, mit allen Hilfsmitteln kritisch-philologischer Wissenschaft und unter Ausnutzung eines über ganz Europa zerstreuten Handschriftenschatzes unternommene Editionsarbeiten, deren vollkommene Zuverlässigkeit und glückliche Konjekturenthätigkeit von den berufenen Urteilen der klassischen Altertumswissenschaft höchlich anerkannt worden sind. Noch die letzten Jahre des Verstorbenen, der nach seinem Abschied aus dem Schuldienst diesen Forschungen freudig seine ganze Arbeitskraft widmete, galten der Vorbereitung und fast völligen Fertigstellung einer weiteren Textbearbeitung dieser Litteraturgruppe; nämlich der Geographischen Gedichte des Avienus. Der Ausgabe, die sich im Nachlass des Verstorbenen fast druckfertig vorfand, ist durch die Mühwaltung eines treuen jüngeren Freundes, des Privatdozenten Dr. von Winterfeld, die sachkundigste Veröffentlichung gesichert; sie wird im Jahre 1902 erscheinen.

Neben seiner Wissenschaft, der er einen so treuen und erfolgreichen Eifer zuwandte, hat Breysig dem Lehramt, das er sich früh als praktischen Beruf wählte, mit der grössten Hingabe und einem niemals müden Fleisse gedient. Er hat vom 1. Januar 1855 ab an der städtischen Realschule (heutigem Realgymnasium) zu Posen, vom 1. Oktober 1868 ab an dem Königlichen Gymnasium zu Erfurt nacheinander als Lehrer, Oberlehrer und Professor gewirkt. Auch im Schuldienst von peinlicher Gewissenhaftigkeit, verwandte er auf ihn den grössten Teil seiner Arbeitskraft und that sich gar nicht genug in der Bereitstellung immer neuen Lehrstoffes für den Unterricht im Lateinischen und Griechischen, den er die längste Zeit an den höheren Klassen der Erfurter Anstalt erteilte. Wie ihm die Anerkennung seiner Vorgesetzten nicht fehlte — er erhielt bei der letzten Neuorganisation des höheren Lehrerstandes den Rang der Räte vierter Klasse und kurze Zeit vor seinem Dienstabschiede den Roten Adlerorden, — so war ihm besonders wohlthuend, dass ihm von seinen Schülern dann, wenn sie selbst in Ämter und höheres Lebensalter aufgestiegen waren, häufig Liebe und Dankbarkeit bezeigt wurde, obwohl er seiner ernsten Natur nach sich

diesen Lohn nie durch lässige Nachgiebigkeit zu erkaufen gesucht hatte.

Auch ein Teil von Breysigs litterarischer Thätigkeit war der Schule gewidmet; er hat einen Auszug aus der deutschen Grammatik für Schulzwecke verfasst, der von 1866 bis 1884 drei Auflagen erlebte, und er hat Rinnes rhetorische Werke, eine Dispositionslehre und eine praktische Stillehre, in neuen Ausgaben bearbeitet. Eine kleine Schrift Von deutschen Familiennamen und Namenbüchlein (1871) stellt einen selbständigen Nebenertrag dieser Studien dar.

Der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften gehörte Breysig seit 1868 als ordentliches, seit 1892 als Senatsmitglied an. Er hat an ihren Arbeiten immer mit Liebe und Eifer teilgenommen. Wie er bestrebt war, ihr die Ergebnisse seiner Facharbeiten nutzbar zu machen, zeigt ein für sie gearbeiteter und nächstdem auch in ihren Jahrbüchern (Neue Folge Heft XVII) veröffentlichter Vortrag über Germancius (2. Auflage 1892). Breysigs wissenschaftliche und pädagogische Verdienste sind von berufener Hand gewürdigt worden in dem Osterprogramm des Königl. Gymnasiums zu Erfurt vom Jahre 1898/99. Nach seinem am 22. Juni 1901 erfolgten Tode widmete ihm der Direktor und das Lehrerkollegium des Erfurter Gymnasiums einen im Allgemeinen Anzeiger für Stadt und Kreis Erfurt veröffentlichten warmen Nachruf.

IV. Statistische Mitteilungen.

Verzeichnis der Mitglieder

der Königlichen Akademie im Jahre 1901.[1])

Gesamtzahl: 165.

1. Protektorat.

Protektor: Seine Majestät der deutsche Kaiser und König von Preussen Wilhelm II.

2. Präsidium.

Präsident: Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Preussen.

[1]) Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

3. Ehrenmitglieder (13).

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach. 1901.
Seine Excellenz Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen, Staatsminister a. D. 1891.
Seine Excellenz Herr von Pommer Esche, Oberpräsident a. D., in Magdeburg. 1894.
Der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Herr von Brauchitsch, Regierungspräsident a. D., in Mittel-Gerlachsheim bei Marklissa in Schlesien. 1891.
Herr Regierungspräsident von Dewitz in Erfurt. 1899.
„ Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen a. D., in Merseburg. 1894.
„ D. Dr. Wilhelm Schrader, Geheimer Oberregierungsrat, Kurator der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1894.
„ Geh. Regierungs- u. Obermedicinalrat a. D. Dr. Schuchardt, in Gotha. 1868.
Seine Excellenz der Wirkliche Geheime Rat und ordentliche Professor der Philosophie und neueren deutschen Litteratur an der Universität Heidelberg, Herr Dr. Kuno Fischer in Heidelberg. 1897.
Herr Sektionschef Dr. phil. et jur. Theodor Ritter von Sickel, Universitätsprofessor u. Direktor des Istituto Austriaco di studii storici zu Rom a. D., in Meran. 1897.
„ D. Dr. Adolf Hilgenfeld, Grossherzoglich Sächsischer und Herzoglich Meiningischer Geheimer Kirchenrat und ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Jena, Ehrenbürger der Stadt Jena, in Jena. 1897.
„ Oberkonsistorialrat D. Dr. Julius Köstlin, ordentlicher Professor der Theologie an der Königl. Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1898.
Der Kaiserliche Ministerialrat z. D. Herr Dr. August Baumeister in München. 1899.

4. Mitglieder des Senates (9).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Vicepräsident der Akademie. 1892.
„ Gymnasialprofessor Dr. Heinzelmann, Sekretär der Akademie. 1875.
„ Apotheker Dr. Biltz, Rendant der Akademie. 1850.
„ Schuldirektor a. D. Neubauer. 1863.
„ Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1892.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt. 1877.

Herr Pastor Oergel. 1891.
„ Oberbürgermeister Dr. Schmidt. 1897.
„ Landgerichtsrat Dr. Jacobsen. 1892.

5. Ordentliche Mitglieder (44).[1]

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Realschulprofessor Apel. 1897.
„ Dr. med. Axmann, praktischer Arzt. 1899.
„ Senior, Superintendent und Pastor D. Dr. Bärwinkel. 1891.
„ Amtsgerichtsrat Becker. 1897.
„ Gymnasialprofessor Dr. Beermann. 1896.
„ Stadtschulrat Dr. Brinckmann. 1897.
„ Gymnasialprofessor Dr. Brünnert. 1892.
„ Gymnasialprofessor Dr. Cramer. 1897.
„ Realschuloberlehrer Dischner. 1897.
„ Pastor Fritzsche. 1895.
„ Oberregierungsrat Dr. jur. Geutebrück. 1889.
„ Geschichts- und Porträtmaler Eduard von Hagen. 1891.
„ Realgymnasialprofessor Hellmann. 1897.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Herwig. 1898.
„ Justizrat Huschke. 1895.
„ Oberstleutnant a. D. Kubale. 1899.
„ Sanitätsrat Dr. Loth. 1893.
„ Geheimer Kommerzienrat Ferdinand Lucius. 1893.
„ Realgymnasialoberlehrer Dr. Martens. 1895.
„ Justizrat Dr. Martinius. 1894.
„ Postbaurat a. D. Neumann. 1895.
„ Gymnasialprofessor Dr. Pöhlig. 1899.
„ Oberregierungsrat Dr. Pohle. 1898.
„ Dr. med. Reissner, prakt. Arzt. 1901.
„ Gymnasialprofessor Rumler. 1899.
„ Pfarrer D. Schauerte. 1898.
„ Pfarrer Scheibe. 1898.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Schmitz. 1877.
„ Ober- und Geheimer Regierungsrat Scholtz. 1897.
„ Generalmajor z. D. Freiherr von Schroetter. 1900.
„ Realgymnasialprofessor Schubring. 1877.
„ Pastor Lic. Dr. Schulze. 1889.
„ Gymnasialoberlehrer Schulze. 1897.
„ Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
„ Professor Dr. med. Stacke. 1898.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Emil Stange, Bibliothekar der Akademie. 1891.
„ Realgymnasial-Oberlehrer Dr. Paul Stange. 1899.
„ Friedrich Treitschke sen. 1897.

---

[1]) Die Reihenfolge ist hier, wie unter Nr. 6, nach dem Alphabet bestimmt

Herr Realschuldirektor Dr. Venediger. 1892.
„ Dr. med. Weitemeyer, Augenarzt. 1899.
„ Justizrat Dr. Weydemann. 1894.
„ Pastor emer. Wiegand. 1894.
„ Dr. Winderlich, Direktor der städtischen höheren Mädchenschule. 1901.
„ Sanitätsrat Dr. Zschiesche. 1893.

6. Auswärtige Mitglieder (97).[1]

Herr Pastor Lic. Albrecht in Naumburg a. S. 1896.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Althof in Weimar. 1901.
„ Universitätsprofessor Dr. Bäntsch in Jena. 1892.
„ Geh. Oberschulrat Gymnasialdirektor Dr. von Bamberg in Gotha. 1899.
„ Geh. Medicinalrat Dr. Behring in Marburg. 1894.
„ Amtsgerichtsrat Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Geh. Oberregierungsrat Kammerherr Graf von Bernstorff in Berlin. 1892.
„ Stiftssuperintendent und Erster Domprediger Professor Bithorn in Merseburg. 1894.
„ Regierungs- und Baurat Boie in Kattowitz, O. S. 1899.
„ Oberbibliothekar Geh. Hofrat von Bojanowski in Weimar. 1899.
„ Universitätsprofessor Dr. Breysig in Wilmersdorf-Berlin. 1894.
„ Dr. Brode, Privatdozent an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Brunckow, Schriftsteller in Schlachtensee (Kreis Teltow). 1880.
„ Archivdirektor Geh. Hofrat Dr. Burkhardt in Weimar. 1899.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Bussler in Metz. 1890.
„ Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Conrad in Halle a. S. 1894.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Dobenecker in Jena. 1897.
„ Universitätsprofessor D. Ecke, in Königsberg i. Ostpr. 1899.
„ Oberbibliothekar Professor Dr. Ehwald in Gotha. 1900.
„ Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. Eucken in Jena. 1894.
„ Militärpfarrer Falke in Berlin. 1894.
„ Gymnasialoberlehrer a. D. Professor Dr. Fechner in Breslau. 1860.

---

[1]) Wir bitten dringend, uns von jeder inzwischen erfolgten Veränderung hinsichtlich des Wohnortes oder des Titels der verehrten Mitglieder Kenntnis zu geben. Der Herausgeber.

Herr Major a. D. Dr. O. Förtsch, Direktor des Provinzialmuseums in Halle a. S. 1901.
„ Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat D. Dr. Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1899.
„ Gymnasialdirektor Schulrat Dr. Funck in Sondershausen. 1900.
„ Bibliothekar Professor Dr. H. Georges in Gotha. 1899.
„ Dr. A. Götze, Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin. 1901.
„ Gymnasialprofessor Dr. H. Grössler in Eisleben. 1899.
„ Bibliotheksdirektor a. D. Geh. Regierungsrat Dr. Hartwig in Marburg a. L. 1894.
„ Universitätsprofessor Konsistorialrat D. Haupt in Halle a. S. 1893.
„ Militäroberpfarrer und Konsistorialrat Dr. Heine in Königsberg in Ostpr. 1891.
„ Militäroberpfarrer und Konsistorialrat Dr. Hermens in Magdeburg. 1897.
„ Geheimer Regierungs- und Provinzialschulrat Herrmann in Berlin. 1894.
„ Landgerichtspräsident Herrmann in Nordhausen a. H. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. E. Hesse in Magdeburg. 1885.
„ K. K. Schulrat Dr. Hintner, Professor am akademischen Gymnasium in Wien. 1894.
„ Universitätsprofessor Dr. H. Hübschmann in Strassburg i. Els. 1875.
„ Stadtpfarrer Lic. Hummel in Crailsheim in Württ. 1893.
„ Archivrat Dr. Jacobs, Fürstlicher Archivar und Bibliothekar in Wernigerode. 1899.
„ Schulrat Dr. F. Jonas, städt. Schulinspektor in Berlin. 1901.
„ Universitätsprofessor Konsistorialrat D. Kawerau in Breslau. 1898.
„ Dr. jur. et phil. Stephan Kekule von Stradonitz, Kammerher S. D. des Fürsten zu Schaumburg-Lippe. in Berlin-Grosslichterfelde. 1901.
„ Archivrat Dr. L. Keller in Charlottenburg-Berlin. 1894.
„ Stadtschulrat Dr. G. Kerschensteiner, Kgl. Schulkommissar, in München. 1901.
„ Universitätsprofessor Dr. A. Kirchhoff in Halle a. S. 1864.
„ Regierungsrat Klewitz in Münster. 1898.
„ Oberrealschuldirektor Dr. Knabe in Marburg a. L. 1896.
„ Geheimer Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S. 1898.
„ Dr. jur. Knappe, Kaiserl. Generalkonsul in Nanking. 1900.

Herr Universitätsprofessor D. Kolde in Erlangen. 1898.
„ Kirchenrat Dr. Kroner in Stuttgart. 1865.
„ Geh. Schulrat Dr. Kroschel in Arnstadt. 1859.
„ Geh. Hofrat Professor Dr. J. Kürschner in Hohenhainstein bei Eisenach. 1884.
„ Geh. Regierungsrat Gymnasialdirektor Leuchtenberger in Köln. 1889.
„ Archivar Dr. Liebe in Magdeburg. 1897.
„ Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Th. Lindner in Halle a. S. 1894.
„ Universitätsprofessor Geh. Justizrat Dr. F. von Liszt in Charlottenburg-Berlin. 1893.
„ Geh. Baurat Lochner in Berlin. 1897.
„ Universitätsprofessor D. Dr. Loofs in Halle a. S. 1900.
„ Oberpfarrer und Superintendent Dr. Lorenz in Weissenfels. 1886.
„ Vicepräsident des Königl. Provinzial-Schulkollegiums der Provinz Brandenburg Lucanus in Berlin. 1894.
„ Oberschulrat Professor Dr. R. Menge in Oldenburg i. Gr. 1899.
„ Archivar Francisco Mestre y Noé in Tortosa in Spanien. 1899.
„ Archivrat a. D. Dr. P. Mitzschke in Weimar. 1901.
„ Professor Dr. Muff, Rektor der Landesschule Pforta. 1898.
„ Universitätsprofessor Dr. K. J. Neumann in Strassburg i. Els. 1897.
„ Universitätsprofessor D. Nippold in Jena. 1894.
„ Generalmajor z. D. Oberg in Naumburg a. S. 1894.
„ Professor Dr. Pietro da Ponte in Brescia. 1879.
„ Oberlehrer a. D. Professor A. Quidde in Georgenthal i. Thür. 1863.
„ Dr. A. Rausch, Rektor der Lateinischen Hauptschule und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1901.
„ Universitätsprofessor Dr. F. Regel in Würzburg. 1898.
„ Universitätsprofessor Dr. W. Rein in Jena. 1898.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. P. Reinthaler in Weimar. 1899.
„ Gymnasialdirektor Geh. Hofrat Dr. G. Richter in Jena. 1895.
„ Geh. Hofrat Dr. C. Ruland, Direktor des Goethe-Nationalmuseums und erster Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft in Weimar. 1894.
„ Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. Scheibner in Leipzig. 1860.
„ Pastor Dr. G. Schmidt in Sachsenburg bei Heldrungen. 1894.

Herr Missionsinspektor Dr. A Schreiber in Barmen. 1892.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. F. Schreiber in Schwedt a. O. 1891.
„ Gymnasialdirektor Dr. Schroeter in Burgsteinfurt. 1895.
„ Universitätsprofessor Geh. Rat Dr. med. B. S. Schulze in Jena. 1873.
„ Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose in Köpenick-Berlin. 1891.
„ Universitätsprofessor Dr. E. Sievers in Leipzig. 1894.
„ Universitätsprofessor Hofrat Dr. R. Stintzing in Jena. 1894.
„ Universitätsprofessor Dr. H. Suchier in Halle a. S. 1899.
„ Geh. Hofrat Professor Dr. Suphan, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.
„ Oberlehrer a. D. Professor Dr. Thiele in Sondershausen. 1893.
„ Universitätsprofessor Geh. Justizrat Dr. A. Thon in Jena. 1894.
„ Pastor em. G. Topf in Gross-Salza. 1892.
„ Geh. Postrat Tuckermann in Potsdam. 1873.
„ Wolf von Tümpling, Kaiserlicher Legationsrat, in Thalstein bei Jena. 1897.
„ Provinzialschulrat Professor Voigt in Berlin. 1898.
„ Realgymnasialprofessor Dr. A. Voretzsch in Altenburg i. S.-A. 1895.
„ Universitätsprofessor D. G. Warneck in Halle a. S. 1892.
„ Professor D. L. Witte in Halle a. S. 1896.
„ M. J. Zawodny zu Moldauthein in Böhmen. 1897.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

In demselben Verlage sind erschienen:

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft I. (1860.) Preis statt 2 ℳ. nur 1 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft II. (1861.) Preis statt 3 ℳ. nur 1,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft III. (1863.) Preis statt 4,50 ℳ. nur 2,25 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft IV. (1866.) Preis statt 4,50 ℳ. nur 2,25 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft V. (1866.) Preis statt 5 ℳ. nur 2,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft VI. (1870.) Preis statt 5 ℳ. nur 2,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft VII. (1873.) Preis statt 3,60 ℳ. nur 1,80 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft VIII. (1877.) Preis statt 3,60 ℳ. nur 1,80 ℳ

Dasselbe. Neue Folge. Heft IX. (1877.) Preis statt 3,60 ℳ. nur 1,80 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft X. (1880.) Preis statt 3 ℳ. nur 1,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XI. (1882.) Preis statt 2 ℳ. nur 1 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XII. (1884.) Preis statt 6 ℳ. nur 3 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XIII. (1885.) Preis statt 3 ℳ. nur 1,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XIV. (1886.) Preis statt 3 ℳ. nur 1,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XV. (1886.) Preis statt 3 ℳ. nur 1,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XVI. (1890.) Preis statt 1,50 ℳ. nur 0,75 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XVII. (1892.) Preis statt 2 ℳ. nur 1 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XVIII. (1892.) Preis 4,50 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XIX. (1893.) Preis 5 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XX. (1894.) Preis 5 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXI. (1895.) Preis 2 ℳ.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXII. (1896.) Preis 4,50 ℳ.

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft XXIII. (1897.) Preis 2 ℳ.

Inhalt: Luise Hagen und Anna Beyer: Wie lässt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gestalten? Zwei preisgekrönte Aufsätze. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen, Sitzungsberichte, Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXIV. (1898.) Preis 5 ℳ.

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Ferd. Schultz: Gedanken über das Wesen der Musik. — Professor Dr. R. Stintzing,: Schlaf und Schlaflosigkeit. — Schuldirektor a. D. Heinrich Neubauer: Zur Hundertjahrfeier des Geburtstages Kaiser Wilhelms des Ersten. — Gymnasialdirektor Dr. R. Thiele: Michelangelos Moses, ein Deutungsversuch. — Oberlehrer Dr. C. Martens: Wann ist das Erfurter evangelische Ministerium als geistliche Behörde entstanden? — Pastor A. Fritzsche: Die Wirkung der Musik auf den Menschen. — Geh. Regierungs- und Obermedizinalrat Dr. B. Schuchardt: Zur Geschichte der Anwendung des Höhenklimas (Gebirgsklimas) behufs Heilung der Lungenschwindsucht (Lungentuberkulose). — Geh. Hofrat Dr. C. Ruland: Über das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. — Professor Dr. Heinzelmann: Goethes Odendichtung aus den Jahren 1772—1782. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrologe. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXV. (1899.) Preis 3 ℳ.

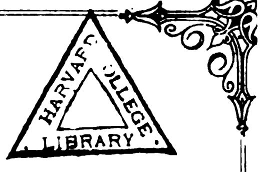
Inhalt: Ober- und Geh. Regierungsrat Scholtz: Einblicke in die Entstehung und Gestaltung des Eisenbahnwesens. — Professor Dr. Bernhardt: Über den Willehalm Wolframs von Eschenbach. — Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose: Olympia Morata, das Wunderkind des 16. Jahrhunderts. — Pastor Oergel: Die Studienreform der Universität Erfurt vom Jahre 1519. — Prof. Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1898/99. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXVI. (1900.) Preis 5 ℳ.

Inhalt: Professor Dr. K. J. Neumann: Das klassische Altertum und die Entstehung der Nationen. — Rektor Professor Dr. Muff: Der Zauber der homerischen Poesie. — Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Horaz und sein Säkulargedicht. — Professor Dr. Bernhardt: Vom Tannhäuser und dem Sängerkrieg auf der Wartburg. — Archivar Dr. Liebe: Die wirtschaftliche Bedeutung der Juden in der deutschen Vergangenheit. Professor Dr. Heinzelmann: Zur Hundertjahrfeier von Schleiermachers Monologen. Augenarzt Dr. Weitemeyer: Die Arbeit und ihre soziale Bewertung. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1899/1900. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrolog des Professors Dr. Karl Beyer von Gymnasialdirektor Dr. Thiele. Preisaufgabe der Akademie für das Jahr 1900/1901. Statistische Mitteilungen.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.





Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.

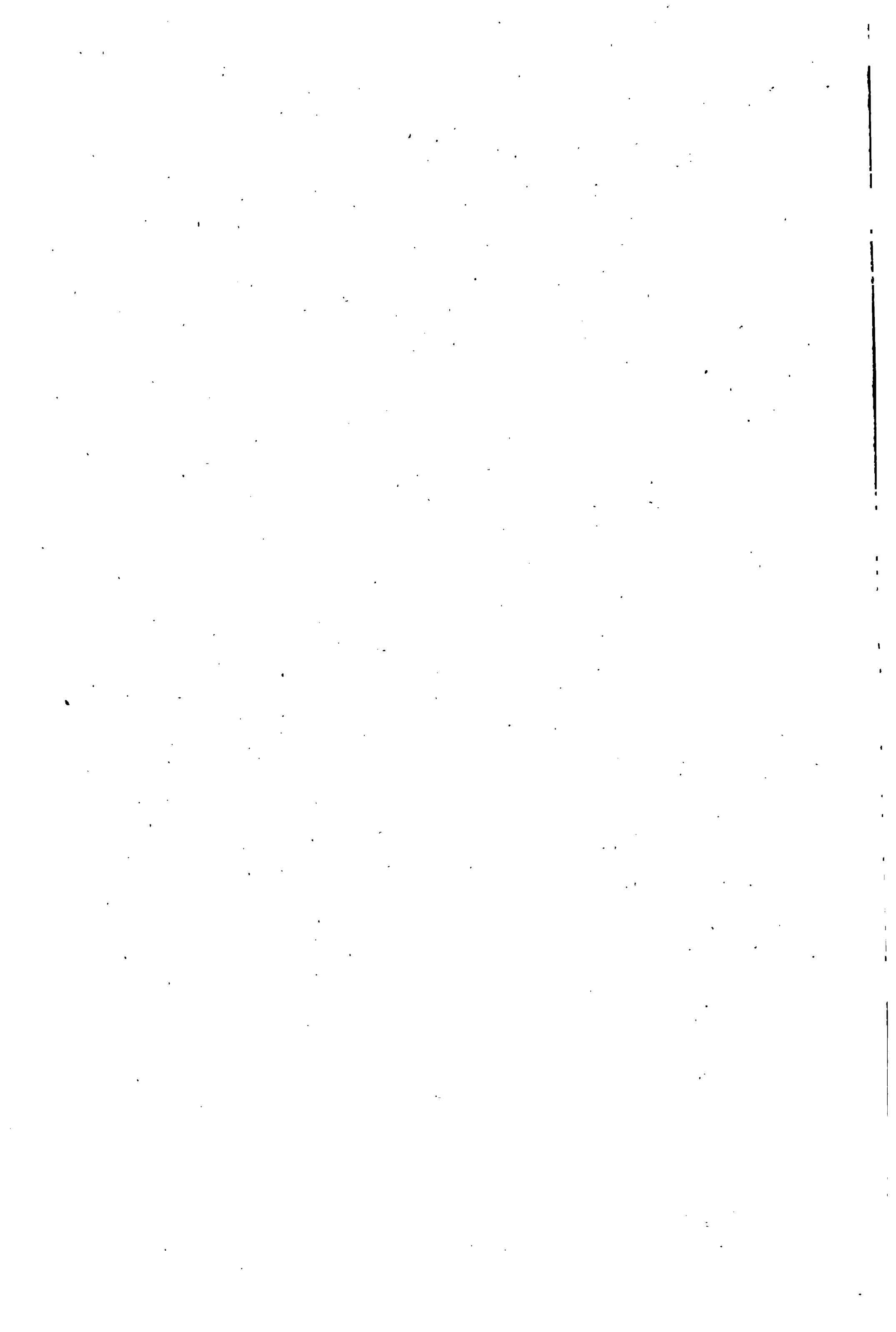


Neue Folge. — Heft XXVIII.

ERFURT, 1902.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)









Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXVIII.

ERFURT, 1902.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)

The Academy

Inhalt.

A. Abhandlungen.



Die Schicksale der Erfurter Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften nach der ersten Besitznahme Erfurts durch Preussen (1802 – 1808).

Ein Erinnerungsblatt im Säcularjahr.

Vortrag

gehalten am 12. Februar 1902
in der ordentlichen Sitzung der Kgl. Akademie gemeinnütziger
Wissenschaften zu Erfurt

von

Dr. Richard Thiele,
Direktor des Königlichen Gymnasiums,
Vicepräsident der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt



Der Kurfürst Friedrich Karl (von Erthal), Erzbischof von Mainz, des heiligen römischen Reiches durch Germanien Erzkanzler, war im 83. Jahre seines Lebens, am 25. Juli 1802, zu Aschaffenburg gestorben, und Karl Theodor Anton Maria von Dalberg, seit 1772 Statthalter von Erfurt, seit 1787 Coadjutor von Mainz, gelangte nach langen Jahren unthätigen und einflusslosen Wartens, in der Mitte seines 57. Lebensjahres[1]) zur Regierung. In voller Gährung befanden sich zu jener Zeit in ganz Europa, besonders aber in West- und Mitteldeutschland, alle politischen Verhältnisse. Denn während früher der Mainzer Kurstaat ein Gebiet von 174 Quadratmeilen umfasste, war das Erzbistum damals arg zusammengeschmolzen: der ganze Landesteil auf dem linken Rheinufer[2]) mit der altehrwürdigen Residenzstadt Mainz war Eigentum der Franzosen geworden, deren Besitz durch den Lunéviller Frieden v. J. 1801 die völkerrechtliche Sanktion erhalten hatte; der auf dem rechten Rheinufer liegende Teil des Mainzer Staates aber schwebte, wie alle Besitzungen der deutschen geistlichen Fürsten, in der Gefahr, den weltlichen Fürsten als Entschädigung für die Verluste zugesprochen zu werden, welche dieselben auf dem linken Rheinufer erlitten hatten.

So geschah es auch, wie an vielen Stellen, mit Erfurt, das am 21. August 1802 von Preussen in Besitz genommen wurde[3]).

Viele Veränderungen waren dadurch nötig geworden und wurden auch durchgeführt, andere befürchtete man. So gieng die Rede, dass Preussen im Interesse seiner blühenden Universität

---

[1]) Zu Mannheim am 8. Februar 1744 geboren; s. Karl von Dalberg und seine Zeit, von Karl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay (2 Bde., 1879), I, S. 254 ff.

[2]) S. Beaulieu-Marconnay, a. a. O. S. 256.

[3]) S. Constantin Beyer, Neue Chronik von Erfurt (1736—1815), 1821, I, S. 314 ff.

Halle die im argen Verfalle befindliche Erfurter Universität aufheben würde. Mit deren Schicksale hielt die seit dem Jahre 1754 in Erfurt bestehende »Akademie nützlicher Wissenschaften«[4]), deren ordentliche Mitglieder zum grossen Teile Universitätslehrer waren, auch das ihrige verknüpft, obschon zwischen beiden kein organischer Zusammenhang bestand: würde die Universität geschlossen, so befürchtete man, dass auch der Untergang der Akademie gewiss sei und sie aufgelöst werden würde. Namentlich war die Akademie für sich und ihr ferneres und zwar würdiges Fortbestehen deshalb so besorgt, weil Dalberg, ihr langjähriger treuer Freund und Beschützer, seit 1788 auch Ehrenmitglied der Berliner Akademie[5]), auf welchen sie, wenn er den Mainzer Erzstuhl bestiegen haben würde, so grosse Hoffnungen gesetzt hatte, ihr nunmehr als Landesherr verloren gegangen war.

Noch hatte die Akademie in ihrer gewohnten Monatssitzung am 4. August 1802 sich von ihrem damaligen Sekretär, dem Direktor des hiesigen evangelischen Ratsgymnasiums und Professor an der Universität, dem bekannten Schulmann und Gelehrten Johann Joachim Bellermann[6]), eine kleine Denkschrift über den soeben verstorbenen Kurfürsten Friedrich Karl von Mainz vorlesen lassen[7]), wobei Kammerrat Resch die wohlgetroffene Büste des neuen Kurfürsten Karl (von Dalberg) überreichte[8]). War er es doch gewesen, welcher sich als Spezialprotektor der Akademie, seit ihrer Neubelebung durch ihn i. J. 1776, besonders aber durch seine fleissige Anwesenheit und Mitarbeit in ihren Sitzungen, überhaupt durch die mannigfachsten Unterstützungen ideeller wie materieller Art um die Akademie wohl verdient gemacht hatte. Mit freudigem Danke hatte man die Büste entgegengenommen, und zugleich war ein Glückwunschschreiben der Akademie an den neuen Kurfürsten gerichtet und von sämtlichen anwesenden Mitgliedern unterschrieben worden. Da ward

---

[4]) Ueber diese s. u. a. die zu ihrem Säculartag (1854) von ihrem Secretär Paulus Cassel herausgegebene „Denkschrift", darin S. XCV ff.: „Historische Skizze der Erfurter Akademie gemeinnütziger Wissenschaften". Wir haben auf Grund neu von uns in der Bibliothek der Akademie aufgefundenen urkundl. Materials, sowie eines Aktenstückes, das wir im Archiv der Kgl. Regierung hierselbst fanden (Aktenzeichen: Altpreussische Verwaltung Rep. 1 Tit. IX C No. 8, Reposit. 9a, Fach 38) unsere historische Skizze abgefasst.

[5]) S. Harnack, Gesch. der Kgl. Preussisch. Akad. der Wissenschaften zu Berlin, 1900, I, S. 652.

[6]) Im J. 1804 nach Berlin als Direktor des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster berufen.

[7]) Sitzungsberichte (handschriftlich, Archiv der Akademie C e), 1792—1803 umfassend, S. 91.

[8]) S. „Nachrichten von gelehrten Sachen", Erfurt, 1802, S. 513 f.

wenige Tage später Erfurts Zugehörigkeit zum Mainzer Kurstaat aufgehoben! Mit wehmütigen Gefühlen hörte deshalb die Akademie in ihrer Sitzung am 8. Oktober 1802[9]) das von ihrem Secretär Bellermann vorgelesene Antwortschreiben Dalbergs, welcher kaum einen Monat lang ihr Landesherr gewesen war, auf die oben erwähnte Beglückwünschung an, in welchem Se. Kurfürstlichen Gnaden mit eigener Hand hinzugefügt hatten: „der löblichen Akademie nützlicher Wissenschaften wohlaffectionierter Freund von Herzen Karl", und beauftragte den Sekretär, beim Kurfürsten anzufragen, ob er erlauben würde, dass »dieses Schreiben, ein Muster seiner Art, in den nächsten Band der Akademie eingerückt würde«.

Unterdessen war in Erfurt, um die Stadt interimistisch zu verwalten und den staatlichen Uebergang Erfurts und des Erfurter Gebietes in Preussen herbeizuführen, eine Spezialorganisationskommission eingesetzt worden, welche der Geh. Kammergerichtsrat Schulze[10]) als Direktor leitete; er war bereits mit Herrn von Borsche bei der Besetzung im August 1802 Preussischer Civilkommissar gewesen.

Welche Aufregung in den Reihen der Akademiker wegen des Schicksales der Universität und damit auch der Akademie herrschte, sprach sich in einem Vortrage aus, den Professor Dominikus in der ordentlichen Sitzung der Akademie am 2. December 1802 über den Nutzen hielt, den die Fortdauer der Universität Erfurt dem Preussischen Staate leisten könne, und über die zweckmässigsten Mittel, der Universität Erfurt aufzuhelfen. Dementsprechend war es, dass der Direktor der Akademie Präsident von Dacheröden unter dem 9. December 1802 eine an den Organisationschef (von Schulze) gerichtete Denkschrift[11]) abfasste, in welcher er seine Gedanken »über Aufhebung oder Beibehaltung, Organisation und fernere Unterstützung der in Erfurt etablirten Akademie nützlicher Wissenschaften« niederlegte.

Ehe wir auf diese »Denkschrift« näher eingehen, ist es nötig, den damaligen Personalbestand[12]) der Akademie anzugeben.

---

[9]) S. Sitzungsprotokolle a. a. O. S. 92.

[10]) S. Constantin Beyer, Neue Chronik, I, S. 317.

[11]) S. Sitzungsberichte S. 93; Nachrichten von gelehrten Sachen, 1802, St. 55 S. 865—868; Thüring. Vaterlandskunde, II. Band (1802) S. 880; in dem genannten Aktenstücke Bl. 2—18; Abschrift zweimal auch im Archive der Akademie, Aktenstück A_0 (ungeordnet) und A_g S. 2—10.

[12]) Aktenstück Bl. 39—43; Abschrift auch im Archiv der Akademie (A_g) S. 18—24; s. auch im Archiv der Akademie Aktenstück E_a. Die eingeklammerte Zahl bedeutet das Jahr der Aufnahme.

A. Verzeichnis der ordentlichen (in Erfurt wohnenden) Mitglieder der Akademie[13]).

Vorstand:

1) Karl Friedrich Freiherr von Dacheröden (1776), früher Preussischer Kammerpräsident zu Minden, Direktor der Akademie seit 1778[14]).

*2) Johann Joachim Bellermann (1784), Doktor der Theologie und Philosophie, Professor der Philosophie und evang. Theologie, Direktor des evang. Ratsgymnasiums (1794—1804), beständiger Sekretär der Akademie seit 1792.

Mitglieder:

*3) Peter Franz Agricola (1783), Doktor der Theologie und jur. utriusque, Professor der katholischen Theologie, im Sommersemester 1802 Decan der kathol. theologischen Facultät, Kapitular z. U. L. Frauen.

*4) Dr. Franz Moritz Bachmann (1788), Regierungsrat, Professor der Jurisprudenz, Assessor der juristischen Facultät, damals Rektor der Universität (1800—1803).

*5) Dr. Johann Jacob Bernhardi (1801), Privatdocent der Medizin, Aufseher des botanischen Gartens.

6) Christian Friedrich Bucholz (1800), Chemiker und Apotheker.

*7) Dr. Karl Friedrich Dietrich (1766), Regierungsrat, Professor der Jurisprudenz, im Wintersemester 1802—1803 Decan der juristischen Facultät.

*8) Dr. Johann Jacob Dominikus (1792), ordentlicher Professor der Philosophie, Decan des Collegiums zur Himmelspforte, Lehrer der Geschichte am katholischen Gymnasium.

*9) Mag. Karl Martin Franz Gebhard (1795), Professor der evang. Theologie und Pfarrer von St. Andreas, Assessor des evangel. Ministeriums i. J. 1803, Herausgeber der »Nachrichten von gelehrten Sachen« (unter Aufsicht der Akademie).

---

[13]) Die mit einem Sternchen Bezeichneten sind zugleich Mitglieder der Universität. Die Nachrichten über die Einzelnen sind ausser aus dem genannten Aktenstücke Bl. 39 und anderen Archivalien der Akademie den Bänden der Thüringer Volkskunde 1802 ff., den „Erfurter Nachrichten von gelehrten Sachen" Jahrgang 1802 und 1803, A. Pick, Jak. Dominikus, 1894, endlich dem ältesten Erfurter Adressbuch: Stieghahn, Taschenkalender (a. d. J. 1795) und desselben Hand- und Adressbuch für den Erfurter Staat (a. d. J. 1797) entnommen.

[14]) Bekanntlich der Schwiegervater Wilhelms von Humboldt; bei ihm hat auch Schiller viel verkehrt; er wohnte in dem jetzt Luciusschen Hause am Anger.

*10) Mag. Johann Christian Gotthard (1795), Professor der Philosophie, Mitglied der Mercantildeputation, Herausgeber der „Nachrichten von gelehrten Sachen“ (unter Aufsicht der Akademie).

11) Karl Constantin Haberle (1802), Mineralog und privatis. Gelehrter.

*12) Dr. Joseph Hamilton (1785), Professor der Philosophie, O. S. B., Mitglied des hiesigen Schottenklosters.

*13) Dr. August Friedrich Hecker (1796), Hofrat, Professor der Medicin, im Sommersemester 1802 Decan der medicinischen Facultät.

*14) Mag. Christ. Gotth. Herrmann (1795), ausserordentlicher Professor der Philosophie, Diakonus an der Kaufmannskirche, Herausgeber der „Nachrichten von gelehrten Sachen“ (unter Aufsicht der Akademie).

*15) Mag. D. Joh. Christ. Lossius sen. (1773), Professor der evang. Theologie und der Philosophie.

16) Kaspar Friedrich Lossius jun. (1797), Diakonus an der Predigerkirche.

*17) Placidus Muth (1788), Prälat, (letzter) Abt des Petersklosters, O. S. B., Doktor und Professor der kathol. Theologie.

*18) Mag. Adam Friedrich Christ. Reinhard (1773), Kammerrat, Professor der Philosophie.

19) Franz Anton Resch (1800), Kammerrat[15]).

*20) Dr. Ludwig Friedrich Eusebius Rumpel (1765), Professor der Medicin, im Wintersemester 1802—1803 Decan der medicinischen Facultät.

*21) Dr. Christ. Friedrich Emanuel Schorch sen. (1797) Professor der Jurisprudenz, Assessor der jurist. Facultät.

22) Heinrich Rudolph Schorch jun. (1801), Dr. und privatis. Gelehrter.

*23) Mag. Johann Blasius Siegling (1794), ausserordentlicher Professor der Philosophie, Lehrer am kathol. Gymnasium.

24) Anselm Christoph Spitz (1800), Dr. und Oberkämmerer des Rates.

*25) Dr. Georg Heinrich Thilow (1793), Privatdocent der Medicin, Prosektor am anatomischen Theater.

---

[15]) Er spielte später als Präsident v. Resch, zur Zeit der französischen Herrschaft in Erfurt, in seiner Vaterlandsvergessenheit eine wenig ehrenvolle Rolle (s. Const. Beyer, Neue Chronik I, a. m. Orten, z. B. S. 487—489).

*26) Johann Barthol. Trommsdorff (1791), ausserordentlicher Professor der Medicin.

27) Georg Friedrich Trott (1800), Kammerrat.

*28) Dr. Christ. Wilhelm Wehrn, Justizrat, Professor der Jurisprudenz.

29) Ch. Weingärtner (1801), Mathematiker und Professor, Pastor in Schwerborn b. Erfurt (später an der Kaufmannskirche in Erfurt).

30) Joh. Friedrich Weissenborn (1786), Professor, Direktor des Entbindungshauses[16]).

*31) Dr. Johann Justin Weissmantel (1780), Älterer Bürgermeister, Professor der Jurisprudenz und Assessor der juristischen Fakultät.

Von diesen 31 Mitgliedern gehörten also nicht weniger als 21 der Erfurter Universität an, nach den einzelnen Fakultäten geordnet:

Kathol.-theolog. Fakultät: 2 (Agricola und Muth),
Evang.-theol. Fakultät: 2 (Gebhard und Lossius sen.),
Juristische Fakultät: 5 (Bachmann, Dietrich, Schorch sen., Wehrn und Weissmantel),
Medicinische Fakultät: 5 (Bernhardi, Hecker, Rumpel, Thilow und Trommsdorff),
Philosophische Fakultät: 7 (Bellermann, Dominicus, Gotthard, Hamilton, Herrmann, Reinhard und Siegling).

Namhafte Gelehrte waren unter ihnen: Bellermann, Bucholz, Dominikus, Lossius sen., Muth und Trommsdorff. Bucholz und Trommsdorff waren später auch korrespondierende Mitglieder der Berliner Akademie der Wissenschaften[17]).

B. Verzeichnis der auswärtigen Mitglieder der Akademie[18]).

1) Achard, Franz Karl (1778), Chemiker, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften[19]) in Berlin.

---

[16]) Ueber seine späteren Schicksale bei einer Revolte am 19. Juli 1813 s. Const. Beyer, Neue Chronik I, S. 518 f.

[17]) S Harnack, Geschichte der Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1900, I, S. 654.

[18]) Zu Grunde liegt Bl. 40—43 des oben genannten Aktenstückes; offenbare Fehler sind berichtigt; Zusätze sind gemacht, wo sie der Verdeutlichung wegen erwünscht waren, namentlich durch Hinzufügung der Vornamen.

[19]) Seit 1776, s. Harnack a. a. O. I, S. 441 und 5.

2) Andreae, Joh. Gerhard Reinhard (1776), Hofapotheker zu Hannover.

3) Andre, Christian Karl (1790), Fürstl. Waldeckscher Rat und Direktor eines Mädcheninstituts zu Eisenach, dann in Brünn.

4) Arnemann, Justus (1792), ordentlicher Professor der Medicin zu Göttingen.

5) Arnoldi, D. (1802), Fürstl. Oranien-Nassauischer Regierungsrat zu Dillenburg.

6) v. Asch, Freiherr, Georg (1779), Kais. Russ. Staatsrat und erster Medicus der kais. russ. Armeeen, Mitglied des Reichscollegii medici in St. Petersburg.

7) Baader, Clemens Aloys (1779), Fürstbischöfl. Salzburgischer Konsistorialrat, Canonicus zu St. Andreä in Freising.

8) Bacher (1789), Doktor der Arzneigelehrtheit und Praeses der medicinischen Fakultät in Paris.

9) Baehrens, Joh. Christ. Friedr. (1796), Stadtpfarrer und Rektor der Schule zu Schwerda.

10) Baldinger, Ernst Gottfried (1767), Kurfürstl. Hessen-Cass. Geh. Rat, 1. Leibarzt, Direktor aller Landesmedicinalanstalten, Professor der Medicin zu Marburg.

11) Barkhausen, Heinr. Ludw. Wilh. (1780), Kgl. Preussischer Kriegs- und Domänenrat in Magdeburg.

12) Barth, Joseph (1798), Hof- und Kammerrat zu Eichstädt.

13) Baczko, Ludwig Adolf Franz Joseph (1796), Professor der Geschichte in Königsberg.

14) Becher, Philipp (1801), Fürstl. Oranien-Nassauischer Bergrat in Fulda; Ehrenmitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin[20]).

15) Bechstein, Johann Matthäus (1790), Lehrer der Mathematik am Schnepfenthalschen Philanthropin, dann Direktor der Forstlehranstalt Dreissigacker bei Meiningen.

16) Beck, Christ. Daniel (1785), ordentl. Prof. d. klass. Philologie und Direktor der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

17) Becker, Rudolf Zacharias (1780), Fürstl. Schwarzburg-Sondershäus. Hofrat in Gotha[21]).

---

[20]) Später Mitglied der Berliner Akademie, s. Harnack a. a. O. I, S. 654.

[21]) Wohl derselbe, einst „Gouverneur im Hause des Barons von Dacheröden in Erfurt", welcher bei der merkwürdigen Preisaufgabe der Berliner Akademie: Est-il-utile au peuple d'être trompé? den Preis gewann; er hatte sie verneinend beantwortet, siehe Harnack a. a. O. I, S. 421.

18) Beckmann, Johann (1773), Kgl. Grossbritann. Hofrat und Professor der Ökonomie und Kameralwissenschaften zu Göttingen.

19) Bernoulli, Johann Michael (1781), Mitglied der Kgl. Preuss. Akademie zu Berlin[22]).

20) Bertuch, Friedr. Justin (1778), Herzogl. Geh. Sekretär und Legationsrat zu Weimar, u. a. Mitherausgeber des deutsch. Merkur u. d. Jen. Literaturzeitung, Schriftsteller und Übersetzer.

21) Graf von Beust, Friedrich (1798), Kammerherr, teils in Altenburg, teils in Erfurt.

22) Beyer (1793), Pfarrer in Sömmerda b. Erfurt.

23) Böckmann, Johann Lorenz (1781), Markgräfl. Badischer Hofrat, Professor der Mathematik und Naturlehre am Gymnasium zu Karlsruhe.

24) Bodmann, Franz Joseph (1788), Kurf. Mainzischer Hof- und Regierungsrat, Professor des deutsch. allgem. und mainzischen Privatrechts, Beisitzer der Juristenfakultät zu Mainz.

25) van den Bosch (1773), praktischer Arzt im Haag (Holland).

26) Böttiger, Karl August (1791), Konsistorialrat und Direktor des Gymnasiums zu Weimar, dann Bibliotheksdirektor in Dresden.

27) v. Brandt, Joh. Friedr. Wilhelm (1775), Bad. Geh. Rat, Prokurator zu Wetzlar, protonot. apost.

28) v. Breitenbauch, Georg August (1784), Herzogl. Sächs. Kammerherr zu Weimar.

29) Brugnatelli (1789), Apotheker und Chemiker zu Paris[23]).

30) Brüning, Georg Flor. Heinrich (1779), Fürstl. Hohenlohe-Schillingfürstl. Hofrat und Leibarzt, des Reichsstiftes Essen adjungierter Arzt, der Stadt Ratsherr und zweiter Stadtphysikus, auch kaiserlicher Pfalzgraf, zu Essen.

31) Büchner (1792), Physiker und Justizrat in Bergen in Norwegen.

32) Bückling, Karl Friedrich (1785), Königl. Preussischer Assessor und Hüttenbauinspektor in Eisleben.

33) Bürg, Johann Tobias (1801?), Astronom zu Wien[24]).

34) v. Burgsdorf, Friedr. Aug. Ludwig (1785), Königl. Preuss. Forstrat zu Tegeln[25]).

---

[22]) S. Harnack a. a. O. I, S. 359 f. u. ö.

[23]) Später Mitglied der Berliner Akademie der Wiss., s. Harnack a. a. O. I, S. 654.

[24]) Später Mitglied der Berliner Akademie der Wiss., s. Harnack a. a. O. I, S. 654.

[25]) Seit dem 1. Oktober 1789 Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, s. Harnack a. a. O. I, S. 508 u. ö.; er war allerdings kurz vorher, am 18. Juni 1801, gestorben, s. Harnack a. a. O. I, S. 648.

35) Burckhardt, Johann Karl (1796), Doktor der Philosophie in Leipzig.

36) v. Burtin, Franz Xaver (1801), Oberarzt in Brüssel, K. K. Rat.

37) Busse, Friedr. Gottlob (1785), Professor der Mathematik am Erziehungsinstitut zu Dessau.

38) Camerer, Joh. Wilhelm (1785), Vikar zu Düsslingen.

39) Carminati, Sebast. (1790), Professor der Medicin zu Pavia.

40) Chemnitz, Joh. Hieron. (1782), Naturforscher, Prediger an der deutschen Garnisonkirche zu Kopenhagen.

41) Chladni, Ernst Flor. Friedr. (1795), Doktor und Professor der Philosophie und der Rechte zu Wittenberg[26]).

42) Clouet, Ferd. Louis (1779), Chevalier, Direktor der Krankenanstalt zu Verdun.

43) Consbruch, Georg Wilh. Christ. (1795), Doktor der Arzneikunde in Bielefeld.

44) Coppers, B. (1785), Rat und Doktor der Arzneikunde in Gent (Brüssel).

45) Couturier (1792), Oberstabschirurg beim Berwick-Irländischen Regiment, in Berwick.

46) Crell, Lorenz Friedrich (1779), Dr. und Professor der Medicin, Herzogl. Braunschweigischer Bergrat, in Helmstädt (Blankenburg a. H.).

47) Creve, Karl Kaspar (1792), ausserordentlicher Professor der Heilkunde zu Mainz.

48) Crome, Aug. Friedr. Wilh. (1783), Regierungsrat und ordentl. Professor der Ökonomie und Kameralwissenschaften zu Giessen.

49) Curtius, Mich. Conr. (1787), Geh. Justizrat und Professor der Geschichte und Beredsamkeit zu Marburg.

50) v. Dacheröden, Ernst Ludw. Wilh. (1785), Dechant von Naumburg, in Zeitz.

51) v. Dalberg, Joh. Friedr. Hugo (1778) in Aschaffenburg (des Kurfürsten jüngster Bruder).

52) Dehne, Joh. Christian Conrad (1787), Stadt- und Landphysikus zu Scheningen.

---

[26]) Später (1816) Mitglied der Berliner Akademie der Wiss., s. Harnack a. a. O. I, S. 969.

53) v. Dohm, Christian Conr. Wilh. (1778), Kgl. Preussischer wirkl. Kriegs- und Domänenrat, geh. Archivar und Sekretär zu Berlin (später, 1804, Kammerpräsident zu Heiligenstadt)[27]).

54) Donndorf, Joh. Aug. (1783), Propstei- und Regierungs-advokat zu Quedlinburg, Mitglied der naturforschenden Gesellschaft zu Halle.

55) Eberhardt, Joh. Günther (1794), Doktor der Arzneikunde und Geburtshilfe zu Zeist (in der Provinz Utrecht, Niederlande).

56) Ebert, Joh. Jak. (1787), Professor der Mathematik zu Wittenberg.

57) Eck, Joh. Georg (1768), Professor der Dichtkunst, Moral und Politik zu Leipzig.

58) Ecker, Alex. (1798), Professor der Chirurgie und Geburtshilfe zu Freiburg i. B.

59) Eichhorn, Joh. Gottfr. (1779), Kgl. Grossbr. und Sachs.-Weim. Hofrat, ordentl. Professor der morgenländischen Litteratur zu Göttingen, berühmter Orientalist.

60) Eichstädt, Karl Abrah. (1800), Herz. Sachs.-Meining. Geh. Hofrat, ordentl. Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst zu Jena, mehrerer gel. Gesellsch. Mitglied.

61) Engel (1783), Professor in Aschaffenburg.

62) Erhard, Christian Dan. (1781), Professor der Rechte, Oberhofgerichtsadvokat zu Leipzig.

63) v. Erthal, Lothar Franz Michael Freiherr v. (1774), K. K. Geheimer Rat, Kurf. Mainz. Oberhofmeister, Hofgerichtspräsident, in Aschaffenburg.

64) Fikenscher, Georg Wolf Aug. (1799), Doktor der Philosophie und Rektor des Kulmbachschen Gymnasiums, Adjunkt der philos. Fakultät zu Erlangen.

65) Fiedeler, Karl Wilh. (1789), Apotheker zu Cassel.

66) Frank, Joh. Peter (1780), Fürstl. Speierscher Geh. Rat und Kgl. Grossbrit. Hofrat, Leibarzt zu Bruchsal, seit 1785 Professor der Klinik auf der Universität zu Pavia.

67) Franz, Friedr. Christ. (1794), Kanzleisekretär des Grafen v. Lynar in Drehna (Niederlausitz).

68) Fuchs, Georg Friedr. Christ. (1788), Professor der Medicin zu Jena.

---

[27]) Ueber ihn s. Harnack, a. a. O. I, S. 522, Anm. 2.

69) Galletti, Joh. Georg Aug. (1788), Professor am Gymnasium zu Gotha.

70) Fürst von Gallitzin, Demetrius (1796), Ehrenmitglied der Petersburger Akademie u m. a. Gesellschaften[28]).

71) Gallot, Joh. G (1791), Professor der Medicin zu Montpellier, Leibarzt des Herzogs von Orléans, Aufseher über die Bäder zu Fontenelles, m. gel. Gesellschaften Mitglied.

72) Gautieri, Joseph (1800). Doktor der Philosophie und Medicin, mehrer gel. Gesellschaften Mitglied, in Mailand.

73) Georgi, Joh. Gott. (1792), Mitglied der Kais. Akademie zu St. Petersburg[29]).

74) Goldwitz, Sebast. (1785), Doktor der Arzneikunde zu Würzburg, Kurarzt zu Kissingen.

75) Fürst v. Gonzaga de Castiglione, Ludwig (1789)[30]).

76) Göttling, Joh. Friedr. Aug. (1787), Professor der Philosophie zu Jena.

77) Grohmann, K. Chr. Aug. (1797), Adjunkt der Philos. Fakultät zu Jena.

78) Gurlitt, Johann (1802), Doktor der Philosophie und Direktor der Bergschule, Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin.

79) Hacquet, Balthasar (1779), Doktor der Arzneikunde Professor der Naturgeschichte zu Lemberg (später in Laibach), best. Sekretär d. K. K. akad. Gesellschaft.

80) Hahnemann, Samuel (1791), Doktor der Arzneikunde und Physikus des Amtes Gommern im Kurkreis.

81) Happach, Lorenz Philipp Gottfried (1793), Pfarrer zu Dessau und Schulinspektor.

82) Harless, Gottl. Christ. (1776), Hofrat und ordentl. Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, Direktor des philos. Seminars zu Erlangen.

83) Hartleben, Theod. Karl (1799), Fürstl. Salzburgischer Wirkl. Hofrat und Lehrer des Staatsrechts in Salzburg.

84) Haubold, Chr. Gottl. (1794), Oberhofgerichtsassessor und Professor der Rechte zu Leipzig.

85) v. Hauck, Adam Wilh. (1796), Kgl. Dänischer Hofmarschall.

---

[28]) Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften seit 1793, s. Harnack a. a. O. I, S. 652.

[29]) Mitglied der Berliner Akademie der Wiss. seit 1788, s. Harnack a. a. O. I, S. 652.

[30]) Mitglied der Berliner Akademie der Wiss. seit 1789, s. Harnack a. a. O. I, S. 652.

86) Heinze, Valent. Aug. (1789), ordentl. Professor der Philosophie in Kiel.

87) Hellbach, J. C. (1778), Fürstl. Schwarzb. Rat zu Wechmar.

88) Hellmershausen, Paul. Joh. Friedr. (1791), Doktor der Arzneikunde, Herzogl. Sachs.-Weimar. Rat und Garnisonmedicus zu Weimar, auch Amtsphysikus zu Gross-Rudestedt.

89) Henning, F. (1800), Doktor der Medicin, des Kgl. Gesundheitskollegiums Assessor und praktischer Arzt zu Barth i. schwed. Pommern.

90) Hermbstädt, C. Sigm. Friedr. (1786), Apotheker und Chemiker zu Berlin[31]).

91) Herschel, Friedr. Wilh. (1789), Astronom in London, Mitglied der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu London[32]).

92) Heyer, Joh. Christian Heinrich (1786), Apotheker in Braunschweig.

93) Heyne, Christ. Gottl. (1777), K. Grossbrit. Hofrat und best. Sekretär der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, auch Oberbibliothekar[33]).

94) Hezel, Wilh. Friedr. (1802), Geh. R. Rat, Professor der Exegese zu Dorpat.

95) Hildebrandt, Friedr. (1796), K. Preuss. Hofrat und Professor der Chemie in Erlangen[34]).

96) Hindenburg, Karl Friedr. (1781), Professor der Physik und Mathematik zu Leipzig[35]).

97) Hoffmann, Christ. Gottlieb (1783), Professor der Medicin zu Göttingen (Altorf).

98) Homeyer, A. H. (1800), K. Grossbr. u. Hrz. Braunschw.-Lüneburg. Oberkommissar zu Limmer b. Alfeld.

99) Höpfner, Joh. Georg Christ. 1794), Konrektor in Eisleben.

100) Hufeland, Christoph Wilh. (1790), Kgl. Preuss. Geh. Medizinalrat zu Berlin, mehrerer gel. Gesellschaften Mitglied.

---

[31]) Ausserordentl. einheim. Mitglied der Berliner Akademie der Wissensch. seit dem 7. August 1800, ordentl. Mitglied später (s. d. 15. Aug. 1808), s Harnack a. a. O. I, S. 535 und 649 f.

[32]) Mitglied der Berliner Akad. der Wiss. seit 1788, s. Harnack a. a. O. I, S. 652.

[33]) Mitglied der Berliner Akademie der Wiss. seit 1786, s. Harnack a. a. O. I, S. 504.

[34]) Später Mitglied der Berliner Akademie der Wiss, s. Harnack a. a. O. I, S. 654.

[35]) Später (s. 1806) Mitglied der Berliner Akademie der Wiss., s. Harnack a. a. O. I, S. 556.

101) v. Humboldt, Alexander (1791), in Berlin[36]), vieler gelehrter Gesellschaften Mitglied.

102) v. Humboldt, Wilhelm (1794), damals Kgl. Preuss. Gesandter in Rom[37]).

103) Hunnius, Franz Wilh. Chr. (1798), Doktor der Medicin zu Weimar.

104) Jacobi, Adam Friedr. Ernst (1797), Herzogl. Sachs.-Gothaischer Superintendent zu Kranichfeld.

105) Jördens, Joh. Heinrich (1801), Hofrat u. prakt. Arzt in Hof.

106) Jugler, Heinrich (1799), Doktor der Medicin u. Grossbr. u. Herzl.Braunschw.-Lüneb. Landphysikus zuLüchow im Hannöverschen.

107) Kausch, Joh. Jos. (1791), Kgl. Preuss. Kreisphysikus zu Militsch in Schlesien[38]).

108) Kirwan, Richard (1782), Esquire, Chemiker und Naturphilosoph, Mitglied der Londoner Ges. d. Wiss. in London.

109) Klaproth, Martin Heinrich (1786), Doktor der Philosophie, Obermedicinal- und Sanitätsrat, Professor der Chemie, Mitglied der Berliner[39]) und Pariser Akademie.

110) Klaproth, Joach. Friedr. (1797), Doktor der Rechte, zu Duderstadt.

111) Klüber, Joh. Ludwig (1788), ordentl. Professor der Rechte zu Erlangen.

112) Kochy, Christ. Heinr. Gottlieb (1802), Doktor der Rechte in Jena.

113) Kolborn, Hieronymus (1788), Kurf. Mainz. geistlicher Rat und design. Suffraganbischof zu Aschaffenburg.

114) Kölpin, Alex. Bernh. (1783), Stadtphysikus und Prof. zu Stettin (er war aber kurz vorher gestorben, am 18. Nov. 1801).

115) Koppe, Joh. Christ. (1791), Doktor der Rechte, Advokat und Prokurator, 2. Universitätsbibliothekar zu Rostock.

116) Kramp, Christ. (1794), Doktor der Arzneikunde in Mannheim.

---

[36]) Seit d. 4. August 1800 ausserordtl. einheimisches, erst später ordentliches Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften (seit 19. Febr. 1805), s. Harnack a. a. O. I, S. 535.

[37]) Ebenfalls erst später Mitglied der Berliner Akademie der Wiss. (seit d. 4. Aug. 1800), ordtl. Mitglied 1810, ausw. Mitglied 1812—1819, s. Harnack a. a. O. I, S. 578, 650.

[38]) Seine Arbeit über den Milzbrand erhielt i. J. 1805 den Preis der Berliner Akademie der Wiss., s. Harnack a a. O. I, S. 614; i. J. 1814 (s. Harnack, ebd. S. 969) ward er Mitglied der Berliner Akademie.

[39]) Seit dem 24. Januar 1788, s. Harnack a. a. O. I, S. 508.

117) Krünitz, Joh. Georg (1787), Doktor der Arzneikunde in Berlin.

118) Landriani (1781), Ritter, Professor zu Mailand[40]).

119) Laubender, Bernhard (1801), Doktor der Philosophie und Medicin in Leipzig (Wurzen).

120) Lichtenberg, Ludwig Christ. (1781), Legationsrat und Archivar zu Gotha.

121) Loder, Jul. Christ. (1779), S.-Mein. Hofrat u. Professor der Anatomie u. s. w. zu Jena (später in Moskau).

122) Loos, Philipp (1779), Hess. Darm. Rat, seit 1800 in Paris.

123) Lowitz, Tobias (1792), Kais. Russ. Apotheker und Mitglied der Petersburger Akademie.

124) Manesse, Dionys. Joseph (1793), Doktor der Arzneikunde und Kanonikus zu Soissons.

125) Martens, Franz Heinrich (1802), Doktor der Arzneikunde zu Leipzig.

126) de Marum (1792) zu Harlem, Mitgl. mehrerer Gesellschaften.

127) Mathiae, August (1801), Lehrer am Institut Monnier in Weimar, dann Direktor des Gymnasiums zu Altenburg.

128) Mathiae, Friedrich Christ. (1795), Professor am akad. Gymnasium zu Grünstadt (bayr. Pfalz), später in Mainz.

129) Mederer, Math. (1791), Kgl. Polnischer Hofrat, Professor der Chirurgie zu Freiburg i. Br.

130) de Meste, D. (1781), Doktor der Arzneikunde zu Lüttich, corresp. Mitglied der Pariser Societät der Aerzte.

131) Metternich, Math. (1786), Professor der Philosophie in Mainz.

132) Meusel, Joh. Georg (1768), Brand. Hofrat, Professor der Geschichte zu Erlangen.

133) Meyer, Christ. Friedrich (1796), Kriegs- und Domänenrat, Doktor der Westfäl. ökonomischen Societät zu Hamm, Mitglied der ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam.

134) de Milly, Graf (1778), colonel de Dragons, Mitglied der Pariser Akademie, in Paris.

135) de Morveau, Guil. (1786), Kanzler der Universität zu Dijon, best. Sekretär der Pariser Akademie.

136) Müller, Joh. (v.) (1782), Geh. Staatsrat in Wien[41]).

---

[40]) Mitglied der Berliner Akademie d. Wiss. seit 1783 (?), s. Harnack a. a. O. I, S. 478.

[41]) Auswärtiges Mitglied der Berliner Akademie der Wiss. seit 1788, später (1804) ordentl. Mitglied, s. Harnack a. a. O. I, S. 538 ff. u. 5.

137) Nau, Bernh. Sebastian (1790), Kurf. Mainz. Hofgerichts- und Bergrat, Professor der Kameralwissenschaft zu Mainz.

138) Nieuwland, Peter (1793), Prof. der Mathematik, Physik und Astronomie zu Leyden.

139) Nose, Karl Wilhelm (1782), Physikus des Martinhospitals zu Augsburg.

140) Olbers, Wilhelm (1798), Doktor der Medicin zu Bremen, Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften[42]).

141) Panzer, Georg Wolfgang Franz (1786), Doktor der Arzneikunde und Physikus zu Nürnberg.

142) Pasquich, Johann (?), Astronom, Direktor der Ofener Sternwarte, in Pesth.

143) Pauli, Theodor (1795), Kurf.-Mainz. Hofrat und Leibarzt zu Mainz.

144) Pfeil, Joh. Gottlieb Benjamin (1795), Doktor der Rechte und Justizamtmann zu Rammelburg b. Eisleben.

145) Pickel, Jgnaz (1782), Doktor der Theologie, Professor der Mathematik am Lyceum zu Eichstädt, Mitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften.

146) Pölitz, Karl Heinr. Ludwig (1799), ordentl. Professor der Moral und Geschichte an der Ritterakademie zu Dresden.

147) Posselt, Ernst Ludwig (1788), Markg. Bad. Wirkl. Geh. Sekretär, Prof. der Rechte und Beredsamkeit zu Karlsruhe.

148) Prasse, Mor. (1796), Gelehrter (Math.) zu Leipzig.

149) Reche, Wilhelm (1798), Doktor der Philosophie, evang. Prediger zu Hachen im Bergischen.

150) Reich, Gottfried Christian (?), Professor der Medicin in Erlangen (siedelte aber schon 1800 nach Berlin über, wo er 1809 eine Professur erhielt).

151) Reuss, Christ. Friedr. (1789), Doktor und Professor der Arzneikunde zu Tübingen, Herzogl. Würtemb. Leibarzt.

152) Riem, Joh. (1797), Sächs. Kommissionsrat, Sekretär der ökonom. Gesellschaft zu Dresden.

153) Rosenthal, Gottfr. Erich (1781), Bergkommissar und Mathem. in Nordhausen.

154) Rössig, Karl Gottl. (1797), Professor der Philosophie zu Leipzig.

---

[42]) Später Mitglied der Berliner Akademie der Wiss., s. Harnack a. a. O. I, S. 654.

155) Rouelle, Hilarius (1771), Professor der Chemie und Apotheker des Herzogs von Orléans, zu Paris.

156) v. Roth, Joh. Richard (1789), Doktor der Rechte, Kurf. Mainz. Hof- und Regierungsrat, Professor des Staatsrechts zu Mainz.

157) Le Roy (?), Chemiker zu Paris.

158) Sage, D. (1772), Mitglied der Pariser Akademie.

159) Salzmann, Christ. Gotth. (1780), Direktor des Schnepfenthaler Philanthropins.

160) Samoilowitz, M. D. (1783), Doktor der Arzneikunde, Oberwundarzt in Moskau.

161) Schaub, Joh. (1798), Doktor der Arzneikunde, Prof. in Cassel, Ehrenmitglied der mineralog. Societät zu Jena und der physik. Gesellschaft zu Göttingen.

162) Scheele, Karl Wilh. (1784), Apotheker zu Köping in Schweden, Mitglied d. schwedischen Gesellschaft d. Wissenschaften[48]).

163) Scherer, Alex. Nicol. (1793), Doktor der Philosophie, Professor der Chemie in Dorpat.

164) v. Schiller, Friedr. (1790), Herzogl. Sachs.-Weim. Hofrat, in Weimar.

165) Schlosser, Joh. Georg (1788), Markgr. Bad. Geh. Rat und Archivar zu Rastatt (dann Karlsruhe), Goethes Schwager; er war aber bereits im Jahre 1799 gestorben.

166) Schmidt, Karl Christ. Erhard (1797), Herzogl. Sächs. Kirchenrat, Professor zu Jena.

167) Schmidt, Friedr. Traugott (1793), Pfarrer zu Wahren in Meklenburg-Schwerin.

168) von Schmidt-Phiseldeck, Justus (1802), Consistorial-, Lehn- und Archivrat zu Wolfenbüttel.

169) Schreger, Bernh. Nath. (1791), Doktor der Arzneikunde und Professor zu Leipzig.

170) Schrank, Franz von Paula- (1779), Exjesuit, Doktor der Theologie, wirkl. geistl. Rat, Professor der Ökonomie und ökonom. Botanik in Ingolstadt, best. Direktor der Kurfürstl. Gesellschaft sittl. und landwirtschaftlicher Wissenschaften zu Burghausen.

171) Schröter, Joh. Hieronym. (1787), Kgl. Grossbr. Oberamtmann zu Lilienthal, Astronom.

172) Schröter, Joh. Sam. (1783), Superintendent zu Buttstedt.

---

[48]) Ueber ihn s. u. a. Harnack a. a. O. I, S. 379. 382. 440.

173) v. Schwarzkopf, Joachim (1791), Grossbr. Legationsrat, Resident in Frankfurt a. M.

174) Siebold sen., Karl Kaspar (1776), Fürstl. Würzburg. Hofrat und Leibarzt, Professor der Chirurgie und Geburtshilfe in Würzburg.

175) Siebold jr., Joh. Bartholom. (1797), Doktor der Medicin und Chirurgie zu Würzburg.

176) Soden, Reichsgraf von, Friedr. Jul. Heinrich (1791), Kgl. Preuss. Geheim. Rat und Gesandter zu Nürnberg.

177) Spaeth, Joh. Bernh. (1788), Professor der Mathematik zu Altorf.

178) Spaur, Graf von, Friedr. (1801), Domherr des Erzstiftes Salzburg und des Hochstiftes Passau.

179) Stadion, Reichsgraf von, Friedr. Lothar Joseph (1784), Domicellar zu Würzburg und Kapitular zu Mainz, Präsident des Kammerrats und Stadtgerichts zu Mainz.

180) Stelzer, Christ. Ludwig (1797), Kgl. Preuss. Regierungsrat und Justizamtmann in Schraplau.

181) Stumpf (1780), Archivrat in Würzburg.

182) Tennemann, Wilhelm Gottlieb (1794), Professor der Philosophie in Jena.

183) Thilenius, Mor. Gerhard (1789), Doktor der Arzneikunde, Fürstl. Nass. Leibarzt, in Lauterbach.

184) Tilesius, Wilh. Theophil. (1802), Doktor d. Philosophie, Professor der Medicin und Chirurgie in Leipzig, mehrerer gelehrter Gesellschaften Mitglied[44]).

185) Töpfer, D. (1798), Mathematiker in Grimma.

186) v. Vega, Georg (1790), Prof. der Naturwissenschaften in Wien[45]).

187) Villaume, Peter (1786), Professor am Joachimthalschen Gymnasium zu Berlin[46]).

188) de Villoison, Jean Bapt. (1782), Mitglied der Pariser Akademie[47]), in Paris.

189) Voigt, Joh. Karl Wilhelm (1783), Fürstl. Sächs. Bergrat zu Ilmenau.

---

[44]) So auch der Berliner Akademie der Wiss., s. Harnack a. a. O. I, S. 654.

[45]) Mitglied der Berliner Akademie d. Wiss. seit 1800, s. Harnack a. a. O. I, S. 654.

[46]) Er löste 1788 eine Preisaufgabe der Berliner Akademie über „die väterliche Gewalt", s. Harnack a. a. O. I, S. 422 Anm. u. 612 Anm.

[47]) Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, s. 22. Juli 1774, s. Harnack a. a. O. I, S. 478.

190) Weber, Joseph (1782), Professor der Philosophie und Naturlehre zu Dillingen.

191) Wedekind, C. J. (1795), Doktor und Professor des Naturrechts zu Heidelberg.

192) v. Wehrs, Georg Friedrich (1801), Hofrat in Hannover.

193) Weigel, Christ. Ehrenfried (1778), Doktor der Arzneikunde, Professor der Chemie und Pharmacie zu Greifswald.

194) Weickard, Melch. Adam (1770), Fürstl. Fuldaischer Hof- und Leibarzt, in Fulda.

195) Westrumb, Joh. Friedrich (1786), Kgl. Grossbrit. Bergkommissar und Senator zu Hameln.

196) Wichard du Perron (1781), Oberstleutnant im Regiment Royal-Hasse-Darmstadt, (Mathematiker) in Darmstadt.

197) Wichmann, Joh. Ernst (1780), Kgl. Grossbr. Hofmedicus und Leibarzt zu Hannover.

198) Wieland, Christoph Martin (1754. 1773)[48]), Hofrat in Weimar.

199) Willdenow, Karl Ludwig (1800), Professor der Naturgeschichte am Colleg. medico-chirurg. zu Berlin[49]).

200) v. Wildengen L. C. E. H. F., Fürstl. Hessisch. Regierungsrat zu Marburg (später Oberforstmeister in Cassel).

201) Willemer, Remigius (1799), Demonstrator der Botanik und Chemie im medizin. Collegium zu Nancy.

202) Wismayr, Joseph (1801), Wirkl. Kirchenrat, Präfekt am Erziehungsinstitut zu Freising (dann München).

203) v. Wittmann, Wilibrod (1781), Abt zu St. Maximin in Trier.

204) Wolf, Johann (1801), Canonicus im Stift zu St. Peter in Nörten.

205) Wurzer, Ferdinand (1801), Doktor und ordtl. Professor der Medizin zu Bamberg (später in Bonn), Mitglied der naturwiss. Gesellschaft zu Halle, Helmstädt und Göttingen.

206) v. Zach, Franz (1790), Hrzgl. S. Goth. Major, Astronom, in Gotha.

207) Zapf, Georg Wilh. (1789), Kurf. Bayr. Hofrat und Pfalzgraf, Kurf. Mainz. Geh. Rat, in Augsburg.

---

[48]) Erst seit 1786 auswärtiges Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften; interessante Aufschlüsse giebt Harnack a. a. O. I, S. 347 u. 348 Anm., u. ö.

[49]) Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften seit 1792, s. Harnack a. a. O. I, S. 520 Anm. 2.

208) Zwierlein, Konrad Anton (1789), Doktor der Arzneikunde, Fürstl. Fuld. Hofrat, Brunnenarzt zu Brückenau.

Unter diesen 208 auswärtigen Mitgliedern der Akademie finden wir also ausser Dalberg den erlauchten Namen unseres Schiller, welcher seit 1791 Mitglied war[50]); auch Wieland ist (übrigens seit der Gründung der Akademie i. J. 1754) Mitglied.

Ausländische Gelehrte waren ziemlich zahlreich. Wir zählen 12 Franzosen: die Mediciner Bacher, Clouet, Gallot und Manesse, die Chemiker Brugnatelli, Rouelle, Le Roy und Willemer, den Philologen Villoison, ferner de Milly, de Morveau und Sage; ferner 6 Russen: die Mediciner v. Asch und Samoilowitz, den Theologen Hezel, den Chemiker Scherer, Georgi und Fürst Gallitzin; 7 Niederländer: die Mediciner van den Bosch, von Burtin, Coppens, Eberhardt und de Meste, die Mathematiker Nieuwland und de Marum; 2 Schweden: den Mediciner Henning und den berühmten Chemiker Scheele; den norwegischen Physiker Büchner; 2 Dänen: den Naturforscher Chemnitz und v. Hauck; 3 Engländer: den Chemiker und Naturphilosophen Kirwan, Couturier und den berühmten Astronomen Herschel; 5 Italiener: die Mediciner Carminati, Frank und Gautieri, den Fürsten v. Gonzaga und Landriani.

Nach der Bedeutung als Gelehrte seien zunächst die beiden Brüder Alexander (seit 1791) und Wilhelm v. Humboldt (seit 1794) genannt, welche die Erfurter Akademie mit Stolz zu den ihrigen zählt, da sie es nach Harnacks schönen Worten[51]) waren, welche in ihrer Arbeit für die Berliner Akademie die Bedeutung der Akademien im Allgemeinen festgestellt haben; denn diese [die Akademien] „wollen keine andere Popularität erwerben als die, welche in einem unbedingten Respekt gegeben ist; dieser Respekt gründet sich auf dem unerschütterlichen Vertrauen, dass sie ausschliesslich der Erforschung der Wahrheit dienen und alle anderen Tendenzen verbannen. Ihn hergestellt und in der Nation erhalten zu haben, ist das Verdienst der Brüder Humboldt und ihrer gleichgestimmten Freunde gewesen. In ihnen erschien der akademische Gedanke verkörpert, verständlich und gerechtfertigt." Dann nach den einzelnen Wissenschaften geordnet (die hervorragenden sind durch den Druck hervorgehoben) seien genannt aus dem Gebiete der

---

[50]) Goethe wurde erst 1811 Mitglied der Erfurter Akademie.
[51]) S. Harnack a. a. O. I, S. 660.

Theologie: Höpfner und Reche (ev.), Kolborn (k.).

Philosophie: Grohmann, Tennemann.

Jurisprudenz: Bodmann, Erhard, Hartleben, Haubold, Reuss, v. Roth, Zwierlein.

Geschichte: Graf v. Beust (auch Staatsmann), v. Dohm (desgl.), Galletti, Hellbach, Meusel, Johannes (v.) Müller, Pölitz, Posselt, Schmidt v. Phiseldeck, Schlosser, Graf v. Stadion (auch Staatsmann).

Geographie: Georgi (ursprünglich Chemiker).

Statistik und Kameralwissenschaften: Croner, Kluber, v. Wehrs.

Bergfach: Becher, Gurlitt, Nau (auch Kameralist), Voigt (Geognost).

Forstfach: Bechstein, v. Burgsdorf, v. Wildungen.

Landwirtschaft: Boeckmann, Meyer, Riem.

Medicin: Arnemann, Baldinger, Consbruch, Ecker, Frank (in Pavia), Harquet, Hahnemann, Hufeland, Jugler, Klaproth sen., Loder, Martens, v. Moderer, Reich, Reusz, Schreger, Siebold sen., Thilenius, Weikard, Wittmann, Wurzer.

Chemie: Achard, Crell, Göttling, Hermbstädt, Klaproth, Scherer, Weigel, Westrumb.

Sonstige Naturwissenschaften: Arnoldi, Beckmann (auch Mathematiker), Chemnitz, Harquet (auch Mediciner), Tilesius.

Mathematik: Busse, Camerer, Ebert, Hindenburg, Metternich, Prasse, Töpfer, Vega.

Astronomie: Bernoulli (auch Mathematiker), Bürg, Pasquich, v. Zach.

Philologie: Beck, Böttiger, Curtius, Eichstädt, Gurlitt, Harless, Heyne, Matthiä.

Literaturgeschichte: Eck.

Orientalische Philologie: Eichhorn (auch Historiker und Literaturhistoriker), Hezel (auch Exeget), Klaproth.

Pädagogik: André, Baader, Busse, Salzmann.

Schriftstellerei (Uebersetzer): Becker, Bertuch, Graf v. Soden, Zapf.

Wir sehen, die exakten Wissenschaften überwiegen die im engern Sinne so genannten Geisteswissenschaften bei weitem, sowohl nach Zahl, wie nach Bedeutung der Namen, wie es auch bei der Berliner Akademie der Wissenschaften im ganzen 18. Jahrhundert bis in die hier behandelte Zeit, ja bis zur Neugestaltung dieser Akademie

i. J. 1812 gewesen ist, eine Thatsache, welche in der Geschichte dieser Akademie von Adolf Harnack (1900) trefflich dargethan ist, s. bes. I. S. 665.

Auch bezüglich der Ausländer, welche indirekt die Bedeutung und das Ansehen der Erfurter Akademie beweisen, da es damals Sitte war, dass man sich um die Mitgliedschaft einer Akademie bewarb, ist die oben gegebene Zusammenstellung nach den Ländern nicht unwichtig, denn es waren wohl alle die Genannten hochangesehene Männer in ihrem Vaterlande, wenn es auch nicht Grössen ersten Ranges waren, darunter auch je ein Fürst in Russland und in Italien.

Viele Mitglieder waren zugleich Mitglieder anderer Akademien und gelehrter Gesellschaften. So gehörten (abgesehen von den nicht besonders erwähnten Gesellschaften) damals, soweit wir es aus unseren Quellen ersehen konnten, von den auswärtigen Mitgliedern der Erfurter Akademie damals schon oder doch später zugleich an

1) der Berliner Akademie der Wissenschaften: Achard, Bernoulli, Becher, Brugnatelli, Bürg, Chladni, Fürst v. Gallitzin, Georgi, Fürst v. Gonzaga, Herschel, Heyne, Hildebrandt, Hindenburg, Alexander v. Humboldt, Wilhelm v. Humboldt, Kausch, Johannes v. Müller, Olbers, Tilesius, Vega, Wieland und Willdenow.

2) Der Berliner Akademie der Künste: Gurlitt.

3) Der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin: Becher.

4) Der naturforschenden Gesellschaft zu Halle: Donndorf und Wurzer.

5) Der Münchener Akademie: Pickel.

6) Der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften: Heyne und Olbers.

7) Der physikalischen Gesellschaft zu Göttingen: Schaub.

8) Der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Göttingen: Wurzer.

9) Der mineralogischen Gesellschaft zu Jena: Schaub.

10) Der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Helmstädt: Wurzer.

Von ausländischen Akademien waren damals Mitglieder der Erfurter Akademie:

11) Von der Pariser Akademie: Klaproth, Graf von Milly, de Morveau, Sage und Villoison.

12) Von der galvanischen Gesellschaft zu Paris: Hufeland.

13) Von der Londoner Gesellschaft der Wissenschaften (Royal Society): Herschel und Kirwan.

14) Von der Petersburger Akademie: Fürst von Gallitzin, Georgi, Lowitz.

15) Von der Schwedischen Gesellschaft der Wissenschaften: Scheele.

16) Von der Medicinischen Gesellschaft zu Montpellier: Hufeland, endlich

17) Von der Medicinischen Gesellschaft zu Nimes: auch Hufeland.

So konnte denn Präsident von Dacheröden mit einem gewissen Rechte dem neuen Landesvater, dem Könige von Preussen, die Erhaltung eines gelehrten Instituts, das bereits beinahe 50 Jahre lang und zwar nicht unrühmlich bestanden hatte, ans Herz legen. Er that es in ebenso geschickter Weise wie mit erschöpfender Darlegung aller Verhältnisse und in eindringlicher Darstellung eines jeden der für die Erhaltung der Akademie sprechenden Gründe.

Nach der oben (Seite 5) erwähnten Vorlesung des Professors Dominikus ist die Vermutung wohl gerechtfertigt, dass dieser an der Abfassung der Denkschrift nicht unwesentlich mitbeteiligt war, wie er auch bald darauf, i. J. 1804, eine Abhandlung[52]) schrieb: »Was that die Akademie nützlicher Wissenschaften für Kultur, Aufklärung und Gemeinwohl in den letzten 12 Jahren«[53]), auf welche wir unten noch kommen werden.

Um die Akademie zu retten, wenn die Universität doch fallen sollte, beginnt die Denkschrift Dacherödens mit folgenden Worten: »Ganz unabhängig und in gar keiner Verbindung mit der hiesigen Universität (?) existiert hier in Erfurt eine 1754 unter Kurfürstl. Mainzischer Autorität angelegte und etablierte Gesellschaft, welche den Namen ‚Kurfürstlich-Mainzische Akademie nützlicher Wissenschaften' führt und, da sie während dem siebenjährigen Kriege aus gänzlichem Mangel an Unterstützung, Aufmunterung und hinreichenden Fonds ausser aller Thätigkeit gekommen und gewissermassen eingeschlafen war[54]), 1776 durch den jetzigen Kurfürsten von Mainz in seiner damaligen Eigenschaft als Statthalter zu Erfurt wieder restaurieret worden,

---

52) Veröffentlicht im 3. Bande der Nov. Acta der Akademie, 1805.

53) S. Thüring. Volkskunde, V (1805), S. 19 ff.

54) So schlimm war es übrigens nicht, s. die ob. Anm. 4 citierte Denkschrift von Paulus Cassel, wie es auch die Akten der Akademie zeigen.

und seitdem mit unermüdeter und ununterbrochener Thätigkeit fortgearbeitet hat«.

Um die gerade damals innerhalb der Akademie thätigen Kräfte, ihre Arbeiten und somit das innere Leben der Akademie zu schildern, stellen wir aus den Sitzungsprotokollen[55]) die Vorlesungen in der Akademie in der hier behandelten Zeit, also vom August 1802 bis zum Juli 1803, zusammen[56]):

1802: 4. August: Sekretär (Bellermann) las eine kleine Denkschrift auf den vor wenigen Tagen gestorbenen Kurfürsten Friedrich Karl Joseph. Herr Siegling las vor: Von dem nützlichen Gebrauch der Boussole zum Feldmessen.

3. September: Herr Bucholz las: Ueber die Methode, den Braunstein vom Eisen abzusondern, mit Rücksicht auf die Rickersche Methode.

8. Oktober: Herr Thilow las: Bemerkungen über den Nachteil zu enger Kleider.

3. November: Herr Spitz las: Fortsetzung seiner Beobachtung über Obstkultur. Herr Lossius jun. las: Ideen zur ästhetischen Polizei.

2. Dezember: Herr Dominikus las: Bemerkungen über den Nutzen, den die Universität Erfurt dem Preussischen Staate leisten könne, und durch welche Mittel derselben aufgeholfen werden könne.

1803: 17. Januar: Herr Spitz las: Ueber die Entstehung der Brückenzinsen in Erfurt.

3. Februar: Herr Bellermann las: Bemerkungen über die verschiedenen Arten die Jahre zu zählen bei den alten Griechen (bes. über die Olympiaden, Pythiaden, über die Iphitische Aera u. s. w.) im Vergleich mit den römischen Aeren. Herr Hellbach las: Ueber den Nutzen und die zweckmässige Anlegung und Einrichtung eines vaterländischen Archivs nebst einer Bibliotheca scriptorum Erfurtensium et Glichensium bei der Akademie.

4. März: Herr Siegling las: Ueber die genaue Bestimmung des Erfurtischen Längen-, Flächen-, Getränke- und

---

[55]) S. auch „Nachrichten von gelehrten Sachen" 1802 und 1803 an verschiedenen Stellen, die hinter dem Register angegeben sind.

[56]) Sitzungsprotokolle 1802 u. 1803, S. 91 ff. Daneben wurden auch stets neue Schriften vorgelegt, die Besprechung derselben in den „Nachrichten von gelehrten Sachen" den einzelnen Mitgliedern zugewiesen und auch sonst Mitteilungen gemacht.

Getreidemasses und Gewichtes. — Herr Graf von Beust las: Vorschläge zur Beleuchtung hiesiger Stadt durch Laternen nebst Kostenbetrag.

5. April: Herr Bucholz las: Enthält Zinober Sauerstoff?

2. Mai: Herr Dominikus las: Ueber die Verteilung der Universitätsfonds von Erfurt an andere Universitäten.

6. Juli: Herr Bucholz las: Versuche über die Zerlegung des Boraxes und über ein darauf gegründetes verbessertes Verfahren, die Boraxsäure daraus zu scheiden.

Wir sehen, wie auch bei den Arbeiten der ordentlichen Mitglieder der Akademie die exakten Wissenschaften überwiegen, und wie überall der Standpunkt eingenommen wird, im wissenschaftlichen, socialen und wirtschaftlichen Leben den praktischen Nutzen hervorzuheben und zu fördern.

Doch kehren wir zu der Denkschrift Dacherödens zurück. Nach den einleitenden Worten erwähnt er, dass die Akademie als Einnahmen bloss aus der ehemals Kurfürstlichen Kammerkasse (Kammerzahlamt) jährlich 50 Rthlr. und aus der Universitätskasse 80 Rthlr., also zusammen 130 Rthlr. gehabt habe. Von diesen geringen Einnahmen zahle die Akademie:

1) demjenigen Professor in der medicinischen Fakultät, welcher die Oberaufsicht über den botanischen Garten führt, jährlich 25 Rthlr. zur Unterhaltung des Gartens;
2) dem ständigen Sekretär 25 Rthlr., um die Schreibmaterialien zu beschaffen und das Postgeld zu bezahlen; selten bleibe davon etwas übrig, um den Sekretär für seine viele Mühe zu entschädigen, meistens müsse derselbe sogar aus seinem Vermögen etwas zuschiessen, um die Correspondenzkosten zu bestreiten.

Die übrigen 80 Rthlr. erhalte der Verleger der hiesigen »Gelehrten Zeitung«, »von welcher auf Ersuchen und Verlangen des jetzigen Kurfürsten von Mainz, als damaligen Statthalters von Erfurt, die Akademie die Direktion und Oberaufsicht übernommen« habe. Zu dieser selbstlosen Hingabe ihrer Mittel habe sich die Akademie veranlasst gefühlt, um die Wissenschaften zu fördern, eine Förderung, die sie hauptsächlich darin sehe, dass »bei der hiesigen Gelehrten Zeitung die Einrichtung getroffen wäre, dass jeder Recensent seinen Namen und Wohnort unter seine Recension setzen muss, wodurch man jenen leidenschaftlichen, parteiischen, inhumanen und groben Ton zu verbannen bemüht gewesen ist, den man den anonymen

Recensionen in der gelehrten Republik so oft vorgeworfen hat.« Mit Dank wird dann weiter erwähnt, dass der jetzige Kurfürst Karl (von Dalberg) durch die Akademie dem Verleger der Acta für jeden Band einen baaren Zuschuss von 50 Rthlr. gewährt habe, unter der Bedingung, »jedem in Erfurt anwesenden Mitgliede der Akademie ein Freiexemplar davon abzuliefern«. Ferner habe derselbe, weil es der Akademie an einem passenden Lokale zu ihren Versammlungen und Sitzungen (gewöhnlich am 2. jeden Mon., nachmittags 3 Uhr) gefehlt habe, dem Besitzer des Hauses, wo die Sitzungen abgehalten seien, sowie für Heizung und Beleuchtung jährlich 24 Rthlr. aus seiner Privatkasse gezahlt, bezw. dem Kammerrat Reinhard, da er kein Geld annehmen wollte, Holz und Wachslichter (für etwa 13 Rthlr.) geliefert. — Neben diesem feststehenden Aufwande aber spendeten sowohl der zuletzt verstorbene Kurfürst Erzbischof Friedrich Karl (von Erthal) aus dem Kammerzahlamt und seiner Schatulle, als auch der jetzige Kurfürst Karl (von Dalberg) als Statthalter aus seiner Privatkasse von Zeit zu Zeit Geldmittel, um für die von der Akademie aufgestellten Preisfragen je nach der Entscheidung der Akademie die ausgesetzten Preise verleihen zu können. Die kurfürstlichen Prämien hätten stets 100 Rthlr. betragen, und zwar habe die Akademie dem Kurfürsten 5, und wenn zugleich 2 Prämien ausgesetzt waren, 10 Preisfragen vorgelegt, aus denen der Kurfürst eine bezw. zwei ausgewählt und der Akademie mitgeteilt habe, wobei er zugleich die entsprechende Anweisung an die Kasse mitsandte, aus welcher die Sieger nach Anweisung der Akademie die Preise erheben könnten, Auswärtige nur durch Vermittelung des Sekretärs der Akademie. Ungleich seien dagegen die Prämien aus der Kasse des jetzigen Kurfürsten gewesen, höher oder geringer, je nach der Wichtigkeit des Objektes — das allerdings der hohe Herr immer selbst bezeichnet, aber in seiner Bescheidenheit der Akademie verboten habe, dieses mitzuteilen — oder nach dem jedesmaligen Zustande seiner Privatkasse, schwankend zwischen 10 und 100 Dukaten. Gegenwärtig stehe ein Preis von 100 Dukaten aus, welcher im April 1803 zu verleihen sei; das Thema der Preisfrage laute: »Inwiefern wirken die verschiedenen Grade des Gefrierens oder des Eises auf die Zersetzung der Körper, und welche Vorteile oder Wirkungen können davon sowohl auf die Chemie als auf die Gewerbe, Künste und Handwerke, wie auch auf die thierische Oekonomie des menschlichen Körpers erwartet werden?«

Zum Allgemeinen zurücklenkend, fährt dann Dacheröden fort: »Darf sich nun gleich diese Akademie mit ihren berühmten älteren Schwestern, z. E. der Akademie der Wissenschaften und schönen Künste in Berlin pp., weder in Absicht noch auf die Celebrität ihrer Mitglieder in Vergleich stellen, so hat sie doch verhältnismässig ihren Platz unter denen gelehrten Gesellschaften bisher rühmlich behauptet, und mehrere angesehene deutsche, wie nicht weniger auch vor der Revolution französische, und auch noch kürzlich italienische Gelehrte haben sich um die Ehre beworben, als Mitglieder bei ihr aufgenommen zu werden. Auch hat noch vor Jahresfrist das Institut national sich in einer literarischen Angelegenheit an sie gewendet, und ein Gleiches hat sich vor mehreren Jahren mit einer spanischen Akademie und mit einem dasigen berühmten Gelehrten zugetragen.« Mit einer gewissen stolzen Bescheidenheit fährt dann der Verfasser fort, dass die Akademie, der Absicht ihrer Stifter eingedenk, nämlich sich mit den »nützlichen« Wissenschaften zu beschäftigen, ohne jedoch die spekulativen Wissenschaften ganz zu vernachlässigen, mehrfach wohl realeren Nutzen gestiftet habe als andere viel berühmtere gelehrte Gesellschaften. Zum Beweise wird angeführt, dass die Akademie seit ihrer Neubelebung durch Dalberg i. J. 1776 Arbeiten, von denen man sich einen allgemeinen Nutzen erhofft habe, in 14 Bänden herausgegeben habe — der Verfasser legt ein Verzeichnis bei[57] —, in denen sich Arbeiten aus folgenden Gebieten finden: Philosophie und Aesthetik, altklassische Philologie, Geschichte, Kulturgeschichte, Geographie, Antiquitätenkunde (auch Münzkunde), Statistik, Socialpolitik, Gelehrten- und Universitätsgeschichte, Prähistorie (Ausgrabungen), Jurisprudenz und Kameralstatistik, Militärwissenschaft, Feldmesskunst, Mathematik, Astronomie, Meteorologie, Naturgeschichte (Zoologie, Botanik und Mineralogie), Physik, Medicin (auch über Hygiene), Pharmacie, Veterinärkunde, Bergfach, Forstwissenschaft, Landwirtschaft, Kunsthandwerk, Maschinenkunde und Werkzeugstechnik, endlich Bautechnik. Man sieht, eine wie erstaunlich grosse Mannigfaltigkeit die Abhandlungen der Mitglieder umspannen, und dabei überwiegen die Arbeiten auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften nach Qualität und Quantität bei weitem, und hier wieder wird meistens, entsprechend dem Charakter der

[57]) Bd. I—XII der Acta in 4° (1777, 1778, 1780, 1782, 1784, 1785, 1788, 1790, 1791, 1792, 1793, 1794, mit Abhandlungen in deutscher, lateinischer und französcher Sprache; Nova Acta Bd. I und II in 8°, 1792 u. 1802, ebenfalls mit Abhandlungen in deutscher und lateinischer Sprache.

Akademie als einer »Akademie nützlicher Wissenschaften«, das Hauptgewicht auf den Nutzen im praktischen Leben gelegt. Nicht abgedruckt wurden, wie der Bericht ausdrücklich erwähnt[58]), solche Abhandlungen, die bloss eine nutzbare Beziehung auf Erfurt und dessen Territorium gehabt haben; diese wurden von der Akademie sogleich an die landesherrlichen Instanzen zur Benutzung gesandt, ohne dass die Akademie eine Abschrift davon zurückbehielt. Solche Abhandlungen aber, welche ohne allen Nutzen schienen, wurden einfach zurückgelegt.

Nicht ohne einen leichten Anflug von Ironie über den Idealismus der damaligen Erfurter Gelehrten, welche die ordentlichen Mitglieder der Akademie waren, und indem er ihnen doch damit ein Ehrendenkmal setzt, berichtet dann der Verfasser, dass diese Mitglieder der Akademie, trotzdem sie entweder vom Staate gar kein Gehalt bezogen oder einen so kärglichen, »dass man es an einem andern Orte nicht einmal wagen würde, ihn einem Mann von anerkannten Verdiensten anzubieten«, doch für ihre der Akademie gewidmeten Arbeiten ganz und gar keinen Entgelt bekamen, obschon sie doch bei ihren mehr als bescheidenen Einnahmen jeden freien Augenblick, den ihnen ihre übrigen Dienstgeschäfte lassen, dazu benützen müssten, um für sich durch Schriftstellerei noch etwas zu erwerben; der Verleger aber, welcher selbst Unterstützung brauche, könne ihnen nichts geben. Diese Verwunderung über das Verhalten der Erfurter Mitglieder hört auf, meint Dacheröden, »wenn man erwähnt, dass der jetzige Kurfürst[59]) 30 Jahre hindurch Statthalter in Erfurt gewesen

[58]) A. a. O. Bl. 8.

[59]) Es war damals in Erfurt noch die Blütezeit des Dalbergcultus (siehe Dominikus, Erfurt, I, 1793, S. 513ff. u. ö.; Erhard, Erfurt, 1829, S. 105 ff u. ö.). Der durch feine weltmännische Manieren und liebenswürdige Freundlichkeit, Herzensgüte und Wohlwollen, Wohlthätigkeitssinn und Mildherzigkeit ausgezeichnete hohe Kirchenfürst war im ganzen eine gewinnende Persönlichkeit. Er ist aber s. Z. von vielen stark überschätzt worden, besonders in Erfurt, das jedoch seinerseits wohl noch am meisten Ursache hatte, ihm dankbar und ergeben zu sein, vornehmlich wegen der Förderung der Akademie. Ferner was er unsern grossen Dichtern gewesen ist, namentlich Schiller und auch Goethe, soll ihm unvergessen bleiben, obschon der erstere seine geistigen Fähigkeiten nicht eben hoch stellt (s. Beaulieu-Marconnay, Dalberg I, S. 181; s. a. Schillers Brief an Körner vom 5. April 1795), in ihm aber dankbar einen edelmütigen Gönner verehrte, von welchem er Wohlthaten gern annahm, und der auch später nach dem Ableben des grossen Dichters für seine Hinterlassenen durch eine Pension von 600 Gulden sorgte (s. Beaulieu-Marconnay a. a. O. I, S. 190). Freilich hat Dalberg seine spätere sentimentale, ja blinde Verehrung Napoleons, „des wahrhaft grossen Mannes, des mächtigen Genies, welches das Schicksal der Welt regelt," mit Recht in der Meinung aller deutschen Vaterlandsfreunde sehr herabgesetzt. Ein grosser Staatsmann ist ja Dalberg nie gewesen! Bei schwankendem Charakter schadeten ihm besonders seine unkritische Schönseherei, gepaart mit Eitelkeit, Ehrgeiz und dilettantenhaftem Einblick in Geschichte und Politik, ferner eine allzu phrasenhafte Deutschtümelei und Verehrung des deutschen Geistes und Sinnes (obschon

und in dieser Zeit seit der Restauration der Akademie i. J. 1776, wenn er nicht zufälligerweise abwesend gewesen, welches sich doch nur selten zutrug, nie eine Sitzung der Akademie versäumt, . . . oft selbst . . . Abhandlungen vorgelesen, wovon die mehrsten von einer Meisterhand (?) zeigen, bei gut ausgearbeiteten Produkten der Mitglieder ihnen seinen Beifall öffentlich zu erkennen gab, sie seines näheren Umgangs würdigte, sie oft zu sich zu Tafel einlud und sie auf alle Weise zu ermuntern suchte, die mehrsten der hiesigen Stellen ohne Rückfrage zu vergeben und von denenjenigen, deren Besetzung sich die regierenden Kurfürsten vorbehalten hatten, den Vorschlag, worauf so viel ankommt, zu thun hatte, und bei solchen Gelegenheiten auf die Mitglieder der Akademie und auf diejenigen, die durch sie ihm empfohlen wurden, vorzüglich Rücksicht zu nehmen gewohnt war.« Durch solche Empfehlungen — man erstaune nicht allzu sehr über das kulturhistorische Curiosum, das aber ebenso für die ökonomische Lage der damaligen Gelehrten wie im allgemeinen, so für die Erfurter Verhältnisse im besonderen recht charakteristisch ist! — erhielten auch manche Mitglieder der Aka-

letztere erfreulicherweise nach seiner politischen Apostasie, jener unbegrenzten Verehrung Napoleons, in seinen letzten Lebensjahren gesunder wieder erwachte), endlich Mangel an Scharfblick, welcher bei mässig begabten Naturen ohne Koncentration mit übertriebener Gutmütigkeit, aber auch mit Eigenwillen und Selbstherrlichkeit verbunden zu sein pflegt. Diese Mischung heterogenster Charaktereigentümlichkeiten liess ihn später, besonders bei der Schaffung des unseligen Rheinbundes, dessen Fürstprimas zu sein er sich hergab, vieler eigener früherer Worte und laut verkündeter Principien so vergessen, dass er das deutsche Vaterland dem bewunderten fremden Herrscher völlig Preis gab und sich zuletzt begnügte, als Frankfurter Grossherzog von Napoleons Gnaden deutsches Land, das doch nichts anderes als indirekter französischer Besitz war, zu beherrschen. Darum wurde Dalberg, längere Zeit des Reiches Erzkanzler, also der „Geschäftsmann der Nation“ und eigentlich doch ihr „custos legum“, von den Zeitgenossen am herbsten gescholten und muss auch von der Nachwelt mit Entschiedenheit getadelt werden. Denn er hatte, wie es bei anderen Rheinbundfürsten der Fall war, auch nicht einen Schatten von Milderungsgründen: die Sorge für die Erhaltung einer Dynastie! Im Gegenteil, hätte er, anstatt jeden Geburtstag des französischen Kaisers festlich zu begehen und jeden Sieg des „grossen Mannes“ über deutsche Truppen (besonders 1809!) mit einem Tedeum im Frankfurter Dome und mit einer Festtafel im Palais zu feiern (s. Beaulieu-Marconnay a. a. O. II, S. 168), mutig und mannhaft allem Unrecht der französischen Gewaltherrschaft widerstrebt, so wäre er zwar wohl als weltlicher Fürst abgesetzt worden, aber doch nicht in ein Nichts zurückgesunken, sondern ruhmvoll von der Weltbühne abgetreten, da ihm doch sein Beruf als Priester und die hohe kirchliche Stellung als Erzbischof geblieben wäre! So aber musste er sein Leben als Erzbischof von Regensburg beschliessen: er starb verlassen und fast vergessen, nur betrauert von den Armen, die in ihm stets einen hilfsbereiten Freund gefunden hatten, im Jahre 1817, — ein Schicksal, das ihn nicht unverdient traf. Sein Freund Wessenberg, allerdings ein Mann, dem es heiliger Ernst mit den Worten war: es sind zwei Dinge in der Welt, worüber der rechtschaffene und feste Mann nicht mit sich markten lässt, innere wohlgeprüfte Ueberzeugung und Würde des Charakters! — sagt ebenso schmerzvoll als wahr von ihm: „Wohlmeinend, wie Dalberg war, wollte er allen gerecht sein, und ward es Niemand, wollte er alle befriedigen, und befriedigte Niemand, weil er sich in Widersprüche verwickelte, die er nicht zu lösen vermochte!“

demie »Biereigenrechte«, d. h. das Recht, Bier zu brauen und zu schenken[60]), ein Vorrecht, das so viel einbrachte, dass es früher mit 1000—1400 Rthlr., damals noch für 800 Rthlr. erstanden wurde. Auch habe Dalberg mehrmals die Versicherung erteilt, »dass nach hergestellter Ruhe, sobald nur für die allernötigsten und dringendsten Bedürfnisse des Staates gesorgt sein würde, auch ein ergiebiger Fonds zur Unterstützung der Akademie ausgeworfen werden solle«.

Da alles dieses, was die Akademie noch aufrecht erhalten hat, nunmehr nach der veränderten Landesherrschaft fortfällt, so kann man mit dem Berichterstatter nur fragen, ob die Akademie aufgehoben oder mit hinreichenden Fonds ausgestattet werden soll, damit sie in der Weise, wie dies bisher geschehen sei, fortan weiter wirken könne. Vielleicht empfiehlt sich die Aufhebung, meint der Verfasser, sowohl aus politischen wie aus staatswirtschaftlichen Gründen, darüber möge die erleuchtete Einsicht des Organisationschefs urteilen. Sollte die Akademie aber fortbestehen, so müsste auf zwei Umstände Rücksicht zu nehmen sein:

1) dass die Mitglieder zu fleissigem Besuche der Sitzungen angehalten, und
2) dass gründlich ausgearbeitete nützliche Abhandlungen auch fernerhin geliefert würden.

Um das Erstere zu erreichen, empfiehlt es sich nach des Berichterstatters Meinung »Jettons« auszuteilen, wie dies bei anderen Akademien auch geschehe, d. s. sogenannte Anwesenheitsscheine: jedes anwesende Mitglied wird bei jeder Sitzung notiert und erhält am Ende des Jahres (Kalender- oder Rechnungsjahres) 16 Groschen für jede besuchte Sitzung, und dieses sei für jedes Mitglied in entsprechender Weise durch den Direktor der Akademie zu bescheinigen, von jedem Empfänger müsse dann entsprechende Quittung geleistet werden. Das Andere kann durch Zubilligung eines angemessenen Honorars für jede gründliche und nützliche Arbeit erreicht werden. Da der Verleger dieses Honorar nicht selbst zahlen kann, andererseits es billig ist, dass er für die Drucklegung eines jeden Bandes der Acta der Akademie 50 Rthlr. Zuschuss erhält, dabei aber wohl zu bedenken ist, dass solche Sammlungen, wie sie die Acta der Akademie darstellen, darum nicht von vielen gekauft werden, da man in dem oder jenem Bande vielleicht nur eine oder zwei Ab-

---

[60]) Vgl. J. L. K. Arnold, Erfurt mit seinen Merkwürdigkeiten und Altertümern, 1802, S. 286—288, dort steht: „als eine besondere Wohlthat ist mit jeder Professur eine Braugerechtigkeit verbunden.“

handlungen findet, die den betreffenden Käufer interessieren, aber auch, da alle Mitglieder der Akademie Schriftstellerei treiben, dass die Acta nicht etwa der Ablagerungsplatz für solche Arbeiten werden, welche die Verfasser anderswo nicht unterbringen können, so werde man beiden Bedenken gerecht, wenn man für den Bogen ein Honorar von einem Karolin (= 6 Rthlr. 12 Groschen) festsetzt, aber zur Sicherung der inneren Güte der Acta und des äusseren Erfolges derselben eine Kommission einsetzt, welche über Aufnahme oder Zurückweisung der einzelnen Abhandlungen entscheidet; diese Kommission soll aus sechs Mitgliedern bestehen: aus dem Direktor und dem Sekretär der Akademie, um die ordnungsmässige Erledigung der Geschäfte sicher zu stellen, und aus vier alljährlich zu erwählenden Mitgliedern der Akademie, um volle Unparteilichkeit zu erreichen.

Nach allen diesen Erörterungen wird dann folgender jährlicher Haushaltungsplan der Akademie aufgestellt:

1) Fixes Gehalt für den Sekretär als »der Seele des ganzen Werkes«: 100 Rthlr.;
2) Postgeld (da die Portofreiheit der Akademie für die Zukunft wohl wegfallen dürfte), Schreibmaterialien und Buchbinderlohn: 50 Rthlr.;
3) Anwesenheitsgelder bei den Sitzungen für die Mitglieder: 216 Rthlr. — Ersparnisse hier fliessen an die Königl. Kasse zurück;
4) Honorar für die Abhandlungen in den Acta, jeder Band zu etwa 36 Bogen à 1 Karolin Honorar gerechnet: 234 Rthlr.;
5) Zwei Preise für die alljährlich zu stellenden Preisfragen, bei denen kein in Erfurt wohnendes Mitglied konkurrieren darf: 200 Rthlr.;
6) Miethe, Heizung und Beleuchtung des akademischen Sitzungszimmers: 25 Rthlr;
7) Zuschuss zu den Druck- und Verlagskosten der akademischen Acta: 50 Rthlr.;
8) Zuschuss zu den Druck- und Verlagskosten der Erfurtischen »Gelehrten Zeitung«: 80 Rthlr.

   Diese letzteren könnten von dem Etat der Universität abgesetzt werden oder, wenn sie daselbst bleiben, könnten sie in dem Haushaltungsplan der Akademie ante lineam vorgetragen werden; dabei wird noch bemerkt, dass die zwei Mitglieder der Akademie, welche die Redaktion dieser

»Gelehrten Zeitung« übernommen haben, mit dem Verleger einen Kontrakt geschlossen haben; dieser müsse ausgehalten werden, sein erstes Jahr sei mit Neujahr 1803 abgelaufen.

9) Zuschuss zur Unterhaltung des botanischen Gartens: 25 Rthlr. — falls dieser Posten nicht auf den Universitätsetat gebracht werden soll.

Im ganzen würde demnach der Etat der Akademie 980 Rthlr. betragen.

Der Bericht schliesst mit den Worten: »Sollte zu besserer Betreibung der Geschäfte ein Direktor von mehrerer Thätigkeit erforderlich sein, als der gegenwärtige vieljährige nach seinen Jahren es sein kann, so ist derselbe, dieses Direktorium augenblicklich niederzulegen, sehr gern erbötig, indem er dasselbe blos infolge der wiederholten Bitten und Wünsche Sr. Kurfürstl. Gnaden des Herrn Erzkanzlers und der Gesellschaft, und weil ihm der Fortgang in den Wissenschaften Freude macht, beibehalten hat. Wobei nur noch gedacht werden muss, dass die Stellen eines Direktors und Sekretärs der Akademie, jedesmal durch die Wahl der Mitglieder, jedoch mit dem Unterschied ersetzt werden, dass von der Wahl des ersteren dem Landesherrn Anzeige geschehen, und dass dessen Bestätigung abgewartet werden muss, welches bei letzterem wegfällt. Die ganz ohnzielsetzliche Auseinandersetzung unterwirft der bisherige Direktor der Akademie ehrfurchtsvoll dem weisen Ermessen des hohen Organisationschefs«[61]).

In der ordentlichen Sitzung der Akademie am 26. Dezember 1802[62]) las der Direktor der Akademie, Präsident von Dacheröden, diese Denkschrift den Mitgliedern vollständig vor und teilte mit, dass er sie dem Organisationschef überreicht habe. Man dankte ihm lebhaft und fand, dass alles richtig und die Lage der Akademie erschöpfend dargestellt sei. Darauf teilte Herr von Dacheröden noch mit, dass er von dem Herrn Organisationschef eine »günstige Antwort« erhalten habe; es sei darum von dem Sekretär folgendes Schreiben[63]) an des Königs Majestät verfertigt worden:

[61]) Des Staatsministers und Generals der Kavallerie Grafen von Schulenburg-Kehnert.

[62]) S. Sitzungsprotokolle S. 94.

[63]) Siehe Aktenstück, Bl. 29. Inhaltsangabe: „Die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt bittet um allerhöchste Protektion und Unterstützung zu ihrer ferneren Existenz“: Abschrift davon in dem Archiv der Akademie, Aktenstück: A_0 (ungeordnet).

Allerdurchlauchtigster Grossmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Eurer Kgl. Majestät bringt die 1754 allhier gestiftete und von 1776 an durch die vielfache thätige Unterstützng des jetzt regierenden Kurfürsten-Erzkanzlers in volle Wirksamkeit getretene Akademie nützlicher Wissenschaften hierselbst gegenwärtig das Opfer der tiefsten Ehrfurcht und der submissesten Devotion. Unter den Millionen treuer Unterthanen, welche für Euer Königl. Majestät glorreiche Regierung beim Antritt eines neuen Jahres ihre innigsten Wünsche zum Himmel erheben, kann gewiss keiner uns an Reinheit der Herzensregungen übertreffen, und nur wenige können uns gleichkommen.

Aus dieser Herzensfülle entquillt uns die ehrfurchtsvolle Bitte, Eure Königliche Majestät wollen Allergnädigst geruhen, dieser Akademie Allerhöchst Dero Gnade, Schutz, Huld und mächtige Unterstützung zur ferneren Existenz derselben angedeihen zu lassen, wovon die Bedürfnisse und Betrag wir in der Anlage allersubmissest darzulegen uns erdreisten, und gedachter Akademie zugleich huldreichst gestatten, dass sie sich hinfüro

Königlich Preussische Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt

nennen dürfe.

Wenn sich diese Akademie seit jetzt 50 Jahren bis hierher unablässig beeifert hat, des Landes Wohl durch Verbreitung der Künste und nützlicher Wissenschaften und durch Aufsuchung der Mittel, wie der Industrie und Kultur jeder Art fortgeholfen werden kann, auf alle Weise zu befördern; so ist ihr das höchstglückliche Ereignis, unter Eurer Majestät glorreichen Scepter gekommen zu sein, ein mächtiger Sporn, auch in Zukunft thätig dahin zu arbeiten, um Höchstdero gnädigsten und wohlthätigsten Schutzes würdig zu sein. Mit diesem heiligen Versprechen, zum Flor der Künste und nützlichen Wissenschaften nach möglichsten Kräften ferner pflichtschuldigst zu wirken, verbinden wir die feurigsten Wünsche für Allerhöchstdero unschätzbares Wohlsein und lange beglückte Regierung und ersterben in tiefster Unterwerfung und Gehorsam

Eurer Königlichen Majestät

allerunterthänigste und treugehorsamste
Akademie nützlicher Wissenschaften allhier.

Erfurt, d. 26. Dezember 1802.

v. Dacheröden. Bellermann. Reinhard. Lossius. Muth. Hecker. Bachmann. Dominikus. Tromsdorf. Thilow. Siegling. Gebhard. Gotthard. Lossius. Graf von Beust. Trott. Spitz. Resch. Bucholz. Bernhardi. Schorch.

Es hatte demnach noch der auch in der Sitzung anwesende Graf von Beust, Kurfürstl. Mainzischer Gesandter[64]), unterzeichnet, von welchem es oben im Verzeichnis der auswärtigen Mitglieder hiess: »in Altenburg, abwechselnd in Erfurt«; ferner hatten noch unterzeichnet die nicht in der Sitzung anwesend gewesen Mitglieder

[64]) Siehe Beaulieu-Marconnay a. a. O. über ihn I. S. 259 ff. 270 ff. 294. 301; II. S. 8. 12 ff. 19. 25. 27. 28. 44. 69 ff. 74. 90. 115. 176. 224.

Bucholz und Schorch; 11 Mitglieder, welche nicht anwesend gewesen waren, hatten auch nicht unterzeichnet.

Der König antwortete huldvoll bereits am 3. Januar 1803 mit folgendem Schreiben[65]):

Seiner Königlichen Majestät von Preussen pp. sind die Wünsche, welche die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, in ihrer unter dem 26ten v. M. eingereichten Eingabe an den Tag gelegt hat, als ein Beweis ihrer treuen guten Gesinnungen, angenehm gewesen. Höchstdieselben danken daher der Akademie, unter Zusicherung Ihrer Huld und Gnade, und machen derselben zugleich bekannt, dass über ihr Gesuch: um Bewilligung der zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse nöthigen Unterstützung, sowie wegen der künftigen Benennung „Königlich Preussische Akademie" der Bericht des Generals und Staatsministers Grafen von Schulenburg erfordert worden ist, nach dessen Eingang Höchstdieselben Ihre weitere Entschliessung nehmen werden.

Berlin, den 3ten Januar 1803.

Friedrich Wilhelm.

An die
Akademie nützlicher Wissenschaften
zu Erfurt.

Daraufhin erfolgte dann eine vom Staatsminister Grafen von Schulenburg unterzeichnete Kgl.Kabinetsordre vom 11. Januar 1803[66]), welche an die Spezialkommission gerichtet war:

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm,
König von Preussen etc.

Unsern gnädigsten Gruss zuvor, hochgelahrte Räthe, liebe Getreuen! Durch eine von dem dortigen Kammerpräsidenten von Dacheröden schon früher anhero gelangte Nachricht, welche Wir Euch mit ihrer Anlage urschriftlich hierbei communicieren, haben Wir die Verhältnisse der dortigen Akademie nützlicher Wissenschaften einigermassen kennen zu lernen Gelegenheit erhalten und gefunden, dass dieses Institut für seinen eigentlichen Zweck der Gemeinnützigkeit nicht unthätig, in Rücksicht der Mittel zu seiner Fortdauer aber beschränkt gewesen ist. Diese hat gegenwärtig die Akademie in der aus dem Cabinet anhero remittirten und cum adjuncto ebenfalls originaliter anliegenden Immediatvorstellung vom 26. v. Mon. u. J. Allerhöchsten Ortes nachgesucht, woraus Ihr ersehen werdet, dass das jährliche Bedürfniss dieses Instituts auf 980 Rth. berechnet wird. Es entsteht nun ausser der näheren Prüfung und Beurtheilung der Gemeinnützigkeit des Instituts überhaupt zugleich die Frage:

inwiefern diese Akademie in ihrer bisherigen oder in welcher veränderten Form und Verfassung beizubehalten, auf welche Art die Fortdauer derselben in diesem Falle am besten zu bewirken, woher die nöthigen Fonds zu nehmen und wieviel Kosten eigentlich jährlich erforderlich sein dürften?

[65]) Original in dem Archiv der Akademie (Aktenstück: A_c), mit des Königs eigenhändiger Unterschrift.

[66]) Siehe Aktenstück Bl. 1; Abschrift auch im Archiv der Akademie, Aktenstück A_g, S. 1.

Wir wollen darüber mit Auseinandersetzung der dabei in Betracht kommenden Verhältnisse, insofern solche nicht schon aus der von Dacherödenschen Nachricht hervorgehen, unter Zurückgabe sämmtlicher beigefügten Originalien Euer wohlgeprüftes Gutachten erwarten, um den Allerhöchsten Orts erforderten Bericht mit Gründlichkeit erstatten zu können. Sind Euch mit Gnaden gewogen.

Gegeben Hildesheim, den 11. Januar 1803.

Auf Seiner Königl. Majestät allergnädigsten Spezialbefehl

Schulenburg.

An die

Erfurther Spezialorganisationscommission.

Dieses Schreiben wurde auch der Akademie übersandt und von Herrn v. Dacheröden in der Sitzung vom 17. Januar 1803[67]) den Mitgliedern vorgelesen. Es muss sich nun von Erfurt aus die falsche Nachricht verbreitet haben, dass der Akademie Alles gewährt worden sei, denn der Sekretär Bellermann schreibt in den Sitzungsprotokollen[68]): „Den 27. Jänner 1803 wurde ich zum Herrn Präsidenten gerufen, erhielt den Auftrag, die in der Nationalzeitung No. 4 befindliche unwahre Nachricht, die bereits erhaltene Zusicherung des neuen Etats der Akademie betreffend, zu widerlegen. Ist sogleich geschehen und nach Gotha geschickt worden, woraus es schon No. 5 abgedruckt gefunden wurde. Jene falsche vorlaute Nachricht erschien auch im Intelligenzblatt der Allgem. Literaturzeitung, wohin Sekretär auch die Widerlegung schickte und inserieren liess." Es vergieng aber der ganze Februar und der halbe März 1803, ohne dass die Akademie Nachricht erhielt und von ihrer bangen Sorge um ihre Weiterexistenz befreit wäre. Da wandte sich der unermüdliche Herr v. Dacheröden unter dem 18. März 1803[69]) noch einmal an die Spezialorganisations-Kommission, um sie dadurch in feiner Weise an eine Antwort zu mahnen, indem er zu seiner früheren Denkschrift einen Zusatz machte und einen Vorschlag mitteilte, über welchen in der ordentlichen Sitzung der Akademie am 3. Februar 1803 folgendermassen verhandelt wurde[70]): »Herr Rath Hellbach (aus Wechmar) las vor: Ueber den Nutzen und die zweckmässige Anlegung und Einrichtung eines vaterländischen Archivs nebst einer Bibliotheca scriptorum Erfurtensium et Glichensium bei unserer Akademie, und offerierte sehr

---

[67]) Siehe Sitzungsprotokolle S. 95; „Nachrichten von Gelehrten Sachen", 1803, S. 129.
[68]) Seite 96.
[69]) Siehe Aktenstück, Bl. 31 und 32; Abschrift auch im Archiv der Akademie. Aktenstück Ag, S. 11 und 12).
[70]) Siehe Sitzungsprotokolle S. 96.

grossmütig seine ganze Sammlung von Urkunden und dahin gehörenden Büchern als Stamm dieses Archivs. Die Abhandlung wurde ad acta gelegt, und das Anerbieten dankbar angenommen. wenn von Sr. Majestät dem Könige der Akademie ihre Fortdauer gnädigst versichert werden sollte". In Folge dessen beantragte Präsident v. Dacheröden[71]), einen Raum in einem Staatsgebäude anzuweisen, in welchem die Hellbachsche Sammlung aufgestellt werden könne; für die passende Einrichtung dieses Raumes seien einige einmalige Kosten erforderlich, ferner müsse einem Mitgliede der Akademie die Aufsicht, Ordnung und Bewahrung dieser Sammlung aufgetragen werden, und dafür seien 50 Rthlr. als jährlicher Gehalt nötig; zum Schlusse erbietet sich der Verfasser zu jeder näheren Erläuterung und etwaigen nötigen Zusätzen zu seiner Denkschrift vom 9. Dezember 1802 und legte noch eine Denkschrift[72]) „über den Nutzen und die zweckmässige Anlegung und Einrichtung eines vaterländischen Archivs nebst einer Bibliotheca scriptorum Erfurtensium et Glichensium bei unserer Akademie" bei.

Aber auch hierauf kam keine Antwort, so dass der Präsident von Dacheröden sich gezwungen sah, — nachdem in der Sitzung vom 2. Mai 1803[73]) die erfreuliche Nachricht mitgeteilt war, dass der Kurfürst Karl die 30 Dukaten für die nächste Preisaufgabe nicht zurückziehe — in der Sitzung vom 26. Mai 1803 (diese wurde wegen der bereits damals erwarteten Ankunft des Königs, da im Hause des Kammerrats Reinhard, wo die Akademie sonst ihre Sitzungen hielt, für Sr. Exellenz den Staatsminister und Generalleutnant Grafen von Schulenburg Wohnung eingerichtet war, im Hause des Herrn von Dacheröden abgehalten), nach Erörterung der bisherigen Verhandlungen ein zweites Schreiben an Se. Majestät den König zu beantragen[74]); in ihm bittet die Akademie um »die allergnädigst verheissene Resolution«. Es lautet[75]):

Allerdurchlauchtigster, Grossmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Bei Eurer Königlichen Majestät beglückter Anherokunft erdreisten wir uns, indem Allerhöchst Demselben wir unsere treu devoteste, innigste und reinste

---

[71]) Er las dieses Schreiben in der Sitzung der Akademie am 2. Mai 1803 vor, siehe Sitzungsprotokolle S. 98, und „Nachrichten von Gelehrten Sachen", 1803, S. 353.

[72]) S. Aktenstück Bl. 33—35; Abschrift auch im Archiv der Akademie (A_g, S. 13—16).

[73]) Siehe Sitzungsprotokoll S. 98.

[74]) Siehe Sitzungsprotokoll S. 99.

[75]) Siehe Aktenstück Bl. 37. Inhaltsangabe: Die Akademie nützlicher Wissenschaften bittet um allergnädigste Resolution wegen ihrer ferneren Fortdauer. Abschrift zweimal im Archiv der Akademie: Aktenstück A_g, S. 17 u. A_o (ungeordnet).

Freude darüber allergehorsamst zu bezeugen wagen, Allerhöchst demselben zugleich in Allergnädigste Rückerinnerung zu bringen, dass Höchstdieselben Dero weitere Entschliessung über unser Gesuch um Bewilligung der zur Bestreitung unserer Bedürfnisse nöthigen Unterstützung sowie wegen der künftigen Benennung: „Königliche Preussische Akademie“ uns unterm 3. Januar a. c. huldreichst zuzusagen geruht haben.

Da diese Allerhöchst weitere Entschliesssung bis jetzt uns noch nicht zugegangen ist, und uns alle Unterstützung zur Bestreitung unserer Arbeiten abgehet, es uns auch nicht schicklich, noch mit Eurer Königlichen Majestät Allerhöchsten Willensmeinung füglich vereinbarlich zu sein deuchtet [sic], dass wir die bei unserer Stiftung uns beigelegte Benennung: „Kurfürstlich Mainzische Akademie nützlicher Wissenschaften“ fortführen, so geben wir treu gehorsamst anheim:

> ob Eurer Königlichen Majestät Höchstdero weitere huldreichste Entschliessung hierüber uns zugehen zu lassen Allergnädigst geruhen wollen,

damit wir die in- und auswärtigen Gelehrten und gelehrten Gesellschaften wegen fernerer Fortsetzung oder gänzlichen Einstellung ihrer Korrespondenz mit uns gehörig benachrichtigen können, zumal unsere bisher auf den Reichsposten durch ganz Deutschland genossene Portofreiheit vom 1. Mai dieses Jahres an weggefallen ist.

Die wir in tiefster Unterwürfigkeit ersterben,

Euer Königlichen Majestät

allerunterthänigste und treugehorsamste
Akademie nützlicher Wissenschaften allhier.

v. Dacheröden. Bellermann. Reinhard. Tromsdorf. Dominikus. Thilow. Hecker. Joseph Hamilton. Herrmann. Gebhard. Siegling. Spitz. Lossius. Graf v. Beust. Bucholz. Bernhardi.

Dieses Schreiben wurde von den Mitgliedern der Anciennität nach unterzeichnet, um bei der demnächstigen Anwesenheit dem Könige oder dem Organisationschef General Grafen v. Schulenburg überreicht zu werden. Der König kam am 30. Mai 1803 nach Erfurt[76]) und verweilte unter glänzenden Festen einige Tage dort; es bot sich aber keine Gelegenheit, die Bittschrift der Akademie dem Monarchen persönlich zu überreichen, wohl aber dem Grafen von Schulenburg. Nachdem sie derselbe gelesen und gebilligt hatte, übergab er sie dem Cabinetsrat von Beyme[77]).

[76]) Siehe Thüring. Volkskunde, 1803, S. 393—422; Albert Pick, Hohenzollernbesuche in Erfurt, 1891, S. 26—31; Constant. Beyer, Neue Chronik von Erfurt S. 322—328 (nur falsch unter 1804 anstatt unter 1803). Archivalische Nachrichten: Stadtarchiv Abteil. I. c. No. 12: Akta der Ankunft Sr. Kgl. Majestät von Preussen und der Feierlichkeiten bei Allerhöchst Dero Einzug und Abreise von hier betr. i. J. 1803 u. s. w.

[77]) Siehe Sitzungsprotokolle S. 99.

Und nun kam die Sache in Fluss, denn bereits am 9. Juni 1803 kam folgendes Kgl. Schreiben aus Fürth den 6. Juni an:

Se. Königliche Majestät von Preussen pp. haben auf das Gesuch der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurth vom 30. v. M., über eine derselben für die Zukunft zu bewilligende Unterstützung, und wegen der zu führenden Benennung Königliche Preussische Akademie, dato den Bericht des Generals und Staatsministers Grafen von Schulenburg erfordert, und machen der Akademie solches, und dass selbige nunmehr das Weitere abwarten muss, hierdurch nachrichtlich bekannt.

Fürth den 6ten Juny 1803.

Friedrich Wilhelm.

An die
Akademie nützlicher Wissenschaften
zu Erfurth.

Und bald darauf langte eine am 10. Juni 1803 in Hildesheim erlassene Kgl. Cabinetsordre[78]) an, welche folgenden Wortlaut hat[79]):

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm,
König von Preussen etc.

Unsern gnädigen Gruss zuvor. Veste hochgelahrte Räthe, liebe Getreue! Die Akademie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt hat, wie Ihr aus den Originalanlagen ersehen werdet, unterm 30. v. M. ihr Gesuch um eine Unterstützung und Führung des Namens: Königl. Preussische Akademie, unmittelbar wiederholt.

Da Ihr nun dem in dieser Angelegenheit Euch unterm 11. Januar a. c. gewordenen Auftrage noch kein Genüge geleistet habt, so werdet Ihr an ungesäumte Erstattung Eures diesfälligen Berichts erinnert, und habt Ihr zugleich von dem Umfang der Correspondenz dieser Akademie, wobei sie ehemals die Portofreiheit genossen hat, nähere genaue Erkundigungen einzuziehen und anzuzeigen: auf wie hoch der jetzige Verlust der Portofreiheit anzuschlagen sein dürfte. Sind Euch mit Gnaden gewogen.

Gegeben Hildesheim, den 10. Juni 1803.

Auf Seiner Königl. Majestät Allergnädigsten Spezialbefehl

Schulenburg.

An die
Spezialorganisations-Commission
zu Erfurt.

Bereits am 16. Juni war die Cabinetsordre in den Händen der Adressaten, wie der Eingangsvermerk zeigt, und es ergieng das am Fusse der Ordre stehende Resolut: „Da die Zeit zu kurz fället, um an die Akademie der nützlichen Wissenschaften selbst über die

---

[78]) Siehe Sitzungsprotokolle S. 100: Sitzung vom 6. Juli 1803: Sekretär legte das Kgl. Antwortschreiben auf den in letzter Sitzung bemerkten Brief vor, datiert „Fürth, d. 6. Juni“: Das Original mit des Königs eigenhändiger Unterschrift findet sich im Archiv der Akademie, Aktenstück A_0 (ungeordnet).

[79]) Aktenstück, Bl. 36.

noch offen stehenden Punkte zu gehen, so ist dem Sekretär derselben, Professor Bellermann, der Auftrag zur Herbeischaffung der noch abgehenden Nachrichten mündlich erteilt worden, (unleserliche Unterschrift).

Diesen Auftrag erfüllte nun Professor Bellermann ungesäumt, er reichte der Spezialkommission folgende Schriftstücke ein:

1) Personalbestand der Akademie,

2) Verzeichnis der Druckschriften der Akademie,

3) eine Benachrichtigung über die Korrespondenz, Kostenbetrag, Differenz seit dem Verlust der Portofreiheit auf den Reichsposten[80]).

Aus diesen Zusammenstellungen entnehmen wir Folgendes, das uns wichtig zu sein scheint.

Bezüglich der von der Akademie herausgegebenen Schriften werden zuerst die beiden Bände in 8° 1757 und 1761 erwähnt, dann die Uebersetzungen und deutschen Abhandlungen in 8° Band I 1762, Band II 1763, dann die übrigen 12 Bände in 4°, 1777-1796, endlich 2 Bände in 8° 1799 und 1802, im ganzen 18 Bände; dazu mehrere Preisschriften, z. B. von Dominikus und Rössig über Erfurt, dann ein Bändchen, gesammelt von Bellermann, endlich die Herausgabe der hiesigen „Gelehrten Zeitung".

Ausführlich wird der dritte Punkt behandelt, und die Bemerkungen, welche der Sekretär Bellermann macht, sind sowohl für das innere Leben der Akademie als auch kulturhistorisch interessant. Denn die Akademie hatte mit einem grossen Teile ihrer auswärtigen Mitglieder Briefe gewechselt, in denen diese Gelehrten ihre Entdeckungen und Bemerkungen der Akademie mitteilten und sich von ihr diesseitige Erfahrungen ausbaten. Ebenso erhielt man in Erfurt durch diese auswärtigen Mitglieder Nachrichten von den Akademieen von Paris, St. Petersburg, Berlin, Göttingen, Mannheim, Leipzig und München. Nach zehnjährigem Durchschnitte berechnet, bezahlte die Akademie jährlich 21 Rthlr. an die Nichtreichsposten, in einigen Jahren ja weniger, mehr aber in den Jahren, in welchen wichtige Preisaufgaben gestellt waren, und dementsprechend Preisschriften einliefen, z. B. 16 bei „Verminderung des Holzmangels", 22 bei „Beförderung des Patriotismus", 13 bei „Verbindung der Arzneiwissenschaft mit der Chirurgie", 6 bei „Verbesserung der Landchirurgen", 7 bei „Veredlung des Obstbaues u. über Hopfenbau",

[80]) Aktenstück, Bl. 46—52; Abschrift zweimal im Archiv der Akademie, Aktenstück Ac (ungeordnet), und Ag, S. 18—30.

8 bei „Populäres Geschichtsbuch von Erfurt". Die Briefe mit Akademischem Siegel giengen auf der Reichspost frei, im W. bis Kehl (Strassburg), im S. bis Wien oder Trient, im N. bis Hamburg; auf Hessischen, Hannoverschen u. a. Posten musste die Akademie bezahlen. Die Portofreiheit ersparte etwa 15 Rthlr., so dass der gesamte Postbedarf etwa 38 Rthlr. betrug. Dazu kommen mehr als 10 Rthlr. für Schreibmaterialien; daher ist dem Bedarf für alles dieses zusammen mit Recht eine Summe von 50 Rthlr. angesetzt.

Folgende Fragen musste der Sekretär noch beantworten:

1) Wo ist das Stiftungsdiplom der Akademie? Antwort: Acta Academiae I in 8°, pg. 3-4 abgedruckt. Es war also im Original damals nicht im Besitz der Akademie[81]).

2) Welches sind die ersten Statuten der Akademie? Antwort: Befinden sich in demselben Bande S. 5-8 abgedruckt[82]).

3) Wie verhielt es sich mit der Restauration der Akademie i. J. 1776? Wo steht deren Patent? Antwort: Im I. Bande der Acta in 4°, 1777, Vorrede S. 9-12 nebst den revidierten Satzungen abgedruckt. Der Kurfürst hat den Statthalter Freiherrn Karl von Dalberg zum Spezialprotektor der Akademie ernannt, dieser „modificierte" einige Gesetze und Observanzen.

4) Welche Abweichungen sind nachher getroffen? Antwort: Zuerst wurden jährlich 4 Preisfragen, jedesmal aus dem Gebiete der Mechanik, Chemie, Oekonomie und Geschichte gestellt; die Preise waren 10-12 Dukaten, die teils aus der Kurfürstl. Kammerkasse, teils und zwar öfters aus Dalbergs Privatschatulle flossen. Später wurde die Zahl der Preisfragen vermindert, dafür wurden aber die Prämien erhöht. — Früher waren die Mitglieder in Klassen geteilt, und nach denselben wurden die Recensenten für die Gelehrte Zeitung bestimmt; später übernahm der Sekretär diese Zuweisung.

5) Wo sind die Verfügungen, durch welche die Akademie a) 50 Rthlr. aus dem Kammerzahlamte u. b) 80 Rthlr. aus der Universitätskasse erhielt? Antwort: Der Sekretär legte zwei einzelne Zahlungsanweisungen in Abschrift bei.

6) Vorschläge zur Verbesserung werden folgende gemacht:

a) Die unter Aufsicht der Akademie erscheinende Gelehrte Zeitung müsste einen grösseren Umfang annehmen und einem geschäftsgewandten Buchhändler zum Vertrieb übergeben werden;

---

[81]) Die Akademie besitzt es jetzt, da es im Jahre 1833 in Wundersleben (Dorf bei Sömmerda, Kr. Weissensee) aufgefunden und ihr zugesandt wurde.

[82]) Ebenfalls in dem in der vorig. Anm. genannten Aktenstücke vorhanden.

die Rezensionen möchten nur von Männern von anerkanntem litterarischen Rufe verfertigt und strenger werden, auch eine gleichmässigere Ausdehnung erhalten, indem Länge oder Kürze der Rezension nach der Wichtigkeit des recensierten Werkes bemessen werden.

b) Die Akademie würde einen grösseren Wirkungskreis erhalten, wenn ihr auch die Herausgabe des Erfurter Intelligenzblattes übertragen würde, dessen Konzession in einiger Zeit abläuft; das Blatt müsste durch angehängte gemeinnützige Aufsätze für das Publikum belehrender gemacht werden.

c) Die Wahl der auswärtigen Mitglieder müsste strenger sein, auch müssten diese zu angelegentlicherer Mitarbeit, namentlich zu öfterer Lieferung von Aufsätzen für die Akademie angeregt werden.

Nachdem so der Spezialkommission alles nötige Material geliefert worden war, gieng unter dem 22. Juni 1803 endlich der Bericht[88]) derselben nach Hildesheim an den König Friedrich Wilhelm III ab. Referent war der Kammergerichtsrat Schulze.

Nach der Wiederholung der Gründungsgeschichte der Akademie und dem Referate über deren nach den Statuten bestimmten Aufgabe, ferner nach dem Bericht ihrer Thätigkeit und ihrer weiteren Geschichte seit ihrer Reorganisation durch Dalberg i. J. 1776, ferner nach einem anerkennenden Urteile über die bisherigen gemeinnützigen Leistungen der Akademie geht der Berichterstatter auf die Fonds und den Etat der Akademie ein, wobei er genau die Angaben der Denkschrift des Präsidenten von Dacheröden vom 9. Dezember 1803 — s. ob. S. 26 ff — wiederholt. Bei der Beurteilung der Frage, ob die Akademie beizubehalten oder aufzulösen sei, stellt sich der Bericht auf den Standpunkt, dass zuvörderst die Frage entschieden werden müsse, ob die Erfurter Universität beibehalten, verbessert, in einen blühenden Zustand versetzt und mit den nötigen Hilfsmitteln versehen werden soll oder nicht; träte der letztere Fall ein, so würde damit auch der Akademie ihre Existenz abgesprochen werden müssen. Denn die Professoren, welche den Stamm der Akademie ausmachten (von den 31 Mitgliedern waren ja 21 Mitglieder der Universität!), würden alsdann entweder versetzt werden oder aussterben, die Landeskollegien aber, zu deren Mitgliedern andere gehörten, würden nicht mehr vorhanden sein, die Akademie könnte sich daher nur aus der Geistlichkeit und dem

---

[88]) Im Originalkonzept in dem Aktenstücke Bl. 53—71; Abschrift auch im Archiv der Akademie (Ag, S. 33—43).

Magistratskollegium ergänzen[84]), deren Mitglieder aber schon durch ihr Hauptamt sehr in Anspruch genommen seien, und so würde es an Männern fehlen, aus welchen die Akademie, deren Mittelpunkt Erfurt jedenfalls bleiben müsste, zusammengesetzt werden könnte; voraussichtlich würde die Akademie mindestens so kümmerlich werden, dass es auch die auf sie zu verwendenden geringen Kosten schwerlich lohnen würde. Da der König noch nicht über die Universität Erfurt entschieden habe, auch die Spezialkommission nach eingeholter Erlaubnis über die Universitätsverfassung wegen Ueberlastung mit Geschäften erst im nächsten Monat berichten könne, so habe sie mit dem Bericht über die Akademie so lange gezögert, um beides zu verbinden. Es wird daher angeregt, die Entscheidung über die Akademie so lange auszusetzen, bis die über die Universität gefallen sei. Doch will die Kommission, um nicht vorzugreifen, nunmehr das Nötige über die Akademie dem Könige vortragen.

Das anerkennende Urteil über die Leistungen der Akademie wird wiederholt nnd zugleich geraten, falls die Universität Erfurt erhalten bleibt, da deren beste Professoren erfahrungsmässig auch Mitglieder der Akademie würden, dieselbe beizubehalten. Sollte dieses geschehen, meint der Bericht, so muss die Akademie auf Grund der bisherigen Statuten eine neue Instruktion erhalten, »bei welcher es vorzüglich auf eine näher zu bestimmende Ordnung in der kollegialischen Verfassung und in der Verwaltung der zu bewilligenden Fonds, auf mehrere Strenge bei der Wahl der Mitglieder und Abstellung der dem Vernehmen nach in Hinsicht auf die Herausgabe der Gelehrten Zeitung eingeschlichenen Missbräuche ankommen dürfte«. Die Spezialkommission erklärt sich bereit, wenn das Fortbestehen der Akademie genehmigt sein wird, eine solche Instruktion zu entwerfen. Dann geht der Bericht auf den vom Präsidenten v. Dacheröden entworfenen Etat näher ein. Nicht gebilligt werden: 1) die 216 Rthlr. für die Jettons oder Anwesenheitsgelder für die Mitglieder, da diese aus Liebe zur Sache die Sitzungen besuchen müssten. — 2) die 50 Rthlr. als Zuschuss zu den Druck- und Verlagskosten der unter Aufsicht der Akademie herausgegebenen Gelehrten Zeitung. Solche allgemeine Litteraturzeitungen werfen erfahrungsmässig guten Gewinn ab, falls

[84]) Verwunderlich ist, dass die Denkschrift nicht die Kollegien der zwei Erfurter Gymnasien erwähnt, des evgl. Ratsgymnasiums und des kathol. Gymnasiums, welche sowohl damals einzelne (Bellermann gehörte dem ersteren an, Dominikus und Siegling dem letzteren, freilich auch alle drei der Universität) als auch späterhin viele und recht rege Mitglieder gestellt haben.

die Recensionen gründlich und unparteiisch sind; rentiert eine solche Zeitung nicht, dann hat sie keinen litterarischen Wert, und der Staat hat keine Veranlassung sie zu unterstützen. Herabgemindert werden folgende Posten: 1) die auf 234 Rthlr. bemessenen Druckkosten, für die Acta der Akademie auf die Hälfte, also auf 117 Rthlr., da es ausreichend sei, wenn die Akademie alle zwei Jahre einen Band, und zwar in diesem nur ihre besten Arbeiten veröffentliche, wie dies thatsächlich in den letzten 10 Jahren geschehen sei; auch könnten die besten Arbeiten als Sonderausgaben noch im Buchhandel zum Nutzen ihrer Verfasser erscheinen, denen damit ein Ersatz für die oben abgesetzten Jettons gewährleistet sei. — 2) die 200 Rthlr. für Preise ebenso auf die Hälfte, also auf 100 Rthlr., wenn nur ein Preis alljährlich ausgesetzt werde; um zwei Preisfragen aber zu gleicher Zeit zu behandeln, können ja die Aufgaben des folgenden Jahres schon im Jahre vorher bekannt gemacht werden. — 3) Bezüglich der Remuneration von 50 Rthlr. für ein Mitglied der Akademie, um die Aufsicht, Ordnung und Bewahrung der Hellbachschen Archivalien und einer bibliotheca scriptorum Erfurtensium et Glichensium zu führen, so sei wohl der Sekretär am besten zuständig und mit einem Zuschusse von 30 Rthlrn. zufrieden.

Gebilligt werden: 1) 100 Rthlr. als Gehalt des Sekretärs, der für seine vielen Arbeiten für die Akademie entsprechend bezahlt werden müsste; vielleicht könnte dieser noch die Verwaltung, Rechnung und Zahlung der ein- und ausgehenden Gelder der Akademie besorgen. — 2) 50 Rthlr. für Postgeld, Schreibmaterialien, Druck- und Buchbinderlohn; der Beweis der Berechtigung wird durch die Darlegungen des Sekretärs, Prof. Bellermanns, als geführt angesehen. — 3) 25 Rthlr. für Miete, Heizung und Beleuchtung des Sitzungszimmers der Akademie. — 4) 50 Rthlr. als Zuschuss zu den Druck- und Verlagskosten der akademischen Abhandlungen, und 5) 25 Rthlr. als Zuschuss zur Unterhaltung des botanischen Gartens der Universität.

Diese Posten ergaben also einen Gesamtetat der Akademie von 497 Rthlrn., und da die Akademie bereits 130 Rthlr. Einnahme besass, so war also nur ein Staatszuschuss von 367 Rthlrn. erforderlich, welcher, nach der Meinung des Berichterstatters, aus landesherrlichem Fonds gezahlt werden müsste, da in Erfurt selbst keine Kasse vorhanden sei, welche diese Mittel darböte.

Darauf ergieng bereits im nächsten Monat folgende Cabinetsordre[85]):

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm,
König von Preussen etc.

Der von Euch über die Verfassung und Verhältnisse der dortigen Akademie nützlicher Wissenschaften unterm 22. v. M. erstattete Bericht hat uns eine hinreichende Bekanntschaft mit diesem Institut verschafft und diesen Gegenstand vollständig erschöpft. Ehe jedoch Unserer Allerhöchsten Person darüber Vortrag geschehen und eine finale Entscheidung deshalb erfolgen kann, muss zuvor das Schicksal der dortigen Universität bestimmt werden, da erstere ohne die letztere nicht füglich würde bestehen können, indem ein grosser Teil der Akademisten aus Mitgliedern der Universität bestehet.

Bis dahin also, dass über das Schicksal der Universität entschieden wird, muss die nähere Bestimmung in Ansehung der dortigen Akademie nützlicher Wissenschaften ausgesetzt werden, wovon Ihr vorläufig den Direktor derselben von Dacheröden zu benachrichtigen habt.

Berlin, den 27. Juli 1803.

Königlich Preussische Allerhöchst verordnete Haupt-Organisations-Commission.

Schulze. Focke. Goldmann. v. Voss.

An die
Spezialcommission
zu Erfurt.

Diese im Schlusssatze geforderte Benachrichtigung erfolgte durch abschriftliche Mitteilung dieser Cabinetsordre an die Akademie selbst unter dem 2. August 1803.

Damit hatte diese ganze Episode in der Geschichte der Akademie, welche uns ja nicht viel von äusseren Thatsachen berichtet, wohl aber einen recht lehrreichen Blick in das innere Leben der Akademie hat thun lassen, ihren vorläufigen Abschluss erreicht: die Entscheidung war hinausgeschoben worden, und erst sollte das Schicksal der Universität entschieden werden, dann das der Akademie. Diese musste also mit ihrem kümmerlichen Etat von 130 Rthlrn. weiter vegetieren, und sie hat es gethan, so gut es möglich war.

Nicht aber, ohne dass sie mit Entschiedenheit darauf hinwies, was sie geleistet hatte; so las im Jahre 1804 in der Sitzung am 2. Januar[86]) der Sekretär Dominikus, Bellermanns Nachfolger, über die Verdienste der Akademie, indem er das, was sie für Kultur,

[85]) Aktenstück Bl. 72; Abschrift auch im Archiv der Akademie (Ag, S. 44).
[86]) Sitzungsprotokolle 1804, S. 1; Thüringische Vaterlandskunde (1805) S. 19 ff. S. oben Anm. 6.

Aufklärung und Gemeinwohl in den letzten 12 Jahren gethan habe, durch Beantwortung zweier Fragen darlegte: 1) Was that sie? Dominikus antwortete: Sie liess keinen interessanten oder gewichtigen oder gemeinnützigen Teil des menschlichen Wissens und Thuns unberührt, suchte reinen Weltbürgersinn und reine Humanität zu befördern und sich sowohl um das Wohl des allgemeinen deutschen Vaterlandes verdient zu machen, wie auch das Wohl des engern Vaterlandes, wo sie ihren Sitz hatte, zu befördern, indem alle ihre Mitglieder den Pflichten ihres Berufes vorbildlich zu entsprechen suchten, andererseits das Verdienst anderer rückhaltlos anerkannten. 2) Welche Mittel standen ihr zu Gebote? Geringe, und sie konnte nur durch die Güte des Statthalters Dalberg existieren, da die Mittel des kleinen Mainzischen Staates an sich gering waren, sie erhofft aber jetzt mehr von dem Grossstaate Preussen.

Freilich für damals vergeblich! Denn wenn auch der Akademie die bisherigen kargen Mittel gelassen wurden, so war doch von einer Erhöhung keine Rede!

Es folgte dann Preussens Niederlage bei Jena, und im Tilsiter Frieden verlor Preussen Erfurt und das Erfurter Gebiet wieder. So wurde die Entscheidung noch weiter hinausgeschoben. Als aber im Jahre 1814 Erfurt zu seinem Glücke an das neuerstandene und neuerstarkte Preussen zum zweiten Male und endgiltig heimfiel, gewährte der siegreich aus Frankreich heimkehrende König Friedrich Wilhelm III. bei seinem Besuche in Erfurt am 1. August 1814[87]) huldreich den Fortbestand der Akademie, und diese durfte am 10. August 1814 in einer schönen Nachfeier des königlichen Geburtstages gleichsam ihre Wiederherstellungsfeier begehen, während die Universität Erfurt, da die neue preussische Provinz Sachsen nicht drei Universitäten haben konnte, am 12. November 1816 aufgelöst, Wittenberg aber bald darauf, im Jahre 1817, mit Halle vereinigt wurde.

---

[87]) Siehe Cassel, Denkschrift, 1854, S. CXVIII; A. Pick, Hohenzollernbesuche in Erfurt, 1891, S. 43.



Das römische Afrika.

Vortrag

gehalten am 14. November 1900
in der öffentlichen Versammlung der Königlichen Akademie
gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

Schulrat **Dr. Funck,**
Direktor des Fürstl. Gymnasiums zu Sondershausen.



Die Aufgaben, mit denen sich Lehrer und Schüler in den Räumen dieses Hauses, dem Sie heute die Ehre Ihres Besuches geschenkt haben, vorwiegend beschäftigen, führen uns in eine ferne Vergangenheit zurück. Das Leben der Griechen und Römer, zu dessen unmittelbarer Kenntnis wir durch die Erlernung ihrer Sprachen hinzuleiten versuchen, scheint auf den ersten Blick den Anschauungen und Zielen der modernen Welt so weit entrückt und so fremd zu sein, dass es wohl nahe liegt, zu fragen, was uns denn dies alles noch solle? Sie wissen, dass diese Frage von verschiedensten Seiten her immer wieder gestellt wird, dass von ihrer Beantwortung nicht nur die äussere Gestaltung unserer Gymnasien, sondern überhaupt die Geistesbildung, welche lange Zeit den vornehmsten Rang beansprucht hat, abhängt. Wir, die wir entschlossen sind, das Alte zu verteidigen, haben zu zeigen, dass wir uns dieser Frage nicht entziehen, dass wir sie uns selber vorgelegt und dass wir eine Antwort bereit haben.

In der That, wären jene Sprachen tot, wären die Gedanken jener alten Völker von modernem Geistesfluge überholt und überwunden, wären ihre Einrichtungen nur für ihren eigenen engen Kreis der Bedürfnisse von Bedeutung gewesen, wären ihre Thaten, — wie glorreich auch immer —, doch ohne Belang für die Menschheit überhaupt, — nun, so möchten wir, das Recht des Lebenden fordernd, heischen, dass man das Abgestorbene abgethan sein lasse und das Neue, das unmittelbar Notwendige an seine Stelle setze. Aber so liegen die Dinge wahrlich nicht, und gerade unserer Zeit, die auf allen Gebieten des Forschens nicht allein, sondern auch des Schaffens den Begriff der Entwickelung als wesentlichen Faktor erkennt und zur Geltung zu bringen sucht, unserer Zeit steht es

wenig an, ihrer Jugend den Boden historischer Bildung zu entziehen. Denn darum eben handelt es sich: schon um die Wertschätzung der Arbeit wäre es übel bestellt, wenn wir, denen keine Mühe zu gross ist, um in peinlicher Untersuchung die Thatsachen zur Erkenntnis und Ausnutzung der äusseren Welt genau festzustellen, wenn wir da, wo sittliche Erkenntnis auf dem Spiele steht, nicht den gleichen Einsatz voller geistiger Kraft bieten wollten. Nicht aus dem seichten, trüben Wasser abgeleiteter Kenntnisse soll unsere Jugend schöpfen; zu den reinen Quellen selber wollen wir sie emporführen, dass sie es lerne den wahren Trank des Lebens zu kosten, der ihre Kraft belebt, ihren Geist erfrischt und den Willen zum Guten stählt. Noch heute gilt uns allen das Seherwort, mit dem vor hundert Jahren Schiller seine akademischen Zuhörer begrüsste:

»Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, begleitet sie ihn; von allem, was er sich nahm und gab, muss sie Rechenschaft ablegen. Es ist keiner unter Ihnen Allen, dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedenen Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber eine Bestimmung teilen Sie Alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten, — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte.«

Im Dienste so erhabener Geschichtsauffassung steht unser Tagewerk; ihm dient in erhöhtem Masse die Wissenschaft, der wir unser Leben geweiht haben.

Und wenn ich Sie nun einlade, mir für eine Weile in jene fernab von der Gegenwart liegenden Gebiete zu folgen, so darf ich hoffen, dass die Dinge selber eindringlich und anziehend genug reden werden, um Ihr Interesse zu gewinnen. Wir versuchen ein Stück Geschichte der Menschheit zu überblicken, zwar räumlich und zeitlich beschränkt, aber auch klar erkennbar in seinen Anfängen und deutlich bestimmt in seinem Ausgange und seinen Folgen, überall in enger Berührung mit den Geschicken des weltbeherrschenden Volkes, eigenartig bedingt durch die Natur des Landes und lehrreich zugleich durch die Art, wie eben sie dem Menschen dienstbar gemacht wurde. Für die, die sich jetzt in den Besitz jener Landstriche gesetzt

haben, sind gerade diese Lehren von unermesslicher Tragweite, und die französischen Gelehrten, denen wir in allererster Linie die Kenntnis des römischen Afrika verdanken, sind sich wohl bewusst, dass sie eine hohe nationale Aufgabe erfüllen, indem sie der französischen Kolonisation die Wege der römischen erschliessen. Aber auch uns hat eine weitblickende Politik ähnliche Ziele in anderen Gebieten gesteckt, auch wir werden von den Römern zu lernen haben, wie ein äusserlich erworbener Besitz zu innerem Eigentum der Nation gemacht wird. Und auch das soll nicht vergessen sein, dass deutsche Gelehrtenarbeit ruhmvollen Anteil an der Erforschung dieser Länder hat: der Name Theodor Mommsens leuchtet auch über diesem Werke, in neidloser Bewunderung scharen sich um den greisen Gelehrten einheimische und ausländische Forscher, um die Bausteine zu dem grossen Inschriftenwerke zu sammeln, durch welches unsere Kenntnis antiken Lebens so unendlich vertieft und bereichert wird. Er vor allen hat uns gelehrt, von der Gegenwart aus die Vergangenheit zu begreifen, die historische Entwickelung auf die örtlichen und zeitlichen Bedingungen zurückzuführen, das lebendige Wirken der Persönlichkeit auch da zu erkennen, wo eine traurig verkümmerte Überlieferung nur noch dunkle Umrisse der Erscheinungen zu bieten schien.

Wir folgen auch hier seinem Vorgange, indem wir zunächst ein Bild der geographischen Verhältnisse Nordafrikas zu gewinnen suchen.

Dem reich gegliederten Süden Europas liegt eine lange einförmige Küstenlinie gegenüber. Der Osten, das ganz in sich geschlossene Nilland, scheidet für unsere Betrachtung völlig aus; es hat seine Natur und damit seine Geschichte für sich. Weder das Hinterland noch die Ufer der zunächst westlich gelegenen Striche bis zu den Syrten hin waren und sind — abgesehen von Cyrene — geeignet, lebendigere Berührung mit den eben hier entfernter liegenden europäischen Küsten herbeizuführen. Bedeutung gewinnt Nordafrika erst dort, wo der Zug der Küste so entschieden nach Norden gerichtet ist, dass die äusserste Spitze unmittelbar hinüberweist nach Sizilien; beide vereint schliessen hier das westliche Mittelmeerbecken von dem östlichen ab. Was noch weiter nach Westen liegt, eine im wesentlichen hafenarme Steilküste, hätte nur in seinem äussersten vorspringenden Punkte erneute Wichtigkeit erlangen können, wenn die gegenüberliegende Pyrenäenhalbinsel in sich die Vorbedingungen früher historischer Entwickelung getragen

hätte. Während aber an dieser Stelle auch der südliche Kontinent wenig zu bieten vermochte, war eben unweit jenes östlichen Thorpfostens alles gegeben, um ein bedeutendes Centrum materieller und geistiger Kultur zu schaffen. Bis auf den heutigen Tag erweist sich die wundervolle Bucht von Tunis als einer der besten Hafenplätze des Mittelmeeres; ein grosser Strom, der Bagradas, j. Medscherda, erschloss ein wald- und getreidereiches Hinterland; ein einzelner Punkt, nur in sanft anschwellender Landzunge mit dem Festlande verbunden, nach dem Meere zu in einem hammerförmigen Vorgebirge ausladend, auch mit Quellwasser wohl versorgt, lockte den Scharfblick der betriebsamen Phönizier zur Gründung jenes Handelsemporiums, das sie selber die »Neustadt, Karthada«, wir nach römischem Vorgange Karthago nennen. Eine gewisse Ähnlichkeit mit der Lage Roms springt in die Augen: auch Rom war in beherrschender Lage an einer grossen natürlichen Heerstrasse gegründet, für Handel wie für Ackerbau gleich günstig; aber wie verschieden sind doch anderseits schon die natürlichen Verhältnisse! Auf einheimischem Grund und Boden schafft sich der römische Bauer sein festes Heim, zwar an der Wasserstrasse, aber doch im Binnenlande; indem er sich der Angriffe missgünstiger Nachbaren erwehrt, dehnt er allmählich seine Herrschaft über alle, immerhin doch vorwiegend stammverwandten Völker der Halbinsel aus. Anders die Punier! Wie die eigene Heimat mit ihrem schmalen Küstensaume sie hinausgewiesen hatte auf das Meer, so besetzten sie, wohin sie nur kamen, überall die Uferplätze, die nur irgend zu Stützpunkten ihres Seehandels geeignet erschienen. Ungerne griff der Kaufmann zum Schwerte; seiner Ehre widerstrebte es weder, seinen Besitz durch gedungene Söldner verteidigen zu lassen, noch mit Geld sich den Frieden zu erkaufen. Aber, wie auch immer, das eigene Interesse zwang die Karthager Macht und Sicherheit ihrer Stadt auf eine breitere festländische Basis zu stellen. Nicht allein die Stammesgenossen in Afrika mussten sich ihrer Oberhoheit beugen; sie drängten auch die stets unruhigen Berbern weit zurück in die unwegsamen Gebirge und Wüsten. Ganz gebändigt ist dieses merkwürdige Volk noch bis zur heutigen Stunde nicht: sie weichen zurück, sie geben dem überwältigenden Drucke nach; aber, sowie sie die eiserne Faust des Eroberers nicht mehr fühlen, sind sie am alten Platze; selten einmal in der Geschichte politisch geeinigt, sind sie noch heute eins durch Sprache, Körperbau und Lebensweise, einig vor allem im nie rastenden Kampfe

gegen den Fremden, mag er mit punischer Habgier oder römischer Tapferkeit, mag er mit dem Fanatismus der Araber oder der überlegenen Intelligenz der modernen Franzosen ihnen gegenübertreten. Und freilich, die Natur des Landes unterstützt in reichem Masse ihren Widerstand. Die im Westen weiter auseinanderliegenden beiden Hauptketten des Gebirges treten nach Tunesien zu enger zusammen; ist der Berber auf seinem schnellen Rosse über die weiten Steppen dahin geflohen, so nehmen ihn die zerklüfteten Schluchten des Gebirges auf, und, wird er auch dort aufgescheucht, so bleibt als letzte Zuflucht die Einöde der Wüste, in der nur er den sicheren Weg zu der rettenden Oase findet. So war, so ist noch heute das Land, so seine Bewohner.

Wären sie im ungestörten Alleinbesitze ihrer Heimat geblieben, einen Platz in der Weltgeschichte würde Nordafrika nicht erhalten haben. Dass auch dieser Teil der Mittelmeerküste am geschichtlichen Leben des Altertums teilgenommen hat, ist das Verdienst der Phönizier; sie haben, wie mit Recht gesagt ist, das gesamte Mittelmeer zu einem Marktplatz der Völker gemacht. Wem aber sollte dieser Markt zu eigen gehören? Im Osten behaupteten ihren Anspruch die Griechen; notgedrungen wurde der Schwerpunkt phönizischen Handels nach dem Westen, nach Karthago, verlegt; von hier aus beherrschten die Punier alle Gestade der Inseln wie der westlichen Festländer; ihnen gehörte zum guten Teile auch der zweite Thorpfeiler am Eingange dieser Meere, Sizilien mit seinen Nachbarinseln. Waren sie wehrhaft genug diese Machtstellung zu behaupten? Die Geschichte hat diese Frage verneint.

Eine notwendige Verkettung von Umständen führte die unaufhaltsam sich ausdehnende Macht der Römer bis an die Südgrenze der Halbinsel, sie führte sie hinüber nach Sizilien. Sie pochten mit ehernem Finger an die Thore des Machtbaus der Karthager, und, als ihnen nicht gutwillig aufgethan wurde, brachen sie in zwei gewaltigen Kriegen die Pforten ein. Nicht die reichste Fülle der Geldmittel, nicht die Genialität und die Vaterlandsliebe des Feldherrn, nach dem der siegreiche Gegner mit Recht den zweiten dieser Kriege den Hannibalischen genannt hat, vermochte das Verderben aufzuhalten; an der unbeugsamen Willenskraft der Römer, an dem festen Gefüge ihrer Macht zerschellten alle noch so oft wiederholten Angriffe. Politisch vernichtet war die Selbständigkeit Karthagos schon mit dem Friedensschlusse des Jahres 201; zum Wächter seiner Wehrlosigkeit sah es eben den grossen Berber-

fürsten Massinissa bestellt, der — freilich mit Hülfe der Römer — zum ersten Male auf längere Zeit ein nationales Königreich begründete. Drei Jahre, nachdem er 90-jährig gestorben war, führte der unersättliche Nationalhass der Römer die letzte Katastrophe herbei: im Jahre 146 wurde Karthago dem Erdboden gleichgemacht, sein Gebiet unter dem Namen Africa der Verwaltung eines römischen Prokonsuls unterstellt. Noch blieb ihm westlich zur Seite der Numiderstaat bestehen. Aber die alte Freundschaft hatte keinen Bestand mehr. Welche Gefahr dem Gesamtreiche von einem so starken Nachbar drohte, lehrte der Jugurthinische Krieg; und je mehr sich diese auswärtigen Händel mit den inneren Parteiwirren verquickten, desto entschiedener trat die Notwendigkeit hervor, unbequemer Einmischung ein für allemal ein Ende zu machen. Klar zeichnete auch hier der grosse Caesar den Weg vor, der allein zum Ziele führte: er bestrafte den Pompejaner Juba I. für den hartnäckigen Widerstand bei Thapsus, indem er 46 v. Chr. sein Land annektierte. Nur kurze Zeit durfte der Sohn des Besiegten, Juba II., das Reich seiner Väter als römischen Clientelstaat verwalten; dann wies ihm Augustus im Jahre 25 den wenig erfreulichen Besitz Mauretaniens zu, und hier schuf der hellenisch gebildete Mann sich in Caesarea eine Pflegstätte der Künste und Wissenschaften. Gleichzeitig erstand im Osten Karthago wieder aus dem Schutte, und aufs neue bewährte sich seine unvergleichlich bervorzugte Lage; es kam die Zeit, wo die alte Punierstadt die dritte Stadt des römischen Reiches war. Africa aber, das alte und das neue vereint von der Syrte bis an die Grenzen Mauretaniens, war die vornehmste Provinz des Staates; kein Geringerer als ein Prokonsul durfte sie verwalten, ihn ernannte der Senat, und der kaiserliche Legionskommandant war ihm unterstellt. Allein das System bewährte sich nicht: für die längst befriedeten Gebiete des alten Karthagerlandes mochte die mehr repräsentative Gewalt eines vornehmen Civilbeamten ausreichen; das Heer, dem eine unruhige Grenzbevölkerung immer aufs neue zu thun gab, bedurfte selbständiger Leitung. Sie übertrug im Jahre 37 n. Chr. der Kaiser Caligula einem Legaten senatorischen Ranges, doch aus der prätorischen, nicht aus der vornehmeren konsularischen Klasse; der Sitz seiner Macht wurde die alte Residenz Massinissas, Cirta, das heutige Constantine. Und so war es nun deutlich ausgesprochen: im sicheren Schutze der Pax Romana mochte das alte Kulturland der Punier die Segnungen des Friedens geniessen; des Reiches

Grenze schirmte mit fester Hand allein der Kaiser und sein Regiment. Nicht lange danach wurde auch Mauretanien römische Provinz; die Dynastie Massinissas hatte aufgehört zu regieren; ihr Gebiet und ihre Schätze fielen kampflos dem römischen Imperator zu. Wir verfolgen hier die Geschicke dieses Gebietes nicht weiter; sie sind von geringem Belange im Vergleich zu denen der eigentlichen Provincia Africa. Auch die äusseren Veränderungen in der Verwaltung dieser Provinz seien nur in Kürze berührt; gegen Ende des dritten nachchristlichen Jahrhunderts gab der Kaiser Diocletian diesen Ländern eine neue Organisation: indem er das Gebiet von Tripolis mit hineinzog, ergab sich die Vierteilung der Provincia Tripolitana, der Valeria Byzacena, der Proconsularis und Numidiens. Die Praesides, welche diese Länder verwalteten, erlagen im Jahre 439 dem Andrang der von Westen her kommenden Vandalen. Nach dem Sturze der germanischen Herrschaft erhob noch einmal der byzantinische Herrscher Justinian 534 den Anspruch, das Imperium Romanum auch hier zu alter Machtfülle zurückzuführen. Noch hundert Jahre fristeten die von ihm eingesetzten Praefecti praetorio dem Reiche das Dasein. Da kam von Osten her der gewaltige Ansturm der Araber; nichts vermochte ihm standzuhalten; gegen Ende des 7. Jahrhunderts fiel zum zweiten Male Karthago, diesmal, um nie wieder zu erstehen.

Das ist in äusserem Umrisse die Geschichte dieser Länder.

Doch nicht bei ihr allein wollte ich Ihre Aufmerksamkeit festhalten; sie ist im grossen und ganzen weder neu noch merkwürdig genug, um unser besonderes Interesse zu fesseln. Uns beschäftigt die Frage: durch welche Mittel haben die Römer diese Länder derjenigen Civilisation gewonnen, deren Erbschaft auch wir angetreten haben? Was immer ein Bestandteil dieser Gesittung geworden ist, es geht auch uns an; wir wollen wissen, wie sie errungen ist, schon um zu wissen, wie auch wir den ewig neu gestellten Aufgaben der Kultur gerecht werden können.

Freilich, wer heute einen Blick auf die Karte jener Länder wirft, wird fast nur den Küstensaum noch mit wenigen bedeutenderen Städten besetzt finden; war denn das jemals anders? Boten die sonnenverbrannten Steppen, die wüsten Flussthäler, die steinigen Abhänge, die zerrissenen Gebirgsschluchten je die Möglichkeit zu reicherer menschlicher Besiedelung? Mit staunender Bewunderung berichten die, welche in das Innere des Landes vorgedrungen sind,

dass sie auf Schritt und Tritt den Resten grosser Städte, mächtiger Brücken und Strassen, prachtvoller Tempel, gewaltiger Theaterbauten, kunstvoller Wasserleitungen begegnen. Tausende von Inschriften belehren uns, dass alles dies in der Spanne weniger Jahrhunderte geschaffen ist. Einzelnes mag noch den Berbern gehören, von ihrem Dasein legen wesentlich nur ihre Gräber Zeugnis ab. Nicht vieles, wiederum vorwiegend die unterirdischen Nekropolen, lässt sich mit Bestimmtheit auf die Phönizier zurückführen. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, Ihnen das grösste Denkmal jener Zeit in kurzen Zügen zu schildern.

Tief im Innern des Landes, ungefähr gleich weit von der Nord- wie von der Ostküste entfernt, erheben sich weithin sichtbar die Ruinen von Thugga. Nicht der mächtige Säulenbau des römischen Kapitols, nicht die stolzen Trümmer seines Theaters, nicht die ragenden Bogen seiner Wasserleitung fesseln jetzt unsere Blicke; aus Schuttwerk und Gestrüpp steigt ein uraltes Grabmal empor, breite Stufen, ein massiger viereckiger Unterbau, darüber die verwitternden Reste einer Pyramide. Dass wir nicht mehr sehen, ist die Schuld eines Engländers, des General-Konsuls Read zu Tunis, der im Jahre 1842 mit der seiner Nation eigenen Rücksichtslosigkeit eine ganze Wand einreissen liess, um sich die denkwürdige Inschrift anzueignen, welche jetzt einen der vielen Schätze des Britischen Museums bildet. In zwei Sprachen, der libyschen und der punischen, kündet sie uns Namen und Geschlecht des einheimischen Königs, der sich im 4. vorchristlichen Jahrhundert dieses Mausoleum erbauen liess. Zeichnungen, welche vor der Zerstörung gemacht sind, zeigen, dass der komplizierte Bau im letzten Grunde auf ägyptische Vorbilder zurückgeht, dass aber selbst bis in diese entlegenen Gegenden auch die mächtige Einwirkung hellenischer Kunst reichte: ionische Säulen an der mit Standbildern geschmückten Façade trugen ein Gesims zweifellos ägyptischen Charakters.

Selten nur haben so, wie hier, die sichtbaren Reste der älteren Ansiedelung die späteren mächtigeren Einflüsse überdauert. Während die Sprache der Berbern nie ganz erloschen ist, während das Punische sich in seinem alten Gebiete so fest behauptete, dass das Volk wenigstens noch im 4. nachchristlichen Jahrhundert sich dieser Sprache bediente, sind die Bauten der Berbern wie der Punier so gut wie ganz in den viel grösseren, viel ausgebreiteteren der Römer untergegangen.

Aus unserem eigenen Vaterlande kennen wir dank der thatkräftig vordringenden Limesforschung die Art, wie die römischen Heere sich dauernd an der Reichsgrenze festsetzten. So wenig die Wälder und Sümpfe Germaniens sie aufzuhalten vermochten, ebensowenig schreckten sie die Berge und Wüsten Afrikas. Als der Mahnung des Generals Bugeaud, »que la paix définitive de l'Algérie était dans le Sahara«, folgend, die Franzosen ihre Truppen über den furchtbaren Mons Aurasius hinaus in den fernen Süden vorsandten, schrieb am 7. Juni 1850 der General Saint-Arnaud seinem Bruder, er sähe sich rings umgeben von steilen, 500 Meter hohen Felswänden, die man das Ende der Welt nennen möchte; schon wollte er die denkwürdige Thatsache, dass zum erstenmale ein Heer in diese Schluchten gekommen sei, durch eine Inschrift verewigen, als er auf einer Felswand von Römerhand eingemeisselt fand, dass im 2. Jahrhundert nach Chr. unter Antoninus Pius die sechste römische Legion desselben Weges gezogen sei. Nicht fehlt den Franzosen die ritterliche Bewunderung fremden Heldentumes. Als wenige Jahre vorher ihre Krieger in der alten Festung Lambaesis das Grabmal jener dritten augustischen Legion fanden, die all die Jahrhunderte hindurch die afrikanische Provinz der Römer heldenhaft verteidigt hat, liess der französische Oberst das Mausoleum herstellen und erwies den toten Kameraden mit einer Ehrensalve die militärischen Honneurs.

Wir haben hier in Lambaesis den Boden betreten, auf dem wir noch einige Augenblicke verweilen müssen.

Solange nur die alte Provinz gegen die Angriffe der Gaetuler und Garamanten geschützt werden musste, war Theveste das geeignete Standquartier der Legion; ein wohlbekannter Ort, sogar das Ferkelchen kannte ihn, dessen köstliches Testament uns in frommer Entrüstung der Kirchenvater Hieronymus aufbewahrt hat; hier wünscht das Schweinchen M. Grunnius Corocotta dem Koche:

de Tebeste usque ad Tergeste liget sibi collum de reste, er soll sich aufhängen an einem Stricke, der von Theveste bis Triest reicht.

Wie immer in ihren Unternehmungen, so zögerten auch hier die Römer, nachdem sie den ersten Schritt gethan hatten, nicht, den zweiten zu thun. Sobald einmal ganz Numidien fest mit dem Imperium Romanum verbunden war, musste allmählich die Postenkette nach Südwesten vorgeschoben werden. Nördlich von einem

der Hauptübergänge über den Aurasius befestigte eben die Legion in Lambaesis ihr neues Heerlager, als im Jahre 129 der Kaiser Hadrian auf einer seiner vielen Reisen sie besuchte und hier jene berühmte Heerschau abhielt, von deren glänzendem Verlaufe eine unserer grössten Inschriften Kunde giebt. Trotzdem noch in diesem Jahrhundert die ersten Franzosen vieles zerstört haben, erkennen wir deutlich Lage und Plan des Heerlagers: in weiser Berücksichtigung aller Umstände war es auf einem beherrschenden Bergeshange unweit eines Wasserlaufes errichtet; in dem Schnittpunkte der die Seiten des Rechtecks verbindenden geraden Wege sehen wir noch die Reste des Praetorium; es fehlten weder die Warmbäder noch die Kasinos der Offiziere und Unteroffiziere. Wo aber waren die Kasernen für den bleibenden Aufenthalt der Truppen? Ostwärts führt aus dem Lagerthore hinaus eine breite Heerstrasse; sie trägt den Namen des Kaisers Septimius Severus, desjenigen, der — er herrschte um 200 herum — von allen am meisten für seine heimatliche Provinz gethan hat. In einer Entfernung von 2 Kilometern vom Lager stösst sie auf ein neues Trümmerfeld: kein Zweifel, es ist die Stadt, welche zu der Festung gehörte. Schon die ersten Kaiser hatten sich genötigt gesehen, den Soldaten, die sie während ihrer besten Lebensjahre unter der Fahne festhielten, zu gestatten, Frauen bei sich zu haben; die anfänglich nur geduldeten Zustände wurden später gesetzlich geregelt; Offiziere und Soldaten lebten mit ihren Frauen zusammen; indem die Kinder aus diesen Ehen wieder das Soldatenhandwerk ergriffen, bildete sich ein fester Kriegerstand, eng zusammengehalten durch langjährige Überlieferungen und lebhaft empfundene Solidarität der Interessen. Auch hier sehen wir eine Entwickelung, in der ein Glied die ganz notwendige Folge des anderen ist, und wie tief innerlich sie im Wesen der Sache begründet ist, lehrt die Thatsache, dass heute wiederum in jenen Grenzgebieten die Franzosen ganz das gleiche System befolgen: auch die Spahis wohnen in Dörfern zusammen und erscheinen nur zum Dienste in den Forts.

Aber wie hätten sich wohl jene weit entlegenen Plätze halten können ohne eine fest gesicherte Verbindung mit den rückwärts gelegenen Hauptstützpunkten römischer Macht? Jahrhunderte alte Erfahrungen hatten dies geborene Kriegervolk gelehrt, die durchaus nicht zahlreiche Heeresmacht in jeglichem Dienste zu schulen. Wieder sind es in erster Linie die Offiziere und Soldaten der dritten Legion, welche durch das ganze weite Gebiet hin, über Berge und

Thäler, über Flüsse und durch Wüsten, an abschüssigen Steilhängen und durch unwegsame Schluchten das staunenswerte Strassennetz angelegt haben, dessen gigantische Spuren weder die Sandstürme der Wüste, noch die Gewalt der Wildwasser, weder die Zerstörungswut noch die Nachlässigkeit der Menschen zu vertilgen vermocht hat. Noch zeigt uns die Peutingersche Tafel im Verein mit dem Itinerarium Antonini, wie sorgsam auf all diesen Militärstrassen auch für Unterkunft und Verpflegung der Reisenden gesorgt war. Die wichtigste von allen war die, welche in einer Länge von 275 Kilometern seit dem Jahre 123 Theveste mit Karthago verband; die Getreidefelder des Bagradas-Thales entsandten auf diesem Wege ihre Ernten an die Quais von Karthago, um von dort aus die Fahrt nach Rom anzutreten. Die nördlich in dem alten punischen Hafen von Thabraca endende Strasse führte die Blöcke aus den kaiserlichen Marmorbrüchen von Simitthus an das Meer hinab. Im Osten verband eine lange Küstenstrasse die Hafenplätze von Leptis über Tacape und Hadrumetum bis wiederum Karthago, um die exotischen Erzeugnisse der Oasen und vor allem das Öl der Byzacene der Reichshauptstadt zuzuführen.

Wohl war auf diese Weise die Grenze gesichert und dem Verkehr seine feste Bahn gewiesen; ein wirkliches Kulturland wurde Afrika erst durch seine Städte. Als im zweiten Jahrhundert das glückliche Zeitalter der Antonine anbrach, als nach ihnen die Dynastie des Septimius Severus der Heimatprovinz noch ein besonderes persönliches Interesse zuwandte, da erhoben sich die alten Plätze zu neuer, glänzenderer Blüte, aus den ärmlichen Dörfern der Nomaden erwuchsen wohlhabende Städte, deren Bürger darin wetteiferten, die Heimat mit gemeinnützigen und prächtigen Bauten zu schmücken. Wie zweckmässig und wohlgeordnet die Anlagen dieser Neustädte waren, sehen wir deutlich an dem Beispiel von Thamugadi oder Timgad. An der Heerstrasse zwischen Lambaesis und Theveste erbaute auf Befehl des Kaisers Trajan seit dem Jahre 100 die dritte Legion diese offene Stadt, ein redender Beweis dafür, dass damals schon die Aurespässe, an deren einem sie liegt, für völlig gesichert galten. Sie hat bestanden, bis erst die Bergbewohner sie zerstörten, damit die Byzantiner sich nicht dort festsetzten; aber noch aus ihren Trümmern haben sich doch jene Oströmer noch eine Festung und eine Kirche erbaut. Dann hat, wie Pompeji die Asche des Vesuv, so hier der Sand ihre Trümmer schützend bedeckt; und erst der Forschungseifer der Franzosen

lässt hier das anschaulichste Bild römischen Kleinstadtlebens aufs neue wieder erstehen.

Und wie hier, so erblühte überall unter dem Schutze der Pax Romana ein reiches, vielfach sogar prunkvolles Leben; kein stolzeres Denkmal hat sich römische Prachtliebe gesetzt, als jenes riesige Theater von Thysdrus, das, an Grösse dem Kolosseum nur wenig nachstehend, noch in seinen Trümmern die staunenden Blicke aller auf sich zieht, welche den jetzt so öden Süden Tunesiens durchreisen.

Und über alledem ist das Wichtigste, das wahrhaft Bewundernswerte nicht zu vergessen: römische Einsicht, römische Thatkraft, römische Beharrlichkeit musste fast überall erst die natürlichen Bedingungen schon für die blosse Existenz schaffen. Fünf ganze Sommermonate hindurch regnet es überhaupt nirgends in Tunis; im Süden fällt selbst im Winter nicht ausreichender Regen, während der Norden von jähen Wolkenbrüchen heimgesucht wird, welche jetzt auf die entwaldeten Steilhänge aufschlagend mit verheerender Gewalt in die Thäler hinabstürzen, für eine kurze Stunde die Ebenen überfluten, um dann nutzlos in den Salzseeen des Binnenlandes oder im Meere zu verrinnen. Was noch heute die Berbern in bescheidenem Umfange versuchen, was schon die Punier unternahmen, um das schädliche Element in ein Segen spendendes zu verwandeln, das ist von den Römern aufs höchste vervollkommnet. Auf den sanft geneigten Hängen legten sie feste Sammelbecken an, aus denen durch Ziehschützen allmählich die Wasser abgelassen wurden. Den jähen Absturz der Wasser hemmte eine Reihenfolge von Steindämmen, an denen zugleich das hinabrutschende Erdreich einen Halt fand, so dass sich von selber fruchtbare Terrassen bildeten. Kein Bach, der nicht von seinem ersten Ursprunge an genau überwacht wäre, kein Fluss, bei dem nicht kunstvoll schräg gelegte Querdämme, schützende Seitendeiche, starke Thalsperren den Lauf der Wasser in wohlthätige Grenzen einschloss. Peinliche Gesetzesvorschriften regelten genau den Anteil, den jeder an diesen zum Besten aller geschaffenen Einrichtungen nehmen durfte. Und wohl gemerkt, diese kostspieligen Anlagen wurden nur da hergestellt, wo die klimatischen Verhältnisse den Anbau von Getreide und Gemüsen zuliessen; die Byzacene an der Syrte bedurfte für ihren Olivenbau trockenen Bodens; hier fehlen daher die Spuren jener Wasseranlagen.

Während so das Flusswasser den Kulturzwecken dienstbar gemacht wurde, bedienten sich die Römer für ihren eigenen Gebrauch nur des Quellwassers. Sie kannten die Fiebergefahren genug, um sich nie in der Tiefe anzusiedeln, und ebenso mieden sie die dürren Flächen; auf den Bergvorsprüngen, auf geneigten Hängen, da, wo am Thaleingang ein frischer Luftzug die Atmosphäre reinigte, gründeten sie ihre Niederlassungen. Wo an Ort und Stelle ein Bergquell sprudelte, wurde er sorgsam gefasst und durch Bleiröhren in die Häuser, Thermen und Strassen geleitet. Ein grossartiges Beispiel aus weiter Ferne hergeleiteter Wasserversorgung bietet der Aquaeduct von Karthago. 90 Kilometer südlich von der Stadt entspringt aus der Felswand des Mons Ziquensis ein wundervoller Quell; noch führen zwei Treppen zu je 15 Stufen hinauf zu dem Becken; in der Mitte des Halbkreises der von Kuppeln gekrönten und mit Statuen geschmückten Arkaden ragte das Heiligtum der Nymphe empor; von der rauhen Felswand heben sich noch heute dunkle Gruppen von Orangen, Cypressen und Platanen wirkungsvoll ab, sie spiegeln sich in der klaren Fläche der gottgesegneten Flut. Weithin über Berg und Thal leiten die mächtigen Bogen des Aquaeductes die Wasser in allmählicher Senkung nach der Stadt am Meeresstrande; nicht weniger als 400 Liter in der Sekunde ergossen sich hier in das Riesenbassin der Malga, — es ist so gross, dass heute ein ganzes Dorf in seinen Ruinen Platz hat —; aus einer Reihe nebeneinander liegender Abteile gelangte das Wasser ganz geklärt in ein letztes senkrecht zu jenen gestelltes, und erst von da aus verteilte es sich in die Stadt.

Kann man sich wundern, wenn bei so sorgfältiger Benutzung alles irgend von der Natur Gebotenen die Kultur des Landes die höchste Blüte erreichte?

Die Ausgrabungen der letzten Jahre haben merkwürdige Reste jener römischen Landgüter zu Tage gefördert, deren überreicher Ertrag die Reichshauptstadt mit Korn versorgte, seitdem in Italien und Sizilien die Weidewirtschaft den Ackerbau zurückgedrängt hatte. Umfangreiche Inschriften lassen uns erkennen, dass die nicht auf innere Kolonisation, sondern auf reichen Kapitalertrag gerichtete Latifundienwirtschaft der Punier von den kaiserlichen und aristokratischen Grundherren in Rom in einer Weise weiter gepflegt wurde, die freilich schwere agrarische Krisen unvermeidlich machte. Kunstreiche Mosaiken, der afrikanische Ersatz der Ge-

mälde Pompejis, zeigen ein anschauliches Bild des mit Jagd- und Rennsport ausgefüllten Lebens dieser vornehmen Grundbesitzer; von der harten Arbeit der Sklaven, von dem schier unerträglichen Druck, den sie erduldeten, um den reichen Grundherren die Mittel zu jenem Luxus zu schaffen, geben sie ebensowenig eine Vorstellung, wie die reizenden Bildchen Watteaus von dem wirklichen Leben der Bauern vor der französischen Revolution.

Wie aber stand es mit dem geistigen Leben dieser üppigen Provinz? Dass römische Sprache und römische Litteratur weit genug verbreitet war, ist ausser allem Zweifel; von den 1858 poetischen Inschriften, welche Buecheler zusammengestellt hat, entfallen auf Afrika allein 200; sie verteilen sich auf über 50 Ortschaften; anspruchsvoll oder bescheiden, tief empfunden oder von formelhafter Ausserlichkeit, streng korrekt oder barbarisch in Sprache und Versbau, geben sie ein lebendiges Zeugnis des allgemeinen Bildungsniveaus. Nicht wenige Gestalten erheben sich darüber hinaus; die Namen des Apuleius, des Fronto haben in der Litteratur wo nicht einen guten, so doch einen wohlbekannten Klang; man hat sogar von einer afrikanischen Litteratur gesprochen. Ein feiner Kenner dieser Dinge, Gaston Boissier, kommt nach genauer Betrachtung der Afrika angehörenden Schriftsteller zu dem Schlusse, wenn etwas ihnen im Unterschiede von den lateinischen Autoren anderer Gebiete gemeinsam eigentümlich sei, so sei es eben, dass sie, minder bedacht auf Gleichmässigkeit, jeder mehr seiner eigenen Geschmacksrichtung folgen. Einen ganz neuen Gedankeninhalt erhielt diese Litteratur mit dem Christentum, und, wenn wir es beklagen, dass auch die erbitterten Glaubenskämpfe nicht nur zwischen Christen und Heiden, sondern mehr noch der Christen unter einander diese gesegneten Kulturstätten so furchtbar verheert haben, so dürfen wir nicht vergessen, dass eben von diesem Lande auch die gewaltigsten Streiter für das Wort der neuen Kirche ausgegangen sind: Tertullianus und Cyprianus, Arnobius und Lactantius, und, alle überragend, der mächtige Augustinus.

Was nachher kam, als auch diese Grössen in den Staub gesunken waren, Sie wissen es alle. Ungern verweilt das Auge bei dem unaufhaltsam fortschreitenden materiellen und sittlichen Verfall römischer Macht und Grösse; es ist ein langsames Dahinsiechen, nicht ein heroischer Kampf, in dem die antike Welt untergeht. Der Siegeszug des Mohamedanismus bereitete schliesslich der alten Gesittung in Afrika das Grab. Wie überall, wo er sich dauernd

festgesetzt hat, schuf er auch hier die Stille des Friedhofes. Wird es denen, die jetzt die Herren des Landes sind, gelingen, eine neue Kultur ins Leben zu rufen? Der feste, thatkräftige Wille dazu ist da; in edlem nationalem Wetteifer reichen sich Männer der That und Männer der Wissenschaft die Hand, um die Lehren der Geschichte den lebendigen Interessen der Gegenwart nutzbar zu machen. Die grosse Schwierigkeit verhehlen sie sich nicht, dass zu dem nationalen Gegensatz der viel mächtigere der Religion hinzugekommen ist; die tolerante Art der Römer, welche sich und ihre Götter mühelos den fremden Kulten anpasste, steht im schroffen Widerspruche zu der Lehre, die verkündet: »Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.« Wird das Christentum der Franzosen stark genug sein, um diese fremde Welt sich zu erobern, oder aber duldsam genug, um gegenüber dem Trennenden des Glaubens die Herzen der Gemeinsamkeit anderer Interessen zu gewinnen? Die Zukunft muss es lehren. In einer Hinsicht wird es dem französischen Nationalcharakter nicht schwer werden, dem Vorbilde der Römer zu folgen: Wenn diese in den eroberten Ländern ihren Unterthanen so weitgehende Selbständigkeit liessen, so vertrauten sie eben in siegesgewissem Selbstbewusstsein der stetig zunehmenden Macht ihres auch unbewusst zur Herrschaft durchdringenden Einflusses. Wir hören es gerne, wenn auch ein modernes Volk sich seiner eigenen Kraft so sicher fühlt. Nichts Grosses wird in der Welt geschaffen ohne jenes mutige Vertrauen in die eigene Kraft, jenes stolze Bewusstsein menschlicher Geistesmacht, das erhabenen, unvergänglichen Ausdruck gefunden hat in dem Dichterworte des Sophokles:

»Vieles Gewaltige lebt, und nichts
Ist gewaltiger als der Mensch!«

Das ist der Wahrspruch, der auch römisches Heldentum zum Siege geführt hat.

Der nationale Gedanke
im deutschen Humanismus.

Festrede,

gehalten am 26. Januar 1902
in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie
gemeinnütziger Wissenschaften
zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät
des Kaisers und Königs Wilhelm II.

von

Georg Oergel,
Pastor.

Hochverehrte Festversammlung!

Zur Feier eines nationalen Festtages sind wir heute versammelt. Denn der Geburtstag des Kaisers ist ein nationaler Festtag, ein hoher Feiertag für das ganze deutsche Volk. Diese Bedeutung hat der Tag seit einem Menschenalter, seit es dem Heldenkönig Wilhelm, dem Grossvater Seiner jetzt regierenden Majestät, gelungen, die Fesseln partikularistischer Enge und staatlicher Zertrennung zu sprengen und ein einiges Deutsches Reich wiederaufzurichten. Ganz Deutschland feiert nun den Geburtstag unseres Landesherrn mit, und soweit die deutsche Zunge klingt, hallt es heute: Heil dem Kaiser!

In dieser festlichen Stunde dürfen wir wohl unsere Blicke rückwärts richten auf jene längst vergangenen Tage, wo man mit besonderer Lebhaftigkeit und Hoffnungsfreudigkeit das erstrebte, was wir heute durch Gottes Gnade besitzen, wo man hoffen durfte, dass der nationale Gedanke, aus langem Schlummer erweckt und unter Führung der edelsten Geister erstarkt, eine Wiedergeburt des Deutschen Reiches schaffen werde, aber leider in dieser Hoffnung zu Schanden ward. Es liegt nahe, an die Zeit der Freiheitskriege zu Anfang vorigen Jahrhunderts zu denken, die Periode gewaltigen Ringens, dem bei allen Erfolgen die Erringung des höchsten Ziels, eines geeinigten deutschen Vaterlandes, versagt war. Ich will Sie aber heute noch drei Jahrhunderte weiter zurückführen, in die Zeit des ausgehenden Mittelalters und den Anfang der Neuzeit, in das Zeitalter des deutschen Humanismus. Unsere deutschen Humanisten haben neben anderen hohen Verdiensten auch den Ruhm, das Nationalbewusstsein geweckt und unter schwierigen Verhältnissen und mit äusserlich geringen Mitteln gepflegt und gefördert zu haben, und wenn sie mit ihren Bestrebungen auch Fiasko gemacht haben,

so wollen wir doch, eingedenk des »magna voluisse magnum« ihnen unsere Anerkennung nicht versagen, und in der Freude daran, dass auch hier wieder die Unverwüstlichkeit des nationalen Gedankens in der deutschen Nation zu Tage tritt, ihre Bestrebungen zum Gegenstande unserer Festrede machen.

So lassen Sie mich denn zu Ihnen reden

von dem nationalen Gedanken im deutschen Humanismus.

Ich werde dabei zuerst die Thatsache, dass der Humanismus Träger des nationalen Gedankens war, klarzulegen, dann die mancherlei Formen, in denen er den nationalen Gedanken geäussert hat, vorzuführen, endlich die Gründe anzugeben haben, warum er in seinen Bestrebungen gescheitert ist.

I.

Schon die Behauptung, dass der Humanismus Träger des nationalen Gedankens gewesen, stösst auf Widerspruch. Man hat gesagt, die Humanisten bei ihrer einseitigen Pflege des Antiken, bei ihrer ausschliesslichen Beschäftigung mit der Wissenschaft, bei ihrem Studium toter Sprachen hätten für die Nöte und Kämpfe des Volkes, unter dem sie lebten, kein Verständnis gehabt. Man glaubt sich daher berechtigt, sie für international zu erklären und ihnen eine Stellung ausser oder über den Nationen zuzuweisen. Das ist aber nicht nur starke Uebertreibung, sondern, wie wir sehen werden, positiv Unrecht.

Freilich, wenn wir den Humanismus bloss nach der Persönlichkeit des Erasmus beurteilen dürften, müssten wir jenen Kritikern Recht geben. Desiderius Erasmus von Rotterdam war allerdings Kosmopolit, nichts weniger als deutscher Patriot. Geboren und erzogen in den Niederlanden, wissenschaftlich ausgebildet in Frankreich, lebte und lehrte er abwechselnd in England, in den Niederlanden und in Deutschland, ohne irgendwo der Nation, bei der er jeweilig zu Gaste war, sich zu assimilieren und ihre Sprache sich anzueignen. Obwohl er vorzugsweise mit deutschen Gelehrten verkehrte und mit Vorliebe in der Stadt Basel Aufenthalt nahm, lernte er nicht deutsch sprechen und deutsche Bücher lesen. Seine Heimat war die Studierstube, in welchem Lande und in welcher Stadt auch immer befindlich, sein Reich die Wissenschaft, in der er herrschte wie ein König, umschwärmt von vielen ihm in leidenschaftlicher

Verehrung anhangenden Trabanten aus allerlei Nationen. Als Organ für den Gedankenaustausch diente ihm einzig und allein die lateinische Sprache, die er mit einer Eleganz handhabte, dass, wer ihn hörte, sich in das Zeitalter des Augustus zurückversetzt glauben konnte. Die hohen Verdienste, die er sich um die Wissenschaft erworben, sind unbestreitbar, er ist Begründer der neueren Philologie und Bahnbrecher einer von den mittelalterlichen Schlacken gereinigten Theologie und wird daher immer die Ehrenstellung eines Fürsten unter den Humanisten behalten. Ist der Grundzug des Humanismus Opposition, — Opposition gegen die auf geistigem Gebiet herrschenden Schäden, Opposition auf Grund der neuentdeckten Denkmale des Altertums, — so gebührt dem Erasmus die Palme. Keiner hat die Barbarei der bisher unumschränkt herrschenden Gelehrtenzunft, die Unwissenheit der sogenannten und so genannt sein wollenden Gebildeten so scharf und erfolgreich gegeisselt, wie er. Keiner hat die Schäden der Kirche und ihrer Diener so schonungslos aufgedeckt, wie er. Keiner die Knechtung der Geister durch das verknöcherte System der Scholastik so an den Pranger gestellt, wie er. Keiner auch die Mittel wahrer Bildung gegenüber der Verbildung, gründlicher Heilung von den vorhandenen Missständen, endgültiger Befreiung von den Fesseln der Geistesknechtschaft in so reichem Masse dargereicht, wie er. Dennoch haftete dem grossen Gelehrten ein schwerwiegender Mangel an. Er, der in seiner Jugend des Sonnenscheins eines Elternhauses hatte entbehren müssen, der als Mann, obwohl den Klostermauern entrückt, auf eheliches Glück verzichtete, der bei seinem nomadisierenden Leben keine Heimat, kein Vaterland fand, musste der Wärme der Empfindung verlustig gehen und bleiben, wie sie das Elternhaus, die Familie, das Vaterland dem Erdenbürger bieten und wie sie sonderlich dem deutschen Wesen eignet. So urteilen wir heute, die wir von unserem historischen Standpunkt aus das Ganze jener Entwickelung überschauen, — das Gefühl davon hatten schon die Mitlebenden. „Erasmus ist ein Mensch für sich" (homo pro se), diesen Ausspruch hat einer seiner vertrautesten Schüler und Verehrer gemünzt, der damit das innerste Wesen seines Meisters charakterisiert. Darin liegt die Erkenntnis, dass Erasmus seine eigenen Wege ging, auf einer für andere Sterbliche unerreichbaren Höhe wandelte und durch eine tiefe Kluft von seinen sonstigen Freunden und Gesinnungsgenossen geschieden war. Diese Kluft war des Erasmus Kosmopolitie, sein Sicherhabendünken über das, was die Volksseele bewegt. Hier, zwar nicht hier allein, aber

doch hier vorzüglich war die Scheidewand, die ihn von der grossen Mehrheit seiner humanistischen Freunde trennte. Denn unsere deutschen Humanisten — und damit komme ich zu meiner oben aufgestellten These — waren Patrioten, mehr oder weniger patriotisch angehaucht, von nationalem Geiste erfüllt.

Was einen Patrioten kennzeichnet, Liebe des Vaterlandes als eines über dem Einzelnen stehenden, alle umfassenden Ganzen, warmes Mitgefühl mit dem, was die Volksseele freudig erregt oder in Trauer versetzt, das Bestreben, was dem Vaterlande Gefahr droht, abzuwenden und was zu seinem Wohlstande dienlich ist, zu fördern, das finden wir bei den edelsten Vertretern des Humanismus auf deutschem Boden. Wer war patriotischer als Gregor von Heimburg, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts, als nach dem kläglichen Verlauf des mit so hohen Hoffnungen eröffneten Baseler Concils durch Schuld des unfähigen Trägers der Kaiserkrone, Friedrichs III., das Deutsche Reich in den rechts- und hilflosen Zustand früherer Jahrhunderte zurückgestossen war, mit dem Einsetzen seiner ganzen Person dem Verderben entgegentrat? Dieser Patriot und Gelehrte, der zum Märtyrer seiner Ueberzeugung geworden, wird mit Recht als der Vorläufer des deutschen Humanismus bezeichnet.

Es sah allerdings kläglich genug aus im lieben deutschen Vaterlande, als die ersten Lichtstrahlen des Humanismus über die Alpen weg in dasselbe hineinfielen. Das Deutsche Reich in sich zerrissen und zerspalten, ohne Kraft, ohne Einigkeit, so gut wie ohne Haupt. Von Westen und Osten drohte Gefahr, dort von dem kräftig entwickelten, national geeinten Königreich Frankreich, hier von den Feinden christlichen Namens und Zerstörern abendländischer Kultur, den siegreich vordringenden Türken. Das Kaisertum war nur noch ein Schatten, Italien vom Reich losgerissen und die römische Priesterherrschaft auf deutschem Boden aufs neue fest begründet. Die Niederlande hingen nur noch lose mit dem Reich zusammen, die Eidgenossen standen im Begriff, sich loszusagen und das deutsche Ordensland im Nordosten war den Polen preisgegeben. Nur noch wie eine Sage aus längst verschwundener Zeit hatte sich das Bewusstsein von des deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit, von der weltbeherrschenden Hoheit der Kaiser deutscher Nation erhalten. Die Gegenwart war trübe. Der Blick des Vaterlandsfreundes fiel auf Trümmer.

Unter dem Druck dieser Verhältnisse ist die ältere Generation des eigentlichen Humanismus geboren und erzogen, ein

Jakob Wimpheling im Elsass, ein Konrad Peutinger in Augsburg, ein Wilibald Pirkheimer in Nürnberg, der Schwabe Johann Reuchlin, der Franke Konrad Celtes, der Hesse Konrad Mutian, der westfälische Edelmann Hermann von dem Busch und andere mehr, die Deutschlands Gaue zu dieser auserlesenen Streiterschar stellten. Die Not der Zeit machte diese hochgebildeten Männer zu Patrioten. Sie verhüllten ihr Angesicht, wenn sie ihres Vaterlandes schmählichen Niedergang ansahen, aber sie arbeiteten nach Kräften an seiner Wiedergeburt und gaben die Hoffnung nicht auf, dass ihm ein glücklicherer Stern aufgehen werde. Und diese Hoffnung schien sich aufs herrlichste erfüllen zu sollen. Im Jahre 1493 beendete der Tod Friedrichs III. langjährige ruhmlose Laufbahn, und die Krone fiel nun seinem jugendfrischen hochgemuten Sohne zu. Selten ist ein Regierungsantritt mit so allgemeiner Freude und zuversichtlicher Hoffnung begrüsst worden, wie der des Kaisers Maximilian; noch seltener ist einem Regenten während seiner ganzen Regierungszeit das Vertrauen der Nation so unverrückt bewahrt geblieben, wie das bei ihm der Fall war. Kaiser Max war und blieb der Liebling des deutschen Volkes. Der Zauber seiner Persönlichkeit, sein Thatendrang, sein rastloses Streben, seine hochfliegenden Pläne nahmen alle Gemüter gefangen, nicht zum wenigsten die der deutschen Humanisten, die nicht müde wurden, diesen Kaiser, der den deutschen Namen wieder zu Ehren brachte, zu preisen. Was aber die Herzen der Humanisten dem Kaiser Maximilian im besonderen Sinne zuneigte, war, dass er der erste deutsche Fürst war, der ihren Bestrebungen Verständnis entgegenbrachte. Selber für seinen Stand und seine Zeit hochgebildet, bezeigte er sein Wohlgefallen an den humanistischen Studien und beförderte Männer der neuen sich in Deutschland einbürgernden Wissenschaft. Johann Reuchlin ernannte er zu seinem Rat, Ulrich von Hutten setzte er die Dichterkrone aufs Haupt und Konrad Peutinger nahm er in seine Dienste. Auch seine Landesuniversität Wien, bisher Pflegestätte dürrer Scholastik, suchte er durch Berufung humanistisch geschulter Lehrkräfte zu heben. Ja, er gab der humanistischen Forschung neue Impulse, indem er sie auf das bisher vernachlässigte Gebiet der vaterländischen Vergangenheit lenkte. Auf seiner Hofburg zu Wien umgab sich der kaiserliche Romantiker mit einem Stabe gelehrter Männer, denen er die Aufgabe stellte, die Staatsarchive und Klosterbibliotheken zu durchforschen und die darin vergrabenen Denkmale der Vorzeit ans

Licht zu ziehen. An der Spitze dieser Quellenforscher stand Johann Stabius, Kaiserlicher Historiograph, daneben der Leibarzt Johann Cuspinian (Spiesshamer) und Dr. Jakob Manlius (Männel), ferner der Dichter Konrad Celtes und der schon erwähnte Augsburger Patrizier und Altertumsfreund Peutinger. Willig unterzogen sich diese Männer der ihnen gestellten Aufgabe und förderten in kurzer Zeit erstaunlich viel wertvolles Material zur Aufhellung der deutschen Geschichte zu Tage, allen voran der wanderlustige und forschungseifrige Celtes, den man den deutschen Erzhumanisten nennt. Die Entdeckung der Werke der gelehrten Nonne Roswitha von Gandersheim und des sog. Ligurinus, eines Heldengedichts über die Thaten Friedrich Barbarossas aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, ist sein Verdienst. Das Vorbild des Kaisers wirkte auch auf die einsichtsvolleren unter den Reichsfürsten; Kurfürst Friedrich der Weise, der bekannte Gründer der Universität Wittenberg und Beförderer der Wissenschaft, berief Georg Spalatin an seinen Hof und machte ihn zum Historiographen für die sächsischen Lande. Selbst am Gestade der Ostsee fand der Vorgang des Reichsoberhauptes Nachahmung, Herzog Bogislaf X. von Pommern liess in den Klöstern und Schlössern seines Landes nach den Dokumenten der Vorzeit suchen; Johann Bugenhagen, der spätere Reformator, hat sich dieser Arbeit unterzogen und die Resultate seiner Forschung in dem Geschichtswerk Pomerania niedergelegt (1518). Allen voran aber ging eine deutsche Reichsstadt, die Ratsherren Nürnbergs liessen schon im Jahre 1488 eine auf Quellenstudium beruhende Stadtchronik abfassen; ein gelehrter Mönch, der humanistisch gebildete Sigmund Meisterlin, hat den Auftrag ausgeführt.

So wuchs unter dem Regiment des Kaiser Max am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts ein jüngeres Humanistengeschlecht heran, das empfänglich für alle die Zeit bewegenden Ideen auch den nationalen Gedanken in jugendlicher Frische und Freudigkeit ergriff und zur Ausgestaltung zu führen suchte. Zu ihnen gehörten unsere Erfurter Humanisten, Peter Eberbach, der sich den Humanistennamen Petrejus gab, die Dichter Eoban Hessus und Euricius Cordus, vor allen aber der Erzpatriot Ulrich von Hutten. Diese jugendliche Schar lebte und webte in dem Gedanken an des Vaterlandes Wiedererhebung zu seiner ehemaligen Grösse und Herrlichkeit. Auf den seine Jugendfrische wunderbar bewahrenden Kaiser Max blickend, hegten sie die kühne Hoffnung, dass er alle das Deutsche Reich bedrohenden Feinde bezwingen,

das Joch des römischen Priestertums brechen, das abendländische Kaisertum glorreich wiederaufrichten und die Türken in ihre asiatischen Steppen zurückjagen werde. Die kurze Blütezeit des deutschen Humanismus, deren Hauptträger diese jüngeren Geister waren, ist wesentlich charakterisiert durch die Pflege nationaler Gesinnung.

II.

Wenn ich nun daran gehe, die Formen, in denen der nationale Gedanke bei den Humanisten sich geäussert hat, des Näheren darzulegen, bin ich einigermassen in Verlegenheit wegen der Fülle des sich darbietenden Materials, die ich unmöglich im Rahmen eines Vortrags bewältigen kann. Ich muss mich auf eine Auswahl charakteristischer Züge beschränken.

Die Nürnberger Presse beschenkte im Jahre 1473 die gelehrte Welt mit einem Büchlein geringen Umfangs, aber hochwichtigen Inhalts, der neuentdeckten Germania des Tacitus. Die Lektüre dieses Werkes wirkte wie eine Offenbarung aus unbekannter Welt. Der klassische Bericht des Römers über die Urzustände Deutschlands und sein unparteiisches Zeugnis für die Tugenden der alten Germanen wurde fortan ein Lieblingsgegenstand des Unterrichts, um der studierenden Jugend patriotische Gesinnung einzuflössen. Das war namentlich der Fall in den ersten Jahrzehnten des folgenden Jahrhunderts. Man kennt aus dieser Zeit, zwischen 1502 und 1519, ausser den zwei Nürnberger Drucken, drei Leipziger, einen Erfurter und drei Wiener Drucke der Germania, —, ein Beweis, dass das Studium dieser Urkunde des deutschen Altertums vornehmlich in Universitätsstädten getrieben wurde.

Die, wie oben erwähnt, neuentdeckten Quellenschriften des deutschen Mittelalters blieben nicht in den Bibliotheken liegen, sondern wurden durch Drucklegung dem gebildeten Publikum zugänglich gemacht. Schon vor dem Jahre 1474 erschien, wahrscheinlich zu Augsburg, die Historia Friderici I., ein Teil der um 1220 verfassten, unter dem Namen »Ursperger Chronik« bekannten Reichsgeschichte. Im Jahre 1501 gab Celtes die Werke der Roswitha heraus, 1507 seine Augsburger Freunde den Ligurinus. Die von Peutinger entdeckte vollständige Ursperger Chronik trat 1515 ans Licht, gleichzeitig Jordanis de rebus Geticis und des Paulus

Diaconus Geschichte der Longobarden. Ebenfalls 1515 veranstalteten Cuspinian und Stabius in Strassburg eine vortreffliche Ausgabe der Annalen Ottos von Freising, einer hervorragenden Quellenschrift über die Zeit der Hohenstaufischen Kaiser. Wenige Jahre später gab Aventin zu Augsburg die Lebensbeschreibung Heinrichs IV. heraus und freute sich, damit etwas zur Ehrenrettung dieses vielgeschmähten Kaisers beitragen zu können. Von gleichem Patriotismus getrieben, liess Hutten 1520 die von ihm in der Klosterbibliothek zu Fulda aufgefundene Streitschrift Bischof Waltrams von Naumburg gegen Gregor VII., einen kräftigen Abweis päpstlicher Uebergriffe in das weltliche Gebiet, ans Licht treten. Im folgenden Jahre erschienen zwei vortreffliche Geschichtswerke der Karolingischen Zeit, Einhards Leben Karls des Grossen, herausgegeben von Graf Hermann von Nuenar zu Köln, und die Chronik des Regino von Sebastian von Rotenhan zu Mainz. So traten durch den Eifer der Humanisten binnen wenigen Jahrzehnten die vorzüglichsten Geschichtschreiber des deutschen Mittelalters ans Licht und trugen nicht wenig dazu bei, die Funken patriotischer Gesinnung in den Herzen der Mitlebenden anzufachen.

Von da ist es nur ein Schritt zur Abfassung selbständiger quellenmässiger Geschichtswerke. Dem gesinnungstüchtigen Jakob Wimpheling gebührt hier der erste Platz. Ihn erfüllte es mit Ingrimm, dass die Franzosen in ihrer Aufgeblasenheit die Rheingrenze beanspruchten, weshalb er ihnen in einer der Stadt Strassburg gewidmeten Abhandlung (1501) mit warmem Patriotismus und deutscher Gründlichkeit nachwies, dass der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze sei. Auch den ersten Versuch, eine zusammenhängende Geschichte Deutschlands zu schreiben, unternahm dieser gelehrte Vaterlandsfreund. Im Jahre 1505 erschien sein epochemachender »Abriss der deutschen Geschichte bis zur Gegenwart«. Er will darin, wie er sagt, die trägen Deutschen aufmuntern, dass sie gleich den anderen Nationen, den Römern, Venetianern, Engländern und Franzosen, die Geschichte ihres Vaterlandes studieren und durch die Kunde von den Grossthaten der Vorfahren sich zu gleichem Eifer anreizen lassen. Er erlebte noch die Freude, dass eine jüngere Kraft sich an die weitere Ausführung dieser gemeinnützigen Arbeit machte. Im Jahre 1520 schrieb der 23jährige Franz Irenicus (Friedlieb) seine »Exegesis Germaniae« in zwölf Büchern, ein Geschichtswerk grossen Stils, das zugleich die Kultur- und Literaturgeschichte, sowie die Topo-

graphie mit umfasst. Er schrieb es, wie er im Vorwort ausführt, weil Andere sich still verhielten und um seiner Vaterlandsliebe genugzuthun. Es sei hochnötig, dass ein solches Werk unternommen werde, denn bisher habe man das Studium der deutschen Geschichte ganz vernachlässigt; vom Nilursprung wisse man, in fremden Angelegenheiten sei man geschäftig, in den deutschen träge. Der Hauch patriotischer Wärme, der das Buch in allen seinen Teilen durchglüht, und die für den damaligen Standpunkt der Wissenschaft umfassende Gelehrsamkeit und Gründlichkeit sicherten ihm allgemeinen Erfolg. Wie jubelte, um nur diesen einen Zeugen anzuführen, der alte Mutian beim Studium dieses ihm durch seinen Freund Lang aus Erfurt vorgelegten Werkes. »So ist denn endlich Deutschland aus der Finsternis in helles Licht gestellt! Heil dir, trefflicher Jüngling, — apostrophiert er den Verfasser — um dieses deines patriotischen Sinnes und Eifers für das Gemeinwohl willen! Sind wir doch nach Ciceros göttlichem Ausspruch nicht uns allein geboren, sondern auch den Freunden und dem Vaterlande!« Der gelehrte Kritiker hat einige Flüchtigkeitsfehler zu monieren, hie und da setzt er auch ein Fragezeichen an den Rand (und wir mit ihm), aber das weitaus Meiste erklärt er für so trefflich, dass die Lektüre ihm wie Nektar und Ambrosia gemundet habe.

Ein Bild ganz anderer Art bietet uns die lateinische Schulgrammatik, die der Professor Heinrichmann in Tübingen herausgegeben (1506). Uns interessieren darin die den Regeln beigefügten Mustersätze. Er entnimmt sie den Klassikern, aber häufig bildet er sie sich selbst. Da lesen wir: »Maximilian und Maria sind sehr gerecht. König Maximilian glänzt unter den Fürsten wie ein Stern. Ich freue mich, dass König Maximilian die Böhmen besiegt hat. Man sagt, dass Basel sich von Deutschland getrennt habe. Constanz ist eine Stadt, nahe der Schweiz gelegen, die aber nie vom Deutschen Reich abfallen wird.« Wir lächeln über diese Verquickung der lateinischen Grammatik mit der Politik. Wenn wir aber bedenken, dass es in der damaligen Lateinschule einen Geschichtsunterricht überhaupt noch nicht gab, wird uns das Verfahren des ehrenwerten Schulmanns, der, seinen Schülern Patriotismus einzuflössen, die Grammatikstunde zu Hilfe nahm, in einem besseren Lichte erscheinen.

Von der Schulbank lenken wir unsern Blick auf die Universität, und zwar auf die uns nächstliegende zu Erfurt. Es ist der Schluss

des Sommer-Semesters 1515. Die hochgelehrten Doktoren und Magister, umgeben von der Studentenschaft, sind gerade beim Quodlibet, dem alljährlich stattfindenden grossen Disputationsakte im Collegium majus. Um die vom langen, ernsten Redekampfe ermüdeten Geister zu erfrischen, tritt nun, wie das sein Recht und seine Pflicht ist, der Scherzredner auf, einer der ehrsamen Magister, der aber für diesmal die Narrenkappe aufgesetzt hat. Wir erkennen ihn unschwer trotz seiner Vermummung, es ist Petrejus, der vielgereiste und hochgebildete Humanist, der eben von seiner italienischen Studienreise heimgekehrt ist. Zum Thema hat er sich gewählt: »die Arten der Betrunkenen und die Vermeidung der Trunksucht.« Er führt es aus nach allen Regeln der Dialektik, mit vielen Spässen und Derbheiten, die unserem verfeinerten Geschmack widerstreiten und hier nicht wiedergegeben werden können und sollen. Was ich aber hervorheben muss, ist neben dem tiefen sittlichen Ernste, der der Scherzrede zum Grunde liegt, der von dem Sittenprediger in der Narrenkappe geflissentlich ins Auge gefasste nationale Gesichtspunkt. Die Trunksucht wird von ihm bekämpft, sie ist ein Laster, aber die Hauptmomente seines Verdammungsurteils entnimmt er dem nationalen Gebiet. Die Trunksucht hat uns Deutsche nicht bloss entnervt, sie hat uns auch im Auslande in Verruf gebracht, und die sonst an Tugend und Tapferkeit, auch an allgemeiner Bildung weit unter uns stehenden Italiener dürfen mit Fug und Recht uns wegen dieses Lasters schmähen; in Folge ihrer Trunksucht hat die deutsche Nation ihre Kraft eingebüsst und ihre Weltmacht verloren. Es ist also eine nationale Forderung, die der Redner an seine Landsleute stellt, wenn er sie zur Uebung der Mässigkeit aufruft; wollen Deutschlands Söhne ihrem Vaterlande die gebührende Stellung wiedererringen, so ist ihre erste Pflicht, sich der Mässigkeit und Nüchternheit zu befleissigen.

Doch unsere Humanisten waren vorzugsweise Poeten, und wenn wir sie in ihrem nationalen Empfinden belauschen wollen, müssen wir uns in ihre Poesien versenken. Die dem Horaz nachgeahmten Oden des Celtes sind trotz des lateinischen Gewandes deutsch gedacht, besingen des deutschen Vaterlandes Ruhm und Ehre und eifern gegen die Romschwärmerei der Zeitgenossen. Voll Unmuts darüber, dass die Italiener noch immer die Deutschen als Barbaren zu benennen und zu behandeln sich erdreisten, erklärt er den deutschen Geist für mündig, die deutsche Wissenschaft für unab-

hängig gegenüber dem italienischen Dünkel. Wozu, fragt er in einem seiner Epigramme, die stete Wanderung der Deutschen nach Italien, um dort das päpstliche Recht zu studieren? Möchten doch lieber die Italiener nach Deutschland kommen, wo sich im Rechte des Kaisers der Inbegriff aller Rechte concentriert! Heinrich Bebel, der Tübinger Professor, ist darin sein Nachfolger, der in schwungvollen Versen die vaterlandslosen Deutschen bekämpft und nicht müde wird, die Heldenthaten seines Kaisers Max zu besingen. Noch wirkungsvoller waren die von unseren Patrioten verfassten Komödien. In einer solchen sehen wir Cicero und Caesar auftreten, die vom Tode wieder erstanden, das damalige Deutschland durchwandern. Wie staunen sie über das Wunderbare, das ihnen im ehemaligen Barbarenlande begegnet. Sie kommen nach Strassburg und urteilen beim Anblick seines Münsters und anderer Prachtbauten, das sei die schönste Stadt, eine Zier des ganzen Landes. Sie wandern nach Augsburg und meinen, Rom und seine Quiriten seien dahin ausgewandert, und wie sie Nürnberg schauen, ist ihr Urteil: »Deutschlands Korinth ist das, betrachtet man der Künstler Wunderwerke, doch siehst du auf die Mauern und Bastein, wird es kein Mummius so leicht erobern«. — Einen recht zeitgemässen Stoff behandelte Jakob Locher (Philomusus) in seiner Tragödie »von den Türken und dem Sultan«. Das Stück schildert die Türkengefahr der Christenheit und ist ein Appell an die Gebieter des Weltalls, Kaiser und Papst, ernstliche Abwehrmassregeln zu ergreifen; es endet natürlich mit der Niederlage des Sultans und dem glorreichen Triumphzuge des Kaisers. Das Werk erschien, mit Holzschnitten illustriert, 1497 zu Strassburg, wurde hier auch in Gegenwart des Kaisers aufgeführt und erntete allgemeinen Beifall. — Hierher gehört auch Huttens Dialog Arminius, der aber erst nach seinem Tode herausgegeben worden ist. Der Cheruskerfürst erscheint in der Unterwelt vor dem Richterstuhl des Minos und beansprucht, gestützt auf das Zeugnis des römischen Geschichtschreibers Tacitus, den ersten Platz unter den Feldherren, weil derjenige, der unter den grössten Schwierigkeiten das mächtigste Volk der Erde in der Periode seiner höchsten Blüte besiegt habe, offenbar der grösste Feldherr sei. Der Richter ist nicht abgeneigt, ihm Recht zu geben, bedauert aber, dass er sich so spät gemeldet habe; die ersten Plätze sind schon besetzt, Alexander, Scipio und Hannibal haben sie inne. Zum Ersatz dafür lässt König Minos ihn, den Cherusker Arminius, den freiesten, unüberwindlichsten

und deutschesten, als den Ersten ausrufen unter den Vaterlandsbefreiern.

Wir sind damit bei Hutten angelangt. Er ist nicht bloss Poet, wir müssen ihn auch in seiner publicistischen Thätigkeit kennen lernen.

In dem Namen Hutten concentriert sich der von den deutschen Humanisten gepflegte Patriotismus und erhebt sich zu seiner höchsten und kräftigsten Ausgestaltung. Was ihn auszeichnete, war die Energie seines Wesens, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckende Thatkraft, verbunden mit einer Niemand schonenden Aufrichtigkeit. »Hulde der Wahrheit und Lieb meines Vaterlands« hat er selbst als die Triebfeder all seines Denkens und Handelns bezeichnet. Sein Wahlspruch »jacta est alea«, deutsch: »ich habs gewagt«, charakterisiert ihn als Mann der That. Das ist es, was den »deutschen Ritter« über seine Gesinnungsgenossen, deren Gedankenflug nicht so hoch ging und die sich nicht zu gleicher Thatkraft aufschwingen konnten, hoch erhebt. Mit seiner Rückkehr aus Italien im Jahre 1517 beginnt Huttens grosse literarische Kampfperiode. Das nun folgende Jahrfünft (1517—1521), bemerkenswert durch welthistorische Ereignisse ersten Ranges, Maximilians Abscheiden, Karls V. Wahl und Regierungsantritt, Luthers Auftreten als Reformator, — ist überhaupt als die Sturm- und Drangperiode der jüngeren Humanisten zu bezeichnen. Allen voran aber stürmte und drängte Ulrich von Hutten. Die trägen Stände zur Unterstützung des von Maximilian geplanten Türkenkrieges anzustacheln, verfasste er für den Reichstag zu Augsburg 1518 seine geistglühende »Türkenrede«. Aber mehr noch lag ihm am Herzen, Roms Geistesmacht zu brechen und sein Vaterland von den Fesseln des Papalsystems zu befreien. Nachdem er schon im Dezember 1517 die aus Bologna mitgebrachte Schrift des italienischen Humanisten Laurentius Valla über die Constantinische Schenkung neu herausgegeben und diese vernichtende Kritik einer Jahrhunderte lang geglaubten, dem Papsttum sehr nutzbringenden Fabel dem damaligen Träger der Tiara, Leo X., persönlich zuzueignen sich erdreistet hatte, schritt er auf diesem Wege weiter vor, bis er endlich 1520 in der Flugschrift »Vadiscus« oder »die römische Trias« das päpstliche Missregiment mit einer Offenheit und Schärfe angriff, die nicht mehr überboten werden konnte. Er hielt den Augenblick für gekommen, wo die Deutschen den Kampf gegen Rom wiederaufnehmen müssten und siegreich bestehen würden, wenn sie nur aus ihrem Schlaf erwachten und allzumal,

das Haupt und die Glieder, einmütig zusammen stünden. Deshalb wandte er sich »an alle freien Deutschen«, an die einzelnen Stände und hervorragenden Reichsfürsten, vor allen an das Reichsoberhaupt, den neugewählten jungen Kaiser Karl. »O Karle, Keiser lobesan, greiff du die sach zum ersten an, Gott würts mit dir on zweyfel han!« Von diesem nationalen Standpunkt aus lernte Hutten auch Luthers Auftreten verstehen und ward dann sein glühendster Parteigänger. Mit demselben Feuereifer, mit dem er einst Reuchlin gegen den Ketzerrichter Hochstraten und die Kölner verteidigt hatte, trat er für die Sache des Wittenberger Mönchs ein, als dieser dem päpstlichen Bann verfiel und seine Schriften dem Feuer preisgegeben wurden. »Du hast es erreicht«, ruft er in seinen Glossen zur Bannbulle (Dezember 1520) dem Papste zu, »die Schriften Luthers brennen, aber in den Herzen aller Guten. Welch ein verderblicher Brand für dich! Nun lösche ihn, wenn du kannst!«

In der That, sie brannten in den Herzen aller guten Deutschen, nicht zum wenigsten in den Herzen der humanistischen Freunde Huttens. Im Winter-Semester 1520—21 steht unser Erfurt auf dem Höhepunkte seiner humanistischen Bewegung. Crotus, der Rektor, Lang, Jonas, Draconites, Petrejus, Hessus, Cordus, Krafft, Camerar — kurz alle Humanisten der Hochschule stehen sämtlich mit Hutten auf Luthers Seite, in der Ueberzeugung, dass dessen Sache die Sache des deutschen Volks sei, und in der Erwartung, dass der Kaiser, der Erbe der Krone der Hohenstaufen, die ihm von der Vorsehung gesetzte Aufgabe erkennen und sich auf die nationale Seite stellen werde, um dem auf dem Grunde des Evangeliums geeinigten Deutschland seine Freiheit und Selbständigkeit wieder zu erringen. Zeugnis davon ist der feierliche Empfang, den die Universität am 6. April dem nach Worms reisenden Reformator bereitete, — sind die Luther-Elegien, die Eoban Hessus in den folgenden Wochen sang. Vielleicht das bündigste Zeugnis ist der Rektoratsbericht des Crotus in der Universitätsmatrikel. Zwei Namen treten in dem knapp gehaltenen Bericht in Frakturschrift hervor: **Karl** und **Luther**. Das waren eben die beiden Namen, um die sich damals alle Gedanken, alle Gespräche, alle Hoffnungen bewegten. Wir stehen damit zugleich auf dem Höhepunkt des nationalen Bewusstseins im deutschen Humanismus. Ein Volk, ein Kaiser, ein Glaube! das war der Gedanke, der diese Männer erfüllte und dessen Verwirklichung sie nun gekommen glaubten. Leider war es ein Traum, in Wirklichkeit kam es ganz anders.

III.

Wir haben nun noch den Gründen nachzuforschen, warum das Aufleben des nationalen Gedankens von so kurzer Dauer war und ein so jähes Ende fand.

Das lag erstens in dem Unklaren, Ueberspannten und Phantastischen, das die Gemüter zu jener Zeit beherrschte und auch der Auffassung so hochgebildeter Leute, wie unsere Humanisten waren, anhaftete. Die völlig veraltete, längst ihres Inhalts entleerte Idee von einem auf Deutschlands Könige vererbten, die Weltherrschaft innehabenden Römischen Kaisertum, von einem Römischen Reiche deutscher Nation übte immer noch ihre Wirkung aus und spukte in den Köpfen fort, ja lebte unter einem so ritterlichen Könige, wie es Maximilian war, von neuem auf. Daher war der Blick mehr auf das Ausland gerichtet, als auf das deutsche Land und Volk, mehr darauf, Mittel und Wege zu suchen, wie Italien in Unterwürfigkeit gehalten oder wieder in Unterwürfigkeit gebracht werden könnte, als wie die Grenzen des eignen Landes zu schützen und seine inneren Schäden zu heilen sein möchten. Wieviel edle Kraft hat Maximilian auf seine italienischen Feldzüge vergeudet, während Deutschlands Wunden fortbluteten! Und seine humanistischen Verehrer und Lobredner haben ihn darin noch bestärkt und zu kriegerischen Unternehmungen angestachelt. So Hutten in seinem Aufmahnungsgedicht (Exhortatio) zum Kriege gegen die Venetianer 1512; so derselbe wenige Jahre später in der poetischen Epistel Italiens an Kaiser Max, worin er die Donna Italia den Kaiser, ihren rechtmässigen ritterlichen Beschützer, auffordern lässt, endlich seine Brautfahrt zu unternehmen, damit sie nicht einem anderen sehr zudringlichen Bewerber — König Franz I. von Frankreich ist gemeint — anheimfalle. Die Antwort auf diese fingierte Epistel hat unser Erfurter Dichter Hessus übernommen. Sie lautet natürlich zustimmend. Der Kaiser erklärt darin, dass das Mahnschreiben der schönen Dame ihn ganz in Flammen gesetzt, er habe nur noch einige Kleinigkeiten in Deutschland zu ordnen und einige Schwierigkeiten zu überwinden, dann werde er ohne Säumen kommen und alle Wünsche der Bittstellerin erfüllen. »Klage nicht länger, bereits schnaubt dir entgegen mein Ross«. — Der Römerzug aber, so poetisch inauguriert, nahm, wie historisch feststeht, gleich vielen Unternehmungen des Kaisers Max ein klägliches Ende.

Zu grösserer Klarheit und Nüchternheit, zur Beschränkung auf die deutsch-nationalen Angelegenheiten kamen die Humanisten

erst gegen Ende der in Rede stehenden Periode, als sie gelernt hatten, den Kampf gegen Roms Priesterherrschaft für ihre vornehmste Aufgabe anzusehen, als sie die eminent nationale Bedeutung der Reformation erfassten und in dem Verbrenner der Bannbulle und Verfasser der Flugschrift »an den christlichen Adel deutscher Nation« den vortrefflichsten Mitkämpfer fanden. Aber zu allgemeiner Ernüchterung und Lossagung von der eingefleischten Idee der mit dem Kaisertum verbundenen Weltherrschaft kam es nicht.

Die Humanisten brachten sich um einen durchschlagenden Erfolg ihres Wirkens aber auch durch die Sprache, deren sie sich bedienten. Sie sprachen, schrieben, dichteten lateinisch. Die Sprache Roms, von jeher die Gelehrtensprache bei den Völkern des Abendlandes, von ihrer mittelalterlichen Missgestaltung gereinigt zu haben, war ihr Verdienst; sie nun in dieser Gestalt zu gebrauchen, war ihnen so sehr Bedürfnis und so selbstverständlich, dass sie garnicht bedachten, welche Einbusse sie damit über ihre Volksgenossen verhängten. Die mancherlei wertvollen Werke, die ich oben anzuführen Gelegenheit hatte, in Poesie und Prosa, waren alle ohne Ausnahme lateinisch abgefasst. Dadurch schlossen sich die Humanisten gleich ihren Vorgängern, den so heftig befehdeten Scholastikern, von dem grossen Haufen ab, sie verzichteten auf das Mittel, bildend und hebend auf die bildungsfähigen und bildungsdurstigen Elemente des Volks einzuwirken und die Errungenschaften ihrer Wissenschaft populär zu machen. Sie blieben über dem Volke stehen, und dass sie mit der Volksseele gemeinsam fühlten, wie das in der nationalen Sache unstreitig der Fall war, kam nicht zum Ausdruck. Was hätte z. B. Jakob Wimpheling, dieser warme Patriot und Schulmann, wirken können, wenn er seine durchaus populären Werke in deutscher Sprache abgefasst hätte, was Celtes, dieser echt deutsche Sänger, wenn er sich hätte entschliessen können, deutsche Lieder zu singen! Wir haben Nürnberg als einen hervorragenden Humanistensitz kennen gelernt; das bedeutet in Wirklichkeit: ein kleiner Kreis Gelehrter hatte sich um Wilibald Pirkheimer gesammelt zum Zweck gegenseitiger wissenschaftlicher Förderung, die Volksgenossen, auch die besseren Kreise der Bürgerschaft, blieben davon unberührt. Unser Lateindichter Eoban Hessus hat sieben Jahre seiner Lehrthätigkeit daselbst zugebracht, ohne von dem dortigen ehrsamen Schuhmacher Hans Sachs, der doch ohne Zweifel auch ein Dichter war, Notiz zu nehmen. Durch solches Verfahren aber schnitten sich die Gelehrten die Möglichkeit

ab, mit dem ganzen Volk zusammen zu wirken, wie das zur Durchführung des nationalen Gedankens nötig gewesen wäre.

Ausnahmen sind auch hier zu verzeichnen, aber es sind vereinzelte. Sebastian Brant zu Strassburg hat sich dadurch in der deutschen Literaturgeschichte einen Ehrenplatz errungen, dass er sein »Narrenschiff« in deutscher Sprache dichtete; aber es ist bezeichnend, dass ein anderer Humanist, sein Freund und Landsmann Philomusus sich gemüssigt sah, es in die lateinische Sprache umzudichten. Der berühmte Geschichtschreiber Bayerns Aventinus hatte zwar wie herkömmlich lateinisch geschrieben, lieferte aber selbst eine deutsche Bearbeitung seiner bayrischen Chronik, wodurch er sein verdienstvolles, bekanntlich auch von Goethe hochgeschätztes Geschichtswerk erst allgemein nutzbar machte. Auch Reuchlin machte hin und wieder eine Ausnahme. Der grosse Gelehrte, von dem ehemaligen Juden Pfefferkorn in nichtswürdiger Weise angegriffen, schrieb seinen »Augenspiegel« in gut schwäbischem Deutsch. Er wusste wohl, was er that, er wollte das Gebahren seines Widersachers vor aller Welt blossstellen. Die rühmlichste Ausnahme aber bildet Hutten in seiner letzten Periode. Als es galt für seinen »liebsten Bruder Martinus« in die Schranken treten und die Volksgenossen insgesamt zu Mitstreitern werben, fing er an sich der deutschen Sprache zu bedienen. »Latein ich vor geschrieben hab, das war eim jeden nit bekannt; jetzt schrei ich an das Vaterland, teutsch Nation in ihrer Sprach, zu bringen diesen Dingen Rach.« Aber selbst da fand Hutten wenig Nachfolger.

Der Hauptgrund aber, warum die Humanisten mit ihren nationalen Bestrebungen nicht zum Ziele kamen, liegt ausser ihrem Machtbereich, in den politischen Zeitumständen. Wir haben Maximilian kennen gelernt als den Humanistenkaiser, haben aus deren Munde viel Rühmliches über ihn gehört, aber im Lichte der Geschichte besehen erscheint er in einem weniger günstigen Lichte. Bei aller glänzenden Begabung und staunenswerten Thätigkeit hat er wegen seines unstäten Charakters und Jagens nach Phantomen die deutsche Reichssache nicht gefördert. Die deutschen Angelegenheiten hatten an ihm einen schlechten Wahrer, und wenn wir auf den die deutschen Humanisten vorzugsweise berührenden Reuchlinhandel sehen, so müssen wir sagen, dass die Rolle, die der Kaiser darin gespielt hat, eine klägliche gewesen ist; seinen hochverdienten »Rat«, der ihn um seinen landesherrlichen Schutz bat gegen die schnöden Angriffe der Kölner Dominikaner, liess er

geradezu im Stich. Es ist daher eigentlich zu verwundern, dass die Humanisten diesem Fürsten bis an sein Ende so hohe Verehrung zollten, und können wir nicht anders urteilen, als dass sie sich in diesem Punkte in dauernder Täuschung befunden haben. Noch verhängnisvoller war die Täuschung über seinen Nachfolger Karl V. Sie hatten seine Wahl nach Kräften unterstützt, aus patriotischen Gründen, weil er Enkel des gefeierten Max war, sie begrüssten seinen Regierungsantritt mit hohen und freudigen Erwartungen und hofften zuversichtlich, dass er sich der nationalen Idee bemächtigen, Deutschland vom Joch des Papsttums befreien und auf dem Grunde des wahren göttlichen und kaiserlichen Rechts zur kirchlichen und politischen Einigkeit zurückführen werde. Wie wurden sie enttäuscht! Der junge bartlose Kaiser, ein Fremdling auf deutschem Boden, ohne Interesse für Bildung und Gelehrsamkeit überhaupt, ohne Sinn für tiefere religiöse Fragen, ohne Verständnis für die deutsche Volksseele, sprach gleich auf seinem ersten Reichstage das Verdammungsurteil über den deutschen Reformator aus. Ein kühler Politiker und bigotter Katholik zog er das Bündnis mit dem Papste dem Einverständnis mit seinen getreuen deutschen Unterthanen vor. Seine rauhe Hand zerknickte damit die kräftig entfaltete Blüte, die sich bei verständiger Pflege zu der reifen Frucht einer politisch-religiösen Wiedergeburt des deutschen Volkes und Reiches hätte entwickeln können. Von demselben Tage, wo das Bündnis zwischen Kaiser und Papst unterzeichnet worden ist, 8. Mai 1521, datiert auch die Achtserklärung gegen Luther und damit die definitive Entscheidung über das Schicksal der deutschen Nation. Eine Ausrottung des evangelischen Glaubens, ein Zurückschrauben der deutschen Geschichte in die vorreformatorische Zeit, wie es Karl und seinen ausländischen Ratgebern vorschweben mochte, war nicht mehr möglich, weil der Same des Evangeliums überall in deutschen Landen fruchtbaren Boden gefunden hatte und schon zu üppiger Saat emporsprosste. Was mit dem Kaiser durchzuführen missglückt war, musste nun ohne und wider ihn durchzuführen versucht werden. Deutschland war fortan zur Glaubensspaltung verurteilt.

Man hat gesagt, das Jahr 1521 sei der Endpunkt des deutschen Humanismus gewesen. Das ist nicht richtig, der Humanismus hat weiter bestanden und gute Früchte getragen, von denen wir noch heute zehren.

Wohl aber ist das Jahr 1521 der Endpunkt der vom Humanismus getragenen nationalen Ideen gewesen.

Seitdem ziehen sich die Humanisten zurück, teils in die Studierstube, zur Pflege der Wissenschaft, zur Wirksamkeit an der Schule, teils in das Gebiet der Kirche zur Arbeit an der Evangelisation, teils in den Partikularismus der nun endgültig bestätigten, mehr und mehr erstarkenden Einzelstaaten. Ein Teil geriet auch auf Irrwege, so Hutten, der als Beförderer politischer Umsturzpläne flüchtig geworden, frühzeitig im Elend starb. Der grosse nationale Gedanke war eingesargt.

Aber er war nicht tot, er schlief nur einen langen, jahrhundertelangen Schlaf, um dann wieder zu erwachen und endlich seine Verwirklichung zu finden.

Wir freuen uns heute des wiedererstandenen Deutschen Reichs. Es ist enger begrenzt als das ehemalige Römische Reich deutscher Nation, aber es ist nicht mehr ein Schattenreich, wie es zur Zeit Maximilians und seiner Lobredner war. Es hat die Stämme des deutschen Volkes in Nord und Süd zu ungeahnter Kraft geeint. Es beansprucht nicht eine Obergewalt über andere Staaten, es beansprucht aber sein Recht unter der Sonne, seinen Platz unter den Nationen des Erdballs.

Wir freuen uns auch, dass wir auf deutschem Boden deutsch reden dürfen zu den deutschen Brüdern. Die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, in deren Namen zu reden ich heute die Ehre habe, setzt ihren Stolz darin, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung Jedermann zugänglich zu machen und so mitzuwirken an der nationalen Aufgabe wahrer Volksbildung.

Und wir freuen uns unseres Kaiserlichen Herrn, des Hohenzollernsprosses, der, würdig der Väter, rastlos arbeitet zum Wohl seines Volks, der die Werke des Friedens mit weiser Umsicht fördert, aber auch das Schwert scharf hält zum Schutze des Vaterlandes und seiner Söhne hier und jenseits der Meere, der uns gelehrt hat den Stolz des Wortes fassen: Civis Germanus sum! Darum am heutigen Vorabend des Geburtstages Seiner Majestät, des hohen Protektors unserer Akademie, erneuern wir unsere Gelübde der Treue und rufen:

Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser und König, Wilhelm II., lebe hoch, — hoch, — hoch!

B. Jahresbericht der Akademie

für das Geschäftsjahr 1901/1902.

Vom Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann.

I. Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Thätigkeit und die Schicksale der Akademie vom 1. Juli 1901 bis zum 31. März 1902.

a. Die Sitzungen wurden in üblicher Weise abgehalten. Es fanden während der diesmal kürzeren Berichtszeit im ganzen 14 Sitzungen statt, 5 ordentliche, 5 öffentliche, 1 Festversammlung und 3 Senatssitzungen. Elf wissenschaftliche Vorträge wurden gehalten über folgende Gegenstände:

1. Der Föhn der Alpen und der deutschen Mittelgebirge.
2. Thüringens Eisenerzlager.
3. Die deutsche Hanse.
4. Die sittlichen Strömungen der Gegenwart.
5. Blicke in Bismarcks Seelenleben.
6. Die reformatorische Bewegung in Deutschland während des 14. und 15. Jahrhunderts.
7. Naturwissenschaft und Gottesglaube. Ein apologetischer Streifzug gegen Häckels Welträtsel.
8. Der nationale Gedanke im Deutschen Humanismus.
9. Die Schicksale der Erfurter Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften nach der ersten Besitznahme Erfurts durch Preussen (1802 und 1803).
10. Die Giftwirkungen des Wassers.
11. Die Grundzüge des platonischen Idealismus.

Gruppiert man diese Vorträge nach den verschiedenen Wissenszweigen, so ergiebt sich folgende Tabelle:

5 geschichtliche Vorträge; insbesondere
- 2 litteraturgeschichtliche,
- 1 weltgeschichtlicher,
- 1 lokalgeschichtlicher und
- 1 kirchengeschichtlicher;

2 philosophische,
2 naturwissenschaftliche,
1 apologetischer und
1 meteorologischer.

b. Folgende Veränderungen hat die Akademie während der Berichtszeit hinsichtlich ihrer Mitglieder erfahren:

1. Neu ernannt sind sechs Herren:

a) Zu Ehrenmitgliedern:

Seine Excellenz der Oberpräsident der Provinz Sachsen Staatsminister a. D. Herr Dr. von Bötticher in Magdeburg,

der Vorsitzende des Provinzialschulkollegiums Herr Ober- und Geheimer Regierungsrat Trosien in Magdeburg,

der Vorsitzende der Goethe-Gesellschaft und Direktor des Goethe-National-Museums Herr Geheimer Hofrat Dr. C. Ruland in Weimar;

b) zum ordentlichen Mitgliede:

Herr Divisionspfarrer Schaumann in Erfurt;

c) zu auswärtigen und korrespondierenden Mitgliedern:

Herr Gymnasial-Oberlehrer Dr. Hoffmann in Gütersloh und
„ Dr. M. L. Schmidt, Oberlehrer an der Oberrealschule in Marburg.

2. Durch den Tod hat die Akademie im Laufe der Berichtszeit niemand verloren.

c. An Druckschriften sind der Akademie übersandt und zwar zunächst

1. als Geschenke folgende Werke von den Herren Verfassern:

a) Von Mitgliedern in Erfurt:

Bärwinkel: 55 Exemplare des Vortrages: Naturwissenschaft und Gottesglaube.

Loth: Der Einfluss der in den letzten dreissig Jahren erfolgten hygienischen Massregeln auf den Gang der Infektionskrankheiten und die allgemeine Bevölkerungsbewegung in Erfurt.

Thiele: Bilder aus Erfurts Vergangenheit.

„ Deutschlands Weltmachtstellung im Mittelalter.

b) Von auswärtigen Mitgliedern:

Albrecht: Nachtrag zum dritten Album der Litteraria in Naumburg a. S. Naumburg 1901.

Ehwald: Geschichte der Gothaer Bibliothek. Leipzig 1901.

Falke: Zum Kampfe der 3 Weltreligionen. Gütersloh 1902.

Götze: Die Urzeit des Menschen.

„ Die Vorgeschichte der Neumark.

„ Eine Sammlung von Vorträgen und Berichten über Altertumsfunde.

Grössler: Thüringens Sturz. Dresden und Leipzig 1902.

Hesse: Thüringen unter der Regierung Heinrichs IV., 1. Teil. Magdeburg 1892.

H. Hoffmann: Gymnasialbibliothek, herausgegeben von Pohlmey und Hoffmann. Gütersloh 1890 ff. Heft 1—34.

„ Der Wert des Begriffes »Interesse« für Unterricht und Erziehung. Gütersloh 1901.

Hübschmann: Recension von Karst, Historische Grammatik des Kilikisch-Armenischen. Strassburg 1901.

Jacobs: Urkundenbuch des Klosters Drübeck von 877—1594. Halle 1874.

„ Das Kloster Drübeck. Wernigerode 1877.

„ Urkundenbuch des Klosters Ilsenburg. Halle 1875—77.

„ Die Schützenkleinodien und das Papageienschiessen. Wernigerode 1877.

„ Urkundenbuch der Stadt Wernigerode bis 1460. Halle 1891.

„ Die Wiederherstellung des evang. Kirchenwesens im Erzstift Magdeburg und im Hochstift Halberstadt durch König Gustav Adolf von Schweden im J. 1632. Wernigerode 1897.

„ Geschichte der Schützengesellschaft Wernigerode 1451—1901. Wernigerode 1901.

Von demselben ferner die 2 folgenden Werke:

Kesslin: Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern der Grafschaft Wernigerode vom Jahre 1074—1855. Magdeburg 1856.

Sporleder: Verzeichnis der in der Grafschaft Wernigerode und der nächsten Umgegend wildwachsenden Phanerogamen und Gefäss-Kryptogamen. Wernigerode 1882.

Kekule von Stradonitz: Der gegenwärtige Stand der Unruh-Frage in den Lippischen Erbfolgestreitigkeiten. Berlin 1901.

Köster: Beiträge zur Reformationsgeschichte Naumburgs von 1525—1545 (S. A. aus Zs. f. Kirchengeschichte, 22. Bd.).

K. J. Neumann: L. Junius Brutus der erste Konsul. Strassburg 1901. (Sonderabdruck aus der Strassburger Festschrift zur 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.)

Scheibner: Ein handschriftliches Urkundenbuch zur Geschichte Erfurts.

Schuchardt: Carl Krügelstein (1779—1864). Weimar 1901.

v. Sickel: Mitteilungen des Instituts f. österr. Geschichtsforschung. 6. Ergänzungsband. Innsbruck 1900.

Sievers: Ueber Sprachmelodisches in der deutschen Dichtung. Leipzig 1901.

Zawodny: Die Weincultur in der Bukowina. Klosterneuburg 1901.
„ Les concombres de Znaïm. Paris 1901.

Dr. Schmidt in Marburg: Englands Weltmachtstellung. Halle 1902.

c) Von sonstigen Personen:

Dr. Bode in Weimar: Goethes Persönlichkeit. 3 Reden des Kanzlers Friedrich v. Müller. Berlin 1901.

L. Bollack: Vers la langue internationale. Paris 1902.

Dr. Kneuer: Die Sprichwörter Hendyngs. Weilheim 1901.

Kgl. Regierung zu Erfurt: Neujahrsblätter herg. v. d. hist. Kommission f. d. Provinz Sachsen No. 26: Kawerau, Luthers Rückkehr von der Wartburg nach Wittenberg. Halle 1902.

Wir sprechen den freundlichen Gebern hierdurch nochmals unsern verbindlichen Dank aus.

2. Die gelehrten Gesellschaften, Akademieen und Vereine des In- und Auslandes, deren Schriften uns im Tauschverkehr zugegangen sind, finden sich unten verzeichnet (No. III b). Wir haben neue Beziehungen im lezten Jahre angeknüpft mit der »Flora, K. Sächs. Gesellschaft f. Botanik und Gartenbau« in Dresden, und der »Naturforschenden Gesellschaft« in Basel. Wir bitten, das Verzeichnis zugleich als Empfangsbescheinigung für diejenigen Sendungen anzusehen, deren Empfang wir nicht durch eine besondere Karte testiert haben, namentlich für die laufenden Zeitschriften.

d. Auf das im März 1901 behufs Heranziehung der auswärtigen Mitglieder zur ständigen Mitarbeit an der Lösung der uns obliegenden Aufgaben versandte Rundschreiben des Senats sind uns auch neuerdings entgegenkommende Erwiderungsschreiben zugegangen. In dankenswertester Weise haben uns fast alle eine thatkräftige Unterstützung zugesagt. So haben sich ca. 40 auswärtige Mitglieder, an die wir uns wandten, bereit erklärt, die von uns im letzten Jahreshefte veröffentlichte Kerschensteinersche Preisschrift in den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften zu besprechen. Es sind uns bereits ca. 12 derartige zumteil recht umfangreiche Besprechungen bezw. Anzeigen zugegangen, die in anerkennender Weise die Bedeutung jener wertvollen Schrift hervorheben. Wir gedenken hier mit besonderem Danke der persönlichen Bemühungen der Herren Baumeister, Eucken, Kekule von Stradonitz, Witte, Leuchtenberger, Hermens, Menge, Hummel, Dobenecker, Schreiber u. a., die jenes verdienstliche Werk in der »Berliner Post«, dem Beiblatt zur Münchener »Allgemeinen Zeitung«, in den Berliner »Neuesten Nachrichten« und dem »Deutschen Adelsbatt«, dem Erfurter »Allgemeinen Anzeiger«, in der »Litterarischen Rundschau für das evangelische Deutschland«, in der »Kölnischen Zeitung«, in der »Deutschen Monatschrift«, in den »Mitteilungen für die evang. Geistlichen der Armee und Marine«, in dem »Württemberger Staatsanzeiger« und dem »Schwäbischen Merkur«, in der »Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik« von Flügel und Rein, in der »Ostdeutschen Rundschau« und in der »Kölnischen Volkszeitung« u. a. empfohlen haben. Eine grössere Anzahl von Besprechungen, die uns zugesagt sind, steht noch zu erwarten. Es wird in weiteren Kreisen interessieren zu erfahren, dass, wie uns mitgeteilt ist, von seiten des preussischen Kultusministeriums unmittelbar nach Veröffentlichung der Schrift durch den Buchhandel der Auftrag an den Verleger ergangen ist, 132 Exemplare an die verschiedenen Kgl. preussischen Regierungen zu versenden. Das sind erfreuliche Thatsachen, die uns mit der ermutigenden Zuversicht erfüllen, dass unsere Arbeit nicht vergeblich ist.

e. Die diesjährigen fünf öffentlichen Vorträge sind am 6., 13. und 27. November, am 4. Dezember 1901, sowie am 5. März 1902 gehalten worden von den Herren Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Lindner in Halle, Prof. Dr. Rein in Jena, Superintendent Prof. Bithorn in Merseburg, Prof. Dr. Reinthaler in

Weimar und Provinzialschulrat Prof. Voigt in Berlin; den Festvortrag am 26. Januar 1902 hielt Herr Pastor Oergel in Erfurt. Wir sagen den verehrten Herren auch an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank.

f. Wir schliessen hier noch einige Mitteilungen aus der Chronik der Akademie an.

1. Als gelegentlich der am 31. Mai 1901 in Weimar stattfindenden Gedächtnisfeier zu Ehren des Hochseligen Grossherzogs Karl Alexander von Sachsen der Sekretär der Akademie von Sr. Königl. Hoheit dem Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach zur Tafel geladen wurde, hatte er die hohe Ehre auch Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Grossherzogin von Baden vorgestellt zu werden. Allerhöchstdieselbe interessierte sich lebhaft für die von der Kgl. Akademie gestellte Preisaufgabe, betreffend die staatsbürgerliche Erziehung unsrer aus der Volksschule entlassenen männlichen Jugend, und sprach für den Fall, dass es der Akademie vergönnt sein sollte, eine von den 75 eingelaufenen Abhandlungen mit dem ausgesetzten Preise zu krönen, den Wunsch aus nach einem Exemplar jener von der Akademie zu veröffentlichenden Preisschrift. Der Sekretär der Akademie verfehlte nicht, Ihrer Königlichen Hoheit ein Exemplar des Jahresheftes XXVII der Akademie, in der die preisgekrönte Abhandlung des Herrn Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner abgedruckt erschien, zu übersenden. Unter dem 30. September 1901 erhielt er aus Schloss Mainau folgendes Schreiben:

Euer Hochwohlgeboren

beehre ich mich im Allerhöchsten Auftrage Ihrer Königlichen Hoheit der Grossherzogin Höchstderen aufrichtigen Dank für die gefällige Vorlage eines Exemplares des diesjährigen Jahresheftes der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, welches die gekrönte Preisschrift des Herrn Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner in München über die rechte staatsbürgerliche Erziehung der aus der Volksschule entlassenen Jugend vom 14. bis 20. Lebensjahre enthält, ergebenst auszusprechen. Allerhöchstdieselbe wird Sich mit lebhaftem Interesse über den Inhalt der Preisschrift Vortrag erstatten lassen. Zugleich lässt Ihnen Kgl. Hoheit beifügen, dass Allerhöchstdieselbe mit besonderem Dank

auch die ferneren Jahreshefte, sowie bei Gelegenheit ein Exemplar des Statuts der Königlichen Akademie entgegennehmen wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung

gez. A. v. Clelius,
Kammerherr und Geheimer Kabinetsrat.

Auf die anfangs November erfolgte Uebersendung je eines Exemplares der Statuten der Akademie vom Jahre 1819 und der neuen Geschäftsordnung des Senates vom Jahre 1894 empfing der Sekretär der Akademie unter dem 12. November 1901 folgendes zweite Schreiben aus Karlsruhe aus dem Kabinet Ihrer Königl. Hoheit:

Euer Hochwohlgeboren

beehre ich mich im Allerhöchsten Auftrage Ihrer Königl. Hoheit der Grossherzogin Höchstderen aufrichtigen Dank für die gefällige Vorlage je eines Exemplares der Statuten und der Geschäftsordnung des Senates der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt ergebenst auszusprechen. Allerhöchstdieselbe, Höchstwelche Sich gern Höchstihres Zusammentreffens mit Euer Hochwohlgeboren bei der wehmütig-schönen Erinnerungsfeier zu Weimar am 31. Mai d. J. erinnert, wird Sich mit lebhaftem Interesse über den Inhalt der Drucksachen Vortrag erstatten lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

gez. A. von Clelius,
Kammerherr und Geheimer Kabinetsrat.

2. Auch in diesem Jahre hat Seine Excellenz der Herr Staatsminister Dr. Studt auf eine Eingabe des Vicepräsidenten der Akademie einen ausserordentlichen Zuschuss von 300 Mark aus Staatsmitteln für die Zwecke der Akademie hochgeneigtest bewilligt, was wir hier mit ehrerbietigstem Danke hervorheben.

3. Im Laufe des Oktober 1901 hatte die Société nationale des sciences naturelles et mathématiques de Cherbourg, die einzige wissenschaftliche Gesellschaft Frankreichs, mit der unsre Akademie im Tauschverkehr steht, die Güte, uns mitzuteilen, dass sie am 30. Dezember 1901 die Jubelfeier ihres fünfzigjährigen Bestehens begehe. Der Senat der Akademie hat nicht verfehlt, der angesehenen Gesellschaft in einem vom Vicepräsidenten und Sekretär der Akademie unterzeichneten Schreiben die besten Glückwünsche zu übersenden.

4. Die Stadt Erfurt rüstet sich gegenwärtig zu einer Centenarfeier. Am 22. August 1902 werden hundert Jahre verstrichen sein, seitdem Erfurt durch den Reichsdeputationsrecess mit seinem Gebiete von dem Erzstift Mainz getrennt und Preussen zugewiesen ward, welches am 22. August 1802 davon Besitz nahm. Zur Erinnerung an diese erste Vereinigung der Stadt Erfurt mit unserem preussischen Vaterlande, welche auch für die Geschichte unserer Akademie von epochemachender Bedeutung geworden ist, hielt der Vicepräsident der Akademie, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, den in diesem Jahreshefte abgedruckten Vortrag über »Die Schicksale der Erfurter Akademie nach der ersten Besitznahme Erfurts durch Preussen (1802 und 1803)« in der ordentlichen Sitzung der Akademie am 12. Februar 1902.

5. Es erübrigt noch, darauf hinzuweisen, dass auch das laufende Jahr voraussichtlich eine hervorragende Bedeutung in der Geschichte unserer Akademie dadurch erhalten wird, dass das im Jahre 1894 mit der am 12. Dezember beschlossenen »Geschäftsordnung des Senates« begonnene Werk der zeitgemässen Reorganisation unserer Akademie mit der Genehmigung des von dem Senate am 22. Januar cr. beschlossenen Entwurfes neuer Statuten der Akademie seinen Abschluss finden wird. Wir haben diesen Entwurf, der vorerst noch der Allerhöchsten Genehmigung harrt, um seiner Bedeutung willen im folgenden Abschnitte unseres Jahresberichtes unter den Sitzungsberichten an der betreffenden Stelle vollständig abdrucken lassen.

II. Sitzungsberichte.

1. Erste ordentliche Versammlung am 25. September 1901.

Das ordentliche Mitglied der Akademie, der Bierbrauereibesitzer Herr Friedrich Treitschke, liest eine Abhandlung über das Thema: »Der Föhn der Alpen und der deutschen Mittelgebirge«.

Der Vortragende giebt zunächst eine Mitteilung über die Erklärung des Föhns aus thermodynamischen Vorgängen, den sogenannten adiabatischen Temperaturänderungen der Luft unter verschiedenem Druck.

Die Temperatur des ein Gebirge überschreitenden Windes erfährt beim Herabsteigen an der Luvseite eine Zunahme von 1° C auf je

100 Metern Höhendifferenz. Bei dem vorhergegangenem Aufsteigen an der Luvseite hat eine Wärmeverminderung stattgefunden, jedoch nicht in gleichem Umfang, weil damit meist eine Kondensation von Luftfeuchtigkeit eintritt, wobei Wärme frei wird. Das Resultat ist ein Wärmeüberschuss nach Ueberschreitung des Gebirges.

Hieran wurden Beispiele aus dem Beobachtungsmaterial der Gebirgsstationen geknüpft, ferner das Auftreten des Föhns am Fusse der deutschen Mittelgebirge nachgewiesen und beschrieben.

Die Schlussbetrachtung war dem Nutzen bezw. Schaden des Föhns gewidmet bezüglich der Vegetation und der Hygiene.

2. Zweite ordentliche Versammlung am 23. Oktober 1901.

Das ordentliche Mitglied der Akademie, Herr Ober- und Geheimer Regierungsrat Scholtz, liest eine Abhandlung über das Thema: »Thüringens Eisenerze«.

Der Vortrag beschäftigte sich nach einleitenden Betrachtungen mit den Fragen, wo die frühere ausgedehntere bergmännsche und Hütten-Thätigkeit geblieben, ob die Eisenerzlager erschöpft seien, die Erze heut nicht mehr taugen oder ob und unter welchen Voraussetzungen sie etwa in der Zukunft eine grössere Verwertung zu erwarten haben.

Nach einem orientierenden statistischen Ueberblick schildert der Vortragende die wesentlichen Merkmale der fünf verschiedenen Erzarten, bei Betrachtung der »Minette« auf die vollständige Umgestaltung der Erzverwertung durch Herstellung von Thomasroheisen verweisend. Sodann werden die sechs Hauptlagerstätten von Eisenerzen in Thüringen bezeichnet und Mitteilungen über die noch heut im Betriebe befindlichen Erzgruben und Hüttenwerke gegeben. Hierbei wird nachgewiesen, welche besonderen Umstände erst Verschiebungen und dann den Rückgang der Eisenverhüttung in Thüringen herbeigeführt haben; das grösste Hüttenwerk Thüringens, die Maximilianshütte bei Saalfeld, erfährt dabei eine eingehende Würdigung.

Nachdem hierdurch zugleich festgestellt worden war, dass die Erzlager Thüringens keineswegs erschöpft noch die Erze untauglich geworden sind, wird der Versuch gemacht, die schwierige letzte Frage zu beantworten: »ob die Erze etwa noch eine neue Zukunft zu erwarten haben«. Der Vortrag weist nach, dass diese Frage in der Hauptsache eine Frachtfrage ist. Es wird die Mehrbelastung des Thüringer Roheisens an Fracht untersucht und die

dadurch herbeigeführte Einschränkung der Wettbewerbsfähigkeit festgestellt. Der Vortrag gelangt zu dem Schlusse, dass, solange die Braunkohle für Hüttenzwecke nicht verwendbar ist und wenn neue Steinkohlenlager in Thüringen nicht noch aufgefunden werden, nur ganz gewaltige technische Fortschritte in Verbindung mit neuen billigen Verkehrswegen, auch Kanälen, unter bedeutender Ermässigung der Eisenbahnfrachten die zur grösseren Verwertung Thüringer Erze erforderlichen anderweiten Grundlagen schaffen können.

3. Erste Sitzung des Senates am 4. November 1901. Der Senat ernennt neu drei Ehrenmitglieder, ein ordentliches Mitglied und zwei auswärtige Mitglieder.

4. Erste öffentliche Versammlung am 6. November 1901. Das auswärtige Mitglied der Akademie, Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Th. Lindner aus Halle, hält einen Vortrag über das Thema: »Die deutsche Hanse«.

Eine allgemeine Betrachtung leitete den ausserordentlich spannenden, mit packender Anschaulichkeit ein sprechendes Bild mittelalterlichen Lebens entrollenden Vortrag ein. Der eigentümliche Verlauf der deutschen Geschichte, in der Perioden höchster geistiger und wirtschaftlicher Leistung zusammenfallen mit solchen politischer Ohnmacht, erklärt sich aus der ursprünglichen individualistischen Anlage des deutschen Volkes, das geschaffen war zur Selbstverwaltung wie zum Partikularismus. In den Zeiten der Naturalwirtschaft wurde Deutschland von den grossen Welthandelsstrassen umgangen, bis die Verbindung mit Italien und die Kreuzzüge zur Geldwirtschaft und zur Entwickelung des Bürgertums führten. Durch die alsbald erfolgende Germanisierung des Ostens ward die Nordsee und Ostsee zu einem Handelsgebiet verbunden. Aber den Schwierigkeiten des Handels war der für sich stehende gemeine Kaufmann nicht gewachsen, nur durch gemeinsames Handeln konnten sie überwunden werden. Die Städte als solche treten ein, so entsteht im 13. Jahrhundert die Hanse, ein in sich geschlossener, lediglich durch das kaufmännische Interesse getragener Bund.

Die Hanse — denn das ist ihr Name, nicht, wie man so oft hört, Hansa — ist eine der stolzesten Schöpfungen unseres Volkes. Ein freier Bund von Städten, der vom finnischen Meerbusen bis zu den Mündungen des Rheins reichte, beherrschte sie fast drei

Jahrhunderte die deutschen Meere, und ihre Schiffe gingen in den Ladogasee, nach Norwegen und Island, an die französischen und spanischen Küsten. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert entfaltete der hansische Handel seine schönste Blüte. Ihm dienten als Stützpunkte im Auslande die Komptoire. Sie glichen nicht den heutigen Faktoreien, die, von einzelnen Firmen unterhalten, selbständig Handel treiben, sondern waren durch Verträge geschützte und bevorrechtete Niederlassungen, in denen die hansischen Kaufleute kurzen Aufenthalt nahmen, um sie nach erledigtem Geschäft wieder zu verlassen. Festungsartig abgeschlossen, einer Hausordnung von klösterlicher Strenge unterworfen, die Frauen den Zutritt verbot, zur Gerichtsbarkeit über die Insassen befugt, wurden die Komptoire durch die Beiträge der Benutzer erhalten, standen jedoch unter allgemein hansischer Aufsicht. Mit den Einheimischen war freundschaftlicher Verkehr nicht gestattet; ein hansischer Kaufmann, der eine Landestochter geheiratet hätte, wäre aus dem Verbande ausgestossen worden.

Sehr verschiedene Verhältnisse lernte der hansische Mann kennen, je nachdem er eines dieser Komptoire besuchte. Zu Gross-Nowgorod in Russland, wo der Verdienst am lohnendsten war, drohte jederzeit Gefahr von der übermütigen Stadtbevölkerung. In dem norwegischen Bergen beherrschte der Deutsche den Handel vollkommen; indessen der Aufenthalt in dem rauhen, wenig entwickelten Lande, in oft bis zum Uebermass mit Menschen vollgestopften Holzhäusern bot wenig Behaglichkeit. Traulicher war es im »Stahlhof« zu London, obgleich die dortige niedere Bevölkerung, neidisch gegen die Fremden, manchmal zur Gewalt griff. Sonst waren die Deutschen hochgeehrt und sahen bei ihren Festen die vornehme englische Gesellschaft in ihrem Prunksaale vereinigt, wie auch ihr Weinhaus mit perlendem Trank vom Rhein, mit Caviar und Pökelzunge selbst einen Shakespeare unter den zahlreichen Gästen sah. Den höchsten Glanz des Lebens bot Brügge, das überreiche Konstantinopel des Nordens, wo Kaufleute von Italien, Spanien und Frankreich mit den Deutschen zusammentrafen. Flandern trieb ausserdem die Weberei, und seine Tuche gingen durch die ganze Welt. Erst 1478 erstand in Brügge ein gemeinsames Haus; später, als diese Städtekönigin zurückging, verlegte die Hanse ihren Sitz nach Antwerpen. Ein seltsamer Platz war die kleine, sandige Landzunge an der Südwestspitze der damals dänischen Halbinsel Schonen mit den Städtchen Skanör

und Falsterbo. Hier lag man dem Heringsfang ob, der hauptsächlichsten Quelle des hansischen Reichtums. Zugleich ging eine grossartige Warenmesse vor sich. Tausende von lebensfrohen Menschen drängten sich zur Fischzeit auf dem engen Raum zusammen.

Der hansische Handel, der alle Gegenstände des Gebrauches umfasste, warf sich besonders auf Rohstoffe und Naturerzeugnisse. Pelzwerk, Felle und Leder, Speck und Talg, Wolle, Wachs und Honig, Salzhering und Dörrfisch, Holz, Theer und Hanf, Bernstein, Salz aus den Quellen in Deutschland und von den französischen Küsten, Erze aller Art wurden eingekauft und entweder in andere Länder verkauft oder in den Städten von den mannigfachen Handwerken verarbeitet, um, in nutzbare Gegenstände umgewandelt, wieder in Umsatz zu kommen. Glänzende Geschäfte im In- und Auslande machte die Bierbrauerei; Weine aller Länder gingen durch die hansischen Städte, Russland und Skandinavien wurden mit deutschem Getreide versorgt. In Brügge verkaufte man Rohstoffe des Ostens und englische Wolle, holte dafür Spezereien des Südens und Oel, Tücher und andere Kostbarkeiten zum anderweitigen Vertrieb.

Die Verfassung der Hanse war überaus locker, ohne ein führendes Haupt, ohne Beamte, ohne Abgaben und gemeinsamen Schatz, ohne Bundesheer und Bundesflotte. Nur das Handelsinteresse hielt die Mitglieder zusammen. Die grösseren Städte sandten ihre Boten zu den Versammlungen, auf denen sie die nötigen Beschlüsse vereinbarten. Diese banden jedoch allgemein nur, soweit sie die Kaufmannschaft betrafen, und jeder Stadt stand es frei, sich ihnen zu fügen, oder zeitweise auf die Vorteile, welche die Gemeinsamkeit bot, zu verzichten. Das Reich und seine Kaiser haben sich um die Hanse nicht gekümmert und diese nicht um sie. Obgleich die Hanse sich mit Stolz die deutsche nannte, wollte sie lieber allein ihren gewagten Weg gehen, als sich der staatlichen Obrigkeit unterordnen. Mit Süddeutschland war sie ausser Verbindung, beide Hälften des Reiches trieben gesonderten Handel. So konnte es geschehen, dass Bundesstädte mit dem Auslande kämpften, ohne den Kaiser zu fragen und ohne dass dieser sich einmischte. Die Stärke der Hanse gegenüber den nordischen Reichen und England beruhte auf ihrer Unentbehrlichkeit; ihre schneidigste und lange Zeit nie versagende Waffe gegen fremde Unbill war der Abbruch des Verkehrs. Aber sie verstand

sich auch auf die Waffen. Doch hat nie die Hanse als Ganzes Kriege geführt; das thaten diejenigen Städte, die im Kampfe ihre besonderen Interessen verfochten, auf eigene Kosten und Gefahr. Der längstdauernde Krieg war gegen Dänemark gerichtet, das 1370 in dem Stralsunder Frieden die ihm auferlegten Bedingungen annehmen musste. Auch späterhin haben die Hansischen mehrmals gegen Dänemark gefochten, ebenso gerungen mit Schweden, England, den Niederlanden, und selbst gegen die Spanier liefen hansische Kaperschiffe aus. Noch um 1570 bauten die Lübecker gegen die Schweden ein mächtiges Kriegs- oder Orlogsschiff, das 1020 Mann Besatzung und ausser den kleinen Stücken 122 Kartaunen trug.

Das war der letzte Seekrieg, den die Hanse führte. Seit dem 16. Jahrhundert boten die Städte alles auf, um die gefährdete Oberstellung in den nordischen Gewässern zu behaupten. Aber obgleich sie ehrenvoll fochten, ihre Zeit war vorbei. Die Hanse war entstanden und emporgekommen ohne das Reich, aber sie vermochte sich ohne das Reich nicht zu behaupten. Als die Zeiten schwer wurden, stand sie verlassen. Der unglückselige Gang unserer Geschichte hatte zur inneren Auflösung Deutschlands geführt. Zerfallen in mehrere hundert kleiner, so gut wie selbständiger Gebiete, ohne brauchbare Reichseinrichtungen, an der Spitze einen Kaiser, dem seine Gewalt absichtlich so beschnitten war, dass er auch beim besten Willen nichts hätte leisten können, war das Deutsche Reich kein Staat, kein Bund, nur eine durch die geschichtliche Ueberlieferung noch zusammengehaltene wirre und regierungsunfähige Masse. Dagegen waren die anderen europäischen Staaten unter einheitlichen Regierungen zum starken Selbstbewusstsein gediehen. So lange die Hanse unentbehrlich und das Ausland schwach war, hatte man sie widerwillig genug geduldet; als die fremden Staaten eigene Kraft erlangt hatten, wurde sie vor die Thür gesetzt. So geschah es zuerst in Russland, dann in den Niederlanden, in Skandinavien, in England, wo 1598 die Königin Elisabeth die Insassen des Stahlhofes austrieb und ihn sperrte. Man wusste überall, dass die Hanse, wie ein englischer Minister spottete, keine Zähne mehr zum Beissen hatte, und das Reich besass noch viel weniger ein schreckhaftes Gebiss. Mit dem dreissigjährigen Kriege ging Deutschlands Handel zu Grunde, und die Hanse beschloss bald darauf ihr Dasein. Ihre dürftige Erbschaft fiel den drei Städten Lübeck, Hamburg und

Bremen zu, die die Trümmer der alten Herrlichkeit aufbewahrten, bis die letzten Besitztümer, der Stahlhof in London 1853, das Haus in Antwerpen 1862 verkauft wurden. Letzteres ist bekanntlich erst ganz vor Kurzem ein Raub der Flammen geworden.

Aber die Hanse hat dem deutschen Volke eine unvergleichliche Lehre hinterlassen. Was Einzelkraft thun konnte, hat sie geleistet, und sie mag den Nachkommen als Beispiel dienen, dass freie That und zuversichtliche Selbsthilfe die unentbehrlichen Grundlagen des wirtschaftlichen Gedeihens sind. Aber sie bedürfen des wirksamen Schutzes, um nicht dem feindlichen Wettbewerb, der eines solchen geniesst, zu erliegen. Als alle Staaten, mit Ausnahme von Deutschland, zu Mächten geworden waren, halfen alle Tüchtigkeit des Einzelnen, alle wohlgemeinten Bestrebungen deutscher Fürsten nichts. Die Deutschen mussten zusehen, als die Weststaaten unter sich die Erde aufteilten. Sie hatten sich zu Seemächten mit starken Flotten entwickelt, allen voran England, und seit dem achtzehnten Jahrhundert ist jeder grosse Kampf im tiefsten Grunde um Meeresherrschaft, Kolonien und Handel gegangen. Das neue deutsche Kaisertum hat die Sünde des alten wett gemacht, aber jeder Stillstand bedeutet Rückschritt. Das wichtigste Ergebnis des neunzehnten Jahrhunderts ist, dass es der Entdeckung der Weltteile ihre völlige Erschliessung hat folgen lassen. Jetzt erst ist die Erde eine Einheit, können wir reden von ihrer Bewohnerschaft als von einer allgemeinen Menschheit. Nun sind alle grossen Fragen Weltfragen. Weit dehnt sich der Erdball, aber zwischen den Landmassen wogt das Meer. »Den Flottenmächten gehört die Zukunft; nationale Selbständigkeit, die Mittel der Erhaltung und des Fortschritts sind geborgen in dem rauschenden Kielwasser der Schlachtschiffe.« Mit Recht hat daher unser Kaiser das grosse Wort gesprochen: »Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser!« Setzen wir daher unsere ganze Kraft ein, um dieser unserer zukünftigen Bestimmung zu genügen, um dem weltumspannenden deutschen Handel und Wandel den ihm so hoch nötigen Schutz des Reiches zu gewähren!

5. Zweite öffentliche Versammlung am 13. November 1901. Das auswärtige Mitglied der Akademie Herr Professor Dr. Rein aus Jena hält einen Vortrag über das Thema: »Die sittlichen Strömungen der Gegenwart«.

Der Redner verstand es, ein tief in das geistige Leben der

Gegenwart einschneidendes Thema von hoher, zugleich philosophischer und historischer Bedeutung in freiem, allgemein verständlichem Vortrage fesselnd und geistreich zu behandeln.

Die Frage nach dem, was recht und was sittlich zu verwerfen ist, — so etwa begann der Vortragende die allgemeine Betrachtung, durch die er sich den Weg zu seinem Thema bahnte — ist eine Frage, die Jeden ohne Ausnahme in hohem Grade interessieren muss. Und dies ethische Interesse ist denn auch, wir müssen es mit Dank anerkennen, in unserer Zeit besonders lebhaft. Diese erfreuliche Thatsache giebt dem Historiker Anlass zur Untersuchung der Quellen dieses ethischen Interesses. Da ist es zunächst die naturwissenschaftliche Forschung, welche hier in Betracht kommt. Die Frage: Woher das Sittliche? hat von hier aus eine neue Beleuchtung gewonnen. Der seit einem halben Jahrhundert die naturwissenschaftliche Forschung beherrschende Begriff der Entwicklung ward auf das Gebiet der sittlichen Anschauungen, die uns entgegentreten, angewandt, diese wurden zurückverfolgt in der Geschichte der Völker. Die Bedeutung der psychologischen Seite ethischer Fragen ward auf's Neue gewürdigt, dem Ursprung des Sittlichen innerhalb der einzelnen Völker ward eifriger nachgeforscht. Der sittliche Zustand des Naturvolkes, vor allem auch die sittliche Entwickelung des Kindes gründlicher untersucht. Ferner steht im Mittelpunkt des modernen Bewusstseins die sociale Frage, und damit eröffnet sich uns eine zweite Quelle des ethischen Interesses. Man hat gesagt, die sociale Frage sei eine sittliche Frage. Und in der That, die wirtschaftlichen Kämpfe, die Klassenkämpfe der Gegenwart sind wohl geeignet, uns der Lösung sittlicher Fragen näher zu führen; tritt uns doch gerade in diesen socialen Kämpfen die Macht des sittlichen Bewusstseins entgegen, und wer vermöchte den ausserordentlichen Fortschritt, den die neueste sociale Gesetzgebung in Deutschland bezeichnet, zu verstehen oder zu würdigen, ohne das gewaltige sittliche Motiv, das ihm zu Grunde liegt? Und mehr als das, auch die Wissenschaft hat von hier aus den Anstoss zu einer neuen Richtung erhalten. Während die alte Nationalökonomie mit absichtlicher Ausscheidung alles Ethischen sich lediglich auf eigenen Prinzipien aufbaute, hat sich die neuere Volkswirtschaftslehre bewusst auf den Standpunkt der sittlichen Beurteilung und Wertschätzung gestellt, und die moderne Nationalökonomie ist direkt durch ethische Gesichtspunkte bestimmt.

Eine dritte Quelle des ethischen Interesses in der Gegenwart erschliesst sich uns in der modernen Kolonisation. Man klagt vielfach über die Abnahme des Idealismus in unserer Zeit. Man vergleicht unsere Zeit mit der Zeit unserer Väter, und der Vergleich pflegt zu unseren Ungunsten auszufallen. Zur Zeit unserer Väter schwebte den Besten unseres Volkes als ideales Ziel des Strebens die politische Einheit vor. Als dies Ziel erreicht war, trat eine gewisse Abspannung ein. Eine solche Abspannung war psychologisch erklärlich, sie pflegt zum Stillstand, ja zum Rückschritt zu führen im Leben der Völker, wenn nicht neue grosse Ziele sich darbieten. Wir haben ein neues grosses Ziel in der Gegenwart, es ist die angemessene Verwertung unserer überschüssigen nationalen Kräfte in der Kolonisation. Aber im engen Zusammenhang damit erheben sich die wichtigsten und umfassendsten ethischen Fragen, welche nach Entscheidung drängen.

Inwiefern kann und soll sich das gesellschaftliche Leben durchdringen lassen mit den sittlichen Ideen der Liebe und Gerechtigkeit? Und weiter, blicken wir auf die bekannten Verhältnisse in Südafrika, weisen sie uns nicht direkt auf eine Entscheidung über die wichtige Frage nach dem Verhältnis der Ethik und der Politik hin? Inwiefern sind die Fragen der Macht zu beurteilen nach dem Grundsatz der Gerechtigkeit, inwieweit ist die Ethik in das politische Gebiet hineinzuziehen? Das sind Fragen, die erst in der Gegenwart ein akutes Interesse gewonnen haben. Früher galt es als Regel, die Ethik von der Politik auszuscheiden. Auf dem Gebiete der Wirtschaftslehre ist die Frage zu Gunsten der Ethik entschieden. Auch auf dem Gebiete der Politik haben wir neue Ansätze zur Begründung eines neuen Völkerrechts zu verzeichnen. Aber erst mit dem Ausbau desselben werden die ethischen Prinzipien ihre Macht entwickeln. Es handelt sich um die Frage nach der allgemeinen Geltung des Sittlichen; giebt das sittliche Bewusstsein die Wertschätzung ab für das menschliche Handeln, so fragen wir, gilt das für alle Gebiete des menschlichen Handelns oder nur für einige?

Eine weitere Quelle sittlichen Interesses ist das zunehmende Verbrechertum in unserem Volke. Ein neues Interesse gewinnt hier eine alte Streitfrage. Es ist die einst von der Akademie der Wissenschaften zu Dijon gestellte und von J. J. Rousseau beantwortete Frage: Ob der Aufschwung der Künste, der Wissenschaften und der Technik, kurz der menschlichen Kultur, gleichen Schritt hält

mit der sittlichen Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft? Auch in unsern Tagen, wo besonders die Technik Hand in Hand mit dem gewaltigen Fortschritt der naturwissenschaftlichen Forschung einen ausserordentlichen Aufschwung genommen hat, erhebt sich aufs Neue diese Frage. Sie scheint verneint werden zu müssen im Hinblick auf die Thatsache der Zunahme der Verbrechen, namentlich bei den jugendlichen Personen. Da drängt sich uns mit Macht die weitere Frage auf: Wo liegen die Quellen der Entsittlichung der Jugend?

Weiter kommt hier in Betracht das Gebiet der Theologie. Auf dem Gebiete der theologischen Forschung nehmen gegenwärtig die ethischen Untersuchungen eine hervorragende Stellung ein. Es hat, wie es scheint, eine Verschiebung stattgefunden von dem dogmatischen Gebiete zum ethischen hin, und man wird die umfangreichen, gegenwärtig vom Boden der christlichen Theologie aus unternommenen ethischen Untersuchungen nicht unberücksichtigt lassen dürfen. Es handelt sich hier besonders um die Frage: Ist eine Moral ohne Religion möglich? Endlich ist innerhalb der Pädagogik das ethische Interesse stets lebendig gewesen, schon aus dem einfachen Grunde, weil der denkende Erzieher gar nicht umhin kann, sich das Ziel klar zu machen, das ihm bei seiner Thätigkeit vorschweben soll, und sich dieses Ziel nicht anders aufstellen lässt, als im engsten Zusammenhang mit dem Ziele, welches der ganzen Menschheit gesetzt ist. Das nötigt ihn zur gründlichen Prüfung der im Laufe der Zeiten aufgestellten Erziehungsziele.

So wird von verschiedenen Quellen her das ethische Interesse geweckt. Unter allen philosophischen Disciplinen darf das Gebiet der Ethik den Anspruch erheben, das für den Menschen als solchen interessanteste zu sein. Schon Goethe sagt: »Das eigentliche Studium der Menschheit ist und bleibt doch der Mensch, alles Andere verhält sich zu diesem wichtigsten Gegenstand nur wie Element oder Werkzeug«. Die Priorität der ethischen Fragen wird bestätigt durch die Geschichte der Philosophie, in der gerade diese Fragen stets im Mittelpunkt der Betrachtung stehen, wie schon durch die Erfahrung des natürlichen Bewusstseins. Müssen wir nämlich vom Standpunkte der exakten wissenschaftlichen Forschung bekennen: Woher wir Menschen sind, das wissen wir nicht, wohin wir gehen, das wissen wir auch nicht, der Ursprung und die Heimat unserer Seele ist für uns ein Geheimnis. Wir stellen darüber Hypothesen auf, wir haben bestimmte Gedanken darüber, auch vielleicht einen

ganz bestimmten Glaubensinhalt; aber es ist kein sicheres, allen zugängliches und als evident erweisbares Wissen. Was wir wissen, ist dieses Stück Erdendasein, dieser kleine Ausschnitt des unermesslichen Weltalls, der durch unser gegenwärtiges Bewusstsein beleuchtet ist. Hier wandeln wir eine kurze Strecke und versuchen diesem Stück Erdendasein einen Inhalt zu geben, dieses unser Leben möglichst lebenswert zu gestalten. Wir sind es, die darüber bestimmen, wir selbst haben unser Schicksal in der Hand. Und so versuchen wir es, diesem Dasein einen Inhalt zu geben durch Wertschätzung auf ethischem Boden. Hier liegt für uns alle der Mittelpunkt des gesamten Interesses.

Aber da tritt uns nun eine eigentümliche Thatsache entgegen. Alle Generationen des Menschengeschlechts haben sich bestimmte Vorstellungen gemacht über das Lebensziel und das Lebensglück. Aber die Frage: Auf welchem Wege haben wir das wahre Glück zu suchen? wird sehr verschieden beantwortet, und die grosse Verschiedenheit der Auffassungen begegnet uns nicht bloss in der Gegenwart, sondern zu allen Zeiten. Unsere Zeit aber zeichnet sich vor anderen Zeiten keineswegs aus durch besonders neue Auffassungen, sondern sie steht ganz auf den Schultern der Vergangenheit, sie setzt einfach fort, was die Vergangenheit gebracht hat. Berührt uns nun der Anblick der widerstreitendsten Ansichten fast wie ein Chaos, so giebt es doch verhältnismässig nur wenige sittliche Strömungen der Gegenwart, und diese sind noch dazu nicht neu, sondern nur als Fortsetzungen vergangener Strömungen anzusehen, jedoch mit dem Unterschiede, dass sie in der besonderen Beleuchtung uns entgegentreten, die ihnen durch den Charakter der Zeit gegeben ist.

Ueberblicken wir das Ganze, so ist heutzutage die Auffassung des Sittlichen in zwei Lager geteilt. Zwei Hauptgruppen unterscheiden wir, die einen sind Anhänger der sogenannten relativen, die anderen Anhänger der absoluten Wertschätzung des Sittlichen. Jene behaupten, dass es innerhalb der sittlichen Werte keine festen Massstäbe gebe, und diese Anschauung ist ziemlich weit verbreitet in den sittlichen Systemen der Gegenwart. Sie geht Hand in Hand mit der Thatsache, dass das naturwissenschaftliche Denken allmählich auch in das ethische Leben eingedrungen ist, indem der Begriff der Entwickelung angewandt wird auf die Entwickelung des Sittlichen. Wie sich Kunst und Wissenschaft — so sagt man — entwickeln, so verändert sich auch der Zustand der Kulturvölker

im Gegensatze zu dem der Naturvölker. Man weist hin auf die Bestrafungen im Mittelalter und vergleicht sie mit dem Kriminalrecht unserer Tage; man hebt den Unterschied hervor, der zwischen Völkern und Zeiten, ja innerhalb eines einzigen Volkes in Bezug auf die sittlichen Anschauungen besteht. Vieles, was in Sparta als erlaubt galt, war in Athen verboten; und noch in unserer Zeit ist dem Kaufmann manches erlaubt, was in anderen Ständen als verboten gilt. So hatten schon die Sophisten in Athen raisonniert. Sie häuften Thatsachen auf Thatsachen, Widersprüche auf Widersprüche, um den Gegner zu verwirren und ihm zu beweisen, es gebe nichts Festes, alles sei im Fluss begriffen, und auch das Sittliche stehe mitten im Fluss. So scheint die relative Auffassung des Sittlichen viel für sich zu haben. Sodann ist sie heutzutage deshalb besonders beliebt, weil sie in ihren Konsequenzen dazu führt, dem einzelnen Menschen, dem Individuum, dem Subjekt in seinem sittlichen Urteile eine selbständige, ja absolute Bedeutung zu geben. Es ist der Subjektivismus unserer Tage, die Anschauung, nach welcher der einzelne Mensch das Mass aller Dinge ist, nach welcher der Einzelne zu entscheiden hat mit vollster Freiheit und Unabhängigkeit, mit souveräner Autonomie, was recht und gut ist, was nicht; es ist die in unserer Zeit besonders durch Nietzsche verbreitete und von vielen jugendlichen Geistern beifällig aufgenommene Anschauung von dem Uebermenschen und dem absoluten Rechte des freien Auslebens der einzelnen Persönlichkeit ohne Rücksicht auf die Forderungen der Gemeinschaft, so wie die Lehre von dem »Jenseits von Gut und Böse«, die aus der relativen Auffassung des Sittlichen neue Nahrung und die Bestätigung ihrer scheinbaren Richtigkeit empfängt. Aber welches ist die Kehrseite der Medaille? Wohin führt das? fragen wir. Zur völligen Auflösung der menschlichen Gesellschaft, zu einem Kampfe Aller gegen Alle. Denn das Recht, das der geniale, hervorragend begabte Mensch für sich in Anspruch nimmt, könnte jeder Zeit auch der Lump für sich geltend machen, und damit würde die menschliche Gesellschaft in lauter einzelne, sich gegenseitig ausschliessende Atome zerfallen, das heisst, wir wären glücklich wieder beim Chaos angelangt. So führt der Subjektivismus der relativen sittlichen Anschauung zum sittlichen Atomismus, für den es schliesslich keine festen sittlichen Normen mehr giebt, mithin zur Aufhebung aller Sittlichkeit.

So verdient im Hinblick auf das Gemeinschaftsleben die absolute Ethik den Vorzug vor der relativen. Was will sie? Vorab ist zu

bemerken, dass sie zwar in gewissem Gegensatz steht zu der relativen Auffassung, aber dieser Gegensatz ist kein ausschliessender, contradictorischer. Auch die Anhänger der absoluten Ethik leugnen keineswegs die Thatsache der Entwickelung der sittlichen Anschauungen, Vorstellungen und Begriffe, das können und wollen sie nicht. Aber sie unterscheiden sich dadurch von den Anhängern der relativen Ethik, dass sie festhalten an dem, was als das höchste Ergebnis der vorausgegangenen Entwickelung anzusehen ist. Was sich im Laufe der Jahrhunderte als das Bleibende ohne Wechsel herausgestellt hat, das ist ihnen das Absolute in sittlicher Hinsicht, das ist eine Norm für das sittliche Leben aller Zeiten, denn es ist in 1000jähriger Entwickelung bewährt und hat sich damit als das Bleibende im Wechsel, als das schlechthin Feste erwiesen. Das sind aber nach Ansicht des Redners die sittlichen Ideen, welche als höchste Musterbegriffe das menschliche Leben begleiten. Die Zahl dieser Ideen kann im Laufe der Zeiten erweitert werden, eine Vermehrung ist möglich. Aber das in der Wirklichkeit gegebene Leben muss sich nach diesen Ideen richten. Zwar befindet sich die menschliche Gesellschaft in beständiger Wandelung; aber über dieser Entwickelung stehen die Ideen als Leitsterne, welche nicht aus dieser Entwickelung stammen, sondern sie bestimmen. Woher sie stammen, darüber steht uns vom Standpunkte der exakten, auf Erfahrung gegründeten Wissenschaft kein Urteil zu, wir wissen es nicht. Aber wir können glauben, dass sie von oben stammen, von Gott, und wir werden dann zu einer auf den religiösen Glauben gegründeten Sittlichkeit gelangen.

Aber auch innerhalb dieses Standpunktes ist eine Entwickelung durchaus möglich. So dürfen wir den Dekalog als eine Zusammenfassung der vorausgegangenen sittlichen Entwickelung von Seiten eines genialen Menschen auffassen, der den erprobten sittlichen Normen der Vergangenheit eine höhere Sanction verliehen hat, indem er sie auf den Willen Gottes zurückführte. So werden wir auch die Sittenlehre Jesu als eine neue Zusammenfassung einer vorausgegangenen Entwickelung ansehen. Dort wie hier werden wir fragen: Was ist an den sittlichen Vorschriften veraltet? Inwiefern liegt hier eine Entwickelung vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren vor? Und wir werden zumal hinsichtlich der Sittenlehre Jesu behaupten dürfen: Die Hauptideen sind im Laufe der 1000jährigen Entwickelung des sittlichen Lebens der Menschheit nicht überboten, sie strahlen noch in derselben Klarheit und Sicherheit

wie am Anfang. Hier hat Goethe wieder das Rechte getroffen, indem er sagt: »Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!« Kann doch auch die Idee der Nächstenliebe, wie sie hier verkündigt wird, gar nicht überboten werden. Im Prinzip also ist hier keine Änderung und Entwickelung möglich, wohl aber ist hinsichtlich der Anwendung des Prinzips eine Entwickelung denkbar, hier kann es höhere Entwickelungsstufen geben. Das ist der Standpunkt der absoluten Ethik; man hält fest an den sittlichen Hauptideen, in welchen so ziemlich alle sittlich denkenden Menschen einig sind, man betont die Einigkeit in der Idee zugleich mit der Verschiedenheit in deren Anwendung.

Aber damit ist der Kreis der sittlichen Strömungen der Gegenwart noch keineswegs abgeschlossen. Selbst innerhalb der absoluten Ethik sind verschiedene Lebensrichtungen ausgebildet. Das Leben, hat man gemeint, müsse verankert werden. Hinsichtlich dieser Verankerung aber des Lebens unterscheidet man drei Hauptrichtungen des sittlichen Denkens, die neben einander herlaufen und sich vielfach kreuzen mit den oben genannten zwei Hauptgruppen sittlicher Anschauung. Sie werden bezeichnet mit Hedonismus, Evolutionismus und Moralismus.

Der Hedonismus reicht zurück in das klassische Altertum, aber er hat auch bei uns eine grosse Zahl von Anhängern. Liegt er doch auch dem Egoismus des natürlichen Menschen am nächsten. Der Imperativ dieser sittlichen Anschauung lautet: Geniesse das Leben! Aber es ist kein massloser Genuss, der hier empfohlen wird, sondern ein massvoller. Es ist die Aufgabe, das Leben so zu gestalten, dass mit dem Maximum von Lustgefühlen sich ein Minimum von Unlustgefühlen verbindet. Aber überall wird das Mass gefordert, das Uebermass ist ausgeschlossen. Auch ist es nicht der sinnlich Lebensgenuss, auf den man das Hauptgewicht legt, sondern der geistige. Man betont die Genüsse, die der Mensch gewinnt durch die Beschäftigung mit den Wissenschaften und Künsten, man redet besonders den edleren, höheren Genüssen, den feineren ästhetischen Genüssen das Wort. Dabei ist man gegenüber den Mitmenschen sehr duldsam, man übt vielleicht in ausgedehntem Masse die Wohlthätigkeit. Aber das alles doch nur

von einem ganz bestimmten Gesichtspunkte aus. Man rechnet so: Das Glück des Einzelnen ist nur dann als vollkommen anzusehen, wenn auch die Umgebung des Menschen an diesem Glücke teilnimmt. Deshalb sucht man die Ansprüche der Mitmenschen an das Glück möglichst zu befriedigen. So ist man wohlthätig, aber der Grundzug, die Triebfeder des Handelns ist und bleibt eine egoistische; man dient dem Nächsten nicht aus reinem Wohlwollen, sondern um das eigene Glück zu erhöhen. Es giebt manche liebenswürdige Menschen, die nach dieser Richtschnur leben, aber sobald man besondere Opfer von ihnen fordert, hält ihre Sittlichkeit nicht Stich.

Wie steht es dagegen mit dem sogen. Evolutionismus? Sein Imperativ lautet: Arbeite im Dienst der Kultur, zur Beförderung der höheren Zwecke der Menschheit, der Wissenschaft und Kunst, der Industrie und Technik. Es ist ein Standpunkt, der unter den Alten schon von Aristoteles vertreten ist. Der Evolutionismus im Sinne der Kulturförderung fasst den einzelnen Menschen auf als ein Glied in der Kette der Entwickelung der kulturellen Menschheit. Dieser Standpunkt arbeitet dem Egoismus des Einzelnen direkt entgegen. Der einzelne Mensch bedeutet da für sich nichts, nur was er leistet für das Ganze der Menschheit, giebt ihm den Wert. Von hier aus wird von Aristoteles selbst der sittliche Wert der Sklaverei verteidigt. Darin besteht die sittliche That der Sklaven, dass sie als Triebrad in der grossen Arbeitsmaschine der Menschheit dazu mit helfen, dass ein auserwählter Teil, die Elite der Menschheit, sich edlen Beschäftigungen, den mit den freien Künsten und Wissenschaften, die den höchsten Zweck des Lebens ausmachen, widmen können. Dieser Sozialegoismus steht offenbar über dem Hedonismus, er hat seinen weltgeschichtlichen Ausdruck gefunden im Römerreich. Dessen Ziel war, den Erdkreis in Ordnung zu halten. Darin fand man die Höhe des Menschentums, von hier aus würdigt man auch die gewaltige That des römischen Rechts, als wichtigstes Mittel der Beherrschung der Welt durch die römische Kultur. Derselben Auffassung gehört das unter Ludwig XIV. zuerst bei den Franzosen aufgenommene Losungswort an »das Marschieren an der Spitze der Civilisation«, und in der Gegenwart steht die englische Weltherrschaft, wie sie uns gegeben ist in der Form der See- und Handelsherrschaft, durchaus im Dienst dieses Gedankens. Völker und Menschen kommen da nur in Betracht als Kulturdünger für den zukünftigen Fortschritt der Menschheit. Da ist der Stärkere

berechtigt, den Schwächeren zu unterdrücken, und es gilt als sein gutes Recht, im Namen der »Humanität« und »Civilisation« die ärgsten Verbrechen, die schreiendsten Ungerechtigkeiten zu begehen. Die Konsequenz dieser Anschauung ist die, dass man die Kultur für das schlechthin Höchste ansieht auf Kosten der Sittlichkeit, aber unter dem Deckmantel eines vermeintlichen Fortschritts der Menschheit.

Wenden wir uns daher zu der moralischen Anschauung im engeren Sinne, dem sog. Moralismus. Sein Imperativ lautet: Diene Deinem Nächsten aus reiner Liebe, aus reinem, uninteressiertem Wohlwollen. Dieser Standpunkt ist von dem Christentum vertreten und bezeichnet gegen die beiden erstgenannten, den Hedonismus und den Evolutionismus, einen ungeheuren Fortschritt. Jede einzelne Menschenseele besitzt hier einen Wert in sich selbst und das unveräusserliche Recht zur inneren selbständigen Entwickelung. Aber der Einzelne soll mit seinen Gaben und Kräften Anderen dienen, erst so gewinnt er den höchsten Lebensgehalt und wächst heran zu einer sittlichen Persönlichkeit von bleibendem Wert. Im Altertum ist diese Anschauung annähernd vertreten durch Plato, auf deutschem Boden durch Kant und Herbart. Sie alle legen den Schwerpunkt des Sittlichen in die Gesinnung. Nicht der Erfolg der menschlichen Arbeit entscheidet über den Wert, sondern allein die Gesinnung, das Wollen des Guten, und es ist, sagt Kant, in der Welt nichts Höheres als der schlechthin gute Wille. Hier ist also der gute Wille gedacht als der Kernpunkt der Persönlichkeit, als der Quellpunkt des Sittlichen.

Überblicken wir die drei charakterisierten ethischen Richtungen, so finden wir, dass sie keine Berührung mit einander haben, sie schliessen sich gegenseitig aus, sie bleiben getrennt durch Jahrhunderte. Keine von den Dreien darf als die siegende bezeichnet werden, auch besteht hier keine Möglichkeit künftiger Verständigung. Aber warum, fragt der Redner, sind es nur drei? Er findet den Grund in der eigentümlichen Struktur unseres seelischen Lebens. Unsere Seele arbeitet nach drei Richtungen hin: Es geht etwas in uns vor, und wir betrachten es rein objektiv, wir stellen uns etwas vor, wir denken. Ferner: es geht etwas mit uns vor, wir fühlen uns eigentümlich erregt, wir unterscheiden darnach mannigfache Wärmegrade des Gefühls. Endlich: es scheint etwas aus uns hinauszugehen, es drängt uns, etwas nach aussen hin zu verwirklichen, in That umzusetzen. Darnach unterscheiden wir drei Seiten unserer

arbeitenden Seele: das Vorstellen, das Fühlen, das Wollen und Streben. Diese drei Seiten durchdringen sich einander, ohne feste Grenze; im Lichte dieser Dreistrahlung unserer Seele verstehen wir die drei sittlichen Grundrichtungen. Der Hedonismus verlegt den Schwerpunkt in das Fühlen, der Kulturstandpunkt des Evolutionismus in das kühl abwägende, verständige Denken, der Moralismus betont das Wollen und Streben im Dienste der Gesamtheit.

Ist nun schon, rein psychologisch betrachtet, der Wille das höchste Produkt unserer geistigen Thätigkeit, da in ihm das Vorstellen und das Fühlen ausgelöst und in den Dienst der Erreichung eines klar erkannten Zieles gestellt sind, so liegt auf der Hand, dass wir in dem Wollen des als gut Erkannten den Schwerpunkt der Persönlichkeit und den Sitz der Charakterbildung erblicken werden. Mithin kann über den absoluten Wert des Moralismus kein Zweifel sein. Gleichwohl werden jene drei Richtungen in dem Leben jedes einzelnen Menschen vielfach neben einander herlaufen, sie werden sich einander ablösen können, ehe der Mensch zu einer festen Lebensrichtung gelangt. Dies wird nicht ohne schwere innere Kämpfe abgehen. Der Einzelne aber hat die Verantwortung selbst zu übernehmen für die von ihm einzuschlagende Lebensrichtung.

Wir Deutschen finden eine Bestätigung für das thatsächliche Vorhandensein jener drei Richtungen und den absoluten Wert der letztgenannten von den Dreien in der grössten Dichtung unseres Volkes, die zugleich in sittlicher Beziehung als typisch gelten darf. Faust, wie ihn uns Goethe vor Augen stellt, sucht als Gipfelpunkt seines Lebens jenen Augenblick, in dem er sagen darf: Verweile doch, du bist so schön! Er stürzt sich zunächst auf die Wissenschaften und will auf dem Wege des Erkennens dem Weltall die Geheimnisse ablauschen. Aber er findet keine Befriedigung auf diesem Wege, er ergiebt sich dem Bösen und versucht es auf dem Wege des Hedonismus. Aber voll Ekels wendet er sich auch von diesem Wege ab und unterwirft sich einem langen Läuterungsprozess. Noch immer will der ersehnte Augenblick nicht kommen, bis er im Alter erblindet und die Sorge sich ihm naht. Da kommt ihm jener Augenblick in dem Bewusstsein, dem Meere Boden abzugewinnen, damit er als Wohnstätte dienen kann für glückliche, thätige Menschen, in der Sorge, in der liebevollen Hingabe, in der Arbeit für die Menschheit, in der dem uneigennützigen Wohlwollen Raum geschafft wird für ein künftiges glückliches Geschlecht.

Faust ist vorbildlich für einen jeden Einzelnen in seiner Stellungnahme zu den höchsten sittlichen Fragen. Viele machen sich die Hauptrichtung ihres Lebens nicht klar, sie wandeln im Dunkel, sie wechseln mit den verschiedenen Richtungen, ohne zur rechten Klarheit und inneren Festigkeit zu gelangen. Wer sich aber über die verschiedenen sittlichen Strömungen der Gegenwart zu orientieren wünscht, um selbst ein Urteil zu gewinnen über ihren Wert und persönlich zu ihnen Stellung zu nehmen, der möge den Blick zurück wenden in die Vergangenheit, die in der Gegenwart zu uns redet, um sich seinerseits einen Platz zu suchen, der für ihn bestimmt ist. Und hier empfiehlt sich die Sittenlehre Jesu dem aufmerksamen Forscher als der höchste Standpunkt für die Menschheit, für den einzelnen Menschen wie für das Leben eines Volkes. Der wahre Fortschritt bewegt sich auf jener Linie, wo die sozialen Evolutionen des Volkslebens geregelt werden durch die für alle Zeiten gültigen sittlichen Normen, wie sie uns dort gegeben sind.

Der Redner schloss seinen gedankenreichen und äusserst anregenden Vortrag mit dem Wunsche, dass das deutsche Volk in seiner künftigen Entwickelung den rechten Weg nicht verfehlen möge.

6. Dritte öffentliche Versammlung am 27. November 1901. Das auswärtige Mitglied der Akademie Herr Stiftssuperintendent und Erster Domprediger Professor Bithorn aus Merseburg hielt einen Vortrag über das Thema: »Blicke in Bismarcks Seelenleben«.

Der Vortragende verstand es meisterhaft, dem Zuhörer das tiefinnere Seelenleben unseres Nationalhelden aufzuschliessen. Er hielt sich dabei fern von der Versuchung, der Verehrer eines grossen Mannes so leicht erliegen, Schwächen und Unebenheiten zu verdecken. Ohne alle Schminke, frei von aller Lobhudelei, aber auch frei von kleinlicher Tadelsucht, führte er das Charakterbild Otto von Bismarcks den gespannt lauschenden Zuhörern in anderthalbstündiger Rede vor. Wir können in unserem Berichte nur eine Skizze des fein ausgeführten Detailgemäldes geben. Ausgehend von dem Ausspruch Carlyles, dass Aufrichtigkeit das erste und vornehmste Kennzeichen eines wahrhaft grossen Mannes sei, stellte Redner die Aufrichtigkeit als das Haupt-Charakteristikum Bismarcks hin, eine Eigenschaft, durch die er die Welt in Staunen setzte und der Kunst der Diplomatie ganz neue, bisher unerhörte Bahnen wies. Bismarck war aufrichtig bis zur Grobheit, mit der er z. B. auch

seinen russischen Kollegen, den Fürsten Gortschakoff, nicht verschonte und seine politischen Gegner im Parlament entwaffnete. Allem Phrasenschwall abhold, jede theatralische Pose vermeidend, fast im Unterhaltungstone plaudernd, sprach Bismarck im entscheidenden Augenblicke mit imponierender Treffsicherheit grosse, zündende Gedanken aus. Diese seine Aufrichtigkeit beherrschte auch sein Privatleben; seinen vertrauten Freunden gegenüber war sein Inneres wie ein aufgeschlagenes Buch, und vor seiner Gattin hatte er kein Geheimnis; sie wurde, wie die jetzt veröffentlichten Briefe zeigen, in Alles, was sein Herz bewegte, eingeweiht, das Grösste wie das Kleinste. Die Wurzel seiner Aufrichtigkeit war das Kraftgefühl, das in ihm lebte. Sein starkes und wohlberechtigtes Selbstgefühl befreite ihn von der Unsicherheit und Ängstlichkeit, die Menschen gewöhnlichen Schlages bei ihren Äusserungen beherrscht. Er war nach seinem eigenen Zeugnis »ein Mensch nicht ohne Ehrgeiz«, aber er geizte nicht nach Titeln und Ordensbändern, sondern setzte seine Ehre darin, dem Gemeinwohl zu dienen und seine Kräfte dem Vaterlande zu opfern. In seinem hohen Alter zur amtlichen Musse gezwungen, wurde er Lehrer seines Volkes. Er musste wirken, weil er ohne Wirksamkeit nicht leben konnte. Mit der gewaltigen Naturmacht in ihm verband sich aber ein starkes ethisches Moment, das Pflichtgefühl. Er liebte es, sich einen protestantischen Staatsmann zu nennen und verstand darunter das Bewusstsein, im letzten Grunde Gott allein verantwortlich zu sein. Der durch und durch monarchistische Mann besass zugleich einen Männerstolz vor Königsthronen, wie er kaum einem seiner im Fahrwasser des Liberalismus schwimmenden Gegner eigen war. Absolutist ist Bismarck nie gewesen, Höfling ebensowenig; selbst seinem hochverehrten königlichen und kaiserlichen Herrn Wilhelm I. gegenüber, bei dessen Ableben er wie ein Kind schluchzte, bewahrte er seine edle Männlichkeit und Selbständigkeit. Die Festigkeit konnte bei ihm zur Härte werden. Mit ihm und unter ihm arbeiten war nicht leicht wegen der hohen Anforderungen, die er, wie an seine eigene, an die Leistungskraft seiner Mitarbeiter stellte. Seine Gegner aber konnte er mit grimmigem Hass verfolgen. Und mit diesem Despotischen verband sich doch eine Sehnsucht nach Stille und Einsamkeit, ein Wohlgefallen an dem idyllischen Leben eines Landgutsbesitzers. Das Heimatsgefühl war bei ihm stark ausgeprägt, durch und durch altmärkischer Junker war er innigst mit seiner heimischen Scholle verwachsen. Daher kann ihn auch nur

ein Deutscher verstehen; die Franzosen, so sehr sie diesen ihren fürchterlichen Gegner angestaunt haben, verstanden haben sie den kerndeutschen Mann nicht, wie es ebensowenig den Römischen möglich war, ihn in seinem innersten Wesen zu erfassen. In Bismarcks Charakter ist etwas Irrationales, etwas das sich nicht nach der Schablone messen lässt, — eine Erscheinung, die sich bei allen Personen findet, die über das gewöhnliche Mass der Sterblichen hinausgewachsen sind, wie das z. B. auch bei unserem Luther der Fall ist. Daher finden wir Gegensätze, die einer den andern auszuschliessen scheinen, in Bismarck vereinigt. Der fast grausame Mann war zugleich so jovial und gemütlich, konnte so harmlos plaudern, hatte so zarten Familiensinn. Der grösste Staatsmann, den Deutschland hervorgebracht hat, ist dem deutschen Volke geradezu vorbildlich auf dem Gebiete des Familienlebens. Mit dem häuslichen Sinn verbindet sich leidenschaftliche Hinneigung zur Natur und feines Verständnis für ihre Reize. Auch die künstlerische Ader fehlt ihm nicht, wo es gilt, seinem Natursinn Ausdruck zu geben; der politische Realist nähert sich dann der Romantik. Bei aller Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit verlor er doch nie die Besinnung und bewahrte sich stets die Nüchternheit, weil er von dem Gedanken an salus publica, das Wohl des Vaterlandes, völlig beherrscht war. Daher war er auch ein Meister in der Kunst, den rechten Augenblick abzuwarten, und in der Geduld. Sein köstlicher Humor kam ihm dabei zur Hilfe. Er besass in hohem Grade die Fähigkeit, komische Situationen zu erfassen, und sein Galgenhumor half ihm durch manche kritische Lage hindurch. Das Irrationale erstreckt sich auch auf Bismarcks Religion. Ein felsenfestes Gottvertrauen, eine urwüchsige Frömmigkeit war und blieb sein persönliches Eigentum. Tiefere christliche Ideen treten ihm erst im Hause seiner Schwiegereltern entgegen, wo ein frommer pietistischer Geist waltete. Und er eignete sie sich in gewissem Masse an im Verkehr mit Johanna von Puttkamer, seiner Braut und späteren langjährigen Gattin. Doch decken sich die beiden Linien in ihm, das Ureigene und das Überlieferte, nicht ganz; namentlich in seinen späteren Jahren trat das Letztere mehr zurück. Wenn man daher in seinem religiösen Leben einen Rückgang hat finden wollen, so hat man nicht ganz Unrecht. Seine Religiosität hat nicht gleichen Schritt gehalten mit seinen Erfolgen im Aussenleben. Die auf seinen Schultern gelegene Riesenaufgabe weltlicher Politik hat die Weiterentfaltung religiöser Triebe verhindert. Das ist die Tragik im

menschlichen Leben, dass im Drange der Berufsgeschäfte nicht alle in uns liegenden Keime sich gleichmässig entwickeln und zur Reife ausgestalten können. Das ist auch die Tragik bei Bismarck, der alle seine Kräfte dem Vaterlande weihte und dabei nicht ohne Einbusse am religiösen Leben bleiben konnte. — So ist das Bild Bismarcks, wie der Redner zum Schluss bemerkte, kein Heiligenbild, wohl aber das Bild einer bei allen Schwächen und Unebenheiten wahrhaft grossen und bedeutenden Persönlichkeit. Wir haben durch Bismarck gelernt, die Dinge klar und wahr zu sehen, und wenden das auf ihn selber an. Sein Bild bedarf keiner Theaterschminke. Er verliert nicht durch nähere Einsicht in sein Inneres. Er erscheint uns so erst recht in seiner Grösse, zu der alle deutschen Stämme in Verehrung und mit freudigem Stolze aufblicken, ein echt deutscher Mann, wie er seit Luthers Tagen unserem Volke nicht beschieden war.

7. Vierte öffentliche Versammlung am 4. Dezember 1901. Das auswärtige Mitglied der Akademie Herr Professor Dr. Reinthaler aus Weimar hält einen Vortrag über das Thema: »Die reformatorische Bewegung in Deutschland während des 14. und 15. Jahrhunderts«.

Der Gedankengang des auf eingehenden wissenschaftlichen Studien beruhenden Vortrages war etwa folgender: Bedeutende geschichtliche Ereignisse treten niemals unvermittelt auf, sondern weisen immer auf eine Periode inneren Wachstums und stiller Vorbereitung zurück. Das zeigt uns die Entwicklung der deutschen Litteratur von der Mitte des 17. bis zu der des 18. Jahrhunderts, ebenso die Geschichte und ihre Einheitsbestrebungen von 1815 bis 1870/71. Auch die Reformation der Kirche im 16. Jahrhundert reicht in ihrer Vorbereitung bis tief in die Kirche des Mittelalters zurück. Ihre ersten Träger sind die Brüder vom gemeinsamen Leben in den Niederlanden, ihr Stifter war Gerhard Groot in Deventer (1340—1484). Das Streben dieses Vereines richtet sich auf die Besserung des Jugendunterrichts, die Hebung christlicher Zucht und Lebenssitte und den Gebrauch der heiligen Schrift in der Landessprache. — Von noch grösserem Einflusse auf die religiöse Bewegung des 14. und 15. Jahrhunderts war die Mystik. Ihr Grundgedanke ist die Ueberzeugung, dass die Religion in ihrem innersten Wesen nichts anderes ist als die Gemeinschaft des Herzens mit dem lebendigen Gott. Die grösste Bedeutung hat unter den

Mystikern Thomas a Kempis († 1471) gewonnen, der Verfasser des hochgepriesenen Buches »von der Nachfolge Christi«. Die dichterische Ausprägung der Mystik zeigt sich in Heinrich Suso († 1365), die gemütliche in Johannes Tauber († 1361), die speculative in Meister Eckart († 1327) und dem Verfasser des Buches von »der deutschen Theologie«, die praktische von Johannes von Staupitz († 1524). Diese Richtungen haben vorbereitend und anbahnend für die Reformation gewirkt, indem sie der Veräusserlichung des kirchlichen Lebens das Recht der christlichen Subjektivität entgegensetzten; die deutsche Litteratur verdankt der Mystik eine Fülle der gehaltvollsten und schönsten Prosadenkmäler. — Nach einer kurzen Erwähnung Johanns von Wesel, welcher im Jahre 1481 im Kerker der Inquisition gestorben ist, wandte sich der Vortragende einer eingehenden und anziehenden tiefgründigen Charakteristik von Johannes Wessel zu († 1489). Er ist der bedeutendste wissenschaftliche Theologe am Ausgange des Mittelalters und in seiner evangelischen Erkenntnis der eigentliche Vorläufer Luthers. Die Hauptgedanken seiner Lehre wurden zur näheren Anschauung gebracht und die Uebereinstimmung zwischen Wessel und Luther insbesondere in der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, von der Kirche und dem Ablass nachgewiesen.

Grösser aber als die Uebereinstimmung, die alle diese Männer mit Luther verbindet, ist gleichwohl der Unterschied, welcher sie von ihm trennt: Der entschiedene Gegensatz zwischen dem Evangelium Jesu Christi und der mittelalterlichen Kirche ist erst ihm zum Bewusstsein gekommen. Wir dürfen das Wirken jener Männer, das oben geschildert ist, dem Morgenrot vergleichen, das den Anbruch des Tages verkündet; dieser selbst ist erst in Luthers Wirken erschienen. Aber die Aussaat jener ist doch nicht vergeblich gewesen! Und darum, so schloss der Vortragende, möge die Betrachtung ihres Lebens und Wirkens auch für uns eine Mahnung an die Worte sein: Halte, was du hast, dass niemand deine Krone nehme.

8. Dritte ordentliche Versammlung am 11. Dezember 1901. Das ordentliche Mitglied der Akademie Herr Senior und Superintendent D. Dr. Bärwinkel liest eine Abhandlung über das Thema: »Naturwissenschaft und Gottesglaube. Ein apologetischer Streifzug gegen Häckels Welträtsel«.

Der Redner ging davon aus, dass es eine oft gehörte, aber völlig unbegründete Behauptung sei, Naturwissenschaft und Gottesglaube vertrügen sich nicht mit einander. Die Entscheidung eines Menschen für den Glauben oder für den Unglauben hängt von ganz anderen Dingen ab als von naturwissenschaftlichen Untersuchungen. Wenn man aber eine solche annehmen will, dann muss man das Wort Bacos von Verulam berücksichtigen: »Nur eine oberflächliche Kenntnis der Natur vermag uns von Gott abzuführen, eine tiefere und gründliche dagegen führt zu ihm zurück«. Daran ändert auch nichts, wenn Häckel in seinem neuesten Buche »die Welträtsel« in renommistischer Weise behauptet, dass er auf Grund naturwissenschaftlicher Erkenntnis durch seine monistische Philosophie die drei grossen Centraldogmen der dualistischen Philosophie, den persönlichen Gott, die Unsterblichkeit der Seele und die Freiheit des Willens, zertrümmert habe. Redner wies dann nach, dass Häckel nicht Monist, sondern Dualist sei und im Grunde genommen den alten, von der Wissenschaft bereits überwundenen dualistischen Materialismus von Kraft und Stoff lehre (vergl. Menzi »der Materialismus vor dem Richterstuhl der Wissenschaft«. Zürich 1898). Ebenso befindet sich Häckel in einer argen Selbsttäuschung, wenn er behauptet, dass er durch seine Substanztheorie und durch seine Entwickelungslehre die von Dubois-Reymond auf der Naturforscher-Versammlung in Leipzig aufgestellten 7 Welträtsel gelöst habe. Diese 7 Welträtsel sind: 1. Wesen von Materie und Kraft. 2. Ursprung der Bewegung. 3. Die erste Entstehung des Lebens. 4. Die anscheinend absichtsvoll zweckmässige Einrichtung der Natur. 5. Das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung und des Bewusstseins. 6. Das vernünftige Denken und der Ursprung der damit eng verbundenen Sprache. 7. Die Frage nach der Willensfreiheit. Der Redner wies nun kurz nach, dass Häckel alle diese 7 Welträtsel nicht gelöst habe. Etwas eingehender wurde der Beweis in Bezug auf das 3. und 5. Welträtsel geführt. Alsdann wies er darauf hin, dass die meisten hervorragenden Naturforscher aller Zeiten es verstanden hätten, ihren Gottesglauben mit ihrer Naturwissenschaft zu vereinigen, und führte dann auf Grund einer Schrift des Dr. Dennert eine Anzahl herrlicher Zeugnisse wahren Gottesglaubens von solchen Männern an. Sodann machte der Vortragende dem Verfasser der Welträtsel den Vorwurf, dass er eine Fülle von unbewiesenen Behauptungen in leichtfertiger Weise als feststehende Wahrheiten in das urteilslose Publikum hineingeschleudert und dadurch unendlichen

Schaden zur Freude der Sozialdemokratie angerichtet habe. Aus der Menge von Männern der freien Wissenschaft, welche die Oberflächlichkeit des Buches mit harten Worten verurteilt haben, führte der Redner den Professor Friedrich Paulsen an, der im Juliheft des Jahrgangs 1900 der »Preussischen Jahrbücher« sich folgendermassen ausspricht: »Man weiss wirklich nicht, worüber man mehr staunen soll, über den Mangel an Kenntnissen oder über den fröhlichen Leichtsinn, mit dem er von Dingen redet, von denen er nur von ferne gehört hat. Ich habe mit brennender Scham dieses Buch gelesen, mit Scham über den Stand der allgemeinen Bildung und der philosophischen Bildung unseres Volkes; dass ein solches Buch möglich war, dass es geschrieben, gedruckt, gekauft, gelesen, bewundert werden konnte bei dem Volke, das einen Kant, einen Goethe, einen Schopenhauer besitzt, das ist schmerzlich«. Zum Schluss führte der Vortragende noch die Abfertigung an, welche Professor Loofs dem Verfasser der Welträtsel für seinen von Hass gegen das Christentum ebenso wie von Unwahrheiten erfüllten Angriff auf die Evangelien und die Herkunft Jesu Christi hat zuteil werden lassen. »Häckel hat es seines Erachtens selbst verschuldet, wenn Loofs schliesslich folgendes Urteil über ihn fällt: Jetzt glaube ich es bewiesen zu haben, dass Professor Häckel in dem von mir geprüften Kapitel seines Buches durch Verwertung elendester Schandlitteratur, durch absprechendes Urteilen bei ärgster Ignoranz und durch einen Ton, der für wissenschaftliche Erörterungen, ja überhaupt unziemlich ist, gezeigt hat, dass er ein normales wissenschaftliches Gewissen nicht hat«.

Der Vortrag ist als Nr. 196 der Flugschriften des evangelischen Bundes bei Carl Braun in Leipzig erschienen.

9. Zweite Sitzung des Senates am 16. Dezember 1901. Der Senat fasst verschiedene Beschlüsse rein geschäftlicher Art und beauftragt am Schluss der Sitzung den Sekretär der Akademie, eine Unterlage für die in der nächsten Sitzung stattfindende Beratung betreffs neuer Statuten vorzubereiten.

10. Dritte Sitzung des Senates am 22. Januar 1902. Der Sekretär der Akademie hat dem Senate, entsprechend dem Beschlusse vom 16. Dezember 1901, einen Entwurf neuer Statuten nebst einer kurzen Denkschrift, welche die Notwendigkeit einer Aenderung der alten Statuten näher begründet und die für den neuen Entwurf massgebenden Gesichtspunkte erörtert, ein-

gereicht. Der Senat ist einberufen, um sich betreffs dieser Schriftstücke schlüssig zu machen. Der Senat erklärt sich zunächst einverstanden mit den in der Denkschrift aufgestellten Grundsätzen und verzichtet auf eine Generaldiskussion. Er tritt nun sogleich in eine Beratung und Beschlussfassung über die einzelnen Artikel des Entwurfs ein und nimmt denselben mit einigen, mehr formalen Änderungen und Zusätzen in folgender Fassung an:

§ 1.

Zweck der Akademie ist die Pflege und Förderung aller Zweige der Wissenschaft, insbesondere derjenigen, welche einen unmittelbaren Einfluss auf das praktische Leben haben.

§ 2.

Diesem Zwecke dienen die monatlichen ordentlichen Sitzungen der Akademie, die im Winter stattfindenden öffentlichen bezw. Festversammlungen und die von Zeit zu Zeit von der Akademie gestellten Preisaufgaben.

§ 3.

Die Akademie besteht aus dem Senate, den ordentlichen, d. h. in Erfurt einheimischen, Mitgliedern, den auswärtigen oder korrespondierenden Mitgliedern und den Ehrenmitgliedern.

§ 4.

Der Senat wird gebildet durch ein Kollegium von mindestens neun einheimischen Mitgliedern: dem Vicepräsidenten, der die Stelle des Präsidenten der Akademie vertritt, falls dieser nicht in Erfurt wohnt, dem Sekretär und dem Rendanten der Akademie, sowie mindestens sechs Beisitzern. Er leitet die Geschäfte der Akademie und beschliesst über ihre Angelegenheiten in besonderen, mindestens vierteljährlichen Versammlungen unter dem Vorsitze des Vicepräsidenten. Der Senat ist beschlussfähig, wenn mindestens die Hälfte seiner Mitglieder anwesend ist; er fasst seine Beschlüsse mit einfacher Stimmenmehrheit, bei Stimmengleichheit giebt die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag.

§ 5.

Die Befugnisse der Mitglieder des Senates, insbesondere die Rechte und die Pflichten des Vicepräsidenten und die des Sekretärs der Akademie, sind in der auch für die Zukunft massgebenden »Geschäftsordnung des Senates der König-

lichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt vom 12. Dezember 1894«, welche diesen Statuten als Anhang beigegeben wird, festgesetzt (§§ 11—26).

§ 6.

Die ordentlichen Sitzungen dienen in erster Linie den reinwissenschaftlichen Zwecken der Akademie; sie werden in der Regel allmonatlich von den einheimischen Mitgliedern der Akademie unter dem Vorsitze des Sekretärs gemäss § 18 der Geschäftsordnung des Senates abgehalten. Den Mittelpunkt derselben bildet die Vorlesung einer von einem ordentlichen Mitgliede abgefassten Abhandlung allgemeinwissenschaftlicher oder fachwissenschaftlicher Art. An den Vortrag schliesst sich in der Regel eine gemeinsame Besprechung des zur Verhandlung stehenden Gegenstandes.

§ 7.

Zu den ordentlichen Sitzungen haben sämtliche Mitglieder der Akademie Zutritt, auch die auswärtigen und die Ehrenmitglieder. Jedes auswärtige Mitglied hat das Recht, eine von ihm selbst abgefasste Abhandlung in einer ordentlichen Sitzung vorzulesen.

§ 8.

Die einheimischen oder ordentlichen Mitglieder verpflichten sich bei ihrer Aufnahme, die wissenschaftlichen Bestrebungen der Akademie nach Kräften zu fördern. Es wird von ihnen erwartet, dass sie an den ordentlichen Sitzungen wo möglich regelmässig teilnehmen und von Zeit zu Zeit eine von ihnen selbst verfasste wissenschaftliche Abhandlung vorlesen. Die Erfüllung dieser Pflichten ist die Voraussetzung der dauernden Mitgliedschaft.

§ 9.

Den gemeinnützigen Zwecken der Akademie dienen die vor einem weiteren Zuhörerkreise gehaltenen öffentlichen Versammlungen der Akademie, in denen meist auswärtige Mitglieder von wissenschaftlichem Ruf wichtige Fragen der Zeit in gediegenen gemeinverständlichen Vorträgen behandeln.

§ 10.

Ein Gleiches gilt von den Preisaufgaben, durch welche die Akademie von Zeit zu Zeit einem weiteren, litterarisch gebildeten Kreise unseres Volkes Gelegenheit bietet, sich an der Lösung von Fragen zu beteiligen, die für das praktische Leben, namentlich

auf dem ethischen, sozialen und wirtschaftlichen Gebiete, von besonderer Bedeutung sind. Die mit dem Preise bedachten Abhandlungen werden in der Regel in den Jahrbüchern der Akademie veröffentlicht und auch sonst in zweckentsprechender Weise verbreitet.

§ 11.

Alljährlich hält die Akademie am Vorabend des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und des Königs zu Ehren ihres erhabenen Protektors eine öffentliche Festsitzung ab, in welcher in der Regel ein Mitglied des Senates über einen zugleich in nationaler Hinsicht wichtigen Gegenstand den Festvortrag hält.

§ 12.

Es steht dem Senate jederzeit frei, auch ausserordentliche Festversammlungen, wie die zur Feier wichtiger Gedenktage, zu berufen.

§ 13.

Die ordentlichen und die öffentlichen Versammlungen der Akademie finden regelmässig an einem Mittwoch statt, im Sommer um fünf Uhr, im Winter um sechs Uhr Abends. Die Termine werden durch den Sekretär der Akademie bestimmt.

§ 14.

Alle amtlichen Schriftstücke der Akademie, die Protokolle, die Diplome u. s. w. werden in deutscher Sprache abgefasst, wie auch die in den ordentlichen und öffentlichen Versammlungen gelesenen Abhandlungen in deutscher Sprache vorzutragen sind. Insbesondere aber sollen die von den Mitgliedern der Akademie dargebotenen Abhandlungen in einem möglichst reinen, gemeinverständlichen, mit Fremdwörtern und technischen Ausdrücken nicht überladenen, auch stilistisch mustergültigen Deutsch abgefasst sein.

§ 15.

Alljährlich veröffentlicht die Akademie, sofern es ihre Mittel gestatten, ein Heft ihrer Jahrbücher, das ausser einem Jahresberichte und statistischen Mitteilungen eine Anzahl wissenschaftlicher Abhandlungen enthält. Nur solche Abhandlungen sollen durch den Druck veröffentlicht werden, die in sachlicher oder logischer Hinsicht etwas Neues oder doch etwas besonders Wertvolles bieten und mithin geeignet sind, entweder die Wissenschaft zu erweitern oder die Praxis durch Aufstellung neuer, fruchtbarer Gesichtspunkte

zu fördern, die ferner den im § 14 der Statuten angedeuteten sprachlichen Anforderungen entsprechen und die weder in sittlicher noch in politischer und religiöser Hinsicht irgend etwas Anstössiges enthalten. Der Sekretär macht die diesbezüglichen Vorschläge, der Senat hat das Recht der Entscheidung.

§ 16.

Hinsichtlich des Druckes der zu veröffentlichenden Abhandlungen gelten die im § 22 der Geschäftsordnung des Senates gegebenen Bestimmungen, an welche sich die Verfasser der Abhandlungen zu binden haben.

§ 17.

Das Protokoll führt in den Senatssitzungen der Sekretär, in den ordentlichen Sitzungen in der Regel der Bibliothekar der Akademie.

§ 18.

Die Akademie tauscht mit den angesehensten wissenschaftlichen Gesellschaften des In- und Auslandes ihre Druckschriften aus. Die neuen Eingänge, sowie die für die Bibliothek der Akademie bestimmten Geschenke werden vom Sekretär in den ordentlichen Sitzungen ausgelegt. Ein vom Senate gewähltes ordentliches Mitglied verwaltet die Bibliothek. Die vom Sekretär zu bestimmenden wertvollsten litterarischen Eingänge werden alljährlich durch einen vom Bibliothekar zu leitenden Lesezirkel den ordentlichen Mitgliedern der Akademie zugänglich gemacht. Näheres bestimmt die Geschäftsordnung (§§ 9, 10, 24, 27).

§ 19.

Betreffs der Aufnahme neuer Mitglieder der Akademie gelten die in der Geschäftsordnung (§§ 7, 23) enthaltenen Bestimmungen. Jedes neu ernannte Mitglied erhält, wenn es auf Anfrage des Sekretärs die Wahl angenommen hat, ein deutsches Diplom seiner Aufnahme, unter dem Siegel der Akademie, und vom Vicepräsidenten, wie vom Sekretär der Akademie unterzeichnet.

§ 20.

Der Senat ergänzt sich beim Tode oder Abgang seiner Mitglieder aus den einheimischen Mitgliedern durch Kooptation. Das Vorschlagsrecht hat der Vicepräsident, der Senat entscheidet auch hier nach Stimmenmehrheit, der Sekretär fertigt den Beschluss des Senates aus.

§ 21.

Die Akademie behält ihr altes Siegel, nämlich einen fruchttragenden Baum mit der Umschrift: Propter fructus gratior. Es ist den Mitgliedern gestattet, dieses Emblem auch für sich als Siegel zu führen.

§ 22.

Für die im Laufe des Jahres verstorbenen Mitglieder, welche längere Zeit der Akademie angehört und sich besondere Verdienste durch kräftige Unterstützung ihrer Bestrebungen erworben haben, wird in einer dazu bestimmten ordentlichen Sitzung eine Gedenkfeier veranstaltet, in welcher der Sekretär oder ein dem Verstorbenen näher stehendes Mitglied der Akademie einen Abriss der Lebensgeschichte desselben verliest.

11. Oeffentliche Festsitzung zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs am 26. Januar 1902.

Die Festrede hält das Mitglied des Senates der Akademie Herr Pastor Oergel über das Thema: »Der nationale Gedanke im deutschen Humanismus«. Er führte damit die Zuhörer vier Jahrhunderte zurück in die Zeit des ausgehenden Mittelalters und den Anfang der Neuzeit, in das Zeitalter des deutschen Humanismus, dessen Blütezeit von etwa 1470 bis 1521 gerechnet wird. Unsere deutschen Humanisten haben neben anderen hohen Verdiensten auch den Ruhm, das Nationalbewusstsein geweckt und unter schwierigen Verhältnissen und mit äusserlich geringen Mitteln gepflegt und befördert zu haben, freilich ohne den erwünschten Erfolg. Die erstrebte Einheit Deutschlands ist damals nicht erreicht worden, vielmehr die Zersplitterung und damit die Ohnmacht des Deutschen Reiches nur noch grösser geworden. Aber »Grosses gewollt zu haben ist gross«, darum dürfen wir jenen Männern unsere Anerkennung nicht versagen. Lernen wir doch an diesem Beispiel wieder, dass der nationale Gedanke ein unverwüstliches Eigentum der deutschen Nation ist.

Im ersten Teil seiner Ausführung gab der Vortragende eine Klarlegung der Thatsache, dass der deutsche Humanismus Träger des nationalen Gedankens war. Er hatte sich hier mit der ganz eigenartigen Persönlichkeit des Erasmus auseinander zu setzen. Dieser war allerdings Kosmopolit, nichts weniger als deutscher Patriot, ist auch als geborener Niederländer und bei seinem nomadi-

sierenden Leben, abwechselnd in den Niederlanden, in England und in der deutschen Schweiz, kaum zu den Deutschen zu rechnen. Dagegen unsere deutschen Humanisten waren Patrioten, mehr oder weniger patriotisch angehaucht, von nationalem Geiste erfüllt. Ihr Vorläufer ist Gregor von Heimburg, der kühne Vertreter der Grundsätze des Baseler Konzils und Verteidiger staatlicher Rechte gegen die Uebergriffe der päpstlichen Kurie zur Zeit Friedrichs III. Unter der langen ruhmlosen Regierung dieses Kaisers wuchs die erste Generation des eigentlichen Humanismus heran, ein Jakob Wimpheling im Elsass, ein Konrad Peutinger in Augsburg, ein Willibald Pirkheimer in Nürnberg, der Schwabe Johann Reuchlin, der Franke Konrad Celtes, der Hesse Konrad Mutian u. a., lauter Männer, die die Not der Zeit zu Patrioten gemacht hat. Die jüngere Generation wuchs heran unter der Regierung Maximilians. Unter diesem ritterlichen Kaiser, der auch für die Wissenschaft lebhaftes Interesse hatte, Gelehrte gern beförderte und in seine Dienste zog, erlebte der Humanismus seine eigentliche Blütezeit. Der von romantischen Ideen erfüllte Kaiser lenkte die Blicke der Gelehrten auf die grosse deutsche Vergangenheit und ermunterte sie, die unter Staub und Moder in den Klosterbibliotheken vergrabenen Denkmale der Vorzeit ans Licht zu ziehen. So wurde er der Liebling der Humanisten, und sonderlich die jüngere Generation, zu der ausser unseren Erfurtern, Peter Eberbach (Petrejus), Eoban Hessus und Euricius Cordus, vor allen Ulrich von Hutten gehörte, wurde nicht müde, diesen Kaiser zu preisen, der alle das Deutsche Reich bedrohenden Feinde bezwingen, das Joch des römischen Priestertums brechen, das abendländische Kaisertum glorreich wieder aufrichten und die Türken in ihre asiatischen Steppen zurückjagen werde. Die kurze Blütezeit des deutschen Humanismus ist daher wesentlich charakterisiert durch die Pflege nationaler Gesinnung.

Das im Einzelnen darzulegen und durch Beispiele zu illustrieren, war die Aufgabe, die sich der Vortragende für den zweiten Teil gestellt hatte. Die Wiedergabe des reichen, hier gebotenen Materials, das sich auf die mancherlei Gebiete wissenschaftlicher und poetischer Leistungen erstreckte, übersteigt den Rahmen dieses Berichts, und es muss auf die Lektüre des in diesem Heft des Jahrbuches der Königl. Akademie enthaltenen Vortrages verwiesen werden. Erwähnt sei nur, dass hier die Wirksamkeit Huttens, der bei der Energie seines Wesens allen seinen humanistischen Freunden und Gesinnungsgenossen voranleuchtete und mit seiner »Hulde der Wahrheit und

Lieb seines Vaterlands« der Mann der That wurde, gebührende Berücksichtigung fand. Den Höhepunkt nationalen Bewusstseins erreichte der Humanismus in Erfurt im Frühjahr 1521 unter dem Rektorat des Crotus, als die hiesige zahlreiche Humanistenschar den in seiner nationalen Bedeutung erkannten Luther auf dem Wege nach Worms begrüsste und Hessus seine Lutherelegien sang. Man hoffte zuversichtlich, dass der junge Kaiser Karl sich auf die nationale Seite stellen, Luther gegen Roms Gewaltmassregeln schützen und damit Deutschland seine Freiheit und Selbständigkeit wiedergeben werde.

Warum die Humanisten mit diesen ihren nationalen Plänen und Hoffnungen scheiterten, legte der Vortragende im dritten Teile dar. Es war einesteils das Unklare, Ueberspannte und Phantastische, das auch den besten Geistern anhaftete, die Idee des die Weltherrschaft besitzenden Römischen Kaisertums, worüber das Nächstliegende, Deutschlands Wohlfahrt nach aussen und innen, vernachlässigt wurde; anderenteils die fast ausschliessliche Anwendung der lateinischen Sprache, wodurch die Gelehrten auch in ihren populären und patriotischen Schriften darauf verzichteten, auf das Volk belehrend und belebend einzuwirken und mit demselben an der nationalen Aufgabe zu arbeiten. Vor allen Dingen aber waren es die politischen Zeitverhältnisse, die den Sieg der nationalen Bestrebungen unmöglich machten. Schon der vielbesungene Kaiser Maximilian war nicht der Mann, die deutschen Interessen zu wahren und die deutsche Reichssache zu fördern. Noch viel weniger war es Kaiser Karl, sein Enkel, der, ein Fremdling auf deutschem Boden, ohne Interessen für Bildung und Gelehrsamkeit überhaupt, ohne Interessen für tiefere religiöse Fragen, ohne Verständnis für die deutsche Volksseele, gleich auf seinem ersten Reichstage das Verdammungsurteil über den deutschen Reformator aussprach und damit die Hoffnung einer politisch-religiösen Wiedergeburt Deutschlands zerknickte. So brachte das Jahr 1521 zwar nicht das Ende des Humanismus, wohl aber das Ende der vom Humanismus getragenen nationalen Ideen.

Dieser tragische Ausgang der vor vier Jahrhunderten gekämpften Geisteskämpfe lässt unseren Blick um so freudiger auf der Gegenwart ruhen. Der Redner schloss mit dem Hinweis auf das in unseren Tagen wiedererstandene Deutsche Reich. Es ist nicht ein Schattenreich, wie das Römische Reich deutscher Nation zur Zeit Maximilians und seiner humanistischen Lobredner. Zu ungeahnter

Kraft hat es sich erhoben in der Vereinigung der deutschen Volksstämme in Nord und Süd unter Leitung der Kaiser aus dem erlauchten Hohenzollernhause. Die Rede klang aus in das Gelübde der Treue gegen unseren jetzigen Kaiserlichen Herrn, der, würdig der Väter, rastlos arbeitet zum Wohle seines Volkes, der die Werke des Friedens mit weiser Umsicht fördert, aber auch das Schwert scharf hält zum Schutze des Vaterlandes und seiner Söhne hier und jenseits der Meere, der uns gelehrt hat, den Stolz des Wortes fassen: Civis Germanus sum, Ich bin ein deutscher Bürger. In das dreimalige Hoch auf Se. Majestät den Kaiser und König, den hohen Protektor der hiesigen Akademie, stimmte die Versammlung begeistert ein.

12. Vierte ordentliche Versammlung am 12. Februar 1902. Der Vicepräsident der Akademie, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, liest eine Abhandlung über das Thema: »Die Schicksale der Erfurter Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften nach der ersten Besitznahme Erfurts durch Preussen (1802 und 1803). Diese Abhandlung ist im diesjährigen Jahreshefte der Akademie vollständig abgedruckt.

Sodann teilt der Sekretär der Akademie den in der Senatssitzung vom 22. Januar 1902 beschlossenen und oben abgedruckten Entwurf neuer Statuten der Akademie der Versammlung mit.

13. Fünfte ordentliche Versammlung am 26. Februar 1902. Das ordentliche Mitglied der Akademie, der praktische Arzt Herr Dr. Axmann, liest eine Abhandlung über das Thema: »Die Giftwirkungen des Wassers«.

Gegenüber einer allzugrossen Wertschätzung des Wassers als heilsames Agens lehrt die moderne Wissenschaft, dass Wasser seiner ureigensten chemischen Zusammensetzung nach lediglich Giftwirkungen zeitigen kann. Und zwar gilt dieses nicht etwa für verunreinigtes Wasser, sondern je reiner das Wasser im chemischen Sinne ist, desto stärker ist die Giftigkeit. Die Reinheit des Wassers wird geprüft neuerdings durch Feststellung der elektrischen Leitfähigkeit auf Grund der modernen Jonentheorie, wie von Kohlrausch und Köppen angegeben. Der Vortragende erörtert nun weiter die Herstellung absolut reinen Wassers auf dem Wege der Kältetechnik und Gefrierpunktserniedrigung, das Vorkommen solchen Wassers in der Natur, sowie die Art und Weise der schäd-

lichen Einwirkung auf den Organismus als Zellengift und die Konsequenzen, welche sich in hygienischer Beziehung an diese Betrachtung knüpfen.

14. Fünfte öffentliche Versammlung am 5. März 1902. Das auswärtige Mitglied der Akademie, Herr Provinzialschulrat Professor Voigt aus Friedenau bei Berlin hält einen Vortrag über das Thema: »Die Grundzüge des platonischen Idealismus«.

III. Statistische Mitteilungen.

a. Verzeichnis der Mitglieder

der Königlichen Akademie im Jahre 1902.[1])

Gesamtzahl: 170.

1. Protektorat.

Protektor: Seine Majestät der deutsche Kaiser und König von Preussen Wilhelm II.

2. Präsidium.

Präsident: Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Preussen.

3. Ehrenmitglieder (16).

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach. 1901.

Seine Excellenz Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen, Staatsminister a. D. 1891.

Seine Excellenz Herr von Pommer Esche, Oberpräsident a. D. in Magdeburg. 1894.

Seine Excellenz der Oberpräsident der Provinz Sachsen Herr Staatsminister Dr. von Bötticher in Magdeburg. 1901.

Der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Herr von Brauchitsch, Regierungspräsident a. D., in Mittel-Gerlachsheim bei Marklissa in Schlesien. 1891.

---

[1]) Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Herr Regierungspräsident von Dewitz in Erfurt. 1899.
„ Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen a. D., in Merseburg. 1894.
„ D. Dr. Wilhelm Schrader, Geheimer Oberregierungsrat, Kurator der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1894.
„ Geh. Regierungs- und Obermedicinalrat a. D. Dr. Schuchardt, in Gotha. 1868.

Seine Excellenz der Wirkliche Geheime Rat und ordentliche Professor der Philosophie und neueren deutschen Litteratur an der Universität Heidelberg, Herr Dr. Kuno Fischer in Heidelberg. 1897.

Herr Sektionschef Dr. phil. et jur. Theodor Ritter von Sickel, Universitätsprofessor und Direktor des Istituto Austriaco di studii storici zu Rom a. D., in Meran. 1897.
„ D. Dr. Adolf Hilgenfeld, Grossherzoglich Sächsischer und Herzoglich Meiningischer Geheimer Kirchenrat und ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Jena, Ehrenbürger der Stadt Jena, in Jena. 1897.
„ Oberkonsistorialrat D. Dr. Julius Köstlin, ordentlicher Professor der Theologie an der Königl. Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1898.

Der Kaiserliche Ministerialrat z. D. Herr Dr. August Baumeister in München. 1899.

Der Vorsitzende des Provinzialschulkollegiums Herr Ober- und Geheimer Regierungsrat Trosien in Magdeburg. 1901.

Der Vorsitzende der Goethe-Gesellschaft und Direktor des Goethe-National-Museums Herr Geheimer Hofrat Dr. Ruland in Weimar. 1894.

4. Mitglieder des Senates (9).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Vicepräsident der Akademie. 1892.
„ Gymnasialprofessor Dr. Heinzelmann, Sekretär der Akademie. 1875.
„ Apotheker Dr. Biltz, Rendant der Akademie. 1850.
„ Schuldirektor a. D. Neubauer. 1863.
„ Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1892.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt. 1877.

Herr Pastor Oergel. 1891.
„ Oberbürgermeister Dr. Schmidt. 1897.
„ Landgerichtsrat Dr. Jacobsen. 1892.

5. Ordentliche Mitglieder (44).[1]
(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Realschulprofessor Apel. 1897.
„ Dr. med. Axmann, praktischer Arzt. 1899.
„ Senior, Superintendent und Pastor D. Dr. Bärwinkel. 1891.
„ Amtsgerichtsrat Becker. 1897.
„ Gymnasialprofessor Dr. Beermann. 1896.
„ Stadtschulrat Dr. Brinckmann. 1897.
„ Gymnasialprofessor Dr. Brünnert. 1892.
„ Gymnasialprofessor Dr. Cramer. 1897.
„ Realschuloberlehrer Dischner. 1897.
„ Pastor Fritzsche. 1895.
„ Oberregierungsrat Dr. jur. Geutebrück. 1889.
„ Geschichts- und Porträtmaler Eduard von Hagen. 1891.
„ Realgymnasialprofessor Hellmann. 1897.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Herwig. 1898.
„ Justizrat Huschke. 1895.
„ Oberstleutnant a. D. Kubale. 1899.
„ Sanitätsrat Dr. Loth. 1893.
„ Geheimer Kommerzienrat Ferdinand Lucius. 1893.
„ Realgymnasialoberlehrer Dr. Martens. 1895.
„ Justizrat Dr. Martinius. 1894.
„ Postbaurat a. D. Neumann. 1895.
„ Gymnasialprofessor Dr. Pöhlig. 1899.
„ Oberregierungsrat Dr. Pohle. 1898.
„ Dr. med. Reissner, prakt. Arzt. 1901.
„ Gymnasialprofessor Rumler. 1899.
„ Divisionspfarrer Schaumann. 1901.
„ Pfarrer Scheibe. 1898.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Schmitz. 1877.
„ Ober- und Geheimer Regierungsrat Scholtz. 1897.
„ Generalmajor z. D. Freiherr von Schroetter. 1900.
„ Realgymnasialprofessor Schubring. 1877.
„ Pastor Lic. Dr. Schulze. 1889.

---

[1]) Die Reihenfolge ist hier, wie unter Nr. 6, nach dem Alphabet bestimmt.

Herr Gymnasialoberlehrer Schulze. 1897.
„ Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
„ Professor Dr. med. Stacke. 1898.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Emil Stange, Bibliothekar der Akademie. 1891.
„ Realgymnasialoberlehrer Dr. Paul Stange. 1899.
„ Friedrich Treitschke sen. 1897.
„ Realschuldirektor Dr. Venediger. 1892.
„ Dr. med. Weitemeyer, Augenarzt. 1899.
„ Justizrat Dr. Weydemann. 1894.
„ Pastor emer. Wiegand. 1894.
„ Dr. Winderlich, Direktor der städtischen höheren Mädchenschule. 1901.
„ Sanitätsrat Dr. Zschiesche. 1893.

6. Auswärtige Mitglieder (99).[1]

Herr Pastor Lic. Albrecht in Naumburg a. S. 1896.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Althof in Weimar. 1901.
„ Universitätsprofessor Dr. Bäntsch in Jena. 1892.
„ Geh. Oberschulrat Gymnasialdirektor Dr. von Bamberg in Gotha. 1899.
„ Geh. Medicinalrat Dr. Behring in Marburg. 1894.
„ Amtsgerichtsrat Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Geh. Oberregierungsrat Kammerherr Graf von Bernstorff in Berlin. 1892.
„ Stiftssuperintendent und Erster Domprediger Professor Bithorn in Merseburg. 1894.
„ Regierungs- und Baurat Boie in Kattowitz, O.-S. 1899.
„ Oberbibliothekar Geh. Hofrat von Bojanowski in Weimar. 1899.
„ Universitätsprofessor Dr. Breysig in Wilmersdorf-Berlin. 1894.
„ Dr. Brode, Privatdozent an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Brunckow, Schriftsteller in Schlachtensee (Kreis Teltow). 1880.

---

[1]) Wir bitten dringend, uns von jeder inzwischen erfolgten Veränderung hinsichtlich des Wohnortes oder des Titels der verehrten Mitglieder Kenntnis zu geben.
Der Herausgeber.

Herr Archivdirektor Geh. Hofrat Dr. Burkhardt in Weimar. 1899.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Bussler in Metz. 1890.
„ Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Conrad in Halle a. S. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. Dobenecker in Jena. 1897.
„ Universitätsprofessor D. Ecke, in Königsberg i. Ostpr. 1899.
„ Oberbibliothekar Professor Dr. Ehwald in Gotha. 1900.
„ Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. Eucken in Jena. 1894.
„ Pfarrer am Königlichen Invalidenhaus und Bureauchef der Evang. Feldpropstei Falke in Berlin. 1894.
„ Gymnasialoberlehrer a. D. Professor Dr. Fechner in Breslau. 1860.
„ Major a. D. Dr. O. Förtsch, Direktor des Provinzialmuseums in Halle a. S. 1901.
„ Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat D. Dr. Fries, Direktor der Frankeschen Stiftungen in Halle a. S. 1899.
„ Gymnasialdirektor Schulrat Dr. Funck in Sondershausen. 1900.
„ Bibliothekar Professor Dr. H. Georges in Gotha. 1899.
„ Dr. A. Götze, Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin. 1901.
„ Gymnasialprofessor Dr. H. Grössler in Eisleben. 1899.
„ Bibliotheksdirektor a. D. Geh. Regierungsrat Dr. Hartwig in Marburg a. L. 1894.
„ Universitätsprofessor Konsistorialrat D. Haupt in Halle a. S. 1893.
„ Militäroberpfarrer und Konsistorialrat Dr. Heine in Königsberg in Ostpr. 1891.
„ Militäroberpfarrer und Konsistorialrat Dr. Hermens in Magdeburg. 1897.
„ Geheimer Regierungs- und Provinzialschulrat Herrmann in Berlin. 1894.
„ Landgerichtspräsident Herrmann in Nordhausen a. H. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. E. Hesse in Magdeburg. 1885.
„ K. K. Schulrat Dr. Hintner, Professor am akademischen Gymnasium in Wien. 1894.
„ Universitätsprofessor Dr. H. Hübschmann in Strassburg i. Els. 1875.

Herr Gymnasialoberlehrer Hoffmann in Gütersloh. 1901.

„ Stadtpfarrer Lic. Hummel in Crailsheim in Württ. 1893.

„ Archivrat Dr. Jacobs, Fürstlicher Archivar und Bibliothekar in Wernigerode. 1899.

„ Schulrat Dr. F. Jonas, städt. Schulinspektor in Berlin. 1901.

„ Universitätsprofessor Konsistorialrat D. Kawerau in Breslau. 1898.

„ Dr. jur. et phil. Stephan Kekule von Stradonitz, Kammerherr S. D. des Fürsten zu Schaumburg-Lippe, in Berlin-Grosslichterfelde. 1901.

„ Archivrat Dr. L. Keller in Charlottenburg-Berlin. 1894.

„ Stadtschulrat Dr. G. Kerschensteiner, Kgl. Schulkommissar, in München. 1901.

„ Universitätsprofessor Dr. A. Kirchhoff in Halle a. S. 1864.

„ Regierungsrat Klewitz in Münster. 1898.

„ Oberrealschuldirektor Dr. Knabe in Marburg a. L. 1896.

„ Geheimer Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S. 1898.

„ Dr. jur. Knappe, Kaiserl. Generalkonsul in Nanking. 1900.

„ Universitätsprofessor D. Kolde in Erlangen. 1898.

„ Kirchenrat Dr. Kroner in Stuttgart. 1865.

„ Geh. Schulrat Dr. Kroschel in Arnstadt. 1859.

„ Geh. Hofrat Professor Dr. J. Kürschner in Hohenhainstein bei Eisenach. 1884.

„ Geh. Regierungsrat Gymnasialdirektor Leuchtenberger in Köln. 1889.

„ Archivar Dr. Liebe in Magdeburg. 1897.

„ Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Th. Lindner in Halle a. S. 1894.

„ Universitätsprofessor Geh. Justizrat Dr. F. von Liszt in Charlottenburg-Berlin. 1893.

„ Geh. Baurat Lochner in Berlin. 1897.

„ Universitätsprofessor D. Dr. Loofs in Halle a. S. 1900.

„ Oberpfarrer und Superintendent Dr. Lorenz in Weissenfels. 1886.

„ Vicepräsident des Königl. Provinzial-Schulkollegiums der Provinz Brandenburg Lucanus in Berlin. 1894.

„ Oberschulrat Professor Dr. R. Menge in Oldenburg i. Gr. 1899.

„ Archivar Francisco Mestre y Noé in Tortosa in Spanien. 1899.

Herr Archivrat a. D. Dr. P. Mitzschke in Weimar. 1901.
„ Professor Dr. Muff, Rektor der Landesschule Pforta. 1898.
„ Universitätsprofessor Dr. K. J. Neumann in Strassburg i. Els. 1897.
„ Universitätsprofessor D. Nippold in Jena. 1894.
„ Generalmajor z. D. Oberg in Naumburg a. S. 1894.
„ Professor Dr. Pietro da Ponte in Brescia. 1879.
„ Oberlehrer a. D. Professor A. Quidde in Georgenthal i. Thür. 1863.
„ Dr. A. Rausch, Rektor der Lateinischen Hauptschule und Kondirektor der Frankeschen Stiftungen in Halle a. S. 1901.
„ Universitätsprofessor Dr. F. Regel in Würzburg. 1898.
„ Universitätsprofessor Dr. W. Rein in Jena. 1898.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. P. Reinthaler in Weimar. 1899.
„ Gymnasialdirektor Geh. Hofrat Dr. G. Richter in Jena. 1895.
„ Propst und bischöflicher Kommissarius D. Schauerte in Magdeburg. 1898.
„ Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. Scheibner in Leipzig. 1860.
„ Pastor Dr. G. Schmidt in Sachsenburg bei Heldrungen. 1894.
„ Dr. M. G. Schmidt, Oberlehrer an der Oberrealschule in Marburg a. L. 1901.
„ Missionsinspektor Dr. A. Schreiber in Barmen. 1892.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. F. Schreiber in Schwedt a. O. 1891.
„ Gymnasialdirektor Dr. Schroeter in Burgsteinfurt. 1895.
„ Universitätsprofessor Geh. Rat Dr. med. B. S. Schulze in Jena. 1873.
„ Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose in Köpenick-Berlin. 1891.
„ Universitätsprofessor Dr. E. Sievers in Leipzig. 1894.
„ Universitätsprofessor Hofrat Dr. R. Stintzing in Jena. 1894.
„ Universitätsprofessor Dr. H. Suchier in Halle a. S. 1899.
„ Geh. Hofrat Professor Dr. Suphan, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.
„ Oberlehrer a. D. Professor Dr. Thiele in Sondershausen. 1893.

Herr Universitätsprofessor Geh. Justizrat Dr. A. Thon in Jena. 1894.
„ Pastor em. G. Topf in Gross-Salza. 1892.
„ Geh. Postrat Tuckermann in Potsdam. 1873.
„ Wolf von Tümpling, Kaiserlicher Legationsrat in Thalstein bei Jena. 1897.
„ Provinzialschulrat Professor Voigt in Friedenau-Berlin. 1898.
„ Realgymnasialprofessor Dr. M. Voretzsch in Altenburg i. S.-A. 1895.
„ Universitätsprofessor D. G. Warneck in Halle a. S. 1892.
„ Professor D. L. Witte in Halle a. S. 1896.
„ M. J. Zawodny zu Moldauthein in Böhmen. 1897.

---

b. Verzeichnis derjenigen Behörden, Anstalten, wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereine,

mit denen die Akademie zu Erfurt im Tauschverkehr steht.

Gesamtzahl: 120.

A. Europa.

I. Deutsches Reich.

a. Königreich Preussen.

Berlin. Kultusministerium.
Berlin. Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).
Berlin. Hufelandische Gesellschaft.
Berlin. Verein für die Geschichte Berlins.
Bonn. Universitätsbibliothek.
Bonn. Verein der Altertumsfreunde in den Rheinlanden.
Brandenburg a. H. Historischer Verein.
Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Danzig. Naturforschende Gesellschaft.
Danzig. Provinzial-Kommission zur Verwaltung der westpreussischen Provinzial-Museen.

Danzig. Westpreussischer Geschichtsverein.
Düsseldorf. Naturwissenschaftlicher Verein.
Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld. Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Erfurt. Königliches Gymnasium.
Erfurt. Königliches Realgymnasium.
Erfurt. Städtische Realschule.
Erfurt. Gewerbeverein.
Erfurt. Gartenbauverein.
Erfurt. Thüringer Wald-Verein.
Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein.
Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen. Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
Halle a. S. Kaiserlich Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher.
Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Halle a. S. Verein für Erdkunde.
Hanau. Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover. Geographische Gesellschaft.
Hannover. Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel. Verein für Naturkunde.
Königsberg. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Münster. Verein für die Geschichte Westfalens.
Münster. Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst in Westfalen.
Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen. Historische Gesellschaft der Provinz Posen.
Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Thorn. Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundesstaaten ausserhalb Preussens.

Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach. Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg. Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg.
Braunschweig. Verein für Naturwissenschaft.
Bremen. Künstlerverein für Bremische Geschichte und Altertümer.
Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein.
Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
Dresden. Flora, Königlich Sächsische Gesellschaft für Botanik und Gartenbau.
Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
Erlangen. Universitätsbibliothek.
Giessen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
Hall a. Kocher. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.
Hamburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Hamburg. Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
Heidelberg. Historisch-philosophischer Verein.
Hildburghausen. Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Jena. Verein für Thüringische Geschichts- und Altertumskunde.
Meiningen. Hennebergischer altertumsforschender Verein.
Mühlhausen i. E. Industrielle Gesellschaft.
München. Königliche Akademie der Wissenschaften.
München. Königliche Staatsbibliothek.
München. Historischer Verein von Oberbayern.
Nürnberg. Germanisches Museum.
Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft.
Schleiz. Vogtländischer altertumsforschender Verein.
Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Sondershausen. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Irmischia.
Strassburg i. E. Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart. Württembergischer Altertumsverein.

Stuttgart. Historischer Verein für das Württembergische Franken.

Stuttgart. Statistisch-biographisches Bureau der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

II. Oesterreich-Ungarn.

Brünn. Naturforschender Verein.

Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.

Krakau. Königliche Akademie der Wissenschaften.

Laibach. Musealverein von Krain.

Linz a. D. Museum Francisco-Carolinum.

Prag. Gesellschaft zur Beförderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.

Prag. Naturhistorischer Verein Lotos.

Prag. Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.

Pressburg. Verein für Naturkunde und Heilkunde.

Reichenberg. Verein für Naturfreunde.

Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Wien. Kaiserliche geographische Gesellschaft.

Wien. Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

Basel. Naturforschende Gesellschaft.

Bergen. Museum.

Cherbourg. Société des sciences naturelles.

Christiania. Königliche Universität.

Leeuwarden. Verein für Friesische Geschichte.

Luxemburg. Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.

Moskau. Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.

Petersburg. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen.

Stockholm. Königliche Akademie der Wissenschaften.

Stockholm. Königliche Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie.

Upsala. Königliche Universitätsbibliothek.

B. Amerika.

Albany, N. Y. Dudley Observatory.

Baltimore, Md. Johns-Hopkins University.

Boston, Mass. Society of Natural History.
Buffalo, N. Y. Society of Natural Sciences.
Cambridge, Mass. Harvard College.
Chicago. University.
Córdoba, Rep. Arg. Academia Nacional de Ciensias.
St. Louis, Mo. Academy of Science.
St. Louis, Mo. Missouri Botanical Garden.
Madison, Wisc. Academy of Sciences, Arts and Letters.
New Haven, Conn. Academy of Arts and Sciences.
New York city. Academy of Sciences.
New York. State Library.
Philadelphia, Penn. Academy of Natural Sciences.
Salem, Mass. Tufts College Library.
San Francisco, Cal. California Academy of Sciences.
Washington, D. C. Smithsonian Institution.
Washington, D. C. U. S. National Museum.

Druck von Fr. Bartholomäus — Erfurt.

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft XXIII. (1897.) Preis 2 ℳ

Inhalt: Luise Hagen und Anna Beyer: Wie lässt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gestalten? Zwei preisgekrönte Aufsätze. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen, Sitzungsberichte, Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXIV. (1898.) Preis 5 ℳ

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Ferd. Schultz: Gedanken über das Wesen der Musik. — Professor Dr. R. Stintzing: Schlaf und Schlaflosigkeit. — Schuldirektor a. D. Heinrich Neubauer: Zur Hundertjahrfeier des Geburtstages Kaiser Wilhelms des Ersten. — Gymnasialdirektor Dr. R. Thiele: Michelangelos Moses, ein Deutungsversuch. — Oberlehrer Dr. C. Martens: Wann ist das Erfurter evangelische Ministerium als geistliche Behörde entstanden? — Pastor A. Fritzche: Die Wirkung der Musik auf den Menschen. — Geh. Regierungs- und Obermedizinalrat Dr. B. Schuchardt: Zur Geschichte der Anwendung des Höhenklimas (Gebirgsklimas) behufs Heilung der Lungenschwindsucht (Lungentuberkulose). — Geh. Hofrat Dr. C. Ruland: Über das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. — Professor Dr. Heinzelmann: Goethes Odendichtung aus den Jahren 1772—1782. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrologe. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXV. (1899.) Preis 3 ℳ

Inhalt: Ober- und Geh. Regierungsrat Scholtz: Einblicke in die Entstehung und Gestaltung des Eisenbahnwesens. — Professor Dr. Bernhardt: Über den Willehalm Wolframs von Eschenbach. — Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose: Olympia Morata, das Wunderkind des 16. Jahrhunderts. — Pastor Oergel: Die Studienreform der Universität Erfurt vom Jahre 1519. — Prof. Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1898/99. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXVI (1900.) Preis 5 ℳ

Inhalt: Professor Dr. K. J. Neumann: Das klassische Altertum und die Entstehung der Nationen. — Rektor Professor Dr. Muff: Der Zauber der homerischen Poesie. — Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Horaz und sein Säkulargedicht. — Professor Dr. Bernhardt: Vom Tannhäuser und dem Sängerkrieg auf der Wartburg. — Archivar Liebe: Die wirtschaftliche Bedeutung der Juden in der deutschen Vergangenheit. — Professor Dr. Heinzelmann: Zur Hundertjahrfeier von Schleiermachers Monologen. — Augenarzt Dr. Weitemeyer: Die Arbeit und ihre soziale Bewertung. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1899/1900. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrolog des Professors Dr. Karl Beyer vom Gymnasialdirektor Dr. Thiele. Preisaufgabe der Akademie für das Jahr 1900/1901. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXVII. (1901.) Preis 2 ℳ

Inhalt: Gekrönte Preisarbeit von Stadtschulrat Dr. G. Kerschensteiner: „Wie ist unsere männliche Jugend von der Entlassung aus der Volksschule bis zum Eintritt in den Heeresdienst am zweckmässigsten für die bürgerliche Gesellschaft zu erziehen?" — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1900/1901. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrolog des Professors Dr. Alfred Breysig vom Universitätsprofessor Dr. Kurt Breysig. Statistische Mitteilungen.

Druck von Fr. Bartholomäus — Erfurt.





Jahrbücher

der

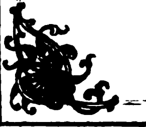
Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

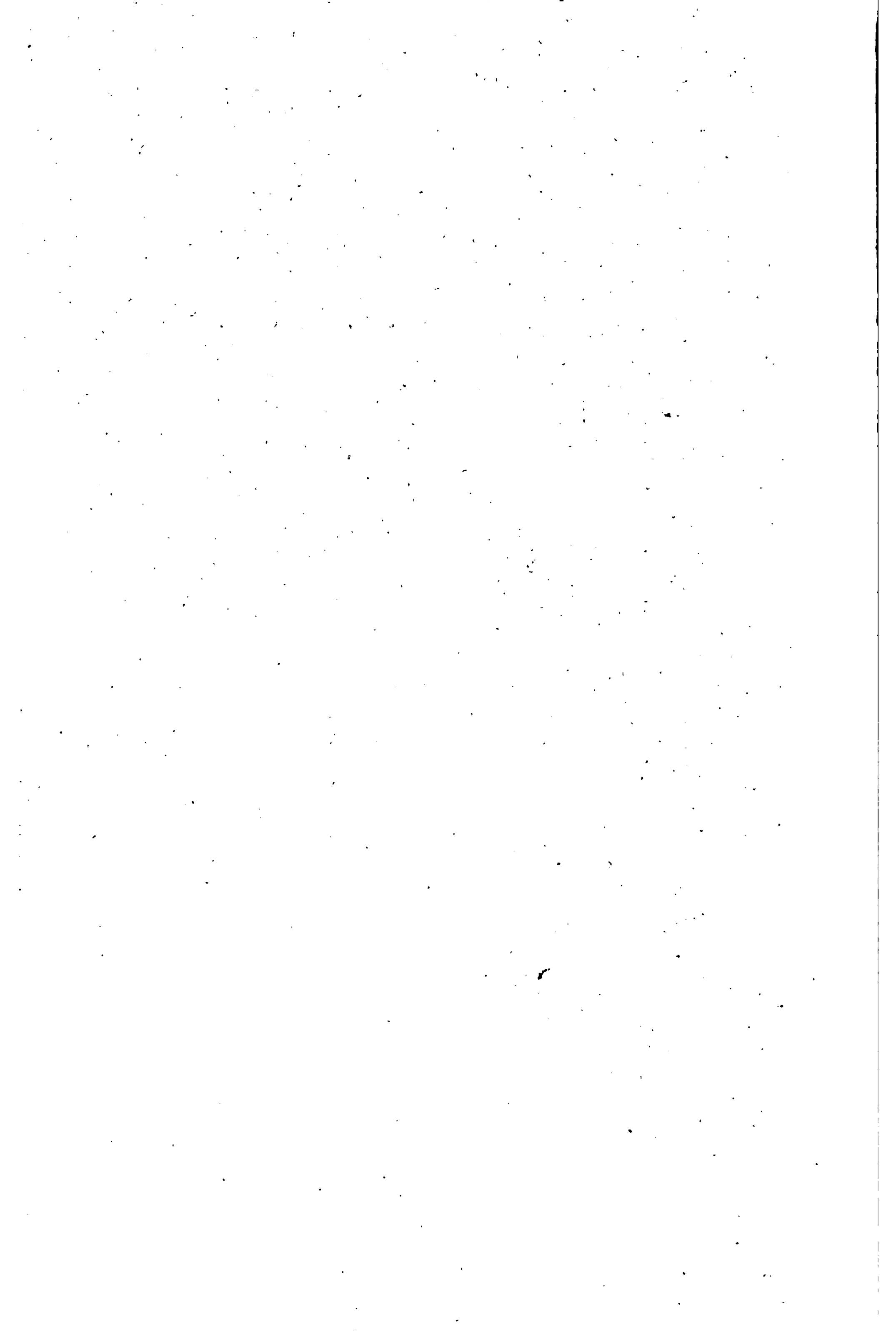
zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXIX.

ERFURT, 1903.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)





Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXIX.

ERFURT, 1903.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)

The Academy.

Dem Andenken

Seiner Königlichen Hoheit
des Prinzen Georg von Preussen

ihres langjährigen Präsidenten

in dankbarer Verehrung

gewidmet

von der

**Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissen-
schaften zu Erfurt.**

Inhalt

Seite

A. Abhandlungen.

Gedenkrede

auf den verewigten

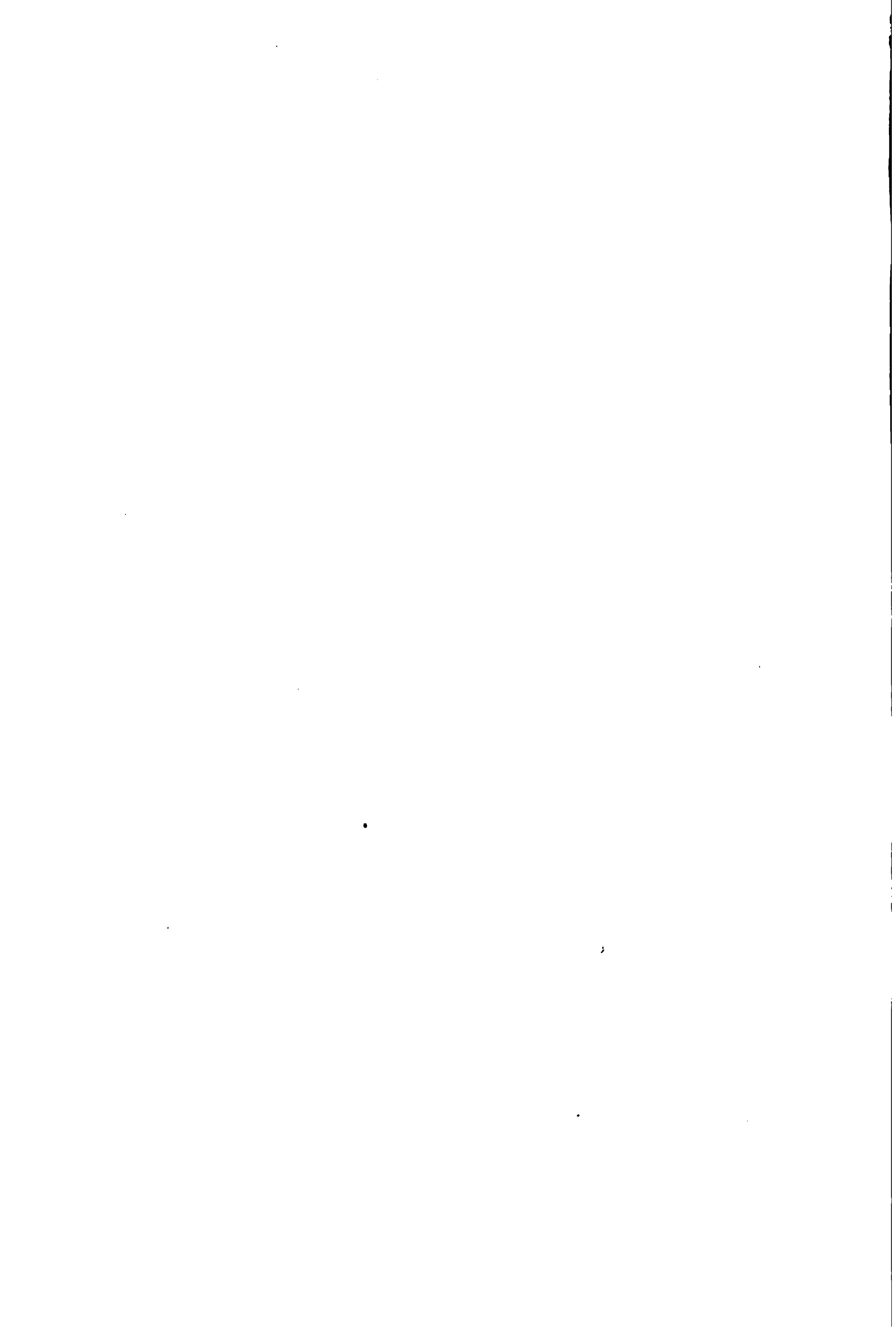
Prinzen Georg von Preussen,

den langjährigen Präsidenten der Königlichen Akademie,

gehalten am 15. Mai 1902
in der öffentlichen Trauerversammlung der Akademie

von

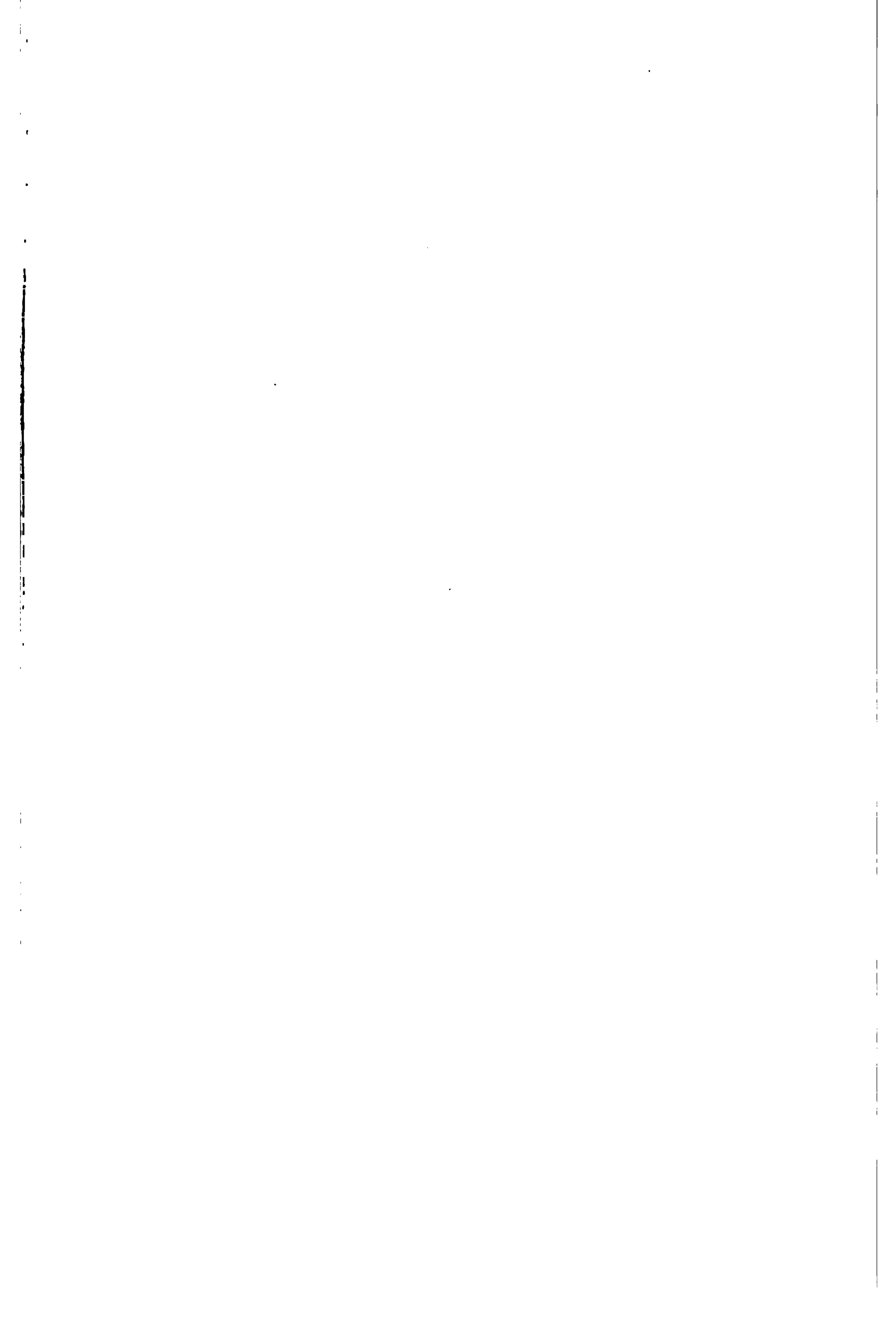
Prof. Dr. W. Heinzelmann,
Sekretär der Akademie.





Georg
Prinz von Preußen

Mit Genehmigung des Hofphotographen Jul. Staegemann in Düsseldorf.



Hochansehnliche Trauerversammlung!

Kaum acht Jahre sind verflossen, seit die Akademie in einer öffentlichen Trauerfeier das Gedächtnis ihres am 3. Oktober 1894 verewigten langjährigen allverehrten Vizepräsidenten Freiherrn von Tettau festlich beging. Die heutige Feier gilt dem vormals ältesten Mitgliede unseres Königshauses, dem vor kurzem, am 2. d. M., nach Vollendung des 76. Lebensjahres verstorbenen langjährigen Präsidenten unserer Akademie, Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Georg von Preussen, der fast 30 Jahre lang, nämlich seit dem im Jahre 1873 erfolgten Tode des Prinzen Adalbert von Preussen, das Präsidium der Akademie führte. Wiewohl es uns nun im Augenblick aus naheliegenden Gründen noch nicht möglich ist, ein anschauliches Bild von dem Leben und Wirken des verewigten Prinzen zu zeichnen — denn die von ihm hinterlassenen, eigenhändig aufgezeichneten Erinnerungen aus seinem Leben sind noch nicht der Öffentlichkeit übergeben —, so hat es die Akademie doch als eine selbstverständliche Pietätspflicht erachtet, das Gedächtnis des Verstorbenen durch eine öffentliche Trauerfeier zu ehren. Und war es auch bei dem äusserlich glanzlosen Stillleben, das der verewigte Prinz wegen andauernder Kränklichkeit in den beiden letzten Jahrzehnten in der Zurückgezogenheit eines Litteraten zuzubringen genötigt war, unserer Akademie nicht vergönnt, ihren edlen, innigstverehrten langjährigen Gönner von Angesicht zu Angesicht zu schauen und ihn hier persönlich in Erfurt zu begrüssen, so fühlt sie sich doch gerade jetzt um so mehr berufen, das Schweigen über den ihr persönlich unbekannt gebliebenen Präsidenten zu brechen, da die Männer der Feder und der Palette, die dem Prinzen näher standen, mit einander wetteifern, die Vorzüge des hochbegabten, geistig bedeutenden Mannes, des Künstlers wie des Menschen, öffentlich zu rühmen. Grund genug für uns, die uns gebotenen

Erinnerungsblätter aufzunehmen, sie zum bescheidenen Kranze zu winden und ihm dankbar aufs Grab zu legen.

Seit den Tagen des prachtliebenden Friedrichs I. und seiner hochgebildeten Gemahlin, der philosophischen Königin, vollends seit der seinem Zeitalter voranleuchtende grosse Held, Staatsmann und Philosoph auf dem Hohenzollernthrone sass, ist es gute Tradition im preussischen Königshause geblieben, mit der strengen Pflichttreue in Bezug auf alle öffentlichen Angelegenheiten des Staates ein tiefes, innerliches Interesse für alle hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft zu verbinden und neben den hohen Anforderungen, welche die äussere und innere Politik stellt, zugleich den geistigen Ansprüchen der Zeit zu genügen, die Wissenschaften und Künste nach Kräften zu fördern. Und sind es zwei Richtungen, welche noch immer den Charakter des geistigen Lebens in unserem Vaterlande bestimmen, auf der einen Seite der realistisch-praktische Zug der Aufklärung und auf der anderen Seite die idealistische Richtung einer feinsinnigen Romantik, hat sich jener Zug in der gewaltigen Persönlichkeit des grossen Friedrich, diese Richtung in der hochinteressanten Persönlichkeit des edlen Romantikers auf dem Hohenzollernthron in einer so zu sagen klassischen Weise verkörpert, so spiegelt sich diese doppelte Geistesrichtung auch in den Prinzen des Preussischen Königshauses. Wie es uns bedünken will, als sei der erstgenannten Richtung mehr der Vorgänger unseres jüngst verstorbenen Präsidenten, der Prinz Adalbert von Preussen, zugethan gewesen, so tritt uns ohne Zweifel in dem Prinzen Georg einer der edelsten Vertreter der romantischen Geistesrichtung unter den Prinzen aus dem Hohenzollernhause entgegen.

I.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Herkunft und den Bildungsgang des verewigten Prinzen.

Seine Wiege stand in dem durch langjährige Traditionen künstlerischer Art geweihten Düsseldorf am Rhein. Dort lebte der Vater, Prinz Friedrich von Preussen, lange Zeit in der Stellung eines kommandierenden Generals. Dessen Vater, Prinz Ludwig von Preussen und König Friedrich Wilhelm III, unseres jetzigen Kaisers Urgrofsvater, waren Brüder, Söhne Friedrich

Wilhelms II., und deren Gemahlinnen Schwestern, nämlich die beiden durch Schönheit und Bildung ausgezeichneten Prinzessinnen Luise, die nachmalige Königin von Preussen, und Friederike von Mecklenburg-Strelitz. So war Prinz Georg in doppelter Hinsicht mit unserem Kaiser verwandt. Sein Vater, der Prinz Friedrich von Preussen, war ein Zeitgenosse und Spielgefährte Kaiser Wilhelms I., ein leutseliger und feingebildeter Mann, die Mutter, eine Prinzessin Luise von Anhalt-Bernburg, eine zartbesaitete Natur und hochbegabt. Das prinzliche Paar, seit dem 21. März 1817 vermählt, lebte wegen der militärischen Stellung des Prinzen in Düsseldorf. Dort, im Jägerhof, wurden die beiden aus dieser Ehe entsprossenen Söhne geboren, Prinz Alexander am 21. Juni 1820 und Prinz Georg am 21. Februar 1826. Der Vater, damals Statthalter, war ein grosser Freund und Kenner von Bildern, er pflog nahen Umgang mit den dortigen Künstlern und behauptet in der Geschichte der rheinischen Malerschule einen ansehnlichen Platz als Mäcen, als anregender und teilnehmender Kunstverständiger. Er hielt einen geistig und künstlerisch belebten Hof, an dem besonders Karl Immermann glänzte. So wuchsen die Prinzen in einer ästhetisch und künstlerisch durchgeistigten Atmosphäre empor. Die ersten Eindrücke, welche die beiden Brüder in dieser geistig anregenden Umgebung empfingen, sind bestimmend geworden für ihr ganzes Leben. Früh wurde in ihnen beiden ein lebhaftes Interesse für Kunst und Wissenschaft erweckt, und dieser Richtung sind sie treu geblieben bis an ihr Lebensende. Am Rhein haben sie ihre glückliche Jugend verlebt, dort in dem romantisch gelegenen Schloss Eller bei Düsseldorf und auf einer der schönsten Burgen des Rheines, auf Schloss Rheinstein unweit Bingen, gegenüber Assmannshausen. Dieses war bis zum Jahre 1828 unter dem Namen Voigtsberg eine alte Ruine, einst die Residenz Rudolfs von Habsburg gewesen, aber später zerstört worden. Im Jahre 1825 kam es an den Prinzen Friedrich von Preussen, der es bis zum Jahre 1829 durch einen geschickten Baumeister erneuern liefs und mit bedeutenden Sammlungen bereicherte. Bei seinem am 27. Juli 1863 erfolgten Tode fiel es an die beiden Söhne Alexander und Georg. Prinz Georg machte es später zu seinem Sommersitz. Hier durfte er sich ungestört seinen ernsten litterarischen Studien widmen, hier hat er seine schönsten Dramen verfasst, und hier endlich an der

Seite seiner dort beigesetzten Eltern seine letzte Ruhestätte gefunden.

Werfen wir zuvörderst einen Blick auf seine militärische Laufbahn.

Alter Hohenzollernsitte gemäss war auch Prinz Georg als zehnjähriger Knabe in das preussische Heer eingereiht worden, und zwar als Leutnant à la suite des 2. Bataillons des 2. Garde-Landwehr-Regiments. Zehn Jahre später, im Jahre 1846, wurde er dem Regiment der Gardes du Corps zugeteilt, musste aber bald mit Rücksicht auf seine unbefriedigende Gesundheit — er hatte sich bereits früh infolge allzu anstrengenden Reitunterrichts ein Lungenleiden zugezogen — aktiver Dienstleistung entsagen. Auf der militärischen Stufenleiter erreichte er im Jahre 1856 den Rang eines Generalmajors, 1860 wurde er zum Generalleutnant und als solcher 1861 zum Chef des Ulanen-Regiments Nr. 4 ernannt; 1866 erfolgte seine Beförderung zum General der Kavallerie, und 1873 wurde er zum 2. Chef des 4. Garde-Landwehr-Regiments ernannt. Aber es war ihm bei seiner Kränklichkeit versagt, irgendwie in den Gang der grossen kriegerischen Ereignisse der Zeit einzugreifen. Denn die militärische Laufbahn war nicht der Schauplatz, auf dem er sich Lorbeeren erwerben sollte. Höher als der Kriegsruhm stand ihm die Pflege des geistigen Lebens, der Kunst und Wissenschaft.

Dem entsprach denn auch sein Bildungsgang. Mit doppeltem Eifer betrieb er früh die Studien, moderne Sprachen, Poesie und Musik. Sein französischer Lehrer, Herr Chériot, war eine Zeit lang auch Lehrer der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff in Münster gewesen; er entwickelte in ihm die Fähigkeit zum Gebrauch dieser Sprache in dem Grade, dass der Prinz später das Französische wie seine Muttersprache beherrschte und ein Drama in französischer Sprache abgefasst hat. Bei Johanna Mockel, der späteren Frau des Dichters Kinkel, nahm er Klavierunterricht. Durch und durch musikalisch veranlagt, brachte er es bald im Klavierspiel zu einer ganz hervorragenden Fähigkeit und verdankt der Ausübung dieser Kunst den reinsten Genuss.

Aber die deutsche Sagenwelt, die ihn am Rhein umfing und seines Zaubers auf sein für alles Grosse, Schöne und

Edle so empfängliche Gemüt nicht verfehlte, führte ihn bald zu tieferen litterarischen Studien. Zuvörderst beschäftigte er sich gründlich mit der deutschen Dichtung und ihrer Geschichte, dann aber wandte er sich auch der ausländischen Dichtung zu. Und da war es nun besonders Walter Scotts Genius, der auf seine Phantasie mächtig einwirkte und sein dramatisches Talent weckte. „Von früh an," erzählte er später im trauten Kreise gleichgesinnter Schriftsteller, „war meine Phantasie sehr rege, und meine Erzieher mussten darauf bedacht sein, sie zu zügeln. Ich hatte einst in Düsseldorf einen Scottschen Roman mit ins Bett genommen. Als ich an die Stelle kam, die nachts in einer Kirche spielte, in der Bewaffnete den Särgen entstiegen, packte es mich so, dass ich aufsprang und in das Zimmer stürzte, in welchem meine Eltern gerade Gesellschaft hatten. Man kann sich das Erstaunen denken. Mein Vater nahm mich auf den Schoss, um mich zu beruhigen, und meine Mutter musste denn so lange am Bett bleiben, bis ich eingeschlafen war."

Aber zum Jüngling heranwachsend, bedurfte der künftige Dramatiker und geistvolle Kunstfreund noch kräftigerer und umfassenderer Anregungen zur Entwicklung des in ihm schlummernden Talents als selbst die Lektüre der Klassiker, das Studium der Geschichte und die Heimat ihm zu geben vermochte. Denn, wie Goethe im „Tasso" sagt: „Eine edler Mensch kann einem engen Kreise nicht seine Bildung danken. Vaterland und Welt muss auf ihn wirken." So musste auch der Prinz die Welt kennen lernen, damit sich sein Talent allseitig entwickeln und sich sein Selbstbewusstsein allmählich zum Weltbewusstsein erweitern konnte. Und er hat sie früh kennen gelernt. Seine schwache Gesundheit nötigte ihn zeitig, zur Stärkung derselben auf Reisen zu gehen. Besonders zog es ihn früh nach Italien, aber auch Frankreich, Spanien und England neben Süddeutschland und der Schweiz waren das Ziel seiner Reisen. Wie wusste er später doch so anschaulich und anmutig von seinen mannigfachen Reiseerlebnissen zu erzählen! Hatte er doch in seiner Jugend mit der vollen frischen Empfänglichkeit eines edlen Herzens, eines strebsamen, bildungsbedürftigen Geistes alles in sich aufgenommen, was Natur und Kunst aller Orten an herrlichen Schätzen und grossen Anschauungen ihm bot! Wie schlug ihm besonders sein Herz höher in banger Erwartung, als er sich

zum ersten Male der ewigen Stadt näherte. „O, noch einmal jung sein zu können“, äusserte er sich später einem Bekannten gegenüber, „die Welt mit jungen, schönheitsfreudigen Augen zu betrachten! Als ich das erste Mal nach Rom kam, noch im Reisewagen, da sprang ich, als wir uns unserem Ziele näherten, aus dem Gefährt, viel zu langsam gingen mir die Pferde, ich eilte voran, und da lag mit einem Male die ewige Stadt unter mir, meine Augen waren feucht, ich hätte die Arme ausbreiten können wie zu einer Umarmung.“

Vor allem aber zog es ihn immer und immer wieder nach Paris, wo er die für sein ganzes Leben entscheidenden, wichtigsten Eindrücke empfangen hat durch die persönliche Bekanntschaft mit der damals gefeiertsten französischen Tragödin, die berufen war, die in jener Zeit fast in Vergessenheit geratenen französischen Klassiker Racine und Corneille durch ihr meisterhaftes Spiel auf der Bühne wieder zu Ehren zu bringen, nämlich der bekannten Rachel. Es lag etwas geheimnisvoll Packendes, etwas Dämonisches in dieser Frau. Besonders hatte der Prinz Gelegenheit sie zu bewundern, als sie in Corneilles „Kampf der Horatier und Curatier“ die Rolle der Camilla spielte. Sie war es, welche in der Seele des Prinzen zuerst das in ihm schlummernde dichterische Talent weckte, die ihm den Anstoss gegeben hat, sich als Dichter der dramatischen Gattung zuzuwenden.

So erkannte denn der Prinz unter den mannigfachen, in der Heimat und auf Reisen im Ausland empfangenen Eindrücke immer deutlicher als den ihm zugewiesenen doppelten Lebensberuf, den eines Künstlers und den eines Mäcen. Seiner innersten Neigung nach Kunstfreund und Dichter, hat er die innigen Beziehungen zum geistigen, zumal zum künstlerischen Leben, die seit Friedrich dem Grossen durch die Geschichte der Hohenzollern hindurch geht, mit einer so ausschliesslichen Hingabe gepflegt, dass sie nunmehr den Hauptgehalt seines Lebens und Strebens ausmachte.

Lassen Sie uns, hochverehrte Anwesende, nach diesem kurzen Überblick über den Bildungsgang des Prinzen weiter sehen, wie er als Mann das ihm als Jüngling vorschwebende, allmählich immer klarer erkannte Lebensideal zu verwirklichen suchte, indem wir sein Wirken in seinem doppelten Beruf als Dichter und als Mäcen, als thätiger Förderer der Künste und aufstrebenden

Kunsttalente, an der Hand der uns zu Gebote stehenden Quellen mit Teilnahme verfolgen.

II.

Der Prinz gehört nicht zur Klasse der Dichterlinge, die, der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb, zur Feder greifen, um die Welt durch künstliche Erzeugnisse von zweifelhaftem Wert zu beglücken, sondern das Dichten war ihm innerstes Lebensbedürfnis, und irgend welche äussere Zwecke, selbst solche edlerer Art, lagen ihm fern. Vor allem aber war er sich dessen bewusst, dass die Forderungen, die an den dramatischen Dichter gestellt werden, nicht gering sind, nämlich eine gereifte Lebenserfahrung, ein umfassendes Wissen, gründliche litterarische, insbesondere historische Kenntnisse, verbunden mit einer tüchtigen Bühnenkenntnis und Beherrschung der Bühnentechnik. Der Prinz entsprach vollauf diesen Anforderungen. Bei seiner ausgesprochenen Teilnahme für alles, was Litteratur und Kunst anging, hatte er sich nach und nach durch rastlose Studien ein tiefgründiges Wissen erworben. Nicht bloss die gesamte schönwissenschaftliche deutsche Litteratur beherrschte er vollkommen, auch von der ausländischen, namentlich der französischen Litteratur besass er eine so ausgebreitete Kenntnis, dass er von seiten französischer Litteraten bewundernde Anerkennung genoss. Dem Theater stand er nicht wie ein Liebhaber, sondern wie ein Fachmann gegenüber; durch seine Reisen ins Ausland hatte er sich eine umfassende und gründliche Kenntnis aller bedeutenden Bühnen Europas verschafft.

Trotzdem der Prinz aber den entschiedenen Beruf zum dramatischen Dichter besass, wäre sein Talent bei der ihm eignenden Bescheidenheit und Zurückhaltung vielleicht der Welt ganz unbekannt geblieben, wenn ihm nicht von befreundeter Seite die Veröffentlichung seiner in langjähriger Musse abgefassten Dramen dringend ans Herz gelegt worden wäre. Als der Prinz zu Anfang der sechziger Jahre nach Berlin übersiedelte und dort in dem bekannten Palais in der Wilhelmstrasse seinen Wohnsitz nahm, unterhielt er einen regen Verkehr mit geistig vornehmen Kreisen. Er bildete den Mittelpunkt der damaligen Berliner Gesellschaft. Oft erschien er in den Salons des Grafen zu Putlitz, der Frau von Schack, der Gräfin Oriolla, der Tochter Bettinas von Arnim, der Frau Rosalie

Stricker, der Gräfin Bredow u. a. Hier und besonders im Hause der Frau von Treskow in der Landgrafenstrasse und im Salon der Frau von Hohenhausen in der Luisenstrasse trat er in Beziehungen zu den ersten Künstlern und Gelehrten Berlins, zu Männern, wie Leopold von Ranke, Fürst Pückler-Muskau, Bernhard von Lepel, Wilhelm Schirmer, Eduard Hildebrandt, Ludwig Rellstab u. a. Im Gedankenaustausch mit diesen namhaften Persönlichkeiten empfing er die fruchtbarsten Anregungen für sein dramatisches Talent. Frau Leutnant Treskow, eine frühere Generalswitwe, die unter dem Namen Günther von Freiberg schriftstellerisch thätig war, ermunterte den Prinzen, auch mit seinen dramatischen Werken an die Öffentlichkeit zu treten. Anonym reichte er Gustav von Putlitz, dem damaligen Intendanten des Schweriner Hoftheaters, seine Stücke ein, und erst nach dem entschiedenen und starken Erfolg der „Phädra", einer der bedeutenderen Dramen des Prinzen, im Dezember 1864 erfuhr Herr von Putlitz, wer der Autor „Georg Konrad" war. Auch in Berlin wurde das Schauspiel erfolgreich aufgeführt und blieb Jahrzehnte hindurch auf dem Répertoire. Im Jahre 1870 veröffentlichte der Dichter zwei Bände seiner Dramen unter dem Namen „Georg Konrad", und bald folgten ihnen zwei andere Bände.

So hat sich denn der Prinz als Dichter ein Denkmal gestiftet für die Nachwelt. Es befinden sich in unseren Händen vier Bände mit ca. 20 dramatischen Gedichten, und wir sind im stande uns ein Urteil über den Wert dieser Dichtungen zu bilden. Sie behandeln zum grösseren Teile antike Sagenstoffe, wie Elektra, Phädra, Medea und Sappho, und historische Motive, wie Katharina von Medici, Marquise von Brinvilliers, Katharina Voisin, Alexander, Kleopatra und Christine von Schweden. Der durchgreifende Stil ist der nachklassische, in dem Prinz Georg mit ernstem Sinn und sicherer Formbeherrschung den Problemen manche schöne gedankliche Wendung abgewann, ohne indes grosse Bühnenwirkungen zu erzielen. Aber die Sprache ist edel und nicht ungewandt, vor allem hat der Prinz jenen ihm eigenen idealistischen Grundzug, der sich nirgends ins Gewöhnliche verliert oder gar ins Gemeine hinabziehen lässt, wie in seiner hingebenden Kunstliebe, so auch in diesen Werken bethätigt. Auf ihren Inhalt näher einzugehen verbietet uns die dieser Feier zugemessene Zeit. Aber niemand wird diese

Dichtungen lesen, ohne wirkliche geistige Anregung empfangen zu haben und ohne von Liebe und Hochachtung gegenüber der edlen Persönlichkeit des Prinzen erfüllt zu werden.

Er selbst dachte sehr bescheiden von seinem litterarischen Schaffen; und wenn das Gespräch in der Unterhaltung darauf kam, so lenkte er schnell ab oder berichtete einzelne Erlebnisse. „Meine Phädra", so erzählte er, „wurde im Nationaltheater aufgeführt. Ich sass in der dunklen Loge, als Gutzkow eintrat und den Platz neben mir einnahm. Er kannte mich nicht. Als das Drama aus war, sagte er zu mir: Na, Racines Phädra ist mir lieber! — Mir auch, erwiderte ich, obwohl ich etwas Partei bin, denn ich bin der Verfasser dieser Phädra. Gutzkow entschuldigte sich und schrieb eine strenge, aber gerechte Kritik; wir wurden dann gute Freunde." Übrigens wurde die Phädra auch wiederholt im Königlichen Schauspielhause aufgeführt und errang dort durch die Besetzung der Hauptrollen mit den hervorragenden Schauspielerinnen Johanna Wagner und Clara Ziegler einen nicht unbedeutenden Erfolg. Die Elektra liess der damalige Kronprinz, nachmalige Kaiser Friedrich III., im Muschelsaal im Neuen Palais zu Potsdam durch einige kunstverständige Mitglieder der Hofgesellschaft aufführen. Im Nationaltheater, das sich der besonderen Förderung von seiten des Prinzen zu erfreuen hatte, wurde ausser der Phädra das biblische Singspiel Adonia und das bedeutendere historische Stück „Christine von Schweden", in dem der Dichter nicht ohne Geschick sich in der Darstellung einer problematischen Natur versucht hat, öfter und nicht ohne Erfolg gegeben.

Es wäre ungerecht, wenn wir an diese Offenbarungen einer anmutigen und liebenswürdigen Muse den Massstab unserer grossen Klassiker legen wollten. Aber den besseren dramatischen Erzeugnissen der romantischen Schule darf man sie getrost an die Seite stellen. Ohne bahnbrechend zu sein, legen diese Dramen doch Zeugnis ab von einem bedeutenden Talent und dem idealen Sinn ihres Verfassers. Charakteristisch an ihnen ist ein Eklektizismus, dessen Schwerpunkt in der Nachempfindung und Nachahmung der verschiedensten dramatischen Stile liegt, in Verbindung mit einer scharf ausgeprägten Individualität — beides ein Vorzug, aber zugleich eine Schranke der nachklassischen Romantik, die an die grossen selbständigen dramatischen Schöpfungen unserer Klassiker nicht hinanreicht.

III.

Was uns aber die Dichtungen des Prinzen so anziehend und liebenswert macht, das ist weniger das nicht unbedeutende Talent, das sich in ihnen offenbart, als der Charakter des Verfassers, der sich in ihnen spiegelt, die im besten Sinne des Wortes vornehme Natur des Prinzen, seine sittlich durchgebildete Persönlichkeit. Mit Recht sagt Schiller in seiner Kritik der Bürgerschen Gedichte: Das Beste und Höchste, was ein Dichter seinem Volke geben kann, ist seine eigene Persönlichkeit, und in Übereinstimmung damit preist Goethe in dem bekannten Gedichte als der Güter höchstes die Persönlichkeit. Mit diesem gehaltvollen Ausdruck verbinden beide Dichter einen weit höheren und tieferen Begriff, als man mit dem Worte Individualität zu verbinden pflegt. Individualität ist noch lange nicht Persönlichkeit. Mit jener bezeichnen wir nur das Talent ohne Rücksicht auf die ethische Beschaffenheit des Menschen, diese können wir uns nicht denken ohne einen hohen Grad sittlicher Bildung. Der Prinz war eine Persönlichkeit; damit berühren wir die schönste Seite in seinem Leben und Wirken.

Die sittliche Persönlichkeit des Prinzen offenbarte sich am unmittelbarsten in der Gesellschaft. Wenn es hiess in den Einladungen der Damen: Der Prinz kommt! — so füllten sich die Berliner Salons. Denn unwiderstehlich war der Zauber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit. Er verstand sich meisterlich auf „das dialektische Spiel", dem Schleiermacher unter allen Spielen die Palme reicht, und das man doch in unserer geistesarmen, auf das Äusserliche gerichteten Zeit ach! so selten geniesst, auf die Kunst einer geistreichen und wahrhaft bildenden Unterhaltung. Mit Würde und höchster Freiheit zugleich bewegte er sich in der Gesellschaft. Zwanglos ergoss sich der Strom der Unterhaltung. Er verstand es recht zu geben und zu nehmen; er besass die Kunst des Redens nicht bloss, sondern auch die des aufmerksamen Zuhörens. Jeder durfte sich vor ihm geben, wie er war, wie er sich selbst, ohne Vorbehalt und doch mit edlem Anstand, gab, wie er war; und selbstlos nahm er, was der andere ihm bot. Aber das Beste, was man von ihm nahm, bestand weniger in einem Zuwachs an Wissen und Kenntnissen, als in jenem nicht näher zu beschreibenden

unmittelbaren, tiefen und bleibenden Eindruck einer ebenso achtunggebietenden wie herzgewinnenden Persönlichkeit, wie man ihn nur auf der Höhe sittlicher Bildung erfährt.

Und so war denn der Prinz als Kunstfreund und Künstler zugleich ein geborener Mäcen im besten Sinne des Wortes. Nicht im gewöhnlichen Sinne. Denn auch hier bewährte sich an ihm Schillers Wort: Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind. Leicht und gern erkannte er fremdes Talent an und freute sich dessen neidlos; aber andrerseits erkannte er es als seine sittliche Pflicht, das schlummernde Talent zu wecken, das verkannte Talent zu heben, es zur gebührenden Anerkennung zu bringen und in geeigneter Weise zu fördern, so wie auch dem bedrängten Talent mit äusseren Mitteln zu Hilfe zu kommen. Aber das alles — und darin spiegelt sich wieder seine edle Persönlichkeit — in der Stille und Verborgenheit; er übte Gutes in der Weise, dass die linke Hand nicht wusste, was die rechte that. Die jungen Künstler wussten davon zu reden, aber er wünschte nicht, dass man davon redete. Rührende Beispiele dieses Wohlthuns in der Stille werden uns berichtet, wie er bedrängte Künstler mit Aufträgen versieht und sich dann ihrer dauernd annimmt, so dass es ihnen allmählich gelingt ihr Talent voll zu entfalten. Viele in Berlin gegenwärtig in Ehren wirkende Künstler verdanken dem Prinzen ihr Lebensglück und ihre geachtete Existenz. Er war es, der zuerst Wildenbruchs Talent erkannte und aus der Verborgenheit hervorzog, indem er dessen Stück „Der Mennonit" aufführen liess. Oft offenbarte sich diese seine vornehme sittliche Gesinnung in der Form der zartesten und feinfühligsten Aufmerksamkeit. Er verstand sich auf die seltene Kunst des einfältigen Gebens, wie sie eine völlige Selbstlosigkeit voraussetzt, die nichts anderes will als des Nächsten Wohlsein und sich daran freut, eine Kunst, wie sie nur die von dem Apostel im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes so treffend charakterisierte Liebe auszuüben vermag, die „nicht das Ihre sucht".

Und neben der anspruchslosen Demut und Bescheidenheit, die seiner Wohlthätigkeit die rechte sittliche Weihe einer edlen Gesinnung verleiht, ist es die Dankbarkeit, die sich oft in rührender Weise bethätigte, wenn man ihm irgend eine Aufmerksamkeit erwies. Dafür nur ein Beispiel. Als der Vater des Prinzen Georg, Prinz Friedrich, auf dem von ihm so geschmack-

voll ausgebauten Schloss Rheinstein starb, und die irdischen Überreste des verehrten und geliebten Burgherrn hierher überführt wurden, um in der zierlichen Burgkapelle beigesetzt zu werden, zogen die Gemeindeglieder und Kinder des nahen Dorfes Trechtlingshausen aus eigenem Antriebe hinauf zur Gruft, um dem dahingeschiedenen Schutz und Hort der Gegend die letzte Ehre zu erweisen. Prinz Georg und sein Bruder Alexander stifteten, indem sie die Burg, des Vaters Erbe, als Besitz antraten, in dankbarer Anerkennung jenes Liebesdienstes den Kindern der Gegend ein Erinnerungsfest, und alljährlich zog die kleine Schar mit flatternder Fahne, die Prinz Georg gespendet hatte, hinauf in die Räume des nun zum stillen Poëtenwinkel gewordenen Fürstenbaues, um bei fröhlichem Spiel und leiblichem Genuss einige Stunden echt rheinischen Frohsinnes zu geniessen. Und dann sah der romantische Rheinstein zu Zeiten in den traulichen Gartenanlagen eine hohe, edle Gestalt dahinschreiten, deren Auge sinnenden Blickes ruhte auf den malerischen Schönheiten der Landschaft. In stiller, beschaulicher Ruhe weilte Prinz Georg hier gar häufig zur Sommerszeit, während er den Winter in dem äusserlich unscheinbaren, aber im Innern so vornehm und künstlerisch ausgestatteten Palais in der Wilhelmsstrasse in Berlin weilte. In dessen herrlichen, bis an den Tiergarten sich erstreckenden Parkanlagen pflegte mit besonderer Vorliebe die Kaiserin Augusta zu wandeln, die von allen Gliedern des kaiserlichen Hauses dem Prinzen geistig am nächsten stand.

Seit dem Tode seiner Mutter, die im Jahre 1882 auf Schloss Eller bei Düsseldorf starb und an welcher der pietätvolle Sohn mit um so grösserer Liebe hing, als er, wie sein gleichgesinnter Bruder, unverheiratet geblieben war, vollends seit dem bald darauf erfolgten Heimgang seines innig geliebten Bruders Alexander, der mit ihm zugleich das Palais in der Wilhelmsstrasse bewohnte, zog sich der Prinz ganz von der Gesellschaft zurück und führte ein Leben in völliger Zurückgezogenheit. Nur dann und wann erschien der Prinz, einst die populärste Persönlichkeit Berlins im besten Sinne des Wortes, noch in den Strassen der Reichshauptstadt in der Uniform seines Ulanenregiments, die Läden der Stadt musternd, Kunstschätze erwerbend. Dann wurde es immer stiller und stiller in dem einst so geistig bewegten Palais, in welchem junge Schriftsteller und Künstler stets so warme Aufnahme gefunden und wo sie so

furchtbare Anregungen in der zwanglosen und geistvollen Unterhaltung des Prinzen gewonnen hatten. Zunehmende Kränklichkeit fesselte ihn in den letzten Jahren ans Zimmer. Zeitlebens war er leidend gewesen und hatte auf vieles verzichten müssen; aber das Leiden hatte ihn nicht verbittert, sondern es hatte nur dazu gedient, seine sittliche Persönlichkeit zu läutern und zu vertiefen. Was sein bester Trost war in diesen Leiden — wir dürfen es schliessen aus der Thatsache, dass man kurz vor seinem Tode auf seinem Tische die Bibel aufgeschlagen fand, in welcher mit Bleifeder angestrichen waren die Worte des Apostel Paulus im 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes V. 12—14: „So aber Christus gepredigt wird, dass er sei von den Toten auferstanden, wie sagen dann etliche unter euch, die Auferstehung der Toten sei nichts? Ist aber die Auferstehung der Toten nichts, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich."

Für ihn, wir dürfen es auch sonst aus gelegentlichen Äusserungen in seinen Dramen schliessen, war der Mittelpunkt des christlichen Glaubens, der auferstandene und lebendige Christus, wie für so viele der heutigen Zeit, kein leerer Schall, sondern Wahrheit und Leben. In dem Glauben an den auferstandenen Heiland hatte seine sittliche Persönlichkeit einen festen Halt und ewigen Grund, und in diesem Glauben ist er sanft entschlafen am 2. Mai d. J. Nun ruhen seine irdischen Reste in der kleinen Kapelle auf Schloss Rheinstein neben denen seiner Eltern. Wir aber dürfen ihm nachrufen die Worte der heiligen Schrift: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben" und: „Das Gedächtnis des Gerechten bleibet in Segen."

Sein Andenken wird auch unter uns in Segen bleiben. Unserer Akademie war er ein edler, hochherziger Gönner und Förderer unserer Bestrebungen. Mit lebhafter Teilnahme sprach er im Februar 1894 nach Empfang des stattlichen 19. Bandes unserer Jahrbücher seinen Dank aus in einem eigenhändigen, verbindlichen, an den Sekretär der Akademie gerichteten Schreiben, das noch jetzt die Akademie als ein kostbares Andenken an den heimgegangenen Wohlthäter bewahrt. Es ist in dem schlichten, warmen und anspruchslosen Ton gehalten, aus dem uns die edle Humanität des Prinzen, seine echt menschliche Leutseligkeit und der Adel seiner Gesinnung ent-

gegenleuchtet. Die energischen Züge seiner Handschrift erinnern an die des grossen Reichskanzlers.[1]) Die Akademie hat ihre aufrichtige Teilnahme an dem Heimgang ihres langjährigen Präsidenten durch ein Beileidsschreiben an den Adjutanten des verewigten Prinzen, Herrn Major von der Groeben, das derselbe aufs herzlichste erwidert hat, so wie durch ein von der Kunstgärtnerei des Herrn Peterseim hierselbst geschmackvoll ausgeführtes Palmen-Arrangement bekundet, welches auf breitem, schwarzem, mit Goldfranzen versehenen Moireebande die Inschrift in Golddruck enthält: Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Georg von Preussen, ihrem innigstverehrten langjährigen Präsidenten, die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.

Wir aber stimmen zum Schluss freudig und dankbar ein in das Urteil der gesamten Presse Deutschlands: Ein tiefempfindender, gedankenreicher Dichter mit hochgebildetem Formgefühl und ein Charakter voll echter Humanität ist mit dem Prinzen dahingegangen — eine der eigenartigsten und sympathischsten Erscheinungen aus dem erlauchten Hohenzollerngeschlecht. Das Bild des wahrhaft edlen hochherzigen Prinzen und Dichters wird nicht vergessen werden — weder am Rhein, noch in Berlin, noch auch, setzen wir bescheiden hinzu, in unserer gutpreussischen Stadt Erfurt.

Have pia anima!

---

[1]) Das Schreiben ist dieser Rede im Facsimile beigefügt.

Nach einer langsamen Reise und einem
ziemlich starken Anfall von Influenza
bin ich so ziemlich wieder hergestellt, Ihnen,
Herr Professor, den tiefgefühltesten Dank
mit der Bitte ihn auch dem Senat der Aka-
demie übermitteln zu wollen. Das meisterwür-
dige und doch überzeugende Buch enthält so
viel anziehendes und belehrendes, daß man
es nur ungern aus der Hand legt. Ge-
wiß wird es die größte Verbreitung in

den weitesten

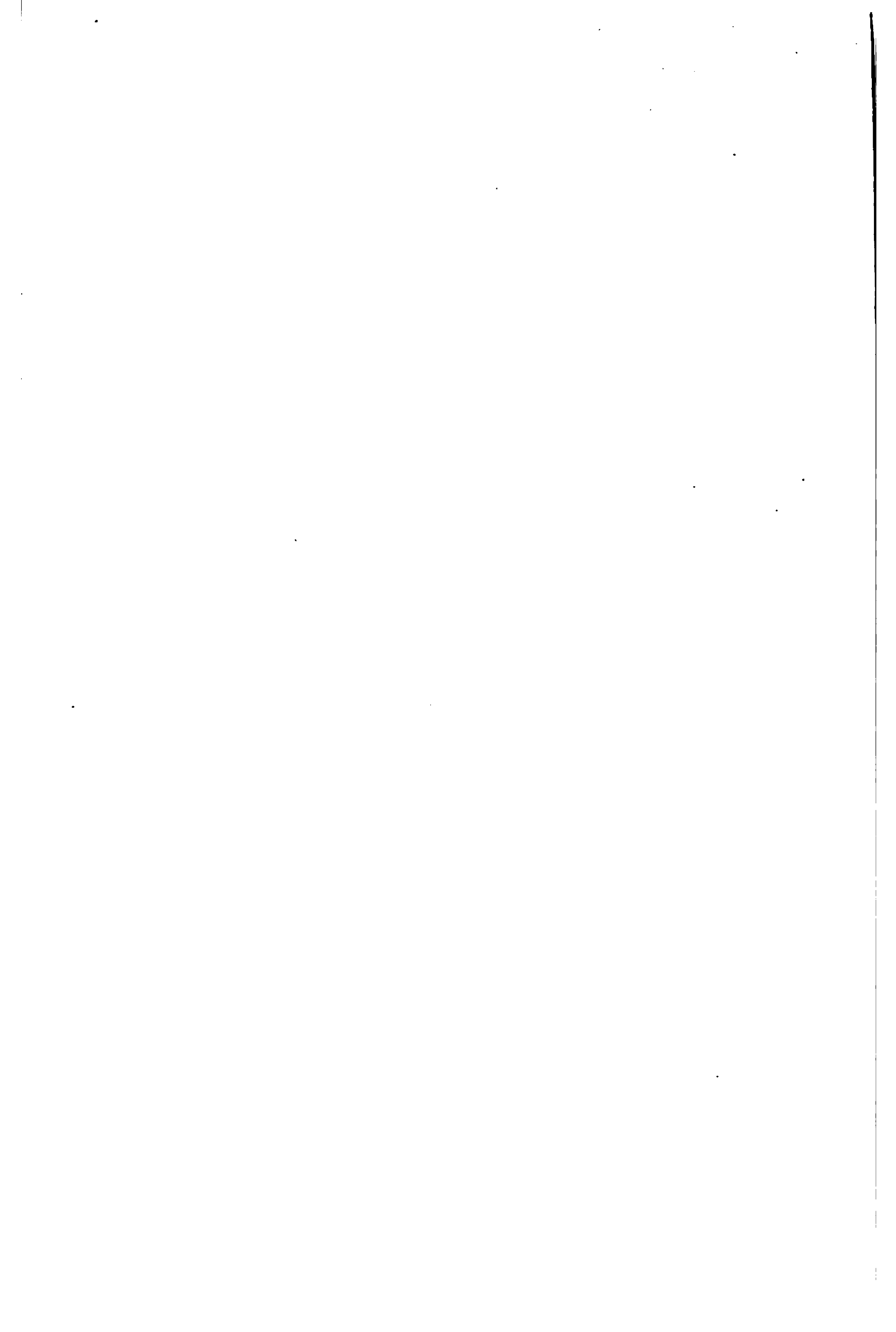
Äußerung finden.

Empfangen Ew. Hochwohlgeboren die Versicherungen meiner ausgezeichneten Hochachtung

Georg

Prinz von Preußen





IHREM EHRENMITGLIEDE

DEM KAISERLICHEN MINISTERIALRATE Z. D.

HERRN DR. AUGUST BAUMEISTER

ZU MÜNCHEN,

DEM SOWOHL UM DIE FÖRDERUNG
ALTKLASSISCHER STUDIEN
DURCH HOCHGESCHÄTZTE WERKE AUF DEM GEBIETE DER
ANTIKEN LITTERATUR UND ARCHAEOLOGIE,
DURCH WELCHE DAS LEBEN DER GRIECHEN UND RÖMER
IN RELIGION, KUNST UND SITTE TREFFLICH ERLÄUTERT IST,
ALS AUCH UM DIE
ERZIEHUNG UND DEN UNTERRICHT
DER JUGEND IN DEN HÖHEREN SCHULEN
NICHT BLOSS ELSASS-LOTHRINGENS, SONDERN ALLDEUTSCHLANDS
IN THEORIE UND PRAXIS
HOCHVERDIENTEN GELEHRTEN,

SPRICHT ZUR FEIER SEINES

GOLDENEN DOKTORJUBILÄUMS

AM 31. JULI 1902

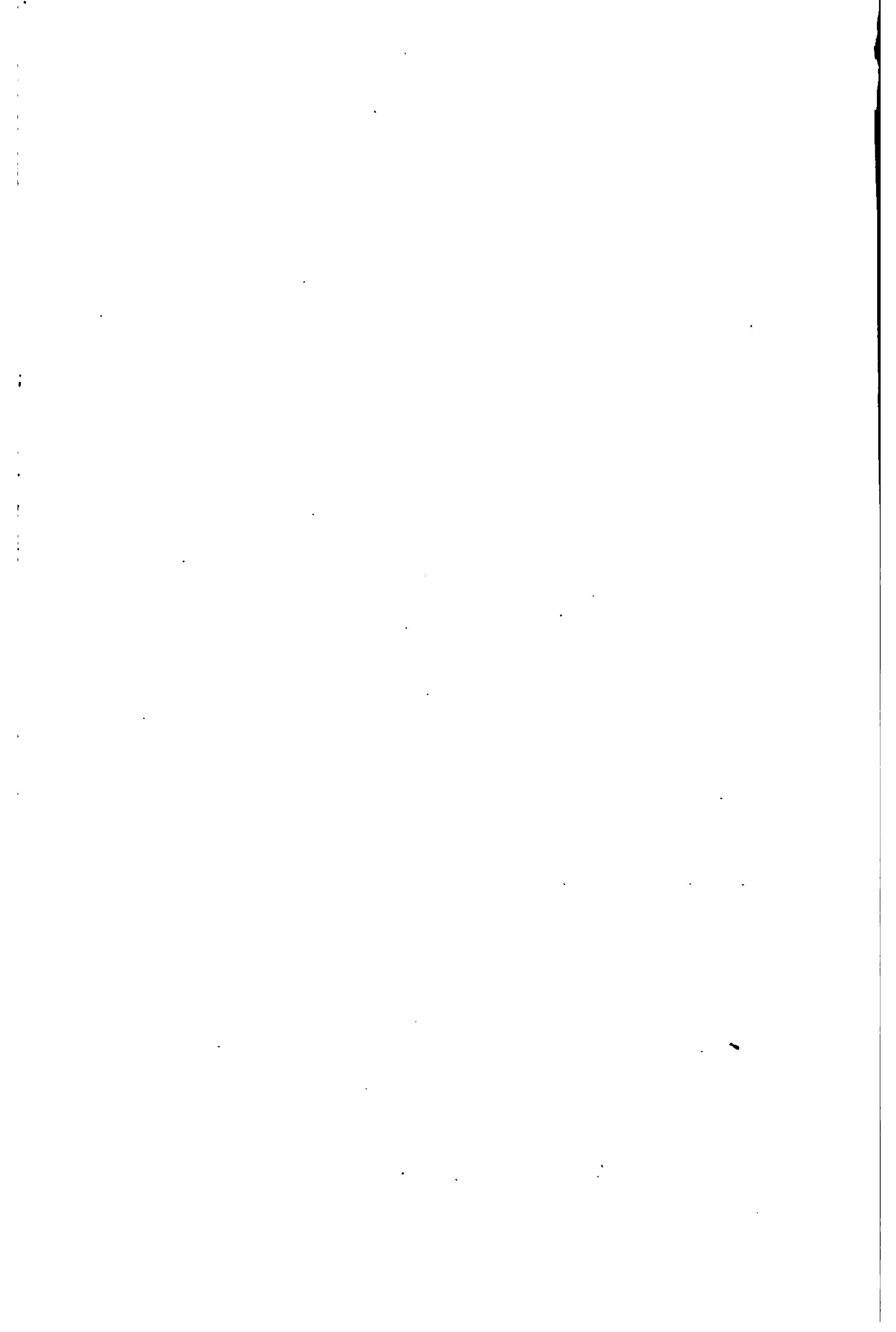
DIE BESTEN GLÜCKWÜNSCHE AUS

**DIE KÖNIGL. AKADEMIE GEMEINNÜTZIGER WISSENSCHAFTEN
ZU ERFURT.**

IM AUFTRAGE DES SENATES DER AKADEMIE:

GYMN.-DIREKTOR DR. THIELE,
VICEPRÄSIDENT DER AKADEMIE.

PROF. DR. HEINZELMANN,
SEKRETÄR DER AKADEMIE.



Archaeologische Wünsche eines altklassischen Philologen.

Von

Richard Thiele.

„Da Ihr noch die schöne Welt regiertet", Ihr Götter von Hellas, „wie ganz anders, anders war es da" — im deutschen Gymnasium nämlich! So ruft mit mir wohl mancher ältere klassische Philologe aus. Wie war es doch so schön für uns, die wir Schüler von Böckh oder Ritschl, von Bernhardy oder Sauppe, von Schömann oder Bergk, von Karl Friedrich Hermann oder Jahn waren, und wie sie sonst noch hiessen diese Leuchten der Altertumswissenschaft, schön in Preussen bis zum Jahre 1882! Die preussische Reform in diesem Jahre war die erste geringere Niederlage, die das Gymnasium erlitt, die schwerere mit dem Wehruf: „magna pugna victi sumus" kam zehn Jahre später. Denn in dem damals geschaffenen Gymnasium konnte man sich nicht dauernd einrichten: das war kein Leben und doch auch kein Sterben! Und warnend erhoben sich viele Stimmen, darunter die der geachtetsten Gelehrten, und zum Glück nicht ganz umsonst. Denn bereits im Jahre 1895 machte in der pädagogischen Sektion der Kölner Philologenversammlung Herr Geheimrat Dr. Deiters die Mitteilung, dass der Herr Minister uns die siebente Lateinstunde in den drei obersten Klassen wieder freigegeben habe. Da durchbrauste ein Beifallssturm den Saal, dessen Hall wohl weit über die Mauern unseres Versammlungszimmers hinausschallte und auch in Berlin Widerhall fand. Dementsprechend bedeutet denn auch die Reform von 1901 nicht bloss einen Stillstand in der weiteren Destruierung des Gymnasiums, sondern eine, wenn auch recht bescheidene Rekonstruktion desselben. Nachdem nun infolge dieser letzten Reform das für die Gymnasien selbst so unselige und unheilvolle Berechtigungsmonopol derselben aufgehoben worden ist, gilt es jetzt, sich im lieben alten Heim neu einzurichten, zu

retten, was noch da ist, das Übrigbleibende mit dem Neuen zu versöhnen und alles zu frischem neuen Leben zu befähigen. Denn es ist wahrlich vieles im alten Gymnasium anders geworden, nach unserer Meinung, die wir freimütig aussprechen, manches schlechter, weniges besser. Zu letzterem rechnen wir jedoch besonders den Betrieb der Klassikerlektüre. Zwar ist die lateinische Interpretation der griechischen und lateinischen Schriftsteller längst abgeschafft, seit länger als einem Menschenalter gilt der Schriftsteller nicht mehr als eine grammatische Beispielsammlung, giebt es kein logisches Prokrustesbett der Inhaltsschematisierung im Homer und Sophokles, im Ovid und Tacitus, sogar bei der kleinsten und neckisch-scherzenden Horazode! Denn die ästhetische Erklärung hat schon längst siegreich ihren Einzug in unser altes Gymnasium gehalten, und die einst oft mürrische frühere Herrin des Hauses, Frau Grammatika, hat die liebliche jüngere Schwester nicht bloss willkommen geheissen, sondern sich auch mit ihr innig befreundet; können doch beide schiedlich und friedlich im Gymnasium nebeneinander wohnen, kann doch grammatische Gründlichkeit bei Erlernung der Sprache neben geschmackvoller Erklärung eines Schriftwerkes im ganzen wie im einzelnen, namentlich der Dichter, durchaus bestehen. Und noch eine jüngere Schwester klopft an unsere Pforte an, geschmückt das jugendlich schöne Haupt mit der Mauerkrone, in den Händen das Richtscheit des Baumeisters, den Meissel des Bildhauers, Palette und Pinsel des Malers: die Archäologie. Soll sie nicht auch bei uns Einzug halten dürfen? Denn, um vom Scherz zum Ernst zurückzukehren, das wird sich jeder sagen, wenn wir uns im neuen klassischen Gymnasium, dem humanistischen Gymnasium des 20. Jahrhunderts, das, Gott sei Dank, nun ohne „alle Schutzzölle und Ausfuhrprämien“ dasteht, wohnlich und gut einrichten und es zu einem festen und nicht so bald wieder der Abänderung unterworfenen Baue machen wollen, so brauchen wir eine volle Beteiligung der Archäologie, und zwar nach den beiden Gesichtspunkten hin: bessere archäologische Ausbildung unserer Lehrer, der älteren nachträglich ebenso wie der jüngeren jetzt und der kommenden in der Zukunft, und bessere archäologische Ausstattung unserer Anstalten. Dass jetzt solche Bestrebungen allgemein und für die Erziehung im ganzen als eine notwendige Ergänzung des bisher Gebotenen

und Erreichten angesehen werden, hat doch sicherlich der erste „Kunsterziehungstag“ in Dresden am 28. und 29. September 1901 bewiesen, dessen Verhandlungen unlängst erschienen sind. Wenn wir unsere Universitäten betrachten, auf welchen die Lehrer des Gymnasiums gebildet werden, so sieht es auch dort nicht so aus, wie es sein sollte. Haben denn alle deutschen Universitäten eine ausreichende Anzahl von Dozenten der Archäologie, ein entsprechendes Museum antiker Kunstwerke, und wäre es auch nur von Gipsabgüssen, da antike Originale sich ja nicht so ohne weiteres beschaffen lassen, weil Griechenland und Italien die Wegführung ihrer Kunstwerke streng verboten haben, und wenigstens von guten Nachbildungen aller Hauptsachen, namentlich polychromatischer, in edlem Material? Es können doch nicht alle in Berlin studieren, um die Nachblüte der griechischen Kunst an den Pergamenen zu studieren, oder in München, um im Äginetensaal und an der steifen Unbeholfenheit des Apoll von Tenea sich für die Blütezeit griechischer Plastik vorzubereiten und zu ihr hinführen zu lassen, gar nicht zu reden von einer Reise nach London, um die Elgin Marbles im britischen Museum zu bewundern, oder nach Paris zum Louvremuseum mit der Venus von Milo, der Diana von Versailles und dem Borghesischen Fechter, oder gar nach St. Petersburg, um in der Eremitage das antike Kunsthandwerk zu studieren. Für die Universitäten müssten zunächst grössere Aufwendungen gemacht werden, damit die Studierenden überall zahlreichere und mannigfaltigere Vorlesungen hören könnten. Selbstverständlich sind Vorlesungen über die antike Kunstgeschichte und Mythologie im allgemeinen wie im besonderen nötig, und dann solche über die altgriechische Kunst in allen ihren Teilen und Phasen von Anfang an bis zur Zeit römischer Nachbildung: über antike Baukunst, über den Anaktenpalast wie über das griechische Haus in historischer Zeit, die Theater (bis auf Dörpfelds Rekonstruktion), die Tempel jeglicher Art und die sonstigen Kultstätten, über römische Tempel, Paläste und Häuser, Bäder, Amphitheater, Wasserleitungen, Grabmäler u. s. w.; ferner über die Plastik und die Malerei; dazu Kunstgeographie, Fundgeschichte und Museumskunde, damit der Studierende erfährt, wo die einzelnen Kunstwerke entstanden sind, wo sie einst waren, und auch wo und wie das Erhaltene gefunden ist und wo es sich jetzt befindet; eine Interpretation der

betreffenden antiken Werke (des Pausanias, Ciceros vierter Verrine u. s. w.) vom kunsthistorischen und kunstkritischen Standpunkte aus ist ebenfalls unbedingt nötig. Wenn man selbst jetzt noch auch tüchtig Gebildeten gegenüber die Frage aufwirft, was lag für ein Grund vor, dass die griechisch-römischen Tempel fast durchweg nicht geeignet waren, zu christlichen Kultstätten umgeschaffen zu werden, wie wenige werden dies erschöpfend beantworten können! Und deshalb muss auch die altchristliche Archäologie herangezogen werden, damit man über die alten Basiliken Aufschluss erhält, den Charakter der Baptisterien, über altchristliche Bildwerke und sonstige Kultusstücke; daran schliesst sich, da es unabweislich notwendig ist, eine kurze Geschichte der Renaissance, von diesem Gesichtspunkte aus eine abschliessende Betrachtung. Eine genaue Geographie von Griechenland und den Ländern, welche von der hellenischen Kultur erobert sind, den hellenistischen Ländern, mit vorausgehender Betrachtung der Länder, von welchen aus nachweislich auf die griechische Kultur und speziell die Kunst eingewirkt ist (Vorderasien, Ägypten) ist ebenfalls nötig, dazu Topographie mindestens von Athen und Umgegend, Olympia und Delphi, Mykenae und Tiryns, Eleusis und Epidauros, Megara und Aegina, Korinth und Theben, der Thermopylen und vom Tempethale, endlich von Troja und Pergamum, überleitend von Hellas auf Latium ebenso von Syrakus und anderen griechischen Städten auf Sicilien und bis hinauf nach Unteritalien von Paestum, dann von Pompeji und Rom, vielleicht auch von einzelnen gallischen Städten, namentlich von Trier. Ich möchte dieses fast als eine neue Disziplin der Altertumskunde bezeichnen und sie Ruinenkunde nennen. Dann dürften Vorlesungen über antike Münzkunde und Kleinkunst: Mosaik, Thongefässe, besonders Vasen, und Thonfiguren, Bronzen und Schmucksachen, Gemmen und Cameen u. s. w., also über das antike Kunsthandwerk im ganzen nicht fehlen, mit Heranziehung der Stellen aus den antiken Schriftstellern und mit Vorzeigen von Nachahmungen und Abbildungen. Davon bieten wohl die deutschen Universitäten, so viel wir wissen, vereinzelt dieses die einen, die anderen jenes mehr, wenige aber alles; es ist daher zu erstreben, dass alle das Notwendige gewähren, freilich ohne zu grosse Spezialisierung der Herren Dozenten aus ihrem besonderen Arbeitsgebiete, eine Gefahr, die nahe liegt. Dazu müssten dann archäologische Stipendien

kommen. Bei der jetzigen leichten und bequemen Reisegelegenheit und Reiseart könnten die langen Studentenferien der zwei letzten Studienjahre, sagen wir vom Anfang August bis Ende Oktober, also fast ein Vierteljahr, benutzt werden, um ganz bequem und nach eingehender Vorbereitung auch recht fruchtbar, wenn nur der Staat die nötige Unterstützung gewährt, einmal nach Italien, das andere Mal nach Griechenland zu wandern. Wenn es soweit käme, dass die Mehrzahl der jungen Altphilologen ihre Studien nicht abschlössen, ohne das, was jetzt für die allermeisten das Ziel der Sehnsucht bleibt, Italien mit Rom und Pompeji, Griechenland mit Athen und Olympia, oder doch wenigstens das eine oder das andere gesehen zu haben, während sie jetzt nur „das Land der Griechen mit der Seele" suchen, ebenso auch das Vaterland des Horaz —, wenn dies einst Wahrheit würde, wer kann da noch zweifeln, dass der altklassische Unterricht auf dem humanistischen Gymnasium in neuer, ja in noch nie dagewesener Blüte dastehen würde? Denn Viktor Hehn sagt mit Recht: „wer das Altertum für sich erwecken will" — und wir setzen hinzu: und erst recht: für andere — „muss unter dem Himmel gelebt haben, unter dem es einst blühte".

Und dann wird das Gymnasium selbst auch die nötige archäologische Ausstattung erhalten müssen. Wir haben jetzt ein physikalisches Kabinett. Das ist recht und gut, und alljährlich werden hunderte von Mark an jeder Anstalt dafür ausgegeben, für je zwei Stunden wöchentlich von Obertertia (Winter) bis Oberprima; nicht minder bedarf der naturkundliche Unterricht mit je zwei wöchentlichen Stunden von Sexta bis Obertertia (Sommer) mit seinen Sammlungen alljährlich nicht unbedeutende Summen, welche jeder Verständige gern aufgewendet sieht; wir haben ferner gute geographische Lehrmittel: treffliche Karten, Städtebilder u. a., und gern wendet jedes Gymnasium auch hier jedes Jahr nicht unbeträchtliche Mittel auf; der Zeichenunterricht mit seinen zwei obligatorischen Stunden von Quinta bis Obertertia macht jetzt immer mehr wachsende Ansprüche, — gut, auch die erfüllen wir gern. Aber das Rückgrat des Gymnasiums, der griechisch-lateinische Unterricht mit seiner alle anderen Fächer doch weit überragenden Stundenzahl von Sexta bis Prima, — was hat er bis jetzt? Ein paar kümmerliche Bilder, einige Kartenwerke, vielleicht eine von einem geschickten Tertianer gebaute Rheinbrücke, einzelne

Katapulten und Ballisten und andere Kleinigkeiten Neid ist gewiss ein hässliches Ding, aber trotzdem muss es doch in der Brust eines jeden Altphilologen ein Gefühl des Neides wecken, wenigstens des Bedauerns, wenn er sieht, wie die Hauptfächer des humanistischen Gymnasiums, Lateinisch und Griechisch, und namentlich die Blüte dieser Unterrichtszweige, die Schriftstellerlektüre, anderen gegenüber so gar leer ausgehen. Stellen wir doch einmal unsere Forderungen, welche zunächst ganz bescheiden, trotz der Bedeutung des altklassischen Unterrichts für das Gymnasium, sein mögen. Da ist es zunächst ein Antikenkabinett, das wir verlangen, mindestens so gross als das physikalische Kabinett, ebenso reich ausgestattet und ebenso dotiert als jenes. Wahrlich, um einmal den rein rechnerischen Standpunkt einzunehmen, doch keine übergrosse Forderung; denn neben den zehn wöchentlichen Stunden Physik in einem einfachen Gymnasium (d. h. ohne Parallelklassen) stehen doch 65 lateinische und 36 griechische Stunden, also zehnmal so viel Zeit für altklassischen Unterricht als für Physik. Wie ein solches bescheidenes Antikenkabinett anzulegen, auszubauen und zu verwalten sei, darüber einzelnes anzuführen, würde uns heute und hier zu weit führen, und dies bedürfte noch eingehenderer Erwägungen; aber das Notwendige steht unbedingt fest: Gipsmodelle der hauptsächlichsten antiken Bauwerke (profaner wie auch der Tempel und Theater), Gipsabgüsse der besten klassischen und Renaissancestatuen, Modelle der Erzeugnisse der Kleinkunst, gute Reliefkarten; dazu eine reichhaltige Sammlung von Abbildungen, nicht in Sammelwerken, sondern einzeln und nach Art der Wandkarten aufgezogen, so dass sie zu jeder Zeit und nach jeder Klasse geholt werden können, wo sie für den Unterricht nötig sind, auch zeitweilig den Klassen geliehen werden können zu dauerndem Aufhängen; ferner Nachbildungen oder wenigstens Abbildungen von Münzen und geschnittenen Steinen; ich glaube, bei entsprechender Nachfrage würde unsere rege Industrie eine Daktyliothek, wie sie einst Lippert schuf, wenn auch in bescheideneren Grenzen, bald herstellen; dazu die nötigen Werke über Kunst und Kunstgeschichte, Mythologie, antike Geschichte und Geographie, über die Topographie Athens und Roms, wenn diese nicht der Lehrerbibliothek, wie bisher, zugewiesen werden sollen; endlich Modell-Rekonstruktionen der Hauptstätten antiken Lebens und noch manches andere, das

eine spätere Zeit als notwendig oder wünschenswert bezeichnen wird. Käme eine, wenn auch nur mit Strichbildern ausgeführte, aber geschmackvolle Ausmalung der Korridore und Wandelhallen der Anstalten, ebenso Ausstattung der Klassenzimmer mit entsprechenden Bildern aus der Antike — aber stets puero maxima reverentia debetur! — hinzu, neben anderen historischen, namentlich das Vaterlandsgefühl hebenden Bildern, dann würde auf dem Gymnasium, wenn es so ausgestattet wäre, der Betrieb der altklassischen Sprachen, weil so auf das Gemüt unserer heranwachsenden Jugend durch die Anschauung eingewirkt würde, bald ein fruchtbarerer und besserer werden: wir würden die Liebe unserer Jugend für die Antike gewinnen, und aus dieser Liebe würde Lust zum Lernen erblühen, wachsen und gedeihen. Die Mittel hierfür würden wahrlich zu erschwingen sein, und das grosse Kulturland Deutschland, das Hellas der Neuzeit, ohne die Schlacken und Fehler des alten, würde so die Dankesschuld an das antike Vorbild in etwas abtragen, aber nur sich selbst zum Nutzen, des Dichters Mahnung folgend:

„Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit!"

Und auch uns würde der „griechische Genius" zurufen:

„Tausend Andern verstummt, die mit taubem Herzen ihn fragen,
Dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geist",

ohne fürchten zu müssen, in den Spott zu verfallen, wie ihn schon derselbe Schiller in seiner „Griechheit" über übertriebene Gräkomanie ausgiesst. Ein solches Gymnasium, wenn aus ihm nach Aufhebung des Berechtigungsmonopols alle ungeeigneten Schüler fortbleiben, wenn wieder in ihm nach alter Weise gearbeitet wird, wenn ihm noch das Geschenk des multum anstatt der bisherigen multa gemacht würde, damit wieder Tüchtiges geleistet werden kann, ein solches Gymnasium kann über seine Pforten wieder das alte schöne Wort setzen:

„Otiosis locus hic non est; discede, morator!"

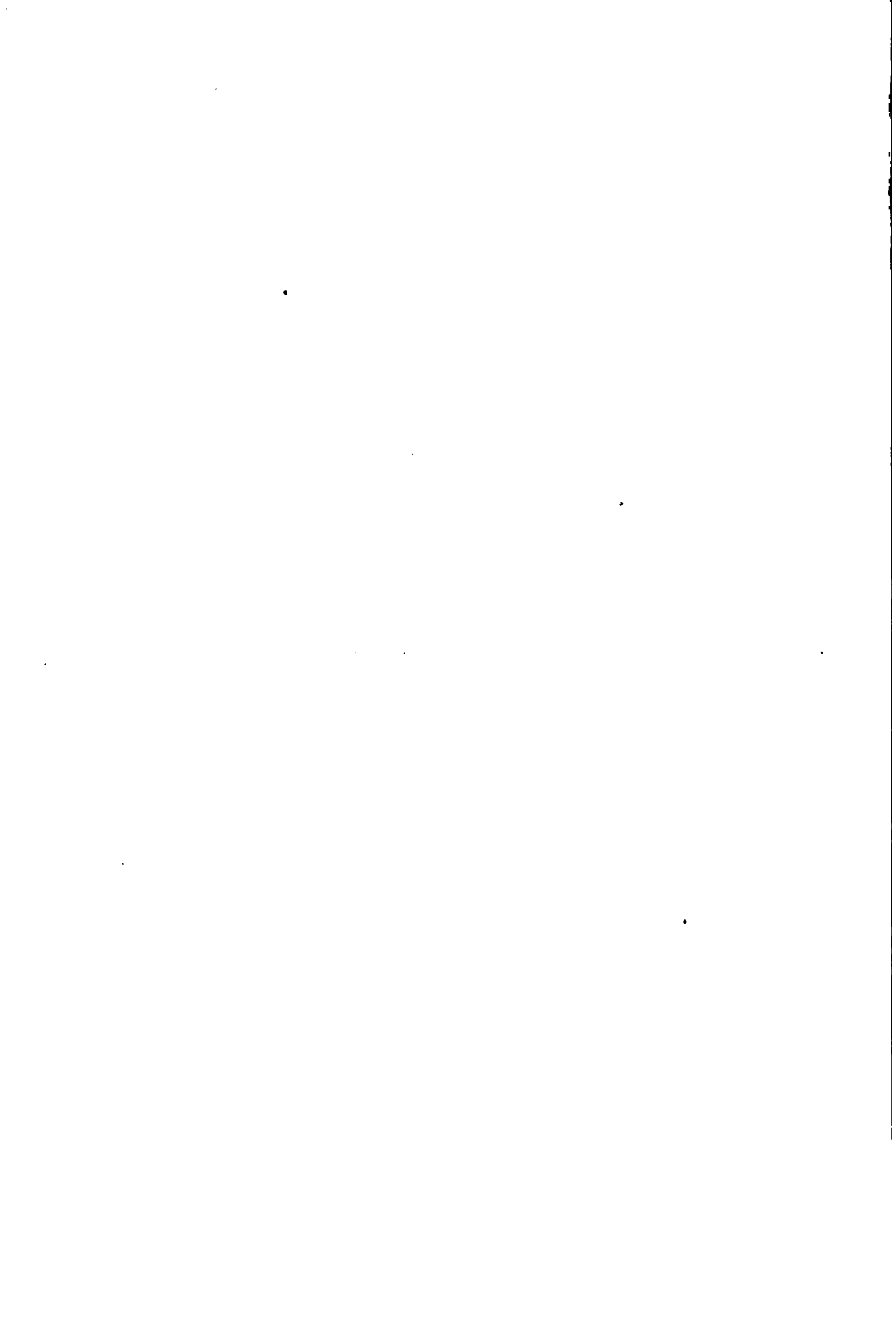


Über die Persönlichkeit des Horaz in seinen Oden.

Vortrag,
gehalten am 24. April 1901 in der ordentlichen Versammlung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

Dr. Köster,
Geheimer Sanitätsrat in Naumburg a/S.



Erwarten Sie nicht, meine Herren, dass ich Ihnen, wenn ich über die Persönlichkeit des Horaz in seinen Oden rede, eine gelehrte Vorlesung halten werde, denn ich kann wohl keinem der hier Anwesenden etwas Neues über den römischen Dichter darbieten.

Betrachten Sie vielmehr das, was ich in dieser hochachtbaren Versammlung zum Vortrage bringe, als eine litterarische Plauderei. Dem einen oder andern dürfte sie durch Mitteilung von Proben meiner Übersetzung der horazischen Oden und Epoden in neuer, bisher nicht versuchter Form interessant werden, nämlich im alten Versmass mit Reimen, bei Andr. Perthes in Gotha erschienen. Wie bin ich dazu gekommen?

In Schulpforte gab vor fünfzig Jahren uns unser guter, altgewordener Rektor Kirchner, der damals mehr durch unnahbare Amtswürde als durch belebende Weisheit zu imponieren suchte, den Horaz, und indem er ihn in ausgewähltem Latein interpretierte, wobei er hauptsächlich die Zeit der Abfassung der einzelnen Oden oder die verschiedenen Lesarten im Auge hatte, schien er sich selbst ein Repetitorium zu halten. Im übrigen war er so ledern und trocken zu jener Zeit, dass kaum einer seiner Schüler Geschmack an dem Dichter gewann oder ein wirkliches Verständnis mit von der Schule nahm.

Nach vollendeten Universitätsstudien ging ich als Königlicher Marinearzt mit Preussens erster Expedition nach Ostasien unter dem Grafen Eulenburg und blätterte eines Tages, gelangweilt durch 52tägige, stürmische Fahrt von Rio de Janeiro nach der Sundastrasse, nur von Himmel und Wasser umgeben, in der Teubnerschen Ausgabe des Horaz. Dabei traf ich zufällig folgende Stellen, die ich mir nachmals also verdeutschte:

Eichbaumplanke und Erz umschloss
Dreifach jenem die Brust, welcher das morsche Floss
Wildem Meere zuerst vertraut,
Und dem vor des Südwests Stürmen noch nie gegraut.

Ferner:

Ruh' von den Göttern bittet, wer in freier
See sich umhertreibt, wenn in Wolkenschleier
Luna sich hüllt, und Schiffer die gewissen
Sterne vermissen.

Und:

Herakles will ich und der Leda Helden,
Herrlich im Faustkampf und zu Rosse, melden,
Leuchtet dem Seemann das Gestirn der beiden,
Schweigen die Leiden.
Dann fliesst die Brandung von den Klippen nieder,
Wolken verwehn dann, still sind Stürme wieder,
Wogen der Meerflut, wenn die beiden winken,
Sind im Versinken.

Und als wir am Lande die Mühen und Gefahren der langen Fahrt vergessen hatten, rief es uns wieder an Bord:

Ihr, die Schlimmeres öfter bestanden,
Tapfere Männer, mit mir, heut' scheucht beim Weine die Sorgen,
Wieder ins Weltmeer steuern wir morgen.

So ging mir der Sinn für die Schönheit horazischer Poesie auf. Das war alles so treu und wahr gezeichnet, dass es mir ein Genuss war, dem Dichter nachzugehen, und, als ich dann später die tobenden Wogen um das schreckliche Riff Akrokeraunia und um die hellen Cykladen her befahren, die in treffenden Zügen in seinen Liedern vorgeführten Inseln des ägäischen Meeres berührt und in Athen den Honig vom Hymettus gekostet hatte, und zu anderer Zeit in Tivoli die Kaskatellen noch so rauschen hörte und donnernd niederstürzen sah, wie er sie gesehen, da stimmte ich ihm wieder bei:

Mich entzückte
Nie Lacedämon so sehr, das beglückte,
Noch Larissa, beschenkt vom Fluren befeuchtenden Gotte,
Als der Albunea hallende Grotte,
Anios Sturz, der tiburnische Hain, und obsttragende Flächen,
Reichlich getränkt von sich schlängelnden Bächen.

Auch bei Rom, auf den Katakomben des Kalixtus Umschau haltend, wies ich meinem Begleiter:

Du siehst, wie hoch im Schnee der Sorakte blinkt,
Und wie der Wald fast unter der Last versinkt
Und ächzt und stöhnt, und wie vom harten
Froste die Flüsse zu Eis erstarrten,

und wünschte mir auch:

> Freund, wenn, wo Argos ein Asyl sich baute,
> Tibur als Wohnsitz ich im Alter schaute,
> Wo ich, des Kriegs müd' und der Reisen, hätte
> Bleibende Stätte.
>
> Dieser Ort lacht mir wie auf Erden keiner,
> Nicht ist der Honig vom Hymettus reiner,
> Und trotz Venafrum wüsst' ich nicht Oliven
> Öliger triefen.

Mit den Jahren war Horaz mein Liebling geworden, und ich versuchte, ihn in freien, modernen Versen zu übersetzen (im Verlag bei Schirmer in Naumburg erschienen). Aber das gefiel mir nicht; ich wollte unsere Sprache genau in das knappe, antike Versmass einzwängen, dabei den uns Deutschen einmal angewöhnten Reim anwenden und trotzdem, neben einer getreuen, eine flüssigere und dadurch verständlichere Übersetzung schaffen, als sie in grosser Zahl vorhanden sind, eine holperiger und unklarer, als die andere. Wie weit mir dieses gelungen ist, mögen Sie selbst aus den bereits gehörten, sowie aus den folgenden Proben beurteilen.

Der streng klassische Philologe wird mir zwar den Reim in der durch das Versmass an sich schön gestalteten Strophe als überflüssig und ungehörig zum Vorwurf machen, er wird ihn betrachten wie unzeitgemässen Zierat an einem alten Gewande und fragen: wozu das? Oder er spottet gar darüber mit Klopstock, der, des gedankenlosen Reimgeklingels seiner Zeit müde, ausrief:

> Die spätern Sprachen haben des Klangs noch wohl,
> Doch auch des Silbenmasses? Statt dessen ist
> In sie ein böser Geist, mit plumpem
> Wörtergepolter, der Reim, gefahren.
> Red' ist der Wohlklang, Rede das Silbenmass,
> Allein des Reimes schmetternder Trommelschlag,
> Was der? Was sagt uns sein Gewirbel,
> Lärmend und lärmend mit Gleichgetöne?

Nun, Klopstock ist vergessen. Auch für den Philologen habe ich nicht mühsam gedichtet und gefeilt, sondern für mich zur Unterhaltung und für den Laien, der sich an des römischen Sängers Liedern erfreuen will, zum angenehmeren Verständnis und Wohlklang, denn thatsächlich lesen sich die meisten der alten Oden mit dem Reim wie ganz neue Gedichte.

Eins aber werden mir auch die Philologen zugestehen, dass meine Oden das nicht lesbische, sapphische Versmass, dessen Horaz sich bedient hat, getreu nachahmen, was bisher bei keinem Übersetzer oder Nachdichter dieser Strophen zu finden ist. Denn keiner hat die in dem elfsilbigen sapphischen Verse nach der fünften Silbe eintretende Cäsur mit dem Ictus auf der vierten Silbe beachtet, was gerade diesem Verse Glätte und Wohlklang giebt. Zum Vergleich diene eine Probe aus Binders Horaz und aus Geibels klassischem Liederbuche. Binder übersetzt:

Wer vergnügt der Gegenwart lebt, besorgt
Nicht was drüber ist und versüsst das Bittre
Sich durch mildes Lächeln. Hienieden ist kein
Glück ungetrübet.

Geibel:

Heute froh, sei nimmer besorgt um Künft'ges,
Was dir weh thut, dämpfe mit leisem Lächeln,
War doch keines Sterblichen Los in allem
Glücklich zu preisen.

Ich übersetze:

Sorg' um die Zukunft soll der Frohe meiden,
Herbes soll süss er in ein Lächeln kleiden,
Ungetrübt ganz ist ja das Glück hienieden
Keinem beschieden.

Das ist doch sicher ein deutlicherer Nachklang des römischen Saitenspiels.

Klopstock und seine Oden dichtende Schule, die Stolberge, Joh. Heinr. Voss und andere haben nur ausnahmsweise und wie zufällig und unbewusst die Cäsur gebraucht; Matthisson, ein besonderer Freund des sapphischen Versmasses, wandte sie ebenso selten an. Die bekannte, durch Beethoven unsterblich gewordene Ode Adelaide lautet bei ihm:

Einsam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten,
Mild vom lieblichen Zauberbild umflossen,
Das durch wankende Blütenzweige zittert,
Adelaide! u. s. w.

Horaz selbst hat in allen 26 sapphischen Liedern, den Säkulargesang einbegriffen, nur 52 mal die Cäsur nach der fünften Silbe unterlassen, genötigt durch die Schwierigkeit des Metrums. Namentlich in den Oden des vierten Buches findet sich die Abweichung, dass die Cäsur um eine Silbe vorrückt, so in der zweiten 12 mal, in der sechsten 6 mal, in der elften 5 mal und

im Säkulargesange 19 mal, also 42 mal in vier Gesängen, und 10 mal in den 22 übrigen.

So habe ich draussen in des Dichters Landen ihn richtig verstehen gelernt, und er ist mir gerade in seinen Oden lieber geworden als in den Satiren und Briefen, obgleich er in diesen die ganze Tüchtigkeit, feine Bildung und reiche Lebenserfahrung eines weltgewandten Mannes niedergelegt hat, während jene, auch fremde Anschauung enthaltende Lieder vielfach nur das sorgfältige Studium und Nachahmungstalent griechischer Vorbilder verraten, deren bisher von den Römern in eigener Sprache unbekannte Schönheit nach Rom zu verpflanzen, Horaz sich berufen fühlte. Die Eleganz und Korrektheit der Form und grössere persönliche Neigung zur Lyrik als zur Satire waren für mich bestimmend, die Oden zu bevorzugen.

Gleiche Vorliebe für diese Anmut und Grazie im Ausdruck hat auch der sonst in vieler Hinsicht pathologische Friedrich Nietzsche bekundet, indem er von den Horazischen Oden sagt: „Die Mosaik von Worten, wo jedes Wort als Klang, als Ort, als Begriff, nach rechts und links und über das Ganze hin seine Kraft ausströmt, dies Minimum in Umfang und Zahl der Zeichen, dies damit erzielte Maximum in der Energie der Zeichen, das alles ist römisch und vornehm par excellence. Der ganze Rest von Poesie wird dagegen etwas zu Populäres, eine blosse Gefühlsgeschwätzigkeit."

Das letzte geht aber zu weit. Des Dichters Hauptsache ist seine Individualität, die das Wahre liebt und aufnimmt, wo es sich findet. Er soll aus dem Drange und Bedürfnis seines innersten Herzens Erhebendes und Begeisterndes schaffen, geistig und sittlich auf eigenen Füssen stehend, seinen Blick aufwärts richten, seine Gedanken mit schlichter Einfachheit und Offenheit aussprechen, aber zugleich scharf beobachten und fein empfinden. Vereinigt er diese Förderungen, so wird ihm gelingen, die Welt klar wiederzuspiegeln. Birgt er aber zugleich noch in sich Kraft und Gesundheit der Anschauung, Ernst und Heiterkeit, so entsteht von selbst in ihm die Vornehmheit der Gesinnung. Goethe drückt dies alles kurz aus in dem Spruche:

Volk und Knecht und Überwinder
Sie gestehn zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Eine glückliche Persönlichkeit im erwähnten Sinne aber war Horaz, und es sei mir nun, nach der etwas weitläufigen Vorstellung meiner eigenen Person gestattet, aus seinen Oden heraus den Nachweis zu führen, dass er innere Klarheit, wohlthuende Gemütsruhe, Selbsterkenntnis und Kenntnis der Menschen und der Verhältnisse und dabei eine immer aufrichtige, bescheidene und lautere Gesinnung besass, wodurch er berufen war, geistig und sittlich anzuregen und zu erfreuen.

Zunächst verehrt Horaz die Götter. Die italischen Völker hatten anfänglich eine rechte Bauernreligion, deren Götter aus dem praktischen Bedürfnis der ersten Bewohner Latiums hervorgegangen waren. Die Bauern und Hirten suchten und fanden sie in der Natur, in Feld und Wald, in der ärmlichen Hütte und verehrten sie als Beschützer der Herden, als Schirmer der Grenzen, als Laren und Penaten des Hauses, in fortwährender Ängstlichkeit gegen böse und launische Machtinhaber und Quälgeister. Mit der Gründung Roms führten die ersten Könige auch Schutzgottheiten des Staates ein, die mit der weiteren Entwickelung des Staatslebens und der Herrschaft in den Vordergrund des Kultus traten, an der Spitze Jupiter, der Gründer, Mars, der Schirmer, und Vesta, die Göttin des Herdes, der Grundlage des Staates. Späterhin kamen noch Apollo und viele andere heilbringende Götter hinzu. Daran schloss sich als drittes Element die Verehrung abstrakter sittlicher Begriffe als göttliche Wesen. Und so bildete sich aus der Verbindung dieser natürlichen, staatlichen und ethischen Götter ein fest bestehendes Religionssystem, das erst durch Eindringen griechischer, asiatischer und ägyptischer Kulte so zerbröckelte, dass selbst Augustus die Wiederherstellung desselben vergebens anstrebte.

Horaz, der in Griechenland, wie er selbst sich ausdrückt, ein Schweinchen von der Herde der Epikureer gewesen war, die alle Begebenheiten der Welt dem Lauf der Natur oder dem blinden Ungefähr zuschrieben, und bei denen alles durch ein äusserliches, zufälliges Zusammenkommen der Figuration der Atome bestimmt wurde, hatte sich doch immer die möglichste Freiheit geistiger Anschauung gewahrt. Und, durch Erfahrung politisch reifer geworden, sah er klaren Auges den Grund der Verwilderung der Sitten und der Verrohung der Jugend in der Missachtung der Religion. Er selbst war wieder zu den verlassenen Göttern zurückgekehrt und tadelte nun, in der grossen

Absicht, seine Mitbürger zu bessern, alles dasjenige, was der Mensch wider die Gesetze der Natur und den Willen der Götter treibt, und verwandte seine religiösen und ethischen Grundsätze dazu, die Gewissen aufzurütteln, aber nicht als langweiliger Sittenprediger, sondern mit lächelndem Munde, häufig als leichter Spötter. Daher sagt er zunächst:

Wem gält' mein Lied eh'r, als gewohnter Weise
Zeus, der die Menschheit und der Götter Kreise,
Länder und See'n lenkt und die Welt im Schreiten
Wechselnder Zeiten!
Der so gross nichts schuf, als er selbst auf Erden,
Dem an Kraft nichts gleicht und nicht gleich kann werden. —

Gefürchtet herrschen Kön'ge in ihrem Land,
Die Kön'ge selbst lenkt Jupiters Flammenhand,
Der, gross ob des Gigantenfalles,
Zuckt mit dem Aug' und erschüttert alles. —

Er, der den Erdball, stürmisches Meer zugleich
Und Städte lenkt und trauriges Schattenreich,
Der einzig und gerechter Weise
Herrscht in der Götter und Menschen Kreise.

Ausser Jupiter, dem Gründer des Staats, besingt er das Schaffen und Wirken des ganzen grossen Kreises der Götter, denen er das Wohl alles dessen anvertraut, was ihm lieb ist, und zu deren Verehrung er auffordert:

Den Göttern füg' dich, und du gebietest hier,
Bei ihnen suche Anfang und Ende dir,
Missachtet haben viele Plagen
Über Hesperien sie getragen. —

Das andre alles lass in der Götter Hut,
Wenn sie den Kampf des Sturms mit der Wogenflut
Beruhigt haben, still dann stehen
Wirst du Cypressen und Eichen sehen. —

Forsch' nicht, Leukonoë, frevelhaft wär's, was für ein End' einmal
Mir die Götter und dir haben bestimmt, rechne dir keine Zahl
Babylonisch heraus.

Bald weist er hin auf die Macht der Juno, der Venus und der Minerva, bald preist er Merkur, den

Herrn der Redeweise,
Enkel des Atlas, der in rohe Kreise
Bildung durch Anstand und der Worte Klingen
Wusste zu bringen.

Dich, unsres Grossgotts und der Götter Boten,
Der uns die Lyra hat zuerst geboten,
Der, wie zum Scherz, schlau, was er mag belieben,
Weiss zu erdieben.

In andern Liedern verherrlicht er die gewaltige Kraft des Bacchus:

Du bändigst Ströme, du das Barbarenmeer,
Du knüpfst auf fernen Höhen, vom Weine schwer,
Wo Bistonidenhaare flattern,
Ohne Gefährde sie fest mit Nattern.

Aber auch seine wohlthuendere und angenehmere Art kennzeichnet er:

Die Folter legst du zart an das harte Herz,
Ja, wenn Lyäus treibt seinen frohen Scherz,
Dann offenbarst du jeden leisen
Zweifel und heimlichen Rat der Weisen.

Wer zagt, dem bringst du Hoffnung und Kraft dazu,
Den Armen leihst die Hörner des Mutes du,
Dass sie nicht mehr in Furcht geraten
Weder vor Königen, noch Soldaten.

Gelegentlich ruft er Apollo und seine Lyra an:

Latonas Sohn, nur schenke mir, dass an Leib
Und Geist gesund, bei meinem Besitz ich bleib'
Kein schmachvoll Alter und daneben
Fröhliche Lieder lass mich erleben. —

Lyra, Apolls Schmuck, die bei Göttermahlen
Jupiter gern sieht, o du Trost in Qualen,
Sei mir gegrüsst nun, wenn ich dich zum Sange
Würdig verlange.

Wiederholt aber betont er, dass nur ein reines Gemüt der Götter Huld empfängt:

Naht dem Altare nur eine reine Hand,
So rührt sie Götter, die sich im Zorn gewandt,
Mit wenig Salz und Mehl nicht minder,
Als mit dem Opfer der besten Rinder.

Vielfach bietet der Dichter Veranlassung, seine heidnischen Vorstellungen mit christlichen zu vergleichen. Wenn er z. B. sagt:

Dem braven Mann, der selber getreu sich bleibt,
Dem bringen Volkswut, die zum Verbrechen treibt,
Und eines Königs Zorngedanken
Nicht den beharrlichen Sinn ins Schwanken.

Auch nicht der Sturm, der Hadrias Meer durchbraust,
Noch des gewaltigen Donnerers Flammenfaust,
Und fiel die Welt ein, ohne Zagen
Liess von den Trümmern er sich erschlagen,

so setzt Gellert dafür:

Lass unter mir den Bau der Erde brechen,
Gott ist es, dessen Hand mich hält.

Die eigene Umkehr von seiner Philosophie zum alten Götterglauben und die dadurch erlangte innere Ruhe schildert Horaz selbst:

Im Dienst der Götter säumig und allzu karg,
Seit ich mich hinter thörichtes Wissen barg,
Muss ich nun wieder rückwärts segeln,
Wieder zu fahren nach alten Regeln.

Der Himmelskönig, der mit der Blitze Strahl
Sonst Wolken teilt, liess nämlich mit einem mal
Durch heit're Luft am Flügelwagen
Donnernden Laufes die Rosse jagen.

Wodurch die Wasserwogen, das Erdenrund,
Der Styx, des bösen Tänarus Schreckensgrund
Und auch des Atlas Gipfel beben.
Tiefstes zum Höchsten kann Gott erheben,

Was glänzt, in Staub ziehn und an den hellen Tag,
Was dunkel war. Mit brausendem Flügelschlag
Rafft hier Fortuna räub'risch Kronen,
Froh, sie zu häufen an andern Thronen.

Hier möchte man fragen, ob der römische Dichter wohl die Psalmen Davids kannte. Denn Ps. 146, 8 heisst es: Der Herr richtet auf, die niedergeschlagen sind, 146, 9: Der Herr kehrt zurück den Weg der Gottlosen und Ps. 77, 11: Die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern.

Ich schliesse diesen Abschnitt über die Götterverehrung des Dichters mit seinem Appell an das Volk, sich praktisch bei der Wiederaufrichtung der Religion zu beteiligen:

Rom, unverschuldet büssest du die Vergehn
Der Väter nicht, bis Tempel dir neu erstehn
Und die Altäre, die verwildern
Mit den verräucherten Götterbildern.

Neben der Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge erkennt der Dichter eine andere Ursache der Zerrüttung des Volkswohles in dem unmässigen Aufwand im Privatleben der Reichen, und macht an der Hand der Geschichte darauf aufmerksam, dass die frühere Grösse des Staates nur aus der Einfachheit und Dürftigkeit hervorgegangen sei:

Curius mit ihm, mit den rauhen Haaren,
Und Camill war es, den die dürft'gen Laren
Auf des Ahns Landgut und der Mangel machten
Tauglich zu Schlachten. —

Bald lassen Königsbauten nur wenig Joch
Dem Pflug. Rings sieht man Teiche, gedehnter noch
Als den Lukriner See im Plane,
Ulmen beseitiget die Platane,

Die einzeln steht. Die Myrte, das Veilchenbeet,
Und was nur lieblich einem zur Nase geht,
Soll duften, wo Oliven hingen,
Früherem Eig'ner Gewinn zu bringen.

Und Lorbeerwände sollen dem Sonnenstrahl
Den Durchgang wehren. Romulus nicht befahl
Es so, nicht Cato mit dem Barte,
Der die Gesetze der Väter wahrte.

Das Eigentum war ihnen noch sehr gering,
Doch gross das Staatsgut. Kühlenden Nordwind fing
Kein Säulengang, der mit dem Stabe
Wurde gemessen als Bürgerhabe.

Ein nied'res Hüttchen, wie es auch war, verschmähn
Liess kein Gesetz, doch Städte verschönert sehn
Vom Staatsschatz, und in allen Stücken
Liess es mit Marmor die Tempel schmücken.

Darum wendet er sich auch hier wieder an das heranwachsende Geschlecht und spornt es an, dem Besseren nachzustreben, durch körperliche Abhärtung und Entbehrung auf dem Schlachtfelde die alte römische Gediegenheit und Tapferkeit wieder zu erringen, und dadurch auch den geschwächten Staatskörper wieder genesen zu lassen:

Bosheitskeim ist von Anbeginn
Auszutilgen, und der allzu verwöhnte Sinn
Umzubilden durch strenge Zucht. —

Gestählt im harten Dienste des Krieges lern'
Der Römerjüngling Not und Entbehrung gern
Ertragen; wilden Parthern wehre
Schrecklich zu Ross er mit seinem Speere. —

Süss ist und ruhmvoll sterben fürs Vaterland,
Tod folgt dem Mann, der fliehend sich hat gewandt,
Und schont dem Jüngling nicht die Kniee
Oder den Rücken, wohin er fliehe. —

Die Tapferkeit steigt, öffnend das Himmelsthor
Dem würd'gen Mann, nicht irdischen Weg empor,
Und sie verachtet, schnell entflogen,
Irdischen Schmutz und des Pöbels Wogen. —

Nicht stammt von solchen Eltern die Jugend her,
Die rot gefärbt mit punischem Blut das Meer,
Die des Antiochus, des Grossen,
Pyrrhus' und Hannibals Macht zerstossen.

Das alles sind nur bruchstückweise, kleine Proben aus einem reichen Schatze. Kein Geringerer als Mommsen war es, der den Dichter vom Vorwurf des Alltäglichen und der blossen Gefühlsgeschwätzigkeit rettete, indem er anerkannte, dass gerade die Römeroden so bedeutend seien, dass sie allein schon dem Horaz die Unsterblichkeit sicherten.

Der Dichter nennt sich selbst bescheiden einen Priester der Musen, einen Seher und Lehrer, und in der That verraten seine Oden mehr eine allgemeine reflektierende, verständige Richtung seines Geistes, als subjektive, leidenschaftliche Empfindungen und Gefühlsäusserungen. Vielleicht hat ihn, da er in seinen Versmassen mit Worten sparsam und haushälterisch sein musste, die knappe Form, für die er nur kurze Wendungen und Bilder gebrauchen konnte, gehindert, seinen Geist in dithyrambischem Fluge glänzen zu lassen. Wenn aber Begeisterung Steigerung der geistigen Kraft in uns bedeutet, die durch die Idee der Wahrheit, Schönheit und Freiheit getragen, eine heilsame und wohlthuende Erregung unseres inwendigen Menschen veranlasst, so können wir nicht leugnen, dass Horaz diese Forderung erfüllt und auch uns durch seine religiösen Empfindungen, durch seine Liebe zum Vaterlande, zur Obrigkeit, zu seinen Freunden, durch seine Lebensregeln ebenso erhebt, wie seine Zeitgenossen, denen

er gezeigt hat, wie wahrer Römersinn sich äussern muss, um die Gesetze zu erfüllen, sich zu bilden und den Staat zu fördern.

Nachdem der jugendliche Dichter seine Freiheitsidee nach der Schlacht bei Philippi aufgegeben hatte und zur Einsicht gekommen war, dass die alte Regierungsform unrettbar verloren und dasjenige Regiment allein zu unterstützen sei, durch welches die im Aufruhr tobenden Wogen des öffentlichen Lebens wieder beruhigt werden, und das Gedeihen Roms einen neuen Aufschwung nehmen könne, sah er in Octavian den Friedensfürsten, dem er sich nun gänzlich anschloss, und den er persönlich ebenso durch seinen Gesang verherrlichte, wie seine Staatseinrichtungen. Vielleicht hat diese frühzeitige Sinnesänderung des Jünglings dem Charakter des Mannes das Gepräge gegeben, so dass er nun, vor der schwankenden Menge ins Gehäuse seiner Selbstgenügsamkeit zurückgezogen und in seiner Gedankenwelt eingesponnen, sich eine von der wirklichen Welt grundverschiedene aufbaute, woraus er ohne Beunruhigung und Belästigung auf seinem Landgute glücklich lebend, sich bemühte, durch eindringliche Mahnungen die entschwundene Grösse einer echt republikanischen Zeit wieder in Erinnerung zu bringen. Treu und wahr sich selbst und dem nun einmal Erfassten, huldigte er unbeirrt dem Staatsoberhaupte:

Du, Cäsar, hast den Segen dem Land gebracht,
Gabst Zeus zurück die Adler der Römermacht,
Entrissen den triumphbereiten
Parthern, und schlossest den kriegsbefreiten
Janus-Quirinustempel und legtest dann
Massloser Frechheit straffere Zügel an,
Und riefst, die Laster fern zu halten,
Wieder ins Leben die Zucht der Alten.
Wodurch Latiner Name und Roms Gewalt,
Des Reiches Pracht und herrlicher Ruhm erschallt,
Wo sich die Sonn' im Morgen zeiget
Und ins hesperische Ruhbett steiget.
Ist Cäsar noch der Hüter der Welt, entreisst
Kein Bürgerkrieg die Ruhe, kein böser Geist,
Kein jäher Zorn lässt Schwerter schmieden,
Städten zum Jammer und Streit beschieden. —

Denn dann schreitet der Stier sicher durch Feld und Rain,
Ceres Segen und Huld bringen der Flur Gedeihn,
Durch das friedliche Meer segelt das Schiff im Flug,
Treu' und Glauben zerstört kein Trug.

Kein schamloses Gelüst schändet ein keusches Haus,
Sitte, Zucht und Gesetz merzen Verbrechen aus,
Lob wird Müttern gebracht, ähnlich dem Mann ist's Kind,
Stets folgt Strafe der Schuld geschwind.

Und wer fürchtet sich, lebt Cäsar noch unversehrt,
Vor Germanien, das schreckliche Brut ernährt,
Wer die Parther und wer Scythen im eis'gen Nord,
Wer Hispaniens wilden Mord?

Still auf eigenem Berg hält sich am Tag der Mann,
Dem verwitweten Baum bindet er Reben an,
Heim dann geht er zum Wein fröhlich und lädt dich ein
Ihm beim Nachtische Gott zu sein.

O du gütiger Fürst, schenke noch lange Zeit
Uns so fröhliches Fest! rufen in Nüchternheit
Wir beim dämmernden Tag, rufen es trunken so,
Wenn die Sonne zum Meere floh.

Trotz solcher Lobeserhebungen aber entgeht selbst Augustus den Mahnungen nicht, die ihm Mässigung seiner Staatsgewalt und neben der Sorge für ein tüchtiges Heer und einen zuverlässigen Beamtenstand als das beste Mittel für den inneren Frieden und Wohlstand die Pflege der Künste empfehlen:

Kraft ohne Weisheit reibt sich von selber auf,
Kraft, wenn sie Mass hält, steigern noch mehr im Lauf
Die Götter selber, doch sie grollen
Kräften, die jegliches Unheil wollen. —

Kalliope, komm, hehre, vom Himmel her,
Ein langes Lied zur lieblichen Flöte lehr',
Auch mag's dein heller Sang begleiten
Oder Apollos Gespiel der Saiten.

Vernehmt ihr, oder täuscht mich ein holder Wahn?
Mir ist, ich hör' sie irrenden Fusses nahn
Im heil'gen Hain, den lauschig linde
Quellen durchrauschen, und laue Winde.

Ihr gebt dem Cäsar, wenn er die Krieger, matt
Vom Waffendienste, barg in dem Schoss der Stadt
Und Ende macht dem Kriegshandwerke,
In der Pierischen Grotte Stärke.

Gut wisst ihr ihm zu raten, Holdsel'ge ihr
Und freuet euch des Rates.

Im Gegensatz zu den durch so weise und künstlerische Beeinflussung des öffentlichen Lebens herbeigeführten Segnungen

stellt Horaz unermüdlich die Bilder der Greuel und Sittenlosigkeiten während des Bürgerkrieges vor Augen, besonders die Zerstörung des die Grundlage aller gesetzmässigen Ordnung bildenden häuslichen Glückes, wodurch der Niedergang eines Volkes zunächst herbeigeführt zu werden pflegt:

Fruchtbar an allem Frevel hat unsre Zeit
Zuerst das Ehbett, Haus und Geschlecht entweiht,
Unheil hat sich, dem Quell entsprossen,
Über die Stadt und das Volk ergossen.

Früh lernt die Jungfrau jonischer Tänze Reiz,
Und wird geübt in Künsten der Lust bereits,
Von Kindesbeinen geht ihr Sinnen,
Sträfliche Liebschaften anzuspinnen.

Auf jüng're Buhlen ist sie als Weib erpicht
Beim Zechgelag' des Gatten und wählt dann nicht,
Wem sie verbot'ne Lust in Eile
Bei dem erloschenen Licht erteile.

Bestellt erhebt mit Wissen des Mannes flink
Sie sich vom Sitz, ganz gleich, ob der Makler wink',
Gleich, ob der Herr hispan'scher Schiffe,
Käufer der Schande, zum Beutel griffe.

Was hat nicht Unheil bringende Zeit gethan?
Der Vater, schon viel schlechter als unser Ahn,
Zeugt' schlimmer uns, wir aber sehen
Eine verderbtere Brut erstehen.

Wie glücklich schildert er dagegen den eigenen verbrecherischen Mitbürgern die sittlichen Zustände der Barbaren:

Eh'r lebt besser der Scyth' im Feld,
Der auf Wagen, wie Brauch, führet sein Wanderzelt,
Auch ist besser des Geten Stand,
Dem ganz freien Ertrag unabgegrenztes Land
Und die Gabe der Ceres giebt;
Wo nicht über ein Jahr Felder zu bau'n beliebt,
Wo den alternden Arbeitsmann
Ein Vertreter erlöst, bis er dann auch nicht kann.
Ist die richtige Mutter fort,
Mischt Stiefkindern kein Weib giftige Tränke dort,
Frau mit Gelde beherrscht den Mann
Nicht, vertraut sich auch nicht gleissendem Buhlen an.
Brautschatz ihr ist der Eltern Ruf,
Keuschheit auch, die sich rein ehliches Bündnis schuf,
Das vor anderen Männern bangt,
Bruch der Treue als Greul, Sterben als Lohn verlangt.

Und wie befreiend und wohlthuend klingen dazu die Worte des tugendbewussten, unschuldigen Biedermanns, der vor keiner Gefahr zu erschrecken braucht:

Wer sich weiss schuldfrei und ist wohl erzogen,
Braucht nicht den Wurfspiess und des Mauren Bogen,
Köcher entbehrt er, die mit giftgeätzten
Pfeilen besetzten.

Mag er hinausziehn zu des schwer durchirrten
Kaukasus Berghöhn und zu heissen Syrten,
Und wo Hydaspes' Wellen, reich an Sagen,
Ufer zernagen.

Denn als die Schönheit Lalages ich singe,
Wandelnd im Wald jüngst, und dann guter Dinge
Wehrlos vom Pfad schweif', hat ein Wolf im hohen
Busch mich geflohen.

War das ein Untier, wie nicht seinesgleichen
Daunia gross zieht in dem Wald der Eichen,
Nicht das Reich Jubas, wo in Wüstenmeeren
Löwen sich nähren.

Ebenso glücklich preist er diejenigen, welche im treuen Ehebunde ihr Glück finden:

Dreimal selig und mehr sind die,
Die unlösliches Band dauernd vereint, das nie
Die durch feindliches Ungemach
Mehr geschwundene Lieb' trennt, als am letzten Tag.

Und wie verhasst ist ihm die schlechte Gesinnung überhaupt:

Treuloses Volk, die Buhlerin, die ihr Wort
Gebrochen, weicht, es laufen die Freunde fort,
Die, wenn sie bis zur Hefe tranken,
Mangel zu teilen, sich schlau bedanken. —

Nicht stelle den als wirklich glückselig hin,
Der viel besitzt. Als glücklich im rechten Sinn
Lobpreis' ich, wer an Göttergaben
Weislichen Sinnes sich weiss zu laben,

Den selbst der Armut Härten zu dulden freut,
Der mehr als Tod die schlechte Gesinnung scheut,
Und der nicht feig ist, für des guten
Freunds und des Vaterlands Wohl zu bluten.

Nicht weniger als den früher befeindeten Aufwand der Reichen bekämpft der Dichter die aus dieser Verschwendung er-

zeugte Habsucht, in der er auch eine Auflehnung gegen das Gesetz erblickt, weil sie den Anarchismus herbeizuführen vermag:

Gold geht mitten hindurch durch die Trabantenschar,
Und zersprengt das Gestein besser als Blitz sogar,
Nur die Gier nach Gewinn wandelt' in Nacht und Graus
Des argivischen Sehers Haus.

Städtethore zerbrach der Macedoner Held,
Wer nach Thronen gestrebt, wurde gestürzt durch Geld,
Oft schon durch ein Geschenk, wenn er auch grimmig blickt,
Ward ein Führer des Schiffs bestrickt. —

Wenn du die Gier zähmst, wirst du grösser scheinen,
Als wenn du Gades Libyen vereinen
Würdest und ein Herr der Karthager Städte
Beid' inne hätte.

Denn die Tugend
die giebt die Herrschaft und die sich're Krone
Dem zu dem Lorbeer nur allein, der ohne
Zucken der Wimpern kann die grössten Frachten
Goldes betrachten.

Dem Thörichten und Wesenlosen dieser verächtlichen Habsucht, der blinden Selbstsucht, der eiteln Ruhmbegier, die hoch über das Mass ohne Verstand prahlenden Hauptes ragt, hält er den Lehrsatz von der Unvermeidlichkeit des Todes entgegen:

Wärst du reicher, als unberührt
Noch Arabien und Indien Schätze führt,
Baut'st mit riesigen Bauten du
Dir das Pontische Meer und das Tyrrhener zu,
Treibt gewaltiger Nägel Zier
Einst zum Giebel hinein grimmes Verhängnis dir,
Wirst die Seele von Angst und Pein,
Von den Schlingen des Tods du nicht das Haupt befrein. —

Dich, den Vermesser des Meers und der Erd' und unzähligen Sandes,
Hält, Archytas, nun kärgliche Gabe
Dürftigen Staubes zurück in der Näh' des Matinischen Strandes,
Und dir nützt es zu gar nichts im Grabe,
Dass du den Äther im Geist und die Pole des Himmels durchflogen,
Da du warst zum Sterben geboren.
Starb doch Tantalus auch, von Göttern zum Mahle gezogen,
Und Tithonos, entführt von Auroren. —

Wärst du des alten Inachus Sohn und reich,
Wohnt'st unter freiem Himmel du, das ist gleich,
Du bist, ob dürftig und verstossen
Opfer des Orkus, des tränenlosen. —

Zum düstern Strome, den noch ein jeder fährt,
Der vom Geschenk der gütigen Erde zehrt,
Mag er die Königskrone tragen
Oder als Bauer sich ärmlich plagen. —

Dem sei die Schar der Hörigen noch so gross,
Nach gleicher Vorschrift zieht das Geschick das Los
Für hoch und niedrig, jeden Namen
Treibt der geräumigen Urne Rahmen.

In sinniger Weise stellt er bei diesen Betrachtungen vielfach die einzelnen Berufsarten der Menschen sich gegenüber, zeigt, dass dem einen von selbst zufliesst, was dem andern versagt ist, und findet auch hier den Grund in der sittlichen Verkommenheit und in den egoistischen Bestrebungen des einzelnen:

Wem über frevelm Hals der gezückte Stahl
Des Schwertes hängt, dem steigert Sicilisch Mahl
Den Wohlschmack nie, nicht Schlaf wird bringen
Saitengetön und der Vögel Singen.

Doch geht der süsse Schlummer nicht stolz vorbei
An eines Bauern Hütte, wie klein sie sei,
Nicht an des Ufers kühlen Schatten
Oder an zephyrumwehten Matten.

Den Weisen, der nur, was er bedarf, begehrt,
Bekümmert nicht, was brausende See verheert.

Kurz, der Habgierige, Ungenügsame trägt schon von selbst die Qualen der Leidenschaft in sich, darum, wohin den Schritt der Reiche lenkt, geht Zagen und Schrecken mit,

Denn nicht der Reichtum, noch des Konsuls Mannen
Können die Angst dir des Gewissens bannen,
Sorgen dir auch nicht, die Palastes Stiegen
Immer umfliegen.

Selbst auf das Stahlschiff klettern schnöde Sorgen,
Reiterschwadron bleibt nicht davor geborgen,
Sind wie die Hindin, wie der Regenspender
Eurus behender.

Aber: Arm ist und doch froh, wer bei dürft'gen Mahlen
Sieht das Salzfässlein seines Vaters strahlen,
Wem nicht der Geiz und nicht des Herzens Kummer
Rauben den Schlummer.

Liebenswürdig im Umgange und als heiterer Gesellschafter besass Horaz unter den politischen Gesinnungsgenossen und litterarischen Mitstrebenden viele Freunde, mit denen er als

Lebenskünstler gerne beim Wein die Freuden der Stunde pflückte und, von blühenden Frühlingsblumen umgeben, im Schatten der Bäume am liebsten das Landleben genoss,

> Wo hohe Fichte gerne mit dem Gezweig'
> Der Pappeln wölbt ein gastliches Schattenreich,
> Und im gewund'nen Bache munter
> Rieselt das Wasser in Eil' hinunter.

Jede Gelegenheit dazu nimmt er wahr. Bald ist ein Geburtstag die Veranlassung, die Freunde einzuladen:

> Doch, damit klar dir, warum her beschieden
> Du bist zu feiern: Vom April die Iden
> Sind's, die den Monat Cyprias zu teilen
> Froh sich beeilen. —
>
> Dieser mein Festtag, denn ein Jahr ist's wieder,
> Schleudert den Pechkork von dem Kruge nieder,
> Der schon den Rauch lernt' seit des Tullus Tagen
> Her zu ertragen. —
>
> Zu welchem Zweck dein Massiker dienen mag?
> Steig', wert, kredenzt zu werden am guten Tag
> Herab, es gilt Corvin zu Ehren,
> Mildere Sorten sich zu begehren.
>
> Er wehret dir's, und trieft er auch von Moral
> Des Sokrates, im Ernste kein einzig Mal,
> Man sagt, dass Catos, unsres Alten
> Tugend am Weine sich warm gehalten.

Bald ist ein guter Freund zurückgekehrt, und in seiner Freude ruft der Dichter:

> Wen mag heute zum König wohl
> Uns Venus wählen? Wie ein Edoner hol'
> Ich mir ein Räuschchen. Süsses Glück ist
> Schwärmen, wenn wieder der Freund zurück ist.

Bald feiert er die Wiederkehr eines festlichen Göttertages oder den Einzug des von ihm so herrlich besungenen Frühlings, um wieder einmal heiter und froh zu sein und in der angenehmsten Stimmung den Ernst des Lebens zurückzudrängen:

> Drum komm bald und vergiss, was um Gewinn sich dreht,
> Misch', an Fackeln des Tods denkend, so lang' es geht,
> Kurzweil dir in den Ernst, denn es ist Seligkeit
> Unsinn treiben zur rechten Zeit.

Oder: Unbesorgt sonst, ob sich das Volk muss plagen,
Musst du, vom Dienst frei, nicht zu ängstlich fragen;
Was dir das Heut' bringt, musst du froh geniessen,
Ernstes lass schiessen.

Während diese scherzhaften, auf der Oberfläche des gastlichen Lebens getragenen Gedichte uns mit gutem Humor erfüllen, ergreift uns um so mehr die Empfindung und die tröstende Teilnahme, die er beim Tode eines geliebten Freundes ausspricht:

Schläft Quinctilius denn wirklich in ew'ge Zeit!
Wo wird sittliche Kraft, wo der Gerechtigkeit
Schwester, lautere Treu' oder die Wahrheit jetzt
Einen finden, der ihn ersetzt?

Manchem redlichen Mann starb er beweinenswert,
Doch am wert'sten, Vergil, hat er sich dir bewährt,
Von den Göttern umsonst fordert dein Klagen ihn,
Den sie nimmer dir also liehn.

Selbst, wenn schmeichelnder als Thraziens Orpheus einst
Du den lauschenden Wald singend zu locken meinst,
Dennoch käme dem Bild nimmer des Blutes Strahl,
Das mit schrecklichem Stab einmal

Taub für jedes Gebet wider Geschicks Beschluss
Hin zur düsteren Schar führte Mercurius.
Hart ist's, doch in Geduld trägt es sich minder schwer,
Was zu ändern ein Unrecht wär'.

Unter allen Freunden war ihm sein einflussreicher Gönner Mäcen, der feinsinnige Günstling des Augustus, der liebste, und die Freundschaft zu ihm trug geradezu den Charakter der Schwärmerei:

Reisst früher Tod die Hälfte der Seele mir,
Dich, ach, hinweg, was soll ich, die andre hier
Noch leben in wertlosem Ringen?
Gänzlich verstümmelt? Den Tod soll bringen
Ein Tag uns beiden. Heilige Schwüre brach
Ich niemals. Nein, ich folge dir, folg' dir nach,
Bereit, wenn du den Weg beschreiten
Wolltest, den letzten, dich zu begleiten.

Zufällig starb Mäcen nur kurze Zeit vor seinem ihm befreundeten Dichter, der ihm bei jeder Gelegenheit aufrichtig dafür dankte, dass der hochherzige Gönner, sein wonniger Stolz und Helfer, ihn in die Lage versetzt hatte, unabhängig zu leben und, fern vom Gewühl und Lärm der verräucherten Grossstadt

sich seiner Muse zu widmen und, über die Thorheiten der Menschen lächelnd, den Tag vom Tag verdrängt zu sehn:

Nichts anders kennt
Mein Wunsch vor Gott, nicht will ich gröss're Spenden
Von dem hohen Freund geschenkt,
Im einzigen Sabini wohl zufrieden.
Tag wird von dem Tag verdrängt,
Und Monde kommen, wenn die Monde schieden.

Hier, in seinem Sanssouci, hat er nicht nach Gold und Elfenbein, nicht nach dem Glanz getäfelter Decken und marmorner Säulen getrachtet, denn:

Wächst des Goldes Besitz, werden die Sorgen laut,
Und der Hunger nach mehr. Richtig hat mir gegraut
Hoch zu tragen das Haupt, dass man es sieht von fern,
O Mäcenas, der Ritter Stern.

Gott giebt reicher, je mehr einer sich selbst versagt;
In das Lager des Heers derer, die nichts erjagt,
Eil' ich nackt, wie ich war, ach, und ich bin so froh,
Dass der Reichen Partei ich floh.

Ehrenvollerer Herr bin ich in kleinem Gut,
Als wenn's hiesse, dass mir alles im Speicher ruht,
Was Apuliens Fleiss emsig erackert hat,
Nie im satten Erwerbe satt.

Ein klar fliessender Bach, wenige Hufen Wald,
Und die Zuversicht dann, dass sich die Saat bezahlt,
Solche Seligkeit fehlt einem, der prahlen will
Mit dem fruchtbaren Land am Nil.

Zwar mir sammeln Tarents Bienen nicht Honig ein,
Lästrygonischer Krug bietet mir keinen Wein,
Mir entwickelt das Vliess lange so weich und dicht
Wie auf Gallischer Flur sich nicht.

Dennoch bleibt mir die Not drückender Armut fern,
Und, verlangt' ich noch mehr, gäbst du es mir ja gern.
Weil ich Mässigung lernt', kommt es, dass mir der Zoll
Kleiner Habe noch mehr anschwoll,

Als wenn um das Gebiet Lydiens ich vermehrt
Die mygdonische Flur. Jedem, der viel begehrt,
Mangelt viel. Es ist reich, wem mit bescheid'ner Hand
Gott das Nötige zugewandt.

Sein Ziel ist der in Genügsamkeit durch nichts gestörte, weise Genuss der Natur und alles dessen, was da ist, um das

Leben nach aussen und innen zu verschönern und angenehm erscheinen zu lassen.

Was morgen sein wird, frage nicht. Als Gewinn
Schreib' jeden Tag, den dir das Geschick giebt, hin.

Je höher mit der Zeit in dieser Unabhängigkeit das sittliche und geistige Leben des Dichters stieg, und ihm die Tage spiegelglatt und eben vorübergingen, um so abgenéigter wurde er aller Übertreibung in eiteln und irdischen Anstrengungen und Mühen, er lebte und liess leben, ohne von tiefgehender Leidenschaft berührt zu werden. Die Verwelklichkeit der, ach, zu schnell blühenden Rosen, das Schwinden der Schönheit und Jugend, die Flüchtigkeit alles dessen, was uns in der süssen Gewohnheit des Daseins lieb und wert ist, erfüllte ihn mit tiefem Weh, aber der Gedanke an das unerbittliche Gesetz, dass alles Geschaffene zu Grunde geht, störte dennoch nicht seine glückliche Seelenruhe.

Es flieht so bald
Der Jugend Sinn, die liebliche Wohlgestalt,
Das dürre Grauhaar, Greisenkummer
Scheucht das Getändel und leichten Schlummer.

Derselbe Reiz bleibt Blumen des Frühlings nicht,
Es strahlt nicht stets mit leuchtendem Angesicht
Der Mond. Warum den Geist mit wirren
Plänen, die nimmer er fasst, beirren?

Darum bespöttelt er die Freunde, die anderer Meinung sind und fordert sie auf, von ihrem nutzlosen und unbefriedigenden Streben abzulassen. So empfiehlt er dem rastlosen Grosphus ruhige Entfernung, aus den öffentlichen Geschäften:

Was nützt die Hast nur in dem Spannenleben,
Dass wir ins Klima andrer Länder streben,
Kann denn ein Flüchtling, wenn er fort muss ziehen,
Selber sich fliehen?

Dem unbeständigen Dellius ruft er zu:

Erhalt' der Seele Gleichgewicht dir im Leid,
Und denke dran, es auch in der guten Zeit
Durch Übermut nicht zu verderben,
Dellius, der du bestimmt wirst sterben.

Wir alle müssen wandern denselben Pfad,
Geschüttelt aus der Urne, ob früh ob spat,
Fällt uns das Los und setzt zu trüber
Ew'ger Verbannung im Bot uns über.

Dem geizigen Postumus, der immer nur für die Zukunft spart, ohne froh die Gegenwart zu geniessen, führt er den lachenden Erben vor, der seinen Wein vergeuden wird:

> Ach allzuschnell eilt, Postumus, unsre Zeit
> Von Jahr zu Jahr, und nimmer kann Frömmigkeit
> Das Greisenalter und die Falten
> Und den gewaltigen Tod aufhalten. —
>
> Es trinkt ein klüg'rer Erbe die Flaschen leer,
> Die du mit hundert Riegeln verwahrt bisher,
> Mit besserm Wein als Priester schlemmen,
> Wird er den prächtigen Estrich schwemmen. u. s. w.

Es lässt sich nicht leugnen, dass durch die Wiederholung dieses einen Gedankens echt antiker Weltanschauung, wenn er auch aufs mannigfaltigste eingekleidet wird, dem Dichter der Vorwurf der Einseitigkeit erwächst, und, dass er es sich zur Aufgabe gemacht habe, als Formkünstler Variationen über ein und dasselbe Thema tönen zu lassen. Aber das stört nicht. Jedes derartige Gedicht für sich betrachtet, ist ein kleines Meisterwerk und erweckt eine ganz besondere ernste Stimmung gerade in dem gereifteren Manne, der überhaupt mit der auf des Lebens verschlungenen Wegen gewonnenen Erfahrung dem Horaz ein besseres Verstehen und eine bereitwilligere Aufnahme entgegen bringt, als die Jugend, deren aufwallendes Blut erst in die ebene Bahn des Gleichmuts hingeleitet werden muss. Gerade diese Oden gefallen, obgleich sie wohl früher erwähnte freiere Blicke in die Welt der Religion vermissen lassen. Denn nichts zu bewundern, nichts zu fürchten, nichts zu hoffen, sondern feuchtfröhlich zu sein und das Laster zu meiden, weil es klug ist, den Frieden seiner Seele sich zu wahren, das ist nicht unsere Anschauung von der sittlichen Gottesidee. Die Machtlosigkeit des Todes über das Bessere in uns beruht in Wahrheit nicht auf der Sehnsucht nach einem glücklichen Dasein und seiner ewigen Dauer, sondern auf der Liebe des Schöpfers, und diese Überzeugung war dem Horaz fremd. Als frommer Heide sagt er nur:

> Es hüllt ein Gott uns weislich in dunkle Nacht
> Das Schicksal für die kommende Zeit und lacht,
> Wenn Menschen mehr, als recht ist, zagen;
> Lerne vorhandenes Los ertragen.
>
> Nur der verbringt sein Leben im Vollgenuss,
> Und froh, wer sich kann sagen am Tagesschluss:

Ich lebte heut', ob Gott auch morgen
Halte den Himmel in Nacht geborgen,

Ob er ihn zeig' im sonnigen, klaren Licht.
Was schon gewesen, kann er vereiteln nicht,
Er ändert und lässt wiederkommen
Nichts, was die flüchtige Zeit genommen.

Am besten wird des Dichters ganze Denkweise und Eigenart durch die folgende Ode gekennzeichnet:

Richtiger lebst du, wenn du auf dem hohen
Meere nicht stets fährst und, des Sturmes Drohen
Vorsichtig meidend, nicht den bösen Riffen
Nahe wirst schiffen.

Sicher entgeht, wer in der goldnen Mitte
Wandelt, dem Unrat der zerfall'nen Hütte,
Und ein Schloss wird er, statt es zu begehren,
Willig entbehren.

Fichte, die hoch ragt, wird erfasst vor allen
Andern im Sturm, und hohe Türme fallen
Lauter im Sturz hin, und des Berges Spitze
Treffen die Blitze.

Wem das Herz recht sitzt, ist besorgt im Glücke,
Hasset im Unglück Wechsel der Geschicke,
Jupiter ist es, der die Winter sendet,
Aber auch wendet.

Steht es auch schlimm heut', wird es nicht für alle
Zeit sein, Apollo weckt mit Saitenschalle
Schlummerndes Lied oft, dem gespannten Bogen
Stets nicht gewogen.

Zeige dich, fährst du in zu engem Gleise,
Tapfer und mutvoll, doch in kluger Weise
Reffe du gleichfalls bei zu gutem Winde
Segel geschwinde.

In bescheidener Selbsterkenntnis wusste Horaz wohl, dass er das Haupt nicht hoch hinauf zu den Sternen erheben konnte, das spricht er auch ehrlich aus, wo er Veranlassung hätte nehmen können, sein Talent an grösseren dichterischen Aufgaben zu erproben und er ist zufrieden mit den sanfteren Liedern, die ihm die Muse in Diones Grotte singt. Durch diese Selbstbeschränkung aber erreichte er mehr, als wenn er ein verherrlichendes Epos geschrieben hätte. So fordert er den Asinius Pollio, den Geschichtsschreiber der Bürgerkriege, zur Fortsetzung der Arbeit

auf und sieht sich dabei mitten in epischer Darstellung im Schlachtgetümmel, im Auf- und Niederwogen der Heerscharen:

> Schon gellt das Ohr von drohendem Hörnerklang,
> Trompeten hört man schmettern die Reih'n entlang,
> Der Glanz der Waffen und Geschosse
> Blendet die Reiter und schnellen Rosse.

Wiederholt lehnte er die Zumutung ab, zu grösseren Werken sich aufzuschwingen:

> Ich, mein Iulus, nach der Bienen Weise,
> Die sich im Kreise
> Thymians Honig in den Schattenhainen
> Und rings um Tibur an den feuchten Rainen
> Sammeln, wie sie klein, dichte hin und wieder
> Mühsame Lieder.

Selbst beim Gönner Mäcen, der ihn anging, Cäsars Thaten im Epos zu besingen, schützte er Unfähigkeit vor, ermunterte ihn aber zur Ausführung seines Vorhabens, die Geschichte des Augustus zu schreiben:

> Nicht Numantias lang dauernde Kriegsbeschwer,
> Nicht des Hannibal Trotz oder das Mittelmeer,
> Rot von punischem Blut, ford're, dass mein Gesang
> Preis' zum lieblichen Saitenklang.
>
> Ungebundenen Stils besser erzählst du doch
> Cäsars Schlachten, Mäcen, und, wie er stolz im Joch
> All der Könige Haupt, die zu dem Krieg geschürt,
> Durch die Strassen von Rom geführt.

Ebenso winkte er ab, als Agrippa ihn veranlassen wollte, den Cäsar in grossartiger Weise zu besingen:

> Ich, für Grosses zu klein, weil ich es nie gewagt,
> Weil des friedlichen Sangs Muse mir untersagt,
> Durch zu schwaches Talent noch zu entweihn das Lob,
> Das den Cäsar und dich erhob.

Trotzdem ist er sich seiner Tüchtigkeit und schöpferischen Kraft völlig bewusst und stolz darauf, durch seinen vollendeten Versbau und die Lieblichkeit seiner Rhythmen in die römische Sprache nie Gehörtes und wirklich Neues eingeführt zu haben, und er weissagt sich selbst, zugleich in der Hoffnung auf den ewigen Bestand des römischen Weltreiches, die Unsterblichkeit:

Auf nicht gewohntem, mächtigem Fittig schwing'
Zwiefacher Sänger ich zu des Äthers Ring,
Werd' nicht am Erdenstaube kleben,
Werde mich über den Neid erheben. —

Dauerhafter als Erz, höher als Kön'ge hier
Pyramiden erbau'n, schuf ich ein Denkmal mir,
Das nicht bröckelnde Flut oder des Wetters Strahl
Auszutilgen vermag, oder der Jahre Zahl. —

Einst vermählt sagst du: Wie der Meister lehrte,
Sang ich zum Fest, als das Jahrhundert kehrte,
Göttern ein Loblied, und Horaz, so heisst der
Kundige Meister.

Das Weltreich ist untergegangen, aber des Dichters Lyra strahlt am besternten Himmel, und seine Lieder leben in alle Zukunft.

Wenn ich nun, zur Vervollständigung des Charakterbildes unseres Dichters aus seinen Liedern noch diejenigen erwähne, die seine Beziehungen zum Weibe enthalten, und die ihm oft als seiner nicht würdig zum Vorwurf gemacht sind, so geschieht es, zu beweisen, dass diese Liebeständeleien wohl nicht so ganz ernst genommen werden dürfen. Es steckt eine gewisse jugendliche Renommisterei dahinter, wenn er sagt:

Gastmahl sing' ich und Kampf heftiger Mädchen bloss,
Gehn sie, Nägel gestutzt, gegen die Männer los;
Ich, von Liebe entbrannt oder von ihr verschont,
Singe lustig, wie stets gewohnt.

Geschlechtliche Vorkommnisse wurden zu jener Zeit, als man von christlicher Sittlichkeit noch nichts wusste, in Rom nicht so scharf verurteilt, wie heute, sondern auf die Macht der Allherrscherin Aphrodite zurückgeführt, die durch die Gewalt siegreicher Schönheit Bewunderung zu erregen wusste. Die Mädchen aber, die der freien Liebe huldigten, waren entweder gemeine Dirnen, die Horaz mit Spott und Verachtung überschüttet und dürre Blätter nennt, oder sie mit Fackeln vergleicht, die in Asche zerstieben, oder es waren Freundinnen und Gesellschafterinnen, die arglos im Verkehr mit jungen Leuten eine Menge liebenswürdiger, sogar edler Eigenschaften besassen, wodurch selbst die gebildetsten Männer angezogen wurden. Horaz war unverheiratet und, mit heiterer Sinnlichkeit begabt, hat auch

er Umgang mit den schönen Römerinnen gehabt, wie seine Freunde, ohne von einer Leidenschaft so tief ergriffen zu werden, dass er darüber seine seelische Ruhe verloren hätte. Viel Glück in der Liebe scheint er übrigens nicht gehabt zu haben, denn die Mädchen meiden ihn. Wie die Jungen des Rehs oder wie die Rösslein springen die raschen davon, ängstlich, dass er sie erhasche. Sein Lied ist auch nicht immer der Ausdruck der Empfindung seiner Liebe; es fällt ihm der Name irgend einer bekannten Schönen ein, und daran knüpft er ganz andere Gedanken als erotische. Er tröstet Freunde über die Treulosigkeit ihrer Geliebten:

Das hat Venus gewollt, die es beständig liebt,
Ins Joch alles, was nicht gleich ist an Form und Herz,
Einzuspannen mit grausem Scherz,

oder er warnt eine Freundin:

Niemals hoffe — und hör' auf mich, —
Den auf immer getreu, welcher so freventlich
Roh solch köstlichen Kuss verletzt,
Den mit Nektaressenz Venus hat selbst benetzt,

oder er widerrät die Liebe zu einem unreifen Mädchen:

Den Trauben, die jetzt noch hart,
Entsage nur, wenn farbiger Herbst uns ward,
Wird er dir schon die bläulich herben
Beeren mit köstlichem Purpur färben.

Zu einem wirklichen Loblied auf ein Mädchen schwingt er sich auf, wo er singt:

Setz' an den Pol mich, wo kein Baum zu finden,
Der frisch empor wächst in des Sommers Winden,
Dorthin, wo Nebel, und des Wetters Tücken
Alles bedrücken,

Oder auch dorthin, wo dem Sonnenwagen
Nahe, das Haus sich muss der Mensch versagen,
Lalage lieb' ich, die so lieb zu scherzen
Weiss und zu herzen.

Und dann, wenn er begeistert die Likymnia schildert:

Mir, mir weckt den Gesang meiner Likymnia
Lieblich tönendes Lied, blitzendes Auge, ja,
Ihr treu schlagendes Herz, dankbarer Liebe voll,
Ist es, was ich besingen soll.

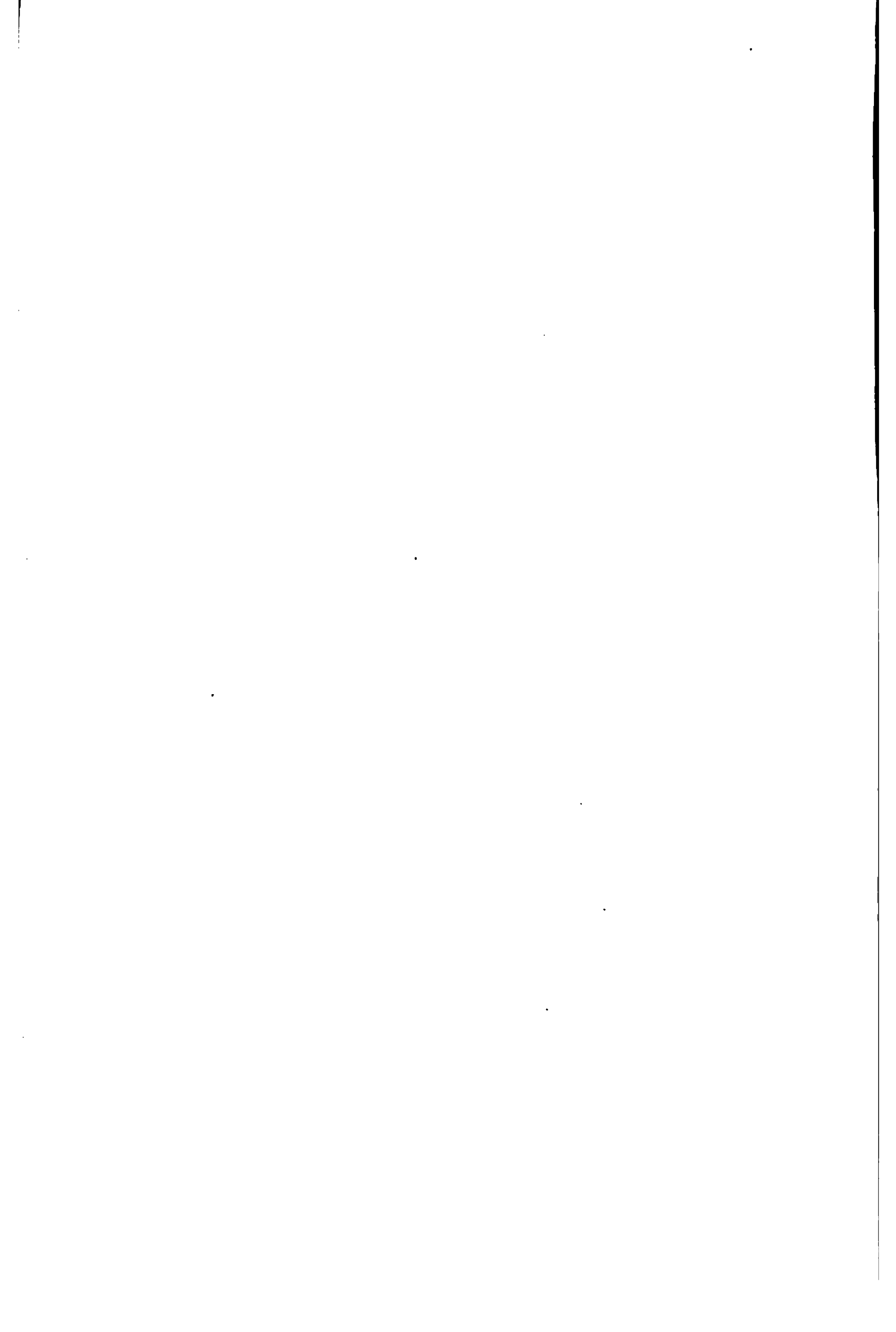
Nur sie, wenn sie im Tanz zierlichen Fusses schwebt
Und, wetteifernd im Scherz, spielend die Arme hebt,
In der Jungfrauen Schwarm, wenn er sich zeigen mag
Froh, am heil'gen Dianatag.

Was Achämenes hat, tauschtest du für sein Gold,
Für den Segen, den reich Phrygiens Flur gezollt,
Für des Arabers Schatz, den er zusammenlas,
Eine Locke Likymnias?

Wenn zum feurigen Kuss zierlich den Hals sie neigt,
Auch ihn weigert, wenn sie spröde zum Schein sich zeigt,
Weil sie Geben so süss nicht wie das Nehmen hielt,
Und sich manchmal ein Küsschen stiehlt.

Ich bin zu Ende, denn ich darf Ihre Geduld nun nicht länger erproben, sonst könnte ich aus den horazischen Oden noch viele Momente hervorheben, die uns zeigen würden, dass der römische Dichter als einheitliche Persönlichkeit unsere Liebe und Anerkennung auch heute noch verdient und dass er uns ein unschätzbares Material für unsere Gelehrtenschulen hinterlassen hat, das dazu beiträgt, unser Leben zu erheitern, unsern Sinn auf das Gute und Schöne zu lenken, und unsere Seele mit Gleichmut auszurüsten, dem Unvermeidlichen tapfer ins Auge zu sehen.

Allerdings reicht die Weisheit und Wahrheit keines klassischen Dichters, auch eines Horaz nicht, dazu aus, um uns den innersten Sinn und Zweck unseres Daseins zu enthüllen oder um unserer Weltanschauung ein unerschütterliches, ewiges Fundament zu geben. Dazu bedarf es noch anderer Werte und Normen.

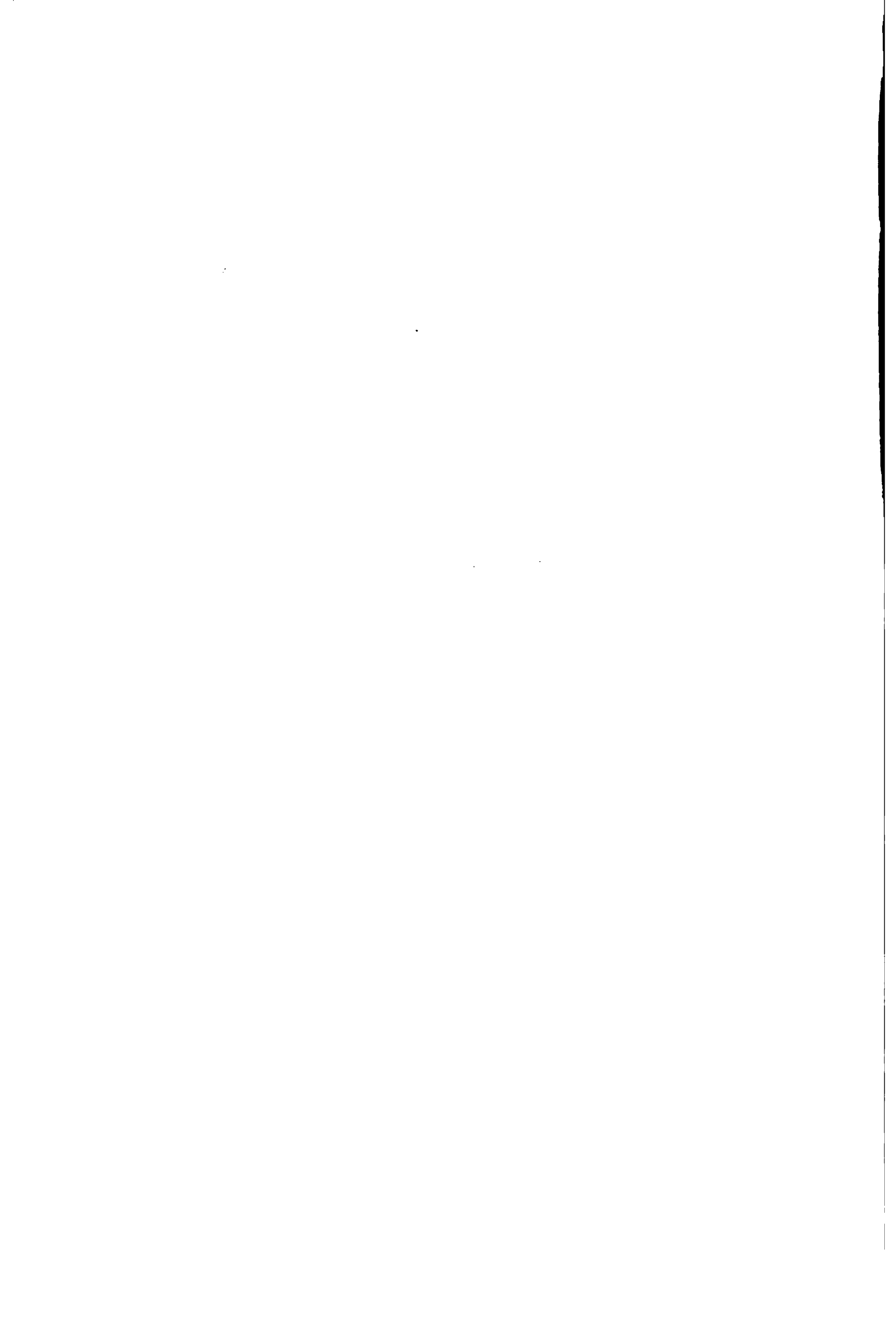


Der Föhn der Alpen und der deutschen Mittelgebirge.

Vortrag,
gehalten am 25. September 1901 in der ordentlichen Versammlung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt,

von

Friedrich Treitschke,
Vorsteher der meteorologischen Station zu Erfurt.



Der Föhn der Alpen und der deutschen Mittelgebirge.

Der Föhn ist eine seit Jahrhunderten bekannte Erscheinung, deren Ursprung bis vor wenigen Jahrzehnten ein Rätsel war. Erst an der Hand der neueren Beobachtungsreihen zahlreicher Stationen konnte eine befriedigende Erklärung dieses rätselhaften Phänomens gefunden werden.

Der Föhn gehört zu den sogenannten Fallwinden, wie solche an dem Fuss grösserer Gebirge häufig aufzutreten pflegen; das Wort Föhn stammt aus der Schweiz: nach dem bekannten Schweizer Meteorologen Billwiller ist es wahrscheinlich von dem lateinischen favonius abzuleiten, der Bezeichnung für einen warmen Westwind. Später finden wir in der romanischen Sprache die Ausdrücke: favougn, favoing, fuin. Die letzte Wandlung ist dem Worte Föhn schon recht ähnlich.

Die Definition des Föhn bietet einige Schwierigkeiten, da der Begriff noch immer von verschiedenen Meteorologen verschieden begrenzt wird. Um derselben näher zu kommen, wollen wir zuerst von den Fallwinden im allgemeinen ausgehen.

Ein Fallwind entsteht am Fusse eines Gebirges, wenn dieses zwei Gebiete scheidet, über denen der Luftdruck verschieden ist.

Ein gemeinsames Merkmal aller Fallwinde ist die Trockenheit der Luft, die sie mit sich führen, wir wollen also zunächst ihrer Ursache nachforschen.

Es ist bekannt, dass die Luft die Eigenschaft hat, Wasser aufzulösen, sie wird dadurch feucht. Diese Fähigkeit hat aber eine durch die Lufttemperatur gezogene, bestimmte Grenze.

Je wärmer die Luft ist, um so mehr Feuchtigkeit kann sie aufnehmen. Wir hatten zum Beispiel in diesem Jahre während der heissen Tage anfangs Juni einen Wassergehalt von 15 ccm

in einem Kubikmeter Luft. An kalten Wintertagen enthält dasselbe Luftquantum nur den Bruchteil eines Kubikcentimeters Wasser. Wenn die Luft an der Grenze der Aufnahmefähigkeit angelangt ist, so sagen wir: sie ist gesättigt. Wird nun ihre Temperatur weiter erniedrigt, so scheidet sie Wasser in verschiedenen Formen aus, im Sommer als Nebel, Regen, Hagel, Tau; im Winter ausserdem als Schnee, Graupel, Reif, Rauhreif und Glatteis. Den gleichen Vorgang beobachten wir in der kalten Jahreszeit an den Fensterscheiben, wenn sie beschlagen; hier entzieht die kalte Fensterscheibe der warmen, feuchteren Luft des Zimmers soviel Wärme, dass diese unter die Sättigungstemperatur erniedrigt wird.

Das ausgeschiedene Wasser betaut das Fenster. Aus diesem Grunde wird die Sättigungstemperatur mit dem Ausdrucke „Taupunkt“ bezeichnet.

Ein ähnlicher Vorgang findet statt, wenn die Luft ein Gebirge überschreiten muss. Wir wissen, dass es in der Höhe in der Regel kälter ist, und werden später auf den Grund dieser Erscheinung zurückkommen. Über dem Gebirgskamme scheidet sich in der Regel die überschiessende Feuchtigkeit aus, die auf der Leeseite herabgesunkene Luft muss demnach trockener geworden sein.

Auf diese Weise entstehen die sogenannten Fallwinde. Die bekanntesten derselben in Europa sind: die Bora an der Adria und der Mistral in der Provence. Erstere ist ein Nordost, der von dem felsigen Plateau des Karst herabweht, der andere kommt von dem mittleren Teil von Frankreich aus nordwestlicher Richtung. Die Ursache dieses energischen Luftaustausches ist folgende: Über dem Mittelländischen Meere erwärmt sich die Luft mehr als im nördlichen Europa, von dorther würde kältere, schwerere Luft nachströmen, wenn die Alpenkette nicht im Wege läge. Es entsteht nun eine Druckstufe, die Ausgleichung erfolgt zu beiden Seiten des Gebirgs durch stürmische Winde.

Auch jeder Föhn ist ein Fallwind, aber nicht jeder Fallwind ein Föhn, da man im allgemeinen diesen Ausdruck nur für warme Fallwinde anzuwenden pflegt.

Wir kommen hier zu einem Punkte, an dem die Ansichten der Meteorologen auseinandergehen. Von mancher Seite wird der Begriff des Föhn dergestalt erweitert, dass sie jeden Fallwind als Föhn ansprechen, gleichviel ob er kalt oder warm ist. Diese

Ansicht finden wir unter anderem aufgeführt in einem Referat des Dr. Wilhelm Trabert in der Meteorologischen Zeitschrift. Es vertritt sie daselbst der Bezirksarzt Dr. Klein in einem Aufsatz zu dem Jahrgang 1900 der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, worin das Auftreten des Nordföhn in Tragöss in den Österreichischen Alpen ausführlich behandelt ist. Er findet in den Aufzeichnungen vom 1. Oktober 1897 bis 30. September 1899 im Jahr 163 Föhntage gegen 202 föhnlose.

Andererseits wird, besonders in der Schweiz, der Begriff Föhn auf warme Fallwinde beschränkt.

Bei typisch auftretenden Föhnwinden ist allerdings die Wärme eine so auffallende, dass ihrem Einfluss manche Alpenthäler in der kalten Jahreszeit Perioden mit fast sommerlichem Klima verdanken. Als Beispiel führe ich einen Fall aus Bludenz an, wo in der Nacht vom 28./29. Oktober. 1896 der Föhn auf seinem gewohnten Wege aus dem Montavon sich einstellte, der die Temperatur von abends 6 Uhr bis früh 5 Uhr von 1° auf 23° erhöhte. Auf der Südseite der Alpen ist der Föhn auch nicht unbekannt, so zum Beispiel in Griez bei Bozen, wo die Temperatur am 9. Januar 1888 von morgens 7 Uhr bis mittags 1 Uhr von —3,2 bis 15,8° stieg.

Es dürfte nun zunächst zu erörtern sein: wo hat die Wärme des Föhn ihren Ursprung?

Hier wird es wohl nicht gut zu umgehen sein, theoretische Betrachtungen über die Herkunft der Wärme in der Atmosphäre vorauszuschicken.

Als Hauptquellen der Luftwärme sind zwei anzusehen: die Erdwärme, sodann die strahlende Wärme der Sonne.

Von der ersteren dürfen wir wohl absehen, sie ist als Konstante zu betrachten, die alle Klimate der Erde gleichmässig beeinflusst, dahingegen fällt die Strahlung der Sonne um so mehr ins Gewicht.

Die Kraft der Sonnenstrahlen kommt erst an der Erdoberfläche zur vollen Wirkung, und nur ein kleiner Teil derselben wird in der Atmosphäre absorbiert, nur etwa vorhandene Wolken nehmen ein grösseres Kontingent für sich in Anspruch. Der erhitzte Boden teilt der untersten Luftschicht seine Wärme durch Leitung mit, diese dehnt sich aus, wird leichter und steigt in die Höhe. Die so an der Erdoberfläche erzeugte Wärme ist recht erheblich.

An einem warmen Sommertage zeigt ein bei uns der Sonne ausgesetztes Thermometer bis auf 40° C., ein Schwarzkugelthermometer, welches so eingerichtet ist, dass die aufgenommene Wärme durch Leitung nicht wieder verloren gehen kann, kommt manchmal bis auf 60°. Die untere Luft, an und für sich schwerer als die darüber lagernde, wird nun durch Wärme ausgedehnt, leichter als dieselbe, und es entsteht ein labiles Gleichgewicht in der Atmosphäre. Dieses wird ausgeglichen durch einen aufsteigenden Luftstrom, der den Widerstand der oben lagernden Schichten in wirbelförmigem Aufstieg überwindet.

Das Aufsteigen erhitzter Luft kann experimentell einfach nachgewiesen werden durch die Montgolfière, einen Ballon, welcher durch brennenden Spiritus zum Steigen gebracht wird. Einen vorzüglichen Beleg finden wir in dem Bericht einer wissenschaftlichen Ballonexpedition, die vor einiger Zeit von München aus stattfand. Es wurden in einer Höhe von 3000 m schwebende Heuhalme vorgefunden, die offenbar von unter ihnen liegenden Wiesen herstammten, wo gerade Heuernte war. Einen wirbelförmigen Aufstieg von erhitzter Luft konnte ich selbst einmal auf dem Friedrich-Wilhelmsplatz beobachten. In der Mittagshitze hatte sich ein Staubwirbel gebildet, der einer umgekehrten Glocke glich. Mit dichten Staubmassen wurde auch ein Zeitungsblatt gehoben, das schliesslich als weisser Punkt im Zenith verschwand.

Derartige Wirbel, die unter anderem die Erzeuger der Haufenwolken sind, würden nun bis zu ungeahnten Höhen emporsteigen und die von der Erdoberfläche empfangene Wärme dem weiten Weltenraume zuführen, insbesondere da die Luft sich oben immer mehr ausdehnt und dabei neuen Auftrieb gewinnt — wenn nicht hier ein regulierendes Moment eingriffe. Es ist dies der Umstand, dass die Luft bei der Ausdehnung eine dieser proportionale Menge von Wärme bindet, wodurch der Auftrieb wieder vermindert wird, wie es das Gesetz der Thermodynamik fordert.

Jeder Körper, der komprimiert wird, erwärmt sich, und zwar infolge der damit verbundenen Volumenverminderung. Gleichzeitig ist er gezwungen, einen Teil der ihm innewohnenden — latenten — Wärme wieder abzugeben, und zwar genau denselben, den er zur Bewerkstelligung einer früheren Volumenvergrösserung verbraucht hat.

Am besten lässt sich dieser Prozess verfolgen an einem Experiment, wie es täglich in den sogenannten Kühlanlagen — Eismaschinen — ausgeführt wird. Hier handelt es sich darum, die Verdunstungskälte eines komprimierten Gases nutzbar zu machen. Das Wärmequantum, welches dabei gebunden und der Umgebung entzogen wird, reicht aus zur Hervorbringung von Kältegraden, welche die in unserer Atmosphäre vorkommenden weit übersteigen. Hat die Kälte ihre Verwendung gefunden, so wird das Gas wieder komprimiert. Dabei erhitzt sich das Produkt, weil die bei der Verdunstung gebundene Wärme wieder frei wird.

In der Atmosphäre haben wir den gleichen Vorgang, wenn auf- oder absteigende Luftströme eintreten, weil der Luftdruck mit der Entfernung von der Erde abnimmt. Steigt die Luft 100 m in die Höhe, so dehnt sie sich aus und verbraucht dabei soviel Wärme, dass sie nunmehr um 1 Grad Celsius kälter erscheint. Das Entgegengesetzte findet statt, wenn die Luft herabsinkt.

Ist ein Wind genötigt, ein in seiner Bahn liegendes Gebirge zu überschreiten, so muss er an demselben emporsteigen und auf der anderen Seite hinabsinken. Nach der obigen Theorie würde seine Temperatur nach Zurücklegung des Weges nicht verändert werden, da der Wärmeverlust beim Aufstieg durch den Wärmegewinn beim Abstieg wieder ersetzt wird. In der Wirklichkeit tritt dieser Fall nur selten ein, und zwar weil die dynamische Temperaturänderung durch den Grad des Feuchtigkeitsgehalts der Luft modifiziert wird.

Die Erfahrung hat nämlich gelehrt, dass ein Luftstrom, der an einem Gebirge emporsteigt, und bei dem damit verbundenen Wärmeverlust auf den Taupunkt kommt, oder auch nur demselben nahe gebracht wird, bei 100 m Erhebung nur etwa einen halben Grad seiner Temperatur einbüsst.

Wir haben oben gesehen, dass bei Kondensation Wärme frei wird. Hat die Luft dabei den Taupunkt erreicht, so scheidet sich das überschüssige Wasser in flüssiger oder fester Form aus.

Beim Abstieg wird die Luft wieder wärmer, sie ist nun wieder in der Lage, Feuchtigkeit zu lösen und erscheint nun trocken.

Sie hat also beim Steigen $^1/_2$ Grad pro 100 m verloren,

und beim Herabsinken einen ganzen Grad pro 100 m gewonnen.

Wir wollen nun auf dieser Grundlage ein einfaches Rechenexempel aufstellen. Denken wir uns einen Gebirgskamm, der eine Ebene schneidet und 1000 m hoch ist. Kommt nun rechtwinklig zu demselben ein feuchter Wind aus der Luvseite, der 15 Grad Wärme hat, und am Gebirge emporsteigt, so muss er um $^{10}/_{2}$ Grade kälter werden, wir messen dann auf dem Gebirgskamm $15 - 5 = 10^{0}$. Senkt er sich auf der anderen Seite herab, so erwärmt er sich um 10 ganze Grade, kommt also mit $10 + 10 = 20^{0}$ unten an, er hat also 5 Grad gewonnen.

In den Alpen, wo eine Kammhöhe von 2000 m nicht selten ist, würde die Wärmezunahme 10 Grad betragen haben; es ist also kein Wunder, wenn ein von Italien herüberkommender Wind in den nördlichen Thälern unter Umständen ganz heiss erscheint. Gleichzeitig erscheint er ungewöhnlich trocken, und ist es erklärlich, wenn man früher annahm, dass der Föhn aus der Sahara käme.

Wir sind nun an dem Punkte angelangt, wo es statthaft ist, eine Definition des Ausdrucks Föhn zu geben, die ungefähr so lauten würde: Unter Föhn verstehen wir einen Fallwind, der, abgesehen von seiner Trockenheit ausserdem erwärmt ist, und zwar auf dynamischem Wege beim Herabkommen vom Gebirge.

Hier ist wohl der Platz des Begründers der Föhntheorie zu gedenken, nämlich des Professors Hann, des Leiters der Meteorologischen Centralanstalt für Österreich in Wien, in weiteren Kreisen bekannt durch seine Klimatologie, die man als eines der klassischen Werke der neueren Meteorologie bezeichnen kann, obgleich er selbst das Recht, die erste Anregung zu dem Versuch einer Erklärung auf thermodynamischer Grundlage gegeben zu haben, nicht für sich in Anspruch nimmt.

Im Jahrgang 1886 der Zeitschrift der Deutschen und Österreichischen Meteorologischen Gesellschaft führt er den Physiker Espy als ersten an, der auf die Möglichkeit eines derartigen Vorgangs hingewiesen habe.

Später wurde von Helmholtz in einem populärwissenschaftlichen Vortrag dieselbe Ansicht ausgesprochen, die sodann der englische Physiker Tyndall als eine vollkommen befriedigende Theorie des Föhn anerkannt hat.

Die Weiterentwickelung und der Ausbau derselben haben

wir Hann zu verdanken: das ihm im grössten Umfange zu Gebot stehende Beobachtungsmaterial der Österreichischen Alpengebiete, sowie seine vollkommene Beherrschung der Meteorologischen Statistik aller Länder gab ihm eine Unterlage von Thatsachen, auf deren Grund man heutigen Tages an Stelle der Bezeichnung „Theorie" mit ruhigem Gewissen den Ausdruck „Gesetz" stellen kann, trotzdem die Erklärungsart des Föhn von Hann Jahre lang, besonders von seiten der Schweizer Meteorologen, lebhaften Widerspruch fand.

Es hat übrigens den Anschein, dass auch von dieser Seite eine Aussöhnung mit der neueren Erklärung erfolgt ist, wenigstens hat der an der Spitze der meteorologischen Arbeiten stehende Professor Billwiller in Zürich in einem Aufsatze im Jahrgang 1899 der Meteorologischen Zeitschrift unter anderem erklärt: „Heute dürfte in Fachkreisen kein Zweifel mehr darüber bestehen, dass das Auftreten des typischen Alpenföhns (wie auch der Fallwinde anderer Gebirge) auf die zeitweise zu beiden Seiten des Gebirges auftretenden Luftdruckdifferenzen zurückzuführen ist. Ich habe im Jahrgang 1878 dieser Zeitschrift, S. 319 darauf hingewiesen, dass es die durch in grösserer oder geringerer Entfernung vorüberziehende barometrische Minima erzeugte Aspiration ist, welche die Luft aus dem Alpenvorland gegen das Gebiet niedrigern Druckes zuströmen lässt und dass dabei die Luft aus den Thälern gleichsam herausgesaugt wird. Infolge der dadurch entstehenden Störung des Gleichgewichts, d. h. des über dem Alpenkamm entstehenden Gradienten strömt die Luft oben von der anderen Seite des Gebirges in den luftverdünnten Raum der Thäler. Hann hat diese Erklärung des Herabsteigens der Luft adoptiert und damit eine in seiner thermodynamischen Theorie noch bestehende Lücke ausgefüllt."

In früheren Zeiten nahm man allgemein an, dass der Föhn eine nördliche Fortsetzung des Scirokko sei, eines Südostwindes in Italien, der aus der Sahara kommt. Die Vertreter dieser Theorie waren die schweizer Geographen Desor und Escher von der Linth. Später ging von Dove, nachdem er das Gesetz der Ablenkung der südlichen und nördlichen Winde infolge der grösseren und geringeren Umdrehungsgeschwindigkeit der Erde an verschiedenen Breitengraden, entdeckt hatte, die Ansicht aus, dass mehr Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, den Ursprung des Föhn über dem Atlantischen Ozean zu suchen.

Andere haben eine vermittelnde Theorie aufgestellt: sie halten eine dynamische Erwärmung der Luft beim Übergang über das Gebirge zwar für wahrscheinlich, jedoch nicht für ausreichend, und setzen deshalb voraus, dass der betreffende Wind dem Doveschen Äquatorialstrome angehöre. Indes die Zusammenstellung des Materials der nunmehr zahlreichen Stationen hat zu dem Ergebnis geführt, dass die Winde der Luvseite nicht aussergewöhnlich warm zu sein brauchen, während die in der Höhe der Gebirge vorgefundenen Luftströmungen in der Regel kalt sind, wenn unten Föhn herrscht; ferner dass Föhnwinde häufig durch lokale Depressionen verursacht werden, die nicht mit den grossen atlantischen Störungen zusammenhängen.

Noch andere setzen heisse Luftströmungen in grossen Höhen voraus; es dürfte aber schwer sein, solche nachzuweisen: im Gegenteil, die neueren wissenschaftlichen Ballonexpeditionen haben in grösseren Höhen stets niedrige Temperaturen vorgefunden.

Die Veranlassung zu einem Alpenföhn ist häufig gegeben. Wenn über dem Mittelmeerbecken hoher Luftdruck lagert, und von Westen, vom Atlantischen Ozean her, ein Minimum heranrückt, setzt in Deutschland Südost oder Südwind ein, dem die Luft aus den Thälern des Nordabhangs der Alpen nachströmt. Da dem weiteren Nachrücken von Süden her durch die Alpenkette ein Hindernis entgegensteht, tritt zunächst dort eine Druckstufe ein, deren Ausgleichung einen Fallwind zur Folge hat. Dieser ist zuerst an der Leeseite der Gebirgspässe zu spüren, er wird dort als sogenannter Jochwind empfunden. Derartige lokale Luftströmungen trifft man sehr häufig auf dem Gebirgskamme an, ich erwähne nur den bekannten Brennerpass, wo fast immer ein starker Wind weht, entweder von der italienischen oder von der deutschen Seite her. Ist die vorhandene Druckstufe eine hohe, so stürzt der Luftstrom mit Heftigkeit in das Thal hinab, dessen Krümmung er folgt. Je grösser der vertikale Abstand der Thalsohle vom Gebirgspass, um so beträchtlicher ist die dynamische Erwärmung der Luft. Da der Wind, im Thale angelangt, keine Gelegenheit hat, sich auszubreiten, so ersetzt er den Mangel an Raum durch Zunahme der Geschwindigkeit, und kann diese sich unter Umständen bis zur Orkanstärke steigern. Den Gebirgsbewohnern ist das wohl bekannt, sie pflegen deshalb ihre Schindeldächer mit schweren Steinen zu belasten und bei Eintritt des Föhns die Feuer auszulöschen, da der Wind in der

Regel stossweise und schräg von oben nach unten weht: er wirkt dann nicht saugend auf die Öffnungen der Schornsteine, sondern stösst die Luft herab, dass die Funken aus den Kaminen in die Wohnräume geblasen werden.

Aber auch kleine barometrische Depressionen, die häufig an dem Nordfusse der Alpen entlangziehen, können, wie oben angedeutet wurde, einen Föhn hervorrufen. Es ist dann oftmals schwer, die Veranlassung dazu aus den täglich erscheinenden Wetterkarten nachzuweisen, da in diesen die Isobaren nur von 5 zu 5 Millimetern ausgezogen sind. Manchmal kann man sie allenfalls noch finden, wenn man die Zwischenlinien an der Hand des Textes des Wetterberichts nachträgt. Zuweilen ist der Ausfluss von Luft aus einem barometrischen Maximum, das über den Alpen liegt, die Ursache von Föhnerscheinungen: die Luftströmung findet auch hier ein Hemmnis in entgegenstehenden Bergkämmen, und bricht durch die Scharten derselben in die Leeseite ein. Im Grunde ist dieser Vorgang derselbe wie beim Vorhandensein eines Minimums: von den Punkten mit höherem Luftdruck nach denen mit geringerem ist stets ein Gradient vorhanden, der durch die mechanischen Hindernisse der Berge lokal verstärkt wird. Die Ablenkung des Windes von dem Gradienten wird dann lediglich durch zufällige Hindernisse bedingt.

In der Ebene angelangt, schwächt sich die Wirkung des Föhn häufig ab, wenn er sich mit der stagnierenden Luft des Tieflandes in verschiedenen Verhältnissen mischt. Trotzdem ist seine Wirkung noch meilenweit an der milden Temperatur und der Trockenheit der Luft zu spüren. In noch grösserer Entfernung kann sie beobachtet werden auf den Höhen der Mittelgebirge Deutschlands. Ein besonders interessantes Beispiel hatten wir im Oktober 1885, wo nach Vorgang eines heftigen Föhnsturms im Bayrischen Gebirge am 15., auf dem Inselsberge die Temperatur in der Nacht zum 16. von 3 auf 15 Grad stieg, während gleichzeitig in Erfurt nur knapp 12 Grad gemessen wurden. Ein ähnlicher Fall kam vor am 30. Oktober 1892, wo die Ausläufer eines Föhn in der Nordschweiz auf den Stationen Schmücke, Erfurt und Inselsberg wahrgenommen wurden. Die Temperatur stieg hinterher in Erfurt fast bis auf 20 Grad.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit nun den Anzeichen zu, die auf den Eintritt von Föhn schliessen lassen, und die Erscheinungen, welche ihn begleiten.

Wir haben gesehen, dass der Föhn ein Aspirationswind ist. Aus diesem Grunde müsste er erst in den tiefsten Lagen der Thäler eintreten. Dies kommt wohl auch vor, jedoch der Wind, der zunächst anfängt sich thalabwärts zu bewegen, weist noch keinen Föhncharakter auf, da die Bedingung der Erwärmung, das Herabkommen in Regionen mit stärkerem Luftdruck, noch nicht gegeben ist. Häufiger noch tritt der Wetterumschlag in grösseren Höhen zuerst ein, da die rings von Höhen eingeschlossenen Luftschichten in den Thälern, insbesondere wenn erstere sehr kalt und schwer sind, jeder Witterungsänderung einen gewissen Trägheitswiderstand entgegensetzen. In diesem Falle setzt sich die Luft zuerst nahe den Gebirgsjochen in Bewegung, während unten oft eine kalte Gegenströmung aspiriert wird. Infolge der absteigenden Richtung des Windes lösen sich die über den Gipfeln lagernden Wolken auf, und die über das Gebirge nachrückende staubfreie Luft lässt diese nahe und in kräftigen Farbentönen erscheinen. Oftmals sind sie dann in den Thälern noch nicht sichtbar, falls Nebel darin lagert: erst nach dessen Beseitigung durch den trockenen Luftstrom zeigen sich die ungewöhnlich scharfen Umrisse der Alpenkette, und der wetterkundige Gebirgsbewohner ist in der Lage, den Föhn zu erkennen, ehe er eingetreten ist.

Nach Deutschland bringt der Föhn, sowie alle über die Alpen kommenden Winde, staubfreie durchsichtige Luft. Diese macht sich bemerklich bis Mitteldeutschland, wo zum Beispiel im Winter der Tauwind meist klare Luft bringt, während sie in der norddeutschen Ebene bei gleicher Wetterlage dunstig erscheint. Anders ist es in Italien, die nördlichen Winde sind dort Fallwinde, werden Tramontane genannt, und haben meist einen föhnigen Charakter. Unter ihrem Einfluss tritt der vielgerühmte blaue italienische Himmel ein. Dass die Reinheit der Farbe der Luft die der unsrigen so sehr übertrifft, hat nicht zum mindesten seine Ursache in der Staubfreiheit der oberen Luftschichten, die beim Übergang über die Alpenkette bei Gelegenheit der vielfachen Kondensationen der Feuchtigkeit gereinigt wurden.[1])

[1]) Nicht immer hat der italienische Himmel das charakteristische leuchtende Blau. Der aus Afrika kommende Scirokko bringt eine undurchsichtige bleifarbige Luft. Die massenhaften Staubkörperchen, die aus dem wüsten, regenarmen Landstrichen von Afrika herrühren, ziehen beim Überschreiten des Mittel-

Die oben erwähnte Klarheit der Umrisse der Alpenketten bleibt indes nicht lange bestehen, bald verhüllen sie sich teilweise mit einer flachen Wolkendecke, die den Spitzen wie Watte anhaftet und manchmal deren Profile in verschwommenen Konturen, aber scharfer Abgrenzung wiederholt. Diese Erscheinung wird Föhnmauer genannt, im Jahrgang 1892 der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins finden wir sie als Titelbild eines Aufsatzes des Botanikers Kerner von Marilaun, der über die Föhnmauer handelt. Die Aufnahme ist gemacht von Gschnitzthale aus und stellt die Tribulaunkette dar.

Wir brauchen aber nicht nach den Alpen zu reisen, um eine Föhnmauer zu sehen, sie lagert im Winter häufig über dem Thüringerwald, manchmal ist sie hoch, dick und nach oben so scharf abgegrenzt, dass wir ein Gebirge zu sehen glauben, das weit höher ist als dasjenige, welches den Kern der Wolken bildet.

Doch hiervon später.

Das Eindringen des Föhn in die Thäler erfolgt in der Regel plötzlich, nach Voraufgang einzelner wie verlorener Windstösse. Wir besitzen eine drastische Schilderung des oben erwähnten Föhns vom 15. Oktober 1885, der in einen Orkan ausartete, und will ich hier einige Stellen aus einem Aufsatz des Dr. Erk mitteilen, des Vorstandes der bayrischen Meteorologischen Centralanstalt in München und zwar aus der Meteorologischen Zeitschrift Jahrgang 1886:

„Schon im Oktober stellen sich fast in jedem Jahre im bayrischen Alpenvorlande Tage ein, an welchen die Witterung einen völlig föhnartigen Charakter hat. Die dichte Wolkendecke zerreisst und es zeigt sich, anfangs nur an einzelnen Stellen, das Blau des Firmaments, dem aber ein ganz eigentümlicher, leicht ins gelb-grünliche spielender Ton beigemischt zu sein scheint.

---

ländischen Meeres Feuchtigkeit an, werden zu Nebeltröpfchen und bilden tiefhängende aber regenarme Wolken, die dem Scirokko eigentümlich sind.

Die Aitken'schen Versuche über die Einwirkung des atmosphärischen Staubes auf die Kondensation des Wassergehaltes derselben berechtigen uns, diese Schlüsse zu ziehen.

Ein Gegenstück zu dem Scirokko ist übrigens unser Nordostwind, bei sonst ganz anderen Eigenschaften ist er als kontinentaler Wind stets von dunstiger Luft begleitet und hat oft einen eigentümlichen rauchigen Geruch.

Die Temperatur nimmt rasch zu, während die relative Feuchtigkeit der Luft oft förmlich sprungweise abnimmt.“

„Von der Plattform auf dem Dache des Meteorologischen Instituts überblickt man an solchen Tagen die gleichsam von Zauberhänden in nächste Nähe herbeigerückte Gebirgskette in ihrer ganzen Pracht, und wer wie Schreiber dieser Zeilen schon öfters den Moment benutzte und mit einem Nachmittagszug nach Starnberg eilte, kann dort einen Herbstabend mit Lichteffekten an den meist schon angeschneiten Bergkuppen geniessen, dessen Reize schwer zu schildern sind. In dieser, wenn ich so sagen darf, freundlichen und milden Form bietet sich bei uns der Föhn dar, und selten hört man von den verheerenden Wirkungen, unter denen er in der Schweiz auftritt. Ein solcher Fall trat aber am 15. Oktober ein. Wir führen unsere Leser zunächst an den Fuss des Wettersteingebirges, wo der Sturm am schlimmsten hauste. Der englische Oberst a. D. Ward in Partenkirchen stellte uns einen eingehenden Bericht zur Verfügung, dessen Einzelheiten so interessant scheinen, dass wir ihn hier ausführlich wieder geben“: Er schreibt unter anderem:

„„Der verheerendste Sturm, den man seit dem Winter 1821/22 kennt, brach über das Thal von Partenkirchen am 15. Oktober herein. Der Tag vorher war schön und kühl gewesen, der frühe Morgen des 15. wolkenlos. Um 5^h a. m. und 10^h a. m. hörte man in der Höhe ein lautes, rasselndes Geräusch, wie wenn ein schwerer Wagen auf der Strasse fährt. Um 8^h a. m. begannen sich Wolken über dem Wetterstein auf der Südseite des Thales zu bilden, die Temperatur stieg rapid, und um 9.30^h a. m. begann der Föhn aus SSW zu wehen, auf dem Berge von Schnee und im Thale von Regen begleitet. Während dieser ganzen Zeit war der nördliche Teil des Firmaments in seiner vollen Ausdehnung von West bis Ost völlig wolkenlos und bereits 7 km nördlich fiel kein Regen mehr. Um 2^h p. m. frischte der Wind auf und wehte mit wechselnder Stärke aus SSW. bis SSO., und um 5^h p. m. brach der Sturm in voller Wut aus, der Regen hörte auf, der Himmel wurde klar. Die Heftigkeit des Windes nahm noch bis 7^h p. m. zu, blieb dann auf dieser Stärke bis 8^h p. m., worauf sie etwas abnahm. In kurzen Zwischenräumen stellten sich jedoch immer noch heftige Windstösse ein bis 2.30^h a. m. des 16., wo plötzliche Totenstille eintrat, die dann den ganzen Tag andauerte.““

Weiter heisst es: „„Die Temperatur, die um 7^h a. m. 2,8 Celsius (zugleich das Minimum des Tages) betragen hatte, stieg bis 9^h a. m. auf 10,6° und 9.30^h a. m. auf 21,1°, auf welchem Stande sie sich bis 5^h p. m. hielt, worauf sie dann beim Aufhören des Regens auf 19,4° sank. In der Nacht nahm die Temperatur noch weiter ab bis 13,9°, worauf sie bis 9^h a. m. des 16. bis 20,6° wieder stieg, was dann das Maximum dieses Tages war.

Der Schaden ist schrecklich. Da es Nacht war, kann ich nur von den Beobachtungen sprechen, die ich selbst machte, während die Wut des Sturms ihren höchsten Grad erreicht hatte.

Bei weitem das schlimmste Geschick traf aber den Stangenwald, einen Forst am Steilhang des Wachsensteins zunächst am Eingang ins Höllenthal. Er ist von meinem Fenster aus sichtbar: als ich am Morgen nach ihm hinübersah, war er verschwunden. Von dem ganzen Walde, der etwa 5 km lang und 1½ km breit war, steht auch nicht ein Baum. Forstleute und andere Sachkundige schätzen, dass in diesem Walde allein 250000 Bäume niedergeworfen wurden.""

Ähnlich wie auf der Nordseite der Alpen, wo der Föhn in vorwiegend südlicher Richtung aufzutreten pflegt, kommt er auch auf der Südseite als Nordföhn vor, wenn auch nicht in so drastischer Weise wie in gewissen Thälern der nördlichen Alpen. Wir finden zahlreiche Beispiele in der Meteorologischen Zeitschrift beschrieben. Ich will hier eines anführen, über das Dr. Höffinger, Arzt in Gries bei Bozen, berichtet hat. Der Föhn trat ein am 9./10., 12./13., 23./24. Januar 1888, er kam aus dem Eisackthale in ONO.-Richtung herab und steigerte die Temperatur von 9.7^h a. m. bis 8^h p. m. um 19° (von — 3 auf + 16), die relative Feuchtigkeit, die noch am 8.9^h p. m. 96% betragen hatte, verminderte sich bis zum 9. 1^h p. m. auf 16%, das ist bis zu einem Punkte, der überhaupt selten vorkommt. In dem benachbarten Brixen stieg an diesem Tage die Temperatur von 7^h a. m. bis 2^h p. m. um 17 Grad, während die relative Feuchtigkeit auf 14% sank. Während dabei die Windstärke in Gries eine mässige blieb, stieg sie in Brixen bis Windstärke 7, die wir schon als mässigen Sturm bezeichnen.

Über denselben Nordföhn berichtet ein Herr Professor Momber aus Danzig, zur Zeit Kurgast in Meran. Er schildert einen Spaziergang nach dem Eingang des Passeierthals, die

plötzlich daraus hervordringenden warmen Windstösse und die rasche Wärmezunahme. Sodann erwähnt er die Verlegenheit der Berichterstatter in den Zeitungen, eine Erklärung des merkwürdigen Phänomens zu bringen.

Wir müssen uns dabei vergegenwärtigen, dass im Jahre 1888 die Hannsche Föhntheorie noch nicht in weiteren Kreisen bekannt war. Es ist dann wohl begreiflich, dass man vor einem Rätsel stand, denn der Ursprung des Nordföhn liess sich doch nicht gut in die Sahara verlegen.

Die Wirkungen des Föhn sind, wie wir oben sahen, manchmal schädliche, im grossen und ganzen jedoch ist er eine für die Alpenthäler segensreiche Erscheinung. Als Beleg will ich hier eine Stelle aus einem Vortrag von Professor Fuchs citieren, den er im Jahre 1879 in einer Versammlung der Sektion Meran des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins gehalten hat:

„Nach einer solchen Sturmnacht erkennt man am Morgen mit Staunen, dass die Schneedecke, welche noch vor wenigen Stunden die ganze Gegend einhüllte, aus den Thälern und von den unteren Abhängen verschwunden ist, und dass selbst in bedeutender Höhe grosse schwarze Flecken die Stellen andeuten, wo durch den seit Wochen aufgehäuften Schnee in unglaublich kurzer Zeit die Erde wieder zum Vorschein kam. Das massenhafte Verschwinden des Schnees hat nicht ein entsprechendes Anschwellen von Bächen und Flüssen zur Folge, es scheint vielmehr, als wenn der Schnee verdunste, oder als wenn ihn der darüber hinstreichende Wind aufzehre, da sonst, auch ohne gleichzeitige Regengüsse, Überschwemmungen in den Alpenthälern eintreten müssten."

Ferner schreibt Hann in seiner Klimatologie unter anderem: „Im Grindelwaldthale schmelzt der Föhn oft in 12 Stunden eine Schneedecke von mehr als 2 Fuss Dicke weg. Ja er ist in vielen schattigen Hochthälern geradezu die Bedingung des Frühlings, wie er an manchen Orten der Ebene im Herbste die Zeitigung der Traube bedingt. In Graubündten namentlich erwartet man zu Ende August und im September von seinem richtigen Eintreffen und längerer Andauer eine günstige Weinlese, er ist hier der eigentliche Traubenkocher.

Desgleichen ist die Maiskultur in Vorarlberg und Nordtirol von dem häufigen Auftreten des Föhn (in Innsbruck Scirokko genannt) abhängig.

Mit welch hoher Wärme und Trockenheit der Föhn auftritt, dafür könnten zahlreiche Beispiele gegeben werden.

Ich führe hier nur wenige Zahlen aus den Aufzeichnungen von Bludenz an:

1869, 1. Februar, Temperatur 13—19°, relative Feuchtigkeit 6—24 %, Wind SO_5,

1870, 24./25. November, Temperatur 15—22°, relative Feuchtigkeit 9—20 %, Wind SO_5.

„Die Abweichung der Temperatur" — schreibt Hann — „von der normalen betrug beim Föhn vom 31. Januar bis zum 1. Februar 1869 + 15,7°, und die Abweichung der relativen Feuchtigkeit — 58 %."

Der im Sommer im Gebirge weilende Tourist ist freilich nicht oft in der Lage, derartige Abnormitäten des Klimas zu erleben, wenn er auch oft dem Ausdruck begegnet „wir haben Föhn heute". Überdies kennt der Schweizer eine grosse Menge von Nuancen und Abarten, die dem Flachländer nicht verständlich sind.[1])

Der Zufall bringt es wohl einmal mit sich, dass der Sommertourist einen kräftigen Föhn erlebt, wie es mir im Jahre 1877 in Kandersteg im Berner Oberland ging, wo in der Nacht eine Stunde lang ein Sturm tobte, der jeden Schlaf unmöglich machte und eine unerträgliche Schwüle mit sich führte.

Es steht nun wohl zu erwarten, dass der Föhn kein Privilegium der Schweizer und Deutschen Alpen ist, sondern auch in den anderen Gebirgen der Erde vorkommt.

In der That, er ist, seitdem man mehr Nachrichten über auffallende Witterungsvorgänge von anderen Erdteilen sammelte, in jedem Kontinent vorgefunden worden, selbst in Australien. In der Meteorologischen Zeitschrift finden sich in jedem Jahrgang Notizen über Föhn: z. B. in Trapezunt, in der Krim, am Kaukasus, in den Anden von Südamerika, den Felsengebirgen von Nordamerika, in Grönland.

Besonderes Interesse haben die Aufzeichnungen vom letzterwähnten Lande hervorgerufen, an die sich vielfach Kontroversen knüpften.

Thatsache ist es, dass aus dem mit Eis bedeckten Innern

---

[1]) Ein ausführlicher Aufsatz über dieses Thema von P. Blumer-Zwiefel findet sich im Jahrbuch des Schweizer Alpenklub, Jahrgang 1895 oder 1896.

zeitweise im Winter warme Winde herabkommen, und hat man früher geglaubt, dass daselbst wärmere Landstriche sein müssten. Seit Nansens Durchquerung des Inlandeises im Jahre 1888 ist es keine terra incognita mehr, er fand im Innern lediglich eine gewölbte Hochebene vor, die bis über 2000 m Seehöhe hinaufreichte.

Trotzdem kommen auf der Westküste von Grönland häufig im Winter östliche Winde vom Inland herab, die die Temperatur um 20 Grad erhöhen.

Um einer Temperatursteigerung bis zu + 10° an der Westküste teilhaftig zu werden, müsste die Temperatur oben nicht tiefer als 10 Grad unter dem Gefrierpunkte liegen. Eine so milde Temperatur im inneren Hochlande, wo Nansen schon im September Kältegrade bis — 40° gemessen hat, dürfte dort im Winter wohl zu den Ausnahmen gehören. Deshalb erscheint die Ansicht von Paulsen, des Vorstehers des Kopenhagener Meteorologischen Centralinstituts, berechtigt, der annimmt, die warmen Fallwinde in Grönland kämen nicht über das Inlandeis, sondern nur über die Küstengebirge und würden dabei dynamisch erwärmt. Er begründet seine Ansicht durch die Thatsache, dass solche Winde nur in der Nähe von Cyklonen vorkommen, also Teile eines Wirbels sind. Dann können sie vom Meer in das Innere gekommen sein, und von dorther wieder dynamisch erwärmt zur Küste.

Folgende Daten über derartige Wärmeperioden entnehme ich dem oben citierten Vortrag des Professor Fuchs:

„In Jacobshavn erhebt sich die Temperatur von einer Kälte von nahe an 30° C. im Laufe eines Tages auf einige Wärmegrade und bisweilen folgt auf die strengste Winterkälte in wenig Stunden eine angenehme Frühlingstemperatur. Im Februar 1866 stieg z. B. das Thermometer an drei Tagen mehr als 25° C. in 24 Stunden: am 3. Februar 1871 zeigte das Thermometer morgens — 25° C., abends nur noch — 14° und am anderen Morgen sogar + 1°, also eine Differenz von 26° in einem Tage. Am 31. Januar 1873 stieg das Quecksilber sogar in 9 Stunden um 22°; um 2 Uhr mittags herrschte noch eine Kälte von — 21° C., und abends war + 1° Wärme. Die Temperatur kann hie und da noch weit höher steigen und mitten im Winter + 15 bis 16° C. erreichen; so erfreute man sich zu Jivikut unter dem 61° n. Br. am 8. Dezember 1875 einer Wärme von + 14,2° C. und selbst noch unter dem 64° n. Br. zu Goldshab von + 11,5° C.“

Um über die Häufigkeit des Auftretens des Föhn in den Alpen einen Aufschluss zu haben, bietet sich uns ein Bericht in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Wien von Professor Pernter in Innsbruck im Jahre 1895 über die Anzahl der Föhntage daselbst aus den Durchschnittswerten 25 jähriger Beobachtungen mit, wie folgt:

Januar 3,12, Februar 3,40, März 5,98, April 5,88, Mai 5,12, Juni 1,48, Juli 2,21, August 1,37, September 2,04, Oktober 4,75, November 4,33, Dezember 3,00. Jahr 42,48.

Die Zahl der Föhntage schwankte in den einzelnen Jahren zwischen 14 (1875) und 63 (1891), die Dauer der einzelnen Föhnperioden war folgende:

Eintägige Perioden: 214, zweitägige 170, dreitägige 61, viertägige 29, fünftägige 22, sechstägige 5, siebentägige 4, achttägige 2.

Die Erhöhung der Jahrestemperatur, die Innsbruck dem Föhn verdankt, beläuft sich auf 0,6 ^{0}, was einer Erniedrigung der Seehöhe um 120 m entsprechen würde.

Diese Werte sind gewonnen auf Grund der Definition des Föhn als „warmer Wind".

Wir haben gesehen, dass in den meisten Hochgebirgen der Erde Föhnerscheinungen beobachtet werden, welche auffallende manchmal überwältigende Witterungszustände im Gefolge haben. Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit analogen Vorgängen in den Mittelgebirgen zu. Die zu Grunde liegenden Gesetze sind ja dieselben, aber die geringeren Höhenunterschiede bedingen auch bescheidenere Phänomene. Setzen wir aber an Stelle der grossen Temperaturdifferenzen in den Hochgebirgen Einheitszahlen, hier die Differenz p. 100 m Höhenunterschied, so erhalten wir bei den Mittelgebirgen ebenso auffallende Werte. Aber auch die absoluten Differenzen bei geringen Höhen sind genügend, einen merklichen klimatischen Unterschied zwischen den Luv- und Leestationen herbeizuführen, besonders wenn wir die anderen Merkmale des Föhn, die Trockenheit der Luft und die daraus hervorgehende Regenarmut mit in Betracht ziehen.

Es liegt hier nur Material aus deutschen Mittelgebirgen vor, zunächst aus den Sudeten, deren Kammhöhe im Riesengebirge alpine Höhen erreicht.

Ich führe hier eine Abhandlung des Dr. Kassner an, Assistenten beim preussischen Meteorologischen Institut in Berlin.

Er beschreibt in der Monatsschrift „Wetter“ 1895, die Witterung der Tage vom 1.—3. November 1894 an der Hand der Aufzeichnungen der Höhenstationen Schneekoppe 1603 m, Prinz Heinrichbaude 1400 m und der Stationen des Nordabhangs: Wang 873 m, Krummhübel 585 m, Schreiberhau 633 m, und des Gebirgsfusses: Eichberg 349 m und Warmbrunn 345 m, also sämtlich von Stationen des Kammes und der Leeseite des Gebirges. Zunächst weist er eine Druckstufe nach vermittelst Gegenüberstellung der Luftdruckdifferenzen der einzelnen Stationen von Beobachtungstermin zu Beobachtungstermin, in einer anderen Tabelle behandelt er die Höhenlage, Horizontneigung des Geländes von Station zu Station, endlich die Temperaturdifferenz pro 100 m Höhenunterschied. In der letztgenannten Tafel finden wir Werte der Temperaturzunahme von oben nach unten von 1,77° pro 100 m, ferner eine Temperatursteigerung auf den ganzen Höhenunterschied von 1258 m im Betrage von 12,7°: also nahezu 1° pro 100 m. Die relative Feuchtigkeit der Leestationen sinkt bis auf 21 %, und von den Höhen wird gleichzeitig eine ungewöhnliche Durchsichtigkeit der Luft gemeldet.

Das zweithöchste Mittelgebirge sind die Vogesen: über diese bringt unter anderem C. Bamler, wissenschaftlicher Mitarbeiter im meteorologischen Dienste von Strassburg, einen Aufsatz in der Meteorologischen Zeitschrift 1894, worin in einer Gegenüberstellung der Aufzeichnungen der Stationen Gondrexange (Luvseite), ferner Eichhoff, Belchen 1500 m, und der Leestationen Gebweiler in der Mündung des Lauchthales, Mühlhausen, Strassburg, Münster deutliche Föhnerscheinungen nachgewiesen sind. Unter verschiedenen Beispielen will ich nur das des September 1893 anführen, wo 10 Föhntage vorkommen, die höchsten Werte der Temperatur auf der Leeseite finden wir in Gebweiler, wo zum Beispiel das Mittel des täglichen Temperaturmaximums genannter zehn Tage sich auf 21,3° beziffert.

Das grösste Interesse für uns dürfte der föhnige Einfluss des nahe liegenden Thüringerwaldes haben, in dessen Lee Erfurt sich befindet. Obgleich er nur eine mässige Bodenerhebung darstellt, übt es dennoch keinen zu unterschätzenden Einfluss auf unser Klima aus, und das vorwiegend aus dem Grunde, weil das Gebirge einen ununterbrochenen Wall von 4—700 m relativer Höhe darstellt, den die südlichen und südwestlichen Winde zu überschreiten genötigt sind. Sie geben dabei einen Teil ihrer

Feuchtigkeit ab, und da sie die vorherrschenden Winde sind, befindet sich Erfurt in deren Regenschatten.

Gleichen Schritt mit der geringeren Feuchtigkeit der Luft hält aber die dynamisch gesteigerte Temperatur, und wir finden, wenn wir die meteorologischen Aufzeichnungen der Stationen zu beiden Seiten des Thüringerwaldes vergleichen, und zwar an solchen Tagen, wo Erfurt im Lee des Gebirges liegt, eine höhere Temperatur hier vor als z. B. in Meiningen oder Liebenstein, auch wenn dabei der Höhenunterschied der Stationen berücksichtigt wurde. Dieser stellt sich, beiläufig bemerkt, im Jahresdurchschnitt für Thüringen auf 0,55° Abnahme pro 100 m Erhebung.

Schon im Jahre 1885 weist Dr. Assmann, jetzt Vorsteher der Aëronautischen Abteilung des Meteorologischen Instituts in Berlin, einen Thüringerwaldföhn nach, in einer Übersicht der Witterung von Centraleuropa im Februar 1885 im „Wetter“ und zwar an der Hand des Materials von 5 Luvstationen, 3 Kammstationen und 3 Leestationen.

Drei dieser Stationen melden folgende Werte am 1. Februar:

8 Uhr vormittags:	Luvstation Meiningen	Kammstation Inselsberg	Leestation Erfurt
Temperatur	0,9°	— 1°	8,4°
Rel. Feuchtigkeit	98 %	96 %	49 %
Wind	S_4	S_{10}	SSO_8
2 Uhr mittags:			
Temperatur	4,7°	1,6°	11,2°
Rel. Feuchtigkeit	93 %	100 %	62 %
Wind	S_6	S_{10}	SSO_6

Die Zunahme der Temperatur und Abnahme der relativen Feuchtigkeit in Erfurt ist nicht zu übersehen.

Später im Jahre 1895, habe ich aus dem Beobachtungsmaterial mehrerer thüringischen Stationen eine Anzahl geeigneter Witterungsperioden ausgezogen, in denen föhnartige Erscheinungen zu erkennen waren, und einen Teil des Materials in meinen „Beiträgen zur Klimatologie Thüringens“ dem Kapitel „Föhnerscheinungen auf dem Thüringerwald“ zu Grunde gelegt.

Es sind dabei benutzt: die Höhenstationen Inselsberg 906 m, Schmücke 911 m, ferner die Basisstationen: auf der Südseite Meiningen 311 m, Liebenstein 350 m; auf der Nordseite Waltershausen 339 m und Erfurt 219 m. Zur Erleichterung der Übersicht ist eine graphische Darstellung der meteorologischen Elemente beigefügt; anstatt der Lufttemperaturen ist als einheitlicher Massstab die Temperaturabnahme pro 100 m Erhebung eingetragen. Ausserdem finden sich daselbst die Kurven der relativen Feuchtigkeit, der Windstärke und der Bewölkung.

Es sind besprochen sieben Fälle von mehr oder minder deutlichen südföhnartigen Erscheinungen und vier Fälle von Nordföhnlage, und aus den Beispielen folgende Schlüsse gezogen:

„Wie in den Alpen im grossen Massstabe, so tritt auf dem Thüringerwald im kleinen die Erscheinung auf, dass quer über den Gebirgskamm wehende Winde unter Umständen gewisse Veränderungen erleiden bezüglich ihrer Temperatur, Feuchtigkeit und Stärke, die dem Alpenföhn analog sind.

Bei südwestlichen Winden tritt dies deutlicher hervor, weil dieselben feuchter sind, trotzdem ein ziffermässiger Nachweis dadurch erschwert ist, dass die zur Vergleichung verwendbaren Luvstationen in beschränktem Masse gleichzeitig Leestationen der Rhön sind.

Auch nordöstliche Winde zeigen nach Überschreitung des Kammes zuweilen dasselbe Verhalten, sogar wenn sie trocken ankommen, und auf dem Kamm keine Kondensation von Luftfeuchtigkeit nachweisbar ist.

Ändert sich die Wetterlage und mit ihr die Richtung der Winde, so dass ihre Bahn nicht mehr den Kamm nahezu rechtwinkelig schneidet, und eine Umgehung nicht ausgeschlossen ist, so verliert sich der föhnartige Charakter derselben, wie dies wenigstens für Winde, die von Südwest nach West ausschiessen, nachgewiesen ist.

Sind die Luftströmungen hervorgerufen durch eine atmosphärische Störung von grosser Intensität, begleitet von starken Niederschlägen, so ist der Thüringerwald wegen seiner geringen Erhebung nicht imstande, die in grosse Höhen hinaufreichende Bewölkung so stark zu beeinflussen, dass die Wolken ihre Feuchtigkeit in dem Grade erschöpfen, um sich im Lee des Gebirges ganz oder teilweise aufzulösen. Bei einer derartigen Wetterlage können keine föhnartigen Erscheinungen eintreten.“

In einem späteren Jahre — 1898 — kam ein gut nachweislicher Thüringerwaldföhn vor, und zwar am 26./29. Dezember. Benutzt wurde gleichfalls das Material der oben erwähnten Stationen, mit dem Unterschied, dass an Stelle von Waltershausen, von wo die Station nach Schnepfenthal verlegt worden war, die Aufzeichnungen der letzteren benutzt wurden. Das Tagesmittel der Temperatur war in dieser Zeit in Erfurt erheblich höher als in Meiningen — auch bei Berücksichtigung der Höhendifferenz dieser Stationen, und zwar lag es am 26. um 3,6, am 27. um 6,7, am 28. um 4,6, am 29. um 1,3 Grad höher in Erfurt. Am 28. 7 Uhr morgens stand das Thermometer in Erfurt um 10,8 Grad höher als in Meiningen. Dieser grosse Unterschied ist allerdings nicht allein dem Föhn zuzuschreiben, sondern einer Temperaturumkehrung, die in Meiningen eingetreten war, denn es war daselbst auch kälter als auf dem Inselsberg.

Die Differenz der Luftfeuchtigkeit schwankte zwischen 30 und 45 %, um welchen Betrag Erfurt trockner war.

Die Zunahme der Temperatur von oben nach unten steigerte sich am 28. 7 Uhr früh auf 1,53 ^{0} pro 100 m, wenn man den Wärmeunterschied von Erfurt und Inselsberg zu Grunde legt.

Da eine dynamische Erwärmung den Betrag von 1 ^{0} auf 100 m nicht überschreiten kann, so müssen noch andere Einflüsse dabei im Spiele gewesen sein. Die Ursache kann gesucht werden in der Ungenauigkeit der Messung. In der That, zur Bestimmung der dynamischen Erwärmung hätte ein und dasselbe Luftquantum benutzt werden müssen, zunächst oben, dann an der unten liegenden Station. Da dieses nicht ausführbar ist, so wurde die Temperatur oben und unten gleichzeitig bestimmt. Im vorliegenden Falle aber liegen fünf aufeinanderfolgende Simultanablesungen vor, deren jede eine übermässige Temperaturzunahme von oben nach unten zeigt,[1]) die im Durchschnitt 1,27 ^{0} pro 100 m beträgt. Es bleibt somit ein Überschuss von 0,28 ^{0},[2]) also ist wohl jede Zufälligkeit ausgeschlossen. In einem Aufsatze in der meteorologischen Zeitschrift ist früher schon auf das Erscheinen von übermässigen dynamischen Temperaturdifferenzen aufmerksam gemacht, und zur Erklärung die Gepflogenheit be-

[1]) Die einzelnen Werte s. pag. 84 unten.

[2]) Die adiabatische Temperaturänderung auf 100 m beträgt genau 0,99 ^{0}.

nutzt, Simultanablesungen anzuwenden. Verbleibt indes der Überschuss auch bei dem Mittelwerte einer Anzahl von Beobachtungen, so erscheint diese Annahme unzureichend, die übergrossen Werte zu erklären.

In dem „Wetter“ 1899 habe ich bei Besprechung des vorliegenden Beispiels auf die Wahrscheinlichkeit hingewiesen, dass das betreffende Luftquantum höher herabgekommnn sein müsse, als der Bergrücken es erheischte.

Vergegenwärtigt man sich den Vorgang, wenn ein Wind einen Bergrücken überschreitet, so finden zweierlei Beeinflussungen seiner Bahn statt, nämlich erstens auf der Luvseite: Das Gelände stellt sich dem Wind in den Weg und staut ihn zurück, ähnlich einer Welle, die in einem Bache eine Erhöhung über einer überströmten Steinplatte bildet. Die Höhe der Welle richtet sich nach der Steile des Abhangs. In einem Aufsatze des Dr. Assmann im „Wetter“ 1902, Heft 6, S. 125 lesen wir, dass ein geschlossener Baumbestand von 20 bis 30 m Höhe imstande ist, bei böigem Wind Wirbel bis zu mehreren 100 m Höhe zu erzeugen, wie emporgelassene Drachen bewiesen haben. Der Thüringerwald z. B. stellt dem Wind einen im ganzen wenig geneigten Wall entgegen, die Stauwelle, verstärkt durch die Rauhigkeit der Oberfläche — geschlossenen Waldbestand — und Wirbelbildungen mit vertikaler Achse in den Thalbuchten, welche die Stauwirkung nach oben zu verstärken, mag immerhin die Luftströmung zwingen, zum Teil doppelt so hoch emporzusteigen.

Zweitens haben wir die Erscheinungen auf der Leeseite.

Nehmen wir an: der ein Gebirge von etwa 500 m relativer Höhe überschreitende Wind habe seinen Übergang im 1000 m Höhe genommen, so liegt zunächst kein Grund vor, dass diese Luftschicht auch ganz zu Thal gelangt und die Föhnwirkung verstärkt.

Es muss noch ein Moment vorhanden sein, dass auf der Leeseite eine Mischung der verschiedenen Luftschichten bewirkt, und dieses ist zunächst in Luftwirbeln mit horizontaler Achse zu suchen, die durch den Aspirationswind hervorgerufen werden, der im Lee der Abhänge auftritt. Ich habe diesen häufig beobachtet, wenn er sich durch Nebelsetzen sichtbar macht, sowohl in Thüringen, als auch in den Alpen. Bei Friedrichroda geht er manchmal bis in die Thalsohle herunter, dem über die Berge

wehenden Südwind direkt entgegen, steigt im Lee des Wolfstiegs empor, bis er in die Oberströmung gelangt und übergekämmt wird, so einen Wirbel mit horizontaler Achse erzeugend. Thalwärts hinter diesem Wirbel bildet sich eine Luftverdünnung, da die Luft von dort in den Wirbel gesaugt wird. Der Oberwind stürzt nun wasserfallartig nach und eine Luftvermischung ist eingeleitet, die sich hinter jedem Parallelkamme wiederholt.

Selbstverständlich wird durch Wirbelbewegungen die horizontale Geschwindigkeit der unteren Luftschichten beeinträchtigt, die oberen eilen nun voraus und kommen dabei immer mehr herab.

Wir können diesen Vorgang mit anderen Worten charakterisieren: Überweht ein stärkerer Wind einen schwächeren, so befinden sich beide Luftschichten bei genügendem Unterschied der Schnelligkeit in labilem Gleichgewicht, da die raschere Bewegung der oberen ihre Schwere vermindert.

Die obere Luftschicht wirkt dann saugend auf die untere, — in vorliegendem Falle besonders auf die nahezu ruhende Luft im Lee des Bergrückens.

Der Ausgleich nach oben erfolgt dann wohl in der Regel in Form von Wirbeln, die an den Punkten entstehen, wo zufällig der Impuls am stärksten war.

Dass die erwähnte Stauwelle nicht lediglich eine Hypothese ist, sondern ein bereits bekannter Vorgang, erhellt aus den Berichten der Luftschiffer, für die dies Phänomen eine höchst wichtige Rolle spielt, insbesondere bei den Landungen. Die Erfahrung hat sie gelehrt, dass bei starkem Wind der nahe der Erdoberfläche sich bewegende Ballon selbstthätig jedes Hindernis, das sich ihm in Gestalt eines Baumes, Hauses, entgegenstellt, überspringt, weil er durch die Stauwelle nach oben geworfen wird. Ich selbst habe die Stauwelle vermittels Kautschschukballons im Gerathal zwischen Cyriaxburg und Steiger nachgewiesen. Auch den Gegenwind im Lee einer Bergkante finden wir erwähnt in einem Bericht der vorjährigen „Illustrierten Aëronautischen Mitteilungen" von Franz Linke, Assistenten für Meteorologie an der Königl. Landwirtschaftlichen Hochschule, bei Gelegenheit der Überfliegung des Jeschkengebirges bei Reichenbach.

Nach Gesagtem ist es nicht zu verwundern, wenn die dynamische Erwärmung den Betrag von 1^0 p. 100 m scheinbar über-

steigt: in solchen Fällen war der in die Rechnung eingestellte Höhenbetrag — die relative Höhe des Berges — fehlerhaft, d. h. zu klein, und wir müssen annehmen, dass der Luft des Fallwindes ein entsprechender Prozentsatz Luft aus den höheren Teilen der Stauwelle beigemengt war.

Wenn diese Erscheinung eintritt, muss der föhnartige Charakter des Fallwindes erst in einiger Entfernung vom Gebirge zur vollen Geltung kommen.

Dies war der Fall am 28. Dezember 1898, wo in Friedrichroda und Schnepfenthal ein heftiger rauher Südwest wehte, der die Luft nur wenig über den Gefrierpunkt hob. Die Kälte war allerdings nur eine physiologische, das heisst sie wurde lebhaft empfunden, weil ein starker Wind die warme Luft aus der Kleidung beseitigt; die Temperaturzunahme von oben nach unten entsprach der adiabatischen: sie betrug schon nahezu 1^0 pro 100 m. Die Berge waren von einer Föhnmauer bedeckt, die bei Friedrichroda ihre Grenze hatte, auf dem Inselsberg herrschte wüstes Wetter, Nebel, Sturm und Rauchreif bei 4^0 Kälte.

Im Einklang mit obigen Erwägungen ergaben die Aufzeichnungen der Stationen Inselsberg 906 m, Schnepfenthal 364 m und Erfurt 221 m eine sehr ungleichmässige Zunahme der Temperatur von oben nach unten, sie war nämlich zwischen Schnepfenthal und Erfurt ungleich grösser als zwischen Inselsberg und Schnepfenthal.

Auf die ganze Höhe, von J. bis E. bezifferte sie sich am 27. 7a auf 1,07, 2p auf 1,34, 9p auf 1,20; am 28. 7a auf 1,53, 2p auf 1,20, 9p auf 0,73. Diese Werte verteilen sich auf die Höhenstufen J—S 542 m und S—E 143 m wie folgt:

Am 27.

7a	von	J	nach	S	0,92,	von	S	nach	E	$1{,}68^0$	p. 100 m
2p	„	„	„	„	0,98,	„	„	„	„	$2{,}72^0$	„ 100 „
9p	„	„	„	„	0,79,	„	„	„	„	$2{,}72^0$	„ 100 „

Am 28.

7a	von	J	nach	S	1,07,	von	S	nach	E	$3{,}28^0$	p. 100 m
2p	„	„	„	„	0,81,	„	„	„	„	$2{,}66^0$	„ 100 „
9p	„	„	„	„	0,61,	„	„	„	„	$1{,}12^0$	„ 100 „

Es steht diese Betrachtung in scheinbarem Widerspruch mit den Berichten über Föhnwirkung in den Alpen, wo wiederholt

betont wird, die Erwärmung durch Föhn sei am stärksten in den hintersten Winkeln der Thäler, weniger da, wo sie sich der Ebene zu ausbreiten. Auf dem schmalen Thüringerwald haben wir derartige lange, tiefeinschneidende Thäler nicht, die, wie in der Schweiz, dem Föhn sein Bett vorschreiben. In den Alpen stürzt der Föhn nahe dem Bergjoch mit Gewalt in das Thal herab, breitet sich aus, wenn es weiter wird und mischt sich mit der Luft die aus den zahlreichen Seitenschluchten zuströmt, deren Lage vielleicht nicht geeignet war, eine föhnartige Erwärmung zu begünstigen. In dem Alpenvorland macht sich trotzdem der Föhn fühlbar, und wenn er nicht so intensiv auftritt, so beeinflusst er dafür ein um so ausgedehnteres Gelände.

Das Auftreten des Föhn ist im allgemeinen von Vorteil für die Landstriche, die davon betroffen werden. In den Alpenthälern müssen freilich gelegentlich verwüstende Wirkungen mit in Kauf genommen werden. Abgesehen von der fördernden Wirkung auf die Vegetation im Frühjahr und Herbst ist er auch ein hygienischer Faktor für das Klima, und zwar ebenfalls im günstigen Sinne. Eine Ausnahme machen lediglich die extremen Fälle, weil er dann eine erschlaffende Wirkung auf das Nervensystem ausübt.

Die klimatischen Kurorte des Südabhangs der Alpen verdanken ihre Heilkraft nicht zum wenigsten einer föhnigen Lage. Der Nordföhn ist vielleicht fast so häufig als der Südföhn, aber weniger auffällig, da die Temperatur der Luvseite in diesem Falle an und für sich meist niedriger ist, als die der Leeseite.

Gerade an den Luftkurorten ist der Föhn abgeschwächt, trotzdem erkennen wir seine Wirkung an der Wärme, Trockenheit und Staubfreiheit der Gebirgsluft.

Die bevorzugtesten Lagen müssen sowohl mechanischen Windschutz haben, besonders gegen die nördlichen Winde, die, als Fallwinde, in längeren Thälern recht heftig auftreten können. Ein Beispiel bietet der Gardasee, der wegen seiner Stürme im Winter bekannt ist. Diese kommen in der Regel von den Alpen her, die klimatischen Kurorte z. B. Gardone, sind durch vorliegende Hügel geschützt, dasselbe gilt für Arco, wo ein felsiger Querriegel in das Thal nach Osten zu vorgeschoben ist, während im Süden der Monte Brione die Ora, welche mittags vom Gardasee her einzutreten pflegt, abfängt. Anders Riva, das von beiden Seiten den Hauptwindrichtungen offen steht.

Die berühmten Kurorte an der eigentlichen Riviera geniessen die Föhnlage am Fusse der Seealpen, dabei sind sie vor stärkeren Windstössen durch die felsige Küste geschützt. Dazu kommt die regulierende Wirkung des Mittelmeers, dessen Wasser im Herbst und Winter wärmer, im Frühling und Sommer kühler ist, als die Luft.

Zum Schluss sei noch der Punkt berührt, der den Thüringer am meisten interessiert, nämlich auf den Einfluss, den die beim Überschreiten des Thüringerwaldes dynamisch erwärmte Luft auf das Klima des Thüringer Beckens ausübt.

Die südlichen und südwestlichen Winde, die vom Thüringerwald herkommen, sind meistens etwas höher temperiert, als das Klima im allgemeinen es bedingt.

Als Beispiel mögen zwei Föhnperioden angeführt werden, wo Südföhn vorlag: die Mitteltemperaturen sind sämtlich auf die Seehöhe von Erfurt reduziert.

Bei der ersten, die vom 30. Januar bis 5. Februar 1894 dauerte, war Erfurt 0,64 ⁰ wärmer als Liebenstein und 0,88 ⁰ als Meiningen; Waltershausen 0,99 ⁰ wärmer als Liebenstein und 1,23 ⁰ als Meiningen. Die zweite Periode umfasst den 27./28. Dezember 1898, die Temperatur von Erfurt liegt 4,19 ⁰ über der von Liebenstein und 5,70 ⁰ über der von Meiningen, Schnepfenthal ist 1,68 ⁰ wärmer als Liebenstein und 3,20 ⁰ wärmer als Meiningen.

Da diese Winde die vorherrschenden sind, so ist das Klima von Erfurt im allgemeinen wärmer, als es sein würde, wenn der Thüringerwald nicht vorhanden wäre, vor allem ist es aus diesem Grunde auch trockener. Ob dies als ein Vorzug anzusehen ist, darüber dürften die Meinungen der Landwirte und Gärtner geteilt sein.

Bei nordöstlichen Winden sind die Orte im Werrathale klimatisch begünstigt, sie haben dann Föhnlage, die ihnen nicht allein höhere Temperatur bringt, sondern auch den Himmel aufhellt, der bei solcher Wetterlage nur allzu oft dauernd bedeckt bleibt. Hierdurch werden zwar extreme nächtliche Kältegrade vermieden, aber der Mangel an Sonne bei rauhem Wind macht sich untertags um so unangenehmer bemerklich.

Auch bei uns ist der Eintritt föhniger Luft häufig durch physiologische Einflüsse gekennzeichnet. Besonders im Winter nach Frostwetter überrascht zuweilen eine eigentümliche, ange-

nehme Luft, die an Frühlingsluft erinnert, weil sie sich infolge ihrer höheren Temperatur und Trockenheit leicht einatmet. Oft ist ihr ein deutlicher Tannengeruch beigemischt, der auf ihren Ursprungsort, den Thüringerwald, hindeutet.

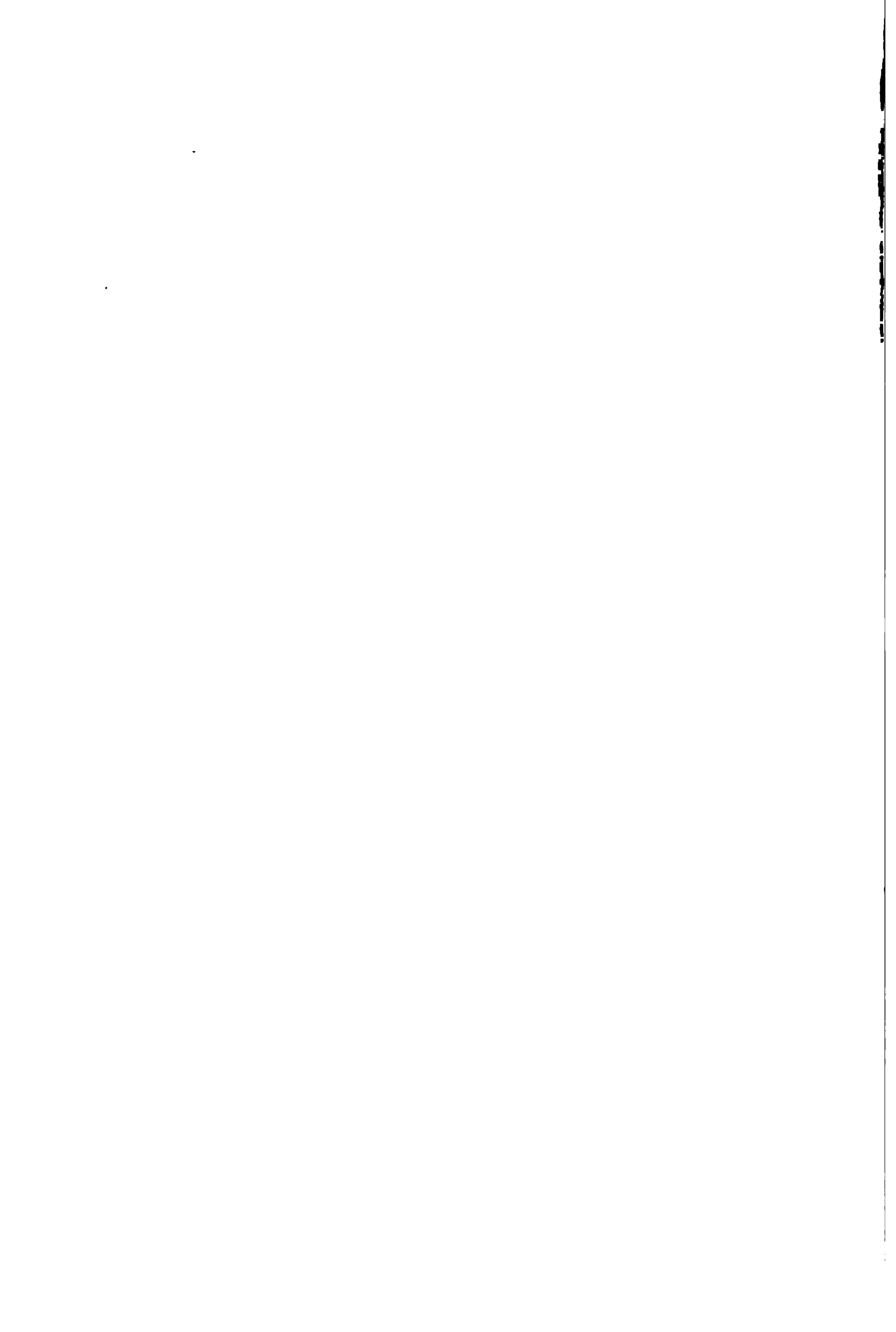
Anders wirkt föhnige Luft im Hochsommer, sie bringt dann manchmal schwüle Nächte, besonders in den Gebirgsthälern, z. B. in Friedrichroda, wo zu Zeiten höhere Nachttemperaturen vorkommen, als jemals bei uns in den Thalmulden, wo die durch nächtliche Ausstrahlung erkaltete, schwerere Luft von den Hügeln zusammenfliesst.

Ähnliche Verhältnisse wie in Thüringen sind in der Nähe der anderen deutschen Mittelgebirge zu erwarten. Ich will hier nur Böhmen nennen, das seine wärmeren Sommer dem Erzgebirge zu verdanken hat, der unseren Sommerverderber, den Nordwestwind, abfängt und föhnartig verändert.

Die naheliegende Erklärung der in Vorstehendem behandelten, früher rätselhaften Vorgänge sowie anderer ähnlicher Erscheinungen [1]) verdanken wir den neueren Forschungen auf dem Gebiete der Physik und Mechanik. Es entspross ein ganz neuer Zweig der Naturerkenntnis aus ihrer Lehre, dass alle Naturkräfte im Grunde Schwingungserscheinungen sind, die, unter sich verschieden, auch verschiedene Eigenschaften zeigen, jedoch in einander umgestaltet werden können. So wurde in dem vorliegenden Falle, im Einklang mit der mechanischen Wärmetheorie, Wärme in Arbeit und Arbeit in Wärme umgesetzt.

---

[1]) es sind dies die sogenannten Temperaturumkehrungen, die ganz den Föhnerscheinungen analog sind, auf die näher einzugehen hier zu weit führen würde.

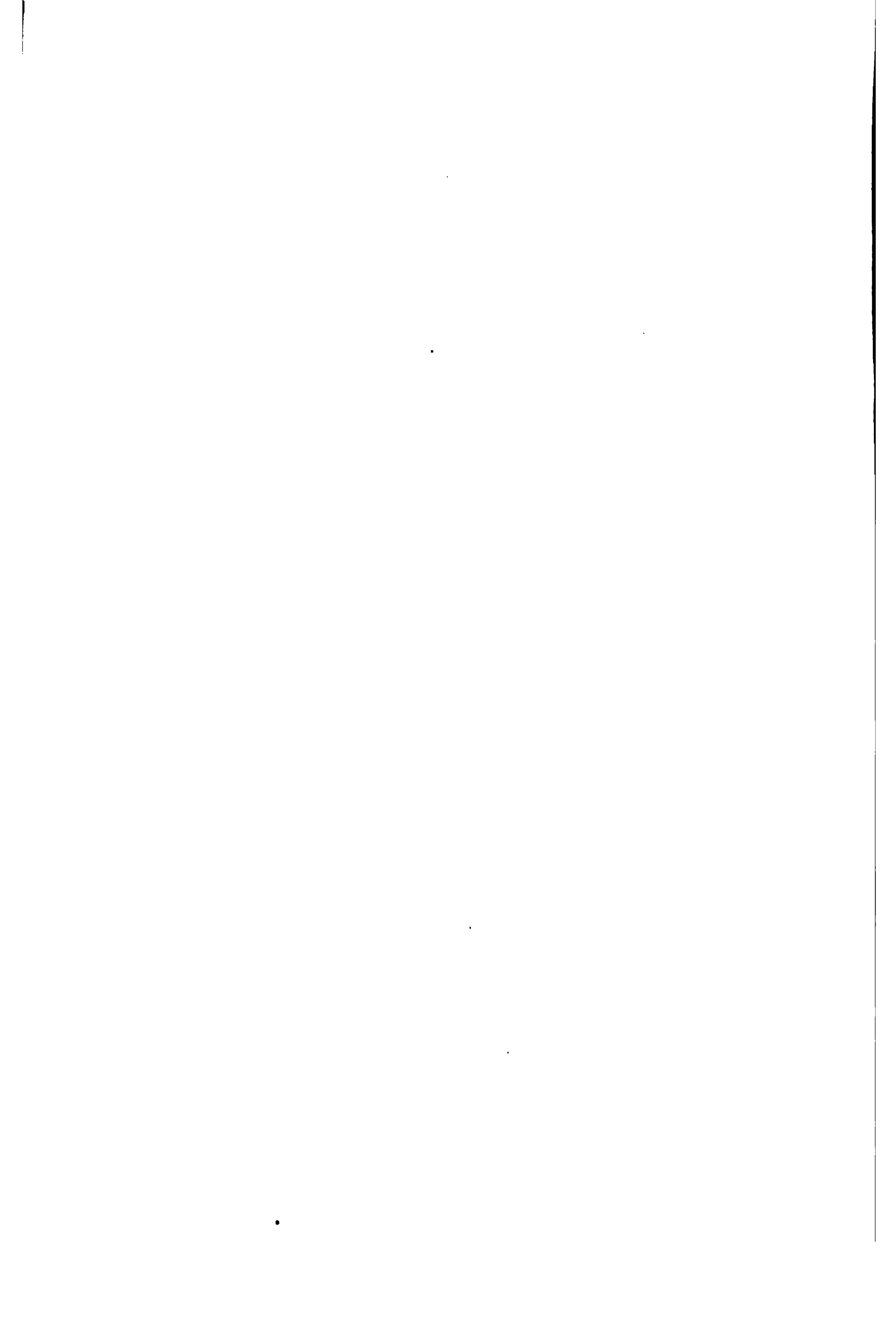


Blicke in Bismarcks Seelenleben.

Vortrag,
gehalten am 27. November 1901 in der öffentlichen Versammlung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.

Von

Professor Bithorn,
Stiftssuperintendent und Erster Domprediger in Merseburg.



Blicke in Bismarcks Seelenleben.

Am 29. September 1862 betrat Otto von Bismarck den politischen Kampfplatz mit den Worten: „Der Konflikt wird zu tragisch aufgefasst und von der Presse zu tragisch dargestellt; die Regierung sucht keinen Kampf. Diesen Ölzweig (der Minister zog ihn dabei aus seinem Notizbuch) habe ich in Avignon gepflückt, um ihn der Volkspartei als Friedenszeichen anzubieten." — Dieses Auftreten des neuen Ministerpräsidenten fand bei der Mehrzahl der Abgeordneten wenig Beifall, mit bittrem Hohn wurde der altmärkische Junker begrüsst, und der kluge Kladderadatsch nahm Anlass, die Kavalierpolitik des kecken Staatsmannes der Lächerlichkeit preiszugeben. Am 16. November war in seinen Spalten zu lesen:

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zwar immer bitt'rer wird der alte Groll,
Und immer schwieriger der Hass zu zähmen;
Er aber spricht harmlosen Scherzes voll:
Man muss die Sachen nicht zu tragisch nehmen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Er lebe hoch, der weise Staatsmann, der
Dies grosse Wort gelassen ausgesprochen!
Als „Civilisationsstaatssekretär"
Hat er dem Frieden neue Bahn gebrochen.
Die Sachen freilich müssen leider wir
Zu nehmen, wie sie sind, uns schon bequemen,
Ihn selber aber, Sohn, das rat ich dir —
Ihn selber musst du niemals tragisch nehmen.

Dem biederen Kladderadatsch zum Trotz haben sich die Menschen doch allmählich wohl oder übel bequemen müssen, nicht nur die Kavalierpolitik, sondern vor allem auch die Persönlichkeit ihres Vertreters sehr ernst zu nehmen. Auch der tote

Bismarck ist keine abgethane Grösse, sondern ein Faktor, mit dem beständig gerechnet werden muss. Bei jeder bedeutsamen Wendung der Geschichte drängt sich vielen Deutschen unwillkürlich die Frage auf: Was würde Bismarck hier thun? Was würde er dazu sagen? Der Wellenschlag seines Geistes berührt fort und fort die Seele unseres Volkes und beeinflusst nachhaltig nicht nur unser politisches Denken, sondern auch unser gesamtes menschliches Empfinden. Bismarck war ja viel mehr als der von aller Welt bewunderte Meister der Diplomatie, er war eine Persönlichkeit von solchem inneren Reichtum, solcher Gewalt und Tiefe, dass seinesgleichen in Deutschland seit Luthers Tagen nicht gesehen ward. Unermesslich gross ist das geistige Kapital, das er uns hinterlassen hat. Trotz der zahllosen Forschungsreisen und Festfahrten, die in die weit ausgedehnten geistigen Eichenwälder des grossen Kanzlers unternommen sind, lohnt es sich doch, sie immer von neuem sinnend zu durchwandeln. Draussen herbstet es; die deutschen Laubwälder sind kahl geworden; Bismarcks Haine bleiben grün. Sie laden auch an nebligen Novembertagen noch zum Besuche ein. Lassen Sie uns dieser Einladung folgen. Wir wollen uns heute nicht am Waldesrande entlang bewegen, sondern in die Mitte hineingehen: Blicke ins Seelenleben Bismarcks wollen wir thun. —

In seinem berühmten Buche über Helden und Heldenverehrung sagt Carlyle: „Aufrichtigkeit, eine tiefe, grosse, echte Aufrichtigkeit ist das erste Erfordernis für alle, in irgendeiner Beziehung heroische Menschen.“ Dieses Merkmal echter Heldengrösse hat unsrem Bismarck nicht gefehlt. Bei aller Verschlagenheit, mit der er zuweilen verschlungene diplomatische Wege wandelte, war doch Aufrichtigkeit ein Grundzug seines Wesens. Die unerhörte Offenheit seiner Äusserungen wirkte auf viele zuerst geradezu sinnverwirrend. Mancher auf dem glatten Parkett der Höfe alt gewordene Staatsmann empfand fast ein Grauen vor der ungewohnten Erscheinung; es war ihm unfassbar, dass auf einem Gebiete, wo eine möglichst gewundene und vieldeutige Ausdrucksweise als die höchste Kunst gegolten hatte, plötzlich eine schlichte, gerade und unumwundene klare Sprache geführt ward, eine Sprache, die sich nötigenfalls bis zur Grobheit steigern konnte. Als Fürst Gortschakoff im Jahre 1875 durch unlautere Machinationen in Paris den Anschein zu erwecken versucht hatte, Deutschland sei kriegslüstern, Russland dagegen

verbürge grossmütig den Frieden, sagte ihm Bismarck unmittelbar ins Gesicht, „es sei kein freundschaftliches Verhalten, wenn man einem vertrauenden und nichts ahnenden Freunde plötzlich und hinterrücks auf die Schultern springe, um dort eine Cirkusvorstellung auf seine Kosten in Szene zu setzen ...... Wenn ihm daran liege, in Paris gerühmt zu werden, so brauchte er deshalb unsere russischen Beziehungen nicht zu verderben, ich sei gern bereit, ihm beizustehen und in Berlin Fünffrankenstücke schlagen zu lassen mit der Umschrift: Gortschakoff protège la France; wir könnten auch in der deutschen Botschaft ein Theater herstellen, wo er der französischen Gesellschaft mit derselben Umschrift als Schutzengel im weissen Kleide und mit Flügeln im bengalischen Feuer vorgeführt würde." (Ged. u. Er. II S. 174 ff.) Gortschakoff wurde bei diesen „bitteren Invektiven ziemlich kleinlaut".

Ebenso überraschend wie im diplomatischen Verkehr wirkte die ungeschminkte Art des gradherzigen Ministers im Parlament. Da war nichts von der Miene des politischen Geheimniskrämers zu sehen, nichts zu spüren von der berühmten schwarzen Kunst, durch viele und hohe Worte die thatsächlichen Verhältnisse in einen undurchsichtigen Schleier zu hüllen. Frisch und frei durchbrach der tapfere und wahrhaftige Mann den Schwall der Phrasen und wohlgemeinten akademischen Erörterungen; keck warf er nicht nur zur Entrüstung seiner Gegner, sondern auch zum Schrecken seiner Freunde die Erklärung hin: „Nicht auf Preussens Liberalismus sieht die Welt, sondern auf seine Macht." So oft er später in bedeutungsvollen Augenblicken vor den Vertretern des Volkes unter atemloser Spannung der Hörer das Wort ergriff, verschmähte er jeden künstlichen rhetorischen Aufputz und jeden Schimmer von theatralischer Pose. Bei allem Sprühregen geistestiefer Wendungen und treffender Witze war seine Redeweise doch stets von ungesuchter Natürlichkeit. Wie im Unterhaltungstone entwickelte er oft seine bedeutsamsten Gedanken über äussere und innere Politik. Fast spielend gelangt die grosse Rede über die Weltlage vom 6. Februar 1888 zu ihrem zündenden Schlusse: „Dieses Bestreben (Friedensstörungen zu vermeiden) wird uns noch immer einigermassen erschwert durch drohende Zeitungsartikel vom Auslande, und ich möchte die Mahnung hauptsächlich an das Ausland richten, doch diese Drohungen zu unterlassen. Sie führen zu nichts. Die Drohung, die wir —

nicht von der Regierung — aber in der Presse erfahren, ist eigentlich eine unglaubliche Dummheit, wenn man bedenkt, dass man eine grosse und stolze Macht, wie es das Deutsche Reich ist, durch eine gewisse drohende Gestaltung der Druckerschwärze, durch Zusammenstellung von Worten glaubt einschüchtern zu können. Man sollte das unterlassen, dann würde man es uns leichter machen, unseren beiden Nachbarn auch gefälliger entgegenzukommen. Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich; die Rechnung wird an irgend einem Tage präsentiert in der Verstimmung des anderen Landes. Wir können durch Liebe und Wohlwollen leicht bestochen werden — vielleicht zu leicht —, aber durch Drohungen ganz gewiss nicht! Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt.“ —

Seinem amtlichen und öffentlichen Auftreten entsprechend war Bismarck auch im Privatverkehr kein Freund des Versteckspielens. Ein klassisches Zeugnis dafür ist der Brief, in dem er bei dem Herrn von Puttkamer um die Hand der Tochter angehalten hat. Ohne Umschweif geht er dort sofort auf sein Ziel los (Ende Dezember 1846): — „Ich beginne dieses Schreiben damit, dass ich Ihnen von vornherein seinen Inhalt bezeichne; es ist eine Bitte um das Höchste, was Sie auf dieser Welt zu vergeben haben, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter. Ich verhehle mir nicht, dass ich dreist erscheine, wenn ich, der ich erst neuerlich, und durch sparsame Begegnungen Ihnen bekannt geworden bin, den stärksten Beweis von Vertrauen beanspruche, den Sie einem Manne geben können. Ich weiss aber, dass ich auch abgesehn von allen Hindernissen in Raum und Zeit, welche Ihnen die Bildung eines Urteils über mich erschweren könnten, durch mich selbst niemals im Stande sein kann, Ihnen solche Bürgschaft für die Zukunft zu geben, dass Sie den Einsatz von Ihrer Seite rechtfertigen würden, wenn Sie nicht durch das Vertrauen auf Gott das ergänzen, was das Vertrauen auf Menschen nicht leisten kann. Was ich selbst dazu thun kann, beschränkt sich darauf, dass ich Ihnen mit rückhaltloser Offenheit über mich selbst Auskunft gebe, soweit ich mir selber klar geworden bin. Über mein äusserliches Auftreten wird es Ihnen leicht sein, Nachrichten durch andere zu erhalten; ich begnüge mich daher mit einer Darstellung meines inneren Lebens, welches jenem zu Grunde lag, und besonders meine Stellung zum Christentum.“ ...

...... „Ich enthalte mich jeder Beteuerung über meine Gefühle und Vorsätze in Bezug auf Ihre Fräulein Tochter, denn der Schritt, den ich thue, spricht lauter und beredter davon, als Worte vermögen. Auch mit Versprechungen für die Zukunft kann Ihnen nicht gedient sein, da Sie die Unzuverlässigkeit des menschlichen Herzens besser kennen als ich ....." — Diese Art an den zukünftigen Schwiegervater zu schreiben, verrät gewiss den aufrichtigen Mann, den Mann, der den Mut besitzt, sich so zu geben, wie er ist, der ohne Schönfärberei die innersten Regungen seiner Seele enthüllt. Wie er im Parlament keine Paradeuniform zum Reden anlegt, so zieht er auch zum Briefschreiben nicht den geistigen Sonntagsrock an. In erquickender Einfachheit und Unmittelbarkeit plaudert er über alles, was gerade sein Blick erreicht, oder sein Herz bewegt; bald über den guten Geschmack der Reinfelder Wurst und die zu dünnen Scheiben, die ihm Frau Bellin davon abschneidet, bald über die zartesten Stimmungen des Gemütes, über das, „was von Menschen nicht gewusst, oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht". Wie ein aufgeschlagenes Buch liegt daher Bismarcks Denken und Empfinden vor uns da. Wenige grosse Männer haben mit solcher Offenherzigkeit wie er ein reiches Innenleben auch mit allen seinen Unebenheiten erschlossen. — Wohl ist ihm auch ein hohes Mass edler Zurückhaltung eigen gewesen. Er hat durchaus nicht die Neigung besessen, die heiligsten Gefühle vorschnell auf den Markt zu bringen; er ist oft sehr spröde gewesen. Zu den indiskreten Naturen, die die Geheimnisse ihres Herzens nicht bewahren können, hat er wahrlich nicht gehört. Er war als Politiker wie als Privatmann nicht nur ein Meister der Rede, sondern auch ein Meister des Schweigens. An seine Braut hat er die bezeichnenden Worte geschrieben (28. II. 1847): „Du fragst, ob ein verschlossenes Herz etwas recht Schlechtes sei; dazu kann ich nicht unbedingt ja sagen, sondern bin sehr mit Dir einverstanden, es nicht gegen jedermann auf der Zunge zu tragen". — Aber wo er den Augenblick für gekommen hielt, zog er mit fast kindlicher Sorglosigkeit den Vorhang von seinem Herzen hinweg. Namentlich wohnte in ihm ein ungewöhnlich starker Zug zur Mitteilung an seine Frau. Eine Seele musste er haben, der er alles sagen konnte, die er alles schauen liess: die hellen wie die dunklen Seiten seiner Natur, die Engel, aber auch die Dämonen, die in seiner Brust wohnten.

Solche Art der Aufrichtigkeit, wie sie Bismarck gezeigt hat, ist allerdings nicht jedermanns Sache; sie wurzelt in einem ausserordentlichen Kraftgefühl. Wer seiner selbst nicht gewiss ist, setzt vorsichtig Schritt für Schritt; er erwägt erst ängstlich, was er sagen darf und was nicht. Bismarck war frei von diesem Gefühl der Unsicherheit. Wo er handelte, redete oder schrieb, erweckte er sofort den Eindruck: hier ist eine Persönlichkeit, die darum so frei und fest auftreten kann, weil sie sich einer staunenswerten Schnelligkeit und Klarheit im Erfassen und Beurteilen verwickelter Verhältnisse und einer grossartigen Treffsicherheit in der Äusserung von Gedanken und Empfindungen wohl bewusst ist.

Schon in dem Werdenden wohnt die dunkle Ahnung einer ungewöhnlichen Leistungsfähigkeit; eine überlegene Kraft ringt in ihm nach Bethätigung. Als einen Mann nicht ohne Ehrgeiz bezeichnet er sich selbst. Aber dieser Ehrgeiz richtet sein Streben nicht auf Titel und Orden, nicht auf glänzenden Schein und rauschenden Beifall. Seine Stimmung gegenüber dem bloss äusserlich dekorierten Dasein eines von oben oder unten verwöhnten Günstlings spiegelt sich deutlich in einem Briefe an Frau von Puttkamer aus der Frankfurter Zeit wieder (5. II. 1852): „. . . . . Meine wiederholten Reisen nach Berlin bringen einen störenden Wechsel in unsere Existenz. Für mich ist dort mehr Ehre als Vergnügen; jetzt ist alles Sonnenschein dort für mich, wenn ich hinkomme, der Hof verzieht mich, die Grossen schmeicheln mir, die Geringen wollen etwas von mir oder durch mich, aber ich brauche keine grosse Anstrengung, um die Idee festzuhalten, dass diese ganze goldbeblechte Schützenkönigsherrlichkeit vielleicht übermorgen vorbei ist, und ich an einem Hoffeste ebensoviel kühle Rücken um mich her sehe als jetzt freundliche Gesichter“. — Doch so sehr er die goldbeblechte Schützenkönigsherrlichkeit verachtet, so sehr sehnt er sich nach fruchtbarer Wirksamkeit. Aus dem Justizdienste scheidet der junge Referendar aus, nicht um der Arbeit zu entgehen, sondern um dem wirklichen Leben näher zu sein. Er mag kein papiernes Dasein führen. Die Scheu sich persönlich zu exponieren ist ihm fremd; er will sich in unmittelbarer Berührung mit den Menschen Geltung verschaffen. Auf eigne Füsse stellt er sich, weil er sich zutraut, auch ohne den hohen und sichtbaren Sockel von Aktenstössen und ohne offizielle staatliche Abstempelung den ihm gebührenden Einfluss zu erringen.

Und dieser Zug zu unmittelbarer und bedeutender Kraftentfaltung ist auch dem hochbetagten Greise, der aus seinen Ämtern entlassen war, noch geblieben. Er konnte nicht leben, ohne zu wirken. Da es ihm nicht mehr vergönnt war, Lenker des Reiches zu sein, wurde er Lehrer des deutschen Volkes. Ein seltsames Schauspiel! Er, der auf der Höhe seiner amtlichen Thätigkeit allen Ovationen und stürmischen Demonstrationen möglichst aus dem Wege ging, liess während seiner letzten Lebensjahre in Friedrichsruh immer von neuem die Tausende seiner Verehrer an sich vorüberziehn und suchte durch eine Fülle von Ansprachen und eigenartigen Progammreden alt und jung zu der Höhe seines nationalen Denkens und Fühlens emporzuheben. Man hat dem greisen Kanzler dies Hervortreten verargt. Wie thöricht, einem Riesenstrome zuzumuten, nicht mehr zu fliessen und zu rauschen! Der gewaltige Mann musste wirken, so lange es Tag war.

Doch nicht nur das Kraftgefühl des genialen Recken trieb ihn hinaus in die Öffentlichkeit und hinein in die Arena der Zeitkämpfe, sondern auch das Pflichtbewusstsein des Patrioten und Protestanten. Mit dem natürlichen Faktor verband sich in ihm der ethische. Er nannte sich selbst mit Nachdruck einen protestantischen Staatsmann, weil ihn das Gefühl beseelte: keine Macht dieser Erde kann dir die persönliche Verantwortlichkeit abnehmen, die du in deinem Amte trägst; du haftest zuletzt ganz allein mit Kopf und Gewissen für die Entschlüsse, die du fasst.

Auf solchem Boden konnte die merkwürdige Mischung von rührender Mannentreue und unbesiegbarem Mannesstolz entstehen, wie sie im Verhältnis Bismarcks zu seinen Herrschern hervortrat. Der durch und durch monarchisch gesinnte Kanzler, der voll Treue und Hingebung an seinem alten Kaiser hing, besass doch zugleich vor Königsthronen eine Nackensteifheit, um die ihn mancher echte Republikaner hätte beneiden können. Ein ergreifendes Bild war es, als er im Reichstage am 9. März 1888 nach Kundgabe des Ablebens Kaiser Wilhelms I. schluchzend sein Antlitz verhüllte. Auch am Tage, bevor der Entlassene Berlin verliess, offenbarte er ebenso sinnig wie schlicht sein treues Herz; ganz allein betrat er das Mausoleum in Charlottenburg und legte dort drei Rosen am Sarkophage seines alten Herrn nieder. Er hatte ein volles Recht, sich die Grabinschrift zu wählen: „Ein treuer Diener Kaiser Wilhelms I."

Aber in Ehrfurcht erstorben ist der treue Diener vor seinem

Herrn niemals. Im mystischen Halbdunkel von Weihrauchdunst umwallt ist ihm das Königtum von Gottes Gnaden nicht erschienen. Mit einer Unbefangenheit, die manchem über die Grenze des Erlaubten oder wenigstens Opportunen hinauszugehen scheint, hat er sich in den Gedanken und Erinnerungen über die Schranken ausgesprochen, die dem ehrwürdigen Monarchen gezogen waren. Der Staatsmann, der mit Vorliebe die Uniform der Halberstädter Kürassiere trug, besass nicht die geringste Anlage zum glatten und gefügigen Höfling. Er konnte zwar gleichsam sporenklirrend die Hacken der Kürassierstiefeln zusammenschlagen und in strammer Haltung rufen: Zu Befehl! Aber das Unabhängigkeitsgefühl des echten Landedelmannes verliess ihn dabei nie und noch weniger das Verantwortlichkeitsgefühl des höchsten Reichsbeamten. Seine kostbare Zeit, die dem Vaterlande gehörte, liess er nicht gern durch Königliche Hoheiten überflüssig in Anspruch nehmen. In seinen persönlichen Erinnerungen erzählt von Tiedemann (S. 18): „Ein Grossherzog hatte um eine Unterredung gebeten, und der Fürst hatte ihm antworten lassen, es würde ihm eine hohe Ehre sein, ihn um 9 Uhr abends zu empfangen. Ich befand mich zum Vortrag beim Fürsten, als diese Stunde heranrückte. Er bat mich um Entschuldigung, wenn er seinen Anzug wechsle, entledigte sich seines Interimsrockes und liess sich einen Waffenrock bringen, an dem der Kammerdiener das Grosskreuz des grossherzoglichen Ordens befestigt hatte. Die Uhr schlug neun, ich beeilte mich zum Ende zu kommen. Es wurde ein Viertel auf zehn, der Grossherzog war noch immer nicht da. Der Fürst rief seinen Kammerdiener: „Bringen Sie mir meinen Interimsrock wieder," und zu mir gewandt, „eine Königliche Hoheit soll nicht glauben, dass ich länger als eine Viertelstunde auf ihn gewartet habe". In diesem Moment erschien der Grossherzog. Er ging, während ich mich entfernte und die Diener die Thüren aufrissen, an mir vorüber, und ich sah nur noch, wie der Fürst ruhig an seinem Schreibtisch sitzen blieb, scheinbar in Aktenstücke vertieft. Der Grossherzog trat an den Tisch, und der Fürst erhob sich mit tiefer Verneigung: „Ich glaubte schon, Euere Königliche Hoheit würden mir nicht mehr die Gnade erweisen, zu mir zu kommen. Die Uhr ist zwanzig Minuten nach neun." So stolz und frei wagte der Kanzler aufzutreten, weil er davon durchdrungen war: Meine Zeit und Kraft gehören nicht mir oder einzelnen hochgestellten Persönlichkeiten, sondern dem Reiche.

Diese stolze, vom Verantwortlichkeitsgefühl getragene Festigkeit konnte allerdings auch das Gepräge der Härte annehmen. Es lag oft etwas Despotisches im Auftreten Bismarcks. Selbständige Naturen konnten nicht leicht neben ihm aufkommen. Wehe dem, der es wagte, im entscheidenden Augenblicke anderer Meinung zu sein als er. Wer ihm den Weg versperren wollte, wurde unsanft zur Seite geschleudert. Auch zu vergeben und zu vergessen wurde dem Kanzler nicht leicht. Die Gegner seiner Politik konnte er bis übers Grab hinaus mit Hass und Hohn verfolgen und selbst die Schwächen seiner Freunde stellte er zuweilen hart und ironisch bloss. Schonungslos verbrauchte er die Kräfte seiner Mitarbeiter. Weil er selbst ein fast übermenschliches Mass von Arbeitskraft besass, mutete er auch seinen Untergebenen oft Unerhörtes zu.

Doch der harte Mann konnte zugleich wunderbare Weichheit und Zartheit an den Tag legen. Das Widerspruchsvolle, das in jeder Menschenseele zu finden ist, offenbarte sich potenziert bei diesem Übermenschen; die schroffsten Gegensätze vereinigte er in seiner Brust. Der eiserne Kanzler, der in seiner Energie grausam werden konnte, war zugleich der liebenswürdigste Wirt, der gemütlichste und jovialste Hausvater und der zärtlichste und rücksichtsvollste Gatte. Wer von der Lektüre der Gedanken und Erinnerungen kommend an die Briefe herantritt, die an die Braut und Gattin geschrieben sind, ist überrascht, hier eine geistige Atmosphäre zu finden, die fast unvereinbar scheint mit der Stimmung, die das politische Testament des greisen Staatsmannes durchzieht. Auch wenn man die Verschiedenheit der Zeit und des Zweckes reichlich in Anrechnung bringt, bleibt doch noch eine grosse Kluft bestehen. Dort in den Erinnerungen mehr eine düstere und bittere Grundstimmung, hier in den Briefen mehr heiterer Sonnenschein und herzgewinnende Weichheit. Der überbürdete und oft recht grimmige Staatsmann ist im geistigen Austausch mit der treuen Lebensgefährtin von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Aus der Fülle der gemütstiefen Äusserungen sei nur eine besonders charakteristische zur Illustration hervorgehoben. Von Frankfurt a. M. schreibt am 14. Mai 1851 bald nach seiner Ankunft der neu ernannte Geheime Legationsrat: „. . . Sonnabend geht Rochow auf 8 Tage nach Warschau, und ich bin dann zum ersten Male in meinem Leben selbständiger Vertreter Preussens. Viel Ehre und wenig Vergnügen, und es

stimmt mich in Deiner Seele wehmütig, wenn ich daran denke, wie wenig Dir ein solches Leben in Stadt und Salon, wie es Dir bevorsteht, gefallen wird. Rüste Dich aber mit Mut, und denke Dir die Sache nicht schlimmer als sie ist .... Weisst Du irgend ein beliebiges Möbel, welches Du Dir zum Französischplappern in der Geschwindigkeit zulegen kannst, so nimm eins an, ich bezahle es gern. Du kommst hier doch in französisches Wesen und Reden hinein, es ist nicht zu vermeiden, dass Du Dich damit vertraut machst, so gut Du kannst. Weisst Du keine Person, die Dir konveniert und zu haben ist, so lass es, nimm überhaupt, darum bitte ich sehr herzlich, diesen Rat nicht schwer auf, nicht anders, als ob ich Dich bäte, Dir ein grünes oder ein blaues Kleid zu kaufen; es hängt das Leben nicht dran, Du bist m e i n e Frau und nicht der Diplomaten ihre, und sie können ebensogut deutsch lernen wie Du französisch. Nur wenn Du Musse hast, oder doch lesen willst, so nimm einen französischen Roman; hast Du aber keine Lust, so sieh dies als nicht geschrieben an, denn ich habe Dich geheiratet, um Dich in Gott und nach dem Bedürfnis meines Herzens zu lieben, und um in der fremden Welt eine Stelle für mein Herz zu haben, die alle ihre dürren Winde nicht erkälten und an der ich die Wärme des heimatlichen Kaminfeuers finde, an das ich mich dränge, wenn es draussen stürmt und friert; nicht aber, um eine Gesellschaftsfrau für andre zu haben, und ich will Deinen Kamin schützen und schirmen gegen alles Böse und Fremde, denn es giebt nichts, was mir nächst Gottes Barmherzigkeit teurer und lieber und notwendiger ist als Deine Liebe und der heimatliche Herd ....“ Aus diesen schönen Worten leuchtet herzerfreuend der reine, tiefe Familiensinn eines echten deutschen Mannes hervor. Es ist von unschätzbarem Werte für das deutsche Volk, dass sein grösster Staatsmann auf dem Gebiete, aus dem einer Nation vor allem gesunde Kraft zuströmt, auf dem Gebiete des Familienlebens eine vorbildliche Haltung bewährt hat.

Mit dem Zuge zur trauten Häuslichkeit verbindet sich bei Bismarck starkes Heimatsgefühl und eine fast schwärmerische Hinneigung zur Natur. Der rastlose Geist, dessen Gedanken täglich über den Erdball von Reich zu Reich flogen, hing zäh an seiner heimischen Scholle. Die Gewöhnung, Jahrzehnte lang mit gespanntem Blick die Weltlage zu verfolgen, hatte ihn nicht zum Weltbürger werden lassen; seinem Wesen entströmte nicht

das Parfüm der Salons und der Höfe von Petersburg oder Paris, sondern altmärkischer Erdgeruch. Mitten in seiner weltumspannenden Arbeit ergriff ihn zuweilen eine heisse Sehnsucht nach seinem stillen Landgut. Und wenn er dem unwiderstehlichen Verlangen nach seinen Wiesen und Wäldern gefolgt war, genoss er die Umgebung mit echtgermanischem Naturgefühl. Er, der unerbittliche Realist in der Politik, gab sich in seinem Gefühlsleben gern den lyrisch-musikalischen Stimmungen hin, wie sie der Anblick der deutschen Frühlings- oder Herbstlandschaft in empfänglichen Gemütern wachruft. Während er als Staatsmann unklares Träumen verspottete und durch Dämmerlicht schnell und energisch dem Tageslicht zudrängte, war ihm in seinem ästhetischen Empfinden Romantik nicht fremd. Lenaus weiche Klänge hatten in ihm verwandte Saiten berührt; Waldesrauschen hatte sein Herz wunderbar getroffen, und die Mondscheinnacht hatte mit ihrem magischen Schein auch ihn bezaubert. Daher malt er in seinen Briefen häufig mit liebevoller Vertiefung und künstlerischem Geschick stimmungsvolle Landschaftsbilder. Lebendig schildert er den Eisgang auf der Elbe. (Brief v. 23. II. 1847.) Ein schwermütiges Bild zeichnet er beim Abschied von dem pommerschen Familiengut Kniephof, das er selbst erst bewirtschaftet, später aber hatte verpachten müssen (Brief v. 28. IV. 1847): „. . . Auf der ganzen Gegend von Wiesengrün, Wasser und entlaubten Eichen lag eine weiche traurige Stimmung, als ich nach vielem Geschäftsverdruss gegen Sonnenuntergang meinen Abschiedsbesuch auf den Plätzen machte, die mir lieb und auf denen ich oft träumerisch und schwermütig gewesen war . . . . .; der Regen rieselte leise durch die Büsche und ich starrte lange in das Abendrot, bis zum Überlaufen voll Wehmut . . . .“ — Ein freundliches Abendbild sendete er von Schönhausen der in der Ferne bei ihren Eltern weilenden Gattin (Brief v. 18. VII. 1849): „Am Abend wollte ich Dir schreiben, aber es war so himmlische Luft, dass ich wohl zwei Stunden auf der Bank vor der Gartenstube sass, rauchte und die Fledermäuse fliegen sah . . . . Die Bäume standen so still und hoch neben mir, die Luft voll Lindenblüte, im Garten schlug eine Wachtel und lockten Rebhühner, und hinten über Arneburg lag der letzte blassrote Saum des Sonnenuntergangs. Ich war recht von Dank gegen Gott erfüllt, und vor meine Seele trat das ruhige Glück einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit, ein stiller

Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeeres wohl ein Windstoss dringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben.“

Später freilich, als die Politik Bismarck stärker in Anspruch nahm, sah es selten in seiner Seele so harmonisch aus. Furchtbare Leidenschaft durchbebte zuweilen seine Brust und wühlte das Innerste auf. Verzehrender Zorn brach hervor, wenn Intriguanten oder offene Gegner seine wohldurchdachten Pläne zu durchkreuzen suchten. Liess ihn gar einmal, wie in Nikolsburg sein König im Stich, so konnte es dahin kommen, dass sich die Erregung seines Herzens in einem Weinkrampf Luft machte, oder dass er erwog, ob es nicht das Beste sei, sich vier Stock hoch aus dem offenen Fenster in die Tiefe zu stürzen. — Allein die Zornausbrüche und Verzweiflungsanwandlungen haben nie den ganzen Mann beherrschen und hinreissen können. Mitten im Toben der Leidenschaft behielt der Lenker der preussisch-deutschen Politik mit olympischer Selbstbeherrschung einen Zielpunkt stets im Auge: Das Wohl des Vaterlandes. So hitzig er im Kampf werden konnte, er liess sich doch nicht durch die Gemütsaufwallung den Blick für die wirklichen Verhältnisse trüben. Der ungeduldige Mann konnte wie ein Angler, oder ein Jäger auf dem Anstand mit kühler Ruhe lange auf den passenden Augenblick warten, wenn die Verhältnisse es geboten. Persönliche Gereiztheit durfte nicht auf seine politischen Massnahmen Einfluss gewinnen. Scharf geisselt er in den Gedanken und Erinnerungen die Neigung eines Gortschakoff, sich als Staatsmann von der Eitelkeit mitbestimmen zu lassen. Mit berechtigtem Selbstgefühl konnte er in einer Rede vom 24. II. 1881 vor dem Reichstage sagen: „Für mich hat immer nur ein einziger Kompass, ein einziger Polarstern, nach dem ich steure, bestanden: salus publica! Ich habe von Anfang meiner Thätigkeit an vielleicht oft rasch und unbesonnen gehandelt, aber wenn ich Zeit hatte, darüber nachzudenken, mich immer der Frage untergeordnet: was ist für mein Vaterland, was ist — so lange ich allein in Preussen war — für meine Dynastie, und heutzutage, was ist für die deutsche Nation das Nützlichste, das Zweckmässige, das Richtige? Doktrinär bin ich in meinem Leben nicht gewesen, alle Systeme, durch welche die Parteien sich getrennt und verbunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie; in erster Linie kommt die Nation, ihre Stellung nach aussen,

ihre Selbständigkeit; unsere Organisation in der Weise, dass wir als grosse Nation in der Welt frei atmen können."

Neben der grossartigen Objektivität in der Aufstellung und Verfolgung politischer Ziele ist noch ein anderer unverdächtiger Zeuge für die innere Freiheit Bismarcks vorhanden: sein prächtiger Humor. Reichlich sprudelt er in den Briefen, aber auch in den Gedanken und Erinnerungen ist er noch nicht versiegt. Bismarck hatte einen aufgeschlossenen Sinn für komische Situationen und malt sie mit sichtlichem Behagen aus. Bezeichnend dafür ist die Schilderung seiner Beziehungen zu Amschel Rothschild (Briefe vom 18. VI. und 26. VI. 1851): „... Heute Mittag esse ich beim alten Rothschild, dem Baron Amschel, der mich schon vor 10 Tagen hat einladen lassen; meine Antwort, wenn ich noch lebte, würde ich kommen, hat ihn erschüttert, so dass er sie allen Leuten erzählt: Was soll er nich leben, was soll er doch sterben, der Mann, ist er doch jung und stark."

„Einliegende Blättchen habe ich im Garten des alten Amschel Rothschild für dich gepflückt, der mir gefällt, weil er eben ganz Schacherjude ist und nichts anderes vorstellen will, dabei ein streng orthodoxer Jude, der bei seinen Diners nichts anrührt und nur Gekauschertes isst. „Johann nimm dir epps Brot vor die Recher," sagte er zu seinem Diener, als er ging, mir seinen Garten zu zeigen, in dem zahmes Dammwild ist. „Herr Berraun die Pflanze koscht mich 2000 Gülden, uf Ehre 2000 bare Gülden, lass se Ihne for 1000, oder wolle Se habe geschenkt, so soll er se Ihne bringe in Ihr Haus, weiss Kott, ich schätze Se aufrichtig, Herr Berraun, Se sind e scheener Mann, „e braver Mann." Dabei ist er ein kleines mageres eisgraues Männchen, der Älteste seines Namens, aber ein Armer in seinem Palast, kinderlos, Witwer, betrogen von seinen Leuten und schlecht behandelt von vornehmen französierten und englisierten Neffen und Nichten." — Auch in unangenehmen Lagen steht dem schlagfertigen Geiste des Kanzlers meist noch ein guter Witz oder eine komische Wendung zur Verfügung. Wie im Parlament durch allen herben Sarkasmus, mit dem er die Gegner zu vernichten sucht, doch häufig eine lächelnde Bonhomie, eine gewisse Schalkhaftigkeit hindurchschimmert, so räsonniert er sich auch in manchem Briefe seinen Ingrimm mit einer Art Galgenhumor vom Herzen. Charakteristisch dafür ist der Brief, den er am 7. 1. 52 von Halle aus an seine Gattin geschrieben hat: „Von hier habe ich Dir, soviel

ich weiss, noch nie geschrieben, und hoffe, dass es auch künftig nicht wieder vorkommt. Ich habe mich viel besonnen, ob gestern nicht doch am Ende Freitag war, als ich abreiste; ein dies nefastus. In Giessen kam ich in ein hundekaltes Zimmer mit 3 nicht schliessenden Fenstern, zu kurzes, schmales Bett, schmutzig, Wanzen. Gegen 2 Uhr hatte ich die schlaue Idee, den grossen Pelz anzuziehen und mich damit aufs Bett zu legen, auf 1 Stunde zu schlafen; infamer Kaffee, noch nie gekannt so schlecht. In Guntershausen kamen Damen in die 1. Klasse und das Rauchen hörte auf; eine höhere Geschäftsdame sprach abwechselnd mit russischem und mit englischem Accent deutsch, sehr gut französisch, etwas englisch, war aber meiner Ansicht nach aus der Reezenjasse. Zwischen Guntershausen und Gerstungen platzte ganz sanft eine Röhre an der Lokomotive, das Wasser lief aus; da sassen wir 1 ½ Stunde lang im Freien. Ich hatte mich in die 2. Klasse gesetzt, um zu rauchen, da fiel ich einem Berliner Geheimratskollegen in die Hände, der mich im Beisein einiger Messjuden fragte und zur Rede stellte, bis ich verzweifelt wieder zur Prinzessin aus der Reezenjasse heimkehrte. Durch den Aufenthalt kamen wir 3 Stunden zu spät nach Halle, der Berliner Zug war lange fort; ich muss hier schlafen und morgen früh per Güterzug um ½ 7 reisen. Hier am Bahnhof sind zwei Gasthöfe, aus Versehen bin ich in den falschen geraten; ein Gensdarm ging im Saale auf und ab und musterte bedenklich meinen Bart, während ich ein muffiges Beefsteak ass. Ich bin sehr unglücklich, werde aber nun noch den Rest Spickgans zu mir nehmen, etwas Portwein trinken und dann zu Bette gehen."

In der Ehe ist zweifellos Bismarck der freudigere Teil gewesen. Der Braut, die sich abängstigt und zu Zeiten totweinen will, erklärt er: „Ich kämpfe grundsätzlich in mir gegen jede düstre Ansicht von der Zukunft." Auf allzuviele Klagen seiner Johanna spricht er offen aus (Brief v. 28. II. 47): „Dir fehlt Unglück, mein Engel, oder weil der Herr es Dir nicht schickt, so machst Du Dir welches. Jede menschliche Natur will ihre bestimmte Konsumtion von Kummer und Sorge haben, je nach der Konstitution, und bleiben die reellen aus, so muss die Phantasie welche schaffen, kann sie das nicht, so grämt man sich aus Weltschmerz, aus allgemeiner unverstandner Weinerlichkeit." —

Auch der Grundzug Bismarckscher Frömmigkeit ist Freudigkeit und frische Kraft. Man hat beim Erscheinen der Briefe an

die Braut und Gattin vielfach mit Verwunderung gesehen, welche bedeutende Rolle die religiösen Fragen für den grossen Realisten gespielt haben. Für so fromm hatte man den, der so gern nur mit gegebenen massiven Faktoren rechnete, doch nicht gehalten. Stimmen sind laut geworden, die sich dahin vernehmen liessen, die vielen frommen Wendungen in den Briefen seien nicht ureigen aus der Tiefe von Bismarcks Seele hervorgegangen, der Bräutigam und junge Ehemann habe sich vielmehr dem pietistischen Tone des Puttkamerschen Hauses stark anbequemt. — In Bezug auf die Form mancher Äusserungen kann man das zugeben. Man kann sich wenigstens hier und da des Eindrucks nicht ganz erwehren, dass in religiöser Hinsicht bei Bismarck ein Dualismus vorhanden gewesen ist, wie man ihn bei gebildeten evangelischen Männern nicht selten findet. Auf der einen Seite wird eine Fülle überlieferter Formen, Formeln und auch Stimmungen ohne persönliche Verarbeitung hingenommen, auf der anderen Seite aber regt sich doch der protestantische Zug zur Selbständigkeit; man will auch dem eignen Empfinden Geltung verschaffen. So entsteht leicht eine Zwiespältigkeit im Inneren. Das Überkommene deckt sich nicht mit dem Selbsterworbenen, es gehen zwei Linien nebeneinander her, ohne dass Zeit und Kraft vorhanden ist, beide zusammenzuleiten und ineinanderfliessen zu lassen. So scheint es auch bei Bismarck gestanden zu haben. Auch bei ihm sind offenbar die beiden Elemente seines religiösen Lebens, das von aussen her Dargebotene und das persönlich Angeeignete und Empfundene, nicht ganz harmonisch ausgeglichen. Neben den schlichten Tönen eines urwüchsigen christlichen Glaubens sind vereinzelt Klänge mehr theologisch-pietistischer Art vernehmbar, die wie aus einem fremden Lager herüberhallen.

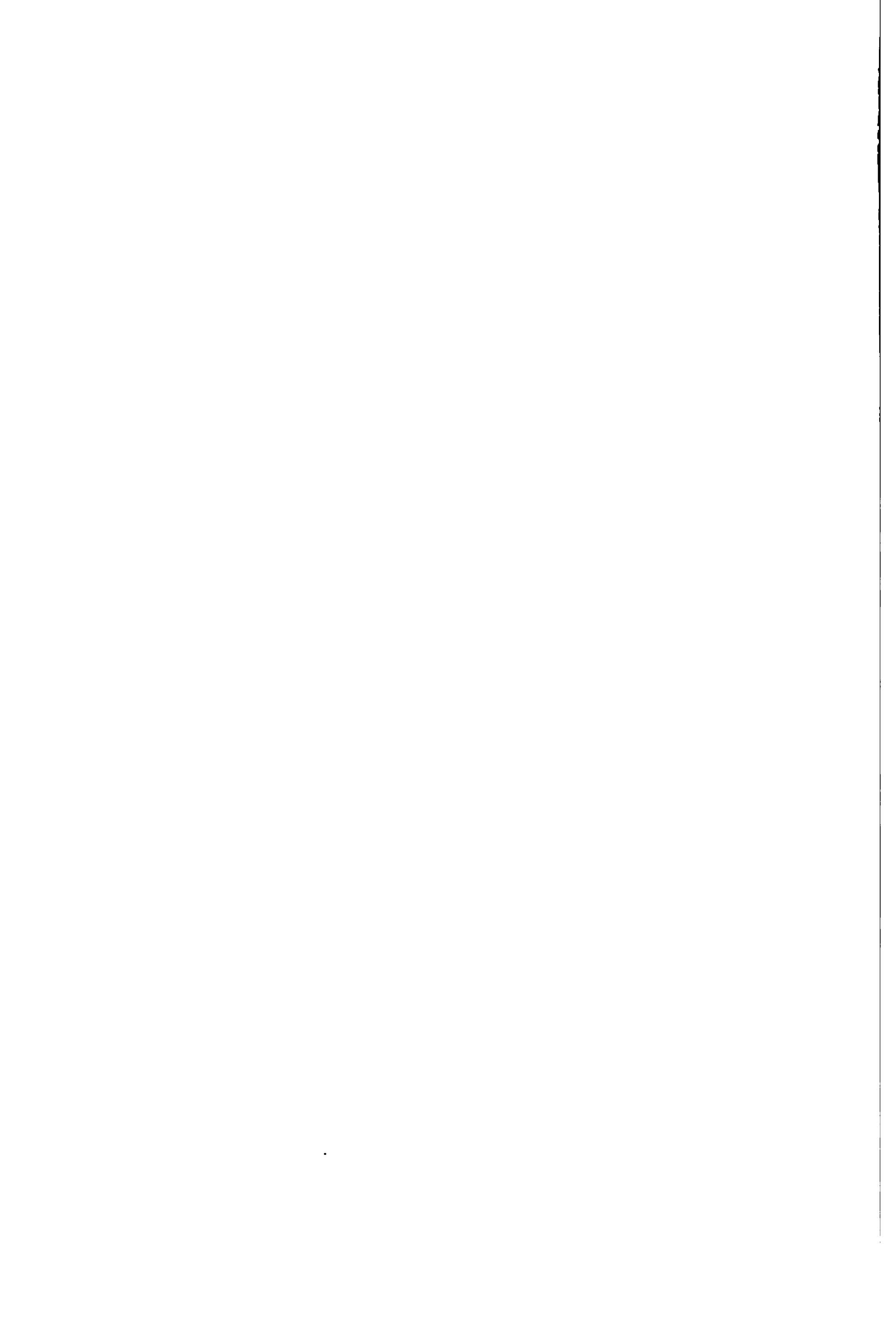
Interessant ist es zu sehen, wie Bismarck auf die religiöse Eigenart seiner Braut und Gattin verständnisinnig eingeht, aber doch zugleich seine Selbständigkeit wahrt. Die warme christliche Luft, wie sie im Puttkamerschen Hause wehte, ist ihm Lebenselement geworden; sein Dasein vor der Berührung mit dieser Atmosphäre erscheint ihm entsetzlich öde und kalt. Aber er lässt sich doch nicht von Einseitigkeiten, die der Standpunkt seiner Braut und der Schwiegereltern in sich schliesst, gefangen nehmen. In überaus feiner Weise betont er zu wiederholten Malen in den Briefen die grössere Duldsamkeit, Freudigkeit und Herzhaftigkeit seines Christentums. An die Braut schreibt er im

Februar 1847: „... Wie habt ihr doch meist so wenig Vertrauen in euren Glauben und wickelt ihn sorgfältig in die Baumwolle der Abgeschlossenheit ein, damit kein Luftzug der Welt ihn erkälte, andre aber sich an Euch ärgern und Euch für Leute ausschrein, die sich zu heilig dünken, um von Zöllnern und Sündern berührt zu werden. Wenn jeder so dächte, der das Wahre gefunden zu haben glaubt (und viele ernste, aufrichtige und demütige Sucher glauben es doch wo anders oder in anderer Gestalt zu finden), zu welchem pennsilvanischen Zellengefängnis würde Gottes schöne Erde werden!" —

Übrigens hat in späteren Jahren die Wärme und Lebhaftigkeit der religiösen Aussprache unverkennbar abgenommen. Wie verschiedene andere zarte Seiten des Innenlebens scheinen auch die feineren religiösen Regungen unter der erdrückenden Wucht der verantwortlichen politischen Thätigkeit etwas gelitten zu haben. Die Riesenaufgabe, die der hartbedrängte Staatsman nlösen musste, nahm alle seine Kräfte so in Anspruch, dass er zu vollem Ausleben, zur umfassenden Entfaltung seiner reichen seelischen Anlagen nicht Zeit gewann. Es gehört zur besonderen Tragik eines Heldendaseins, dass bei der unablässigen Anspannung der Energie auf einen Punkt hin leicht ein edles Stück vom Reichtum des ursprünglichen Wesens verloren geht.

Überblicken wir zum Schluss noch einmal das mit wenigen Strichen skizzierte Bild, so zeigt sich kein Heiligengemälde, sondern ein echtes Menschenantlitz mit charakteristischen Zügen, mit Zügen, die eindrucksvoll reden von Liebe und Liebenswürdigkeit, aber auch von Zorn und Härte, von treuer Ergebenheit, aber auch von trotzigem Freiheitsgefühl, von erfrischendem Humor und fröhlichem, festem Gottvertrauen, aber auch von düsterem Groll und herber Bitterkeit. Es ist nicht versucht worden, das Porträt mit wohlpräparierten hellen Farben zu übermalen. Jede Schönfärberei würde eine Beleidigung des riesengrossen Helden sein, zu dessen grössten Verdiensten es gehört, dass er dem deutschen Volke den Blick für die Wirklichkeit geschärft hat. Wie die Geschichte der Hohenzollern scharfe Kritik nicht zu scheuen braucht, so kann auch Bismarck es vertragen, dass man ihn, den aufrichtigen Mann, so und nicht anders zeichnet, wie er gewesen ist. Theatergrössen mit ihrer Schminke und erborgtem Flitter verlangen bengalische Beleuchtung, des rechten Helden wahre Grösse dagegen strahlt gerade beim hellen Tageslichte am

klarsten hervor. Mag man den Fürsten Bismarck einerseits bis zum Himmel erheben, andererseits bis zur Hölle verdammen, — er bleibt ein Mensch mit Menschenart und Menschenschwäche, aber ein reckenhafter, grosser Mensch, der jedem wahrhaft deutschen Herzen bei jeder neuen Betrachtung Staunen, Begeisterung und Verehrung abnötigt.



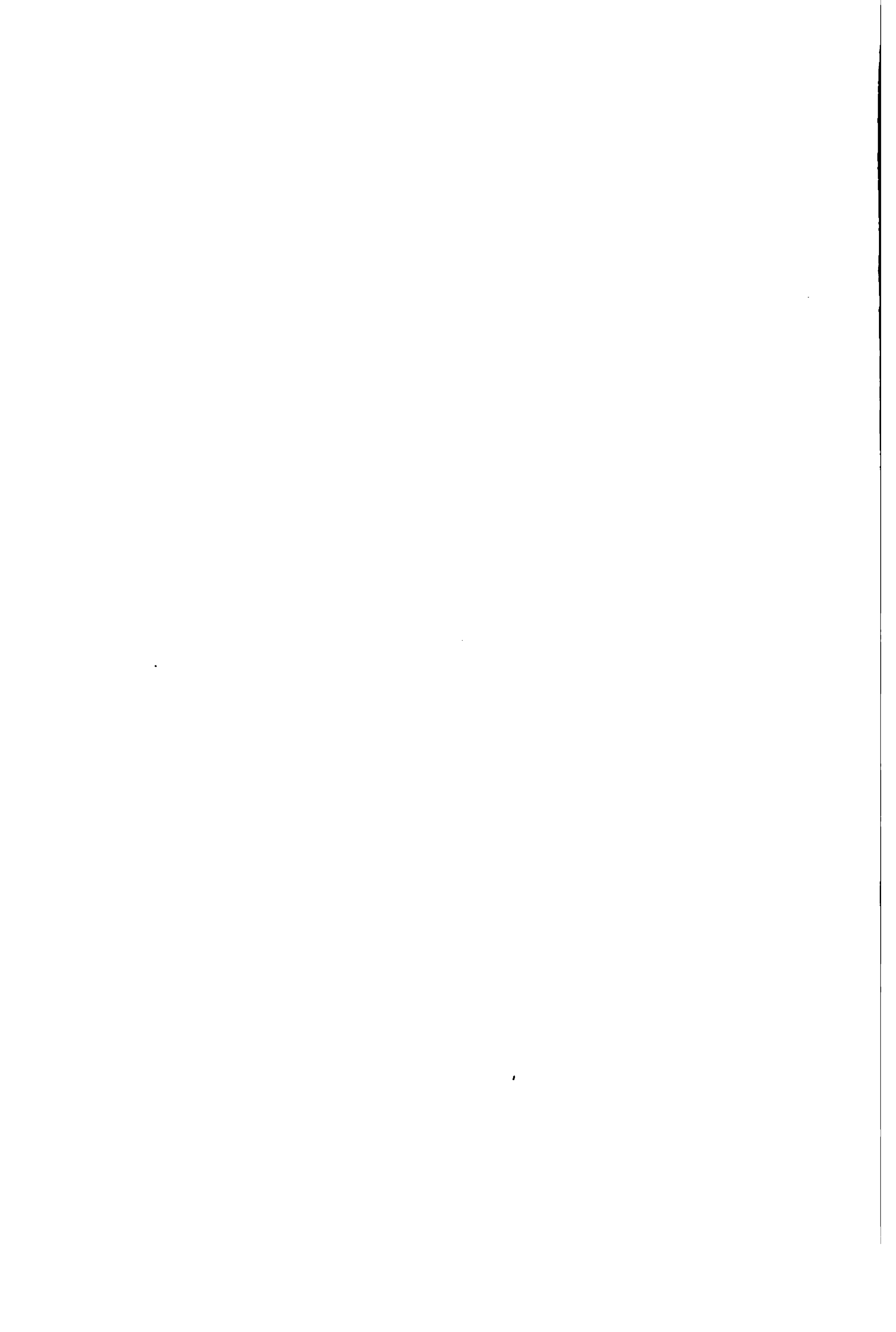
Die Giftwirkung des Wassers.

Eine hygienische Studie.

Vortrag,
gehalten am 26. Februar 1902 in der ordentlichen
Versammlung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissen-
schaften zu Erfurt,

von

Dr. med. Hans Axmann
in Erfurt.



Die Giftwirkung des Wassers.

„Wer jemals durstig und müde auf langer Wanderung aus sprudelnder Quelle Erquickung und Stärkung der Glieder und Gedanken schöpfte; wer je durch eine von Sonnenglut versengte Landschaft ging, die nur an den Rändern des Flusses noch Leben zeigte; wer es mit empfunden, wie der Gewitterregen die stickende Luft reinigte, duftige Frische ausströmte, und wie sich dann Tiere und Pflanzen dankbar aufrichteten; oder, wer aus heilsamen Brunnen und Bade die Hoffnung, wohl auch die Gewissheit neuer Gesundheit empfing, der hat an sich erfahren, was von Weltanbeginn die Völker der Erde zu dankbarer Verehrung des Wassers getrieben hat.“ [1]) — Zur Verehrung und zum Preise des nassen Elementes bis in die jüngste Zeit.

Stolz prangt an manchem Giebel der Spruch: *Ἄριστον μὲν ὕδωρ*! Dieser bekannte Ausspruch Pindars ist eine weit verbreitete Devise in vieler Munde auch in späterer Zeit geworden, vielfach missverstanden, oft ausgebeutet von Unberufenen, so dass der alte Sänger selbst sich wundern würde, was er mit dieser Weltweisheit für Unfug angerichtet. Überdies hat Pindar, trotz des notorischen, den alten Weltweisen landläufigen „Seherblickes“, in dieser Allgemeinheit gar nicht gesprochen. Vielmehr benutzt er in der Einleitung einer Hymne zur Feier Hieros von Syrakus nur den Wert des Wassers als tertium comparationis. Er stellt es in Parallele mit den Olympischen Spielen: Wie das Wasser gleichsam das wichtigste und edelste unter den vier Elementen, denn alles ist aus ihm hervorgegangen, so ragt auch an die Olympischen Spiele in ihrer Art kein anderes Fest heran. Ausserdem soll er auch beim Vortrag des Gesanges an reich besetzter Tafel dem Bacchus gehuldigt haben. Das Wasser schätzte

---

[1]) K. Weinhold, Verehrung der Quellen.

er jedenfalls nicht als Abstinenzler und hat auch nicht eine bestimmte Quelle irgendeines Ortes oder Heiligtumes damit gemeint. [1])

Möge man ihn daher nicht als den Ahnherrn derer hinstellen, in deren Köpfen der Überwert des sogenannten reinen Wassers spukt. Die einen wollen jede andere Flüssigkeit, als Temperenzler, aus dem inneren Menschen verbannen, während die anderen wenigstens dessen äussere Fläche, Haut genannt, möglichst ausgiebig damit durchtränken möchten. Immer beziehen sich diese Wissenschaftler, bisweilen auch Heilkundige genannt, auf die ursprüngliche Wunderkraft des sogenannten reinen Wassers, und die grosse Menge folgt ihm blindlings darin, ohne sich über den Begriff der Reinheit irgendwelche Vorstellungen zu machen.

Im allgemeinen giebt ja auch die Wissenschaft anscheinend ein Recht dazu, da sie lehrt: ohne Wasser kein organisches Leben; und wir wissen, dass Wasser unser wichtigstes Nahrungsmittel ist. Besteht doch der menschliche Körper bekanntlich zu 70 % aus Wasser, welches sich nicht allein in den tierischen Flüssigkeiten, deren Aggregatzustand es bedingt, befindet, wie im Blut, der Lymphe und anderen, sondern es bewirkt auch vermöge Durchtränkung der Zellen den festweichen, strotzenden Zustand der Gewebe. Es ist das Universallösungsmittel aller löslichen Stoffe im Körper und der direkte Vermittler des Stoffwechsels. — Ist nun somit die wichtige Rolle des Wassers im Haushalte des Menschen genügend gekennzeichnet, so sollte man meinen, dass man gar nicht genug von diesem kostbaren Nass sich einverleiben oder durch Bäder an sich heranbringen könne. Natürlich in bester Qualität. Je reiner, desto besser!

Die Wissenschaft gefällt sich zur Jahrhundertwende in Paradoxen. Durch lange Zeiten bewährte Naturdogmen kommen ins Wanken. Was Wunder, wenn auch unser wichtigstes Lebenselement in Gefahr seines Rufes gerät und die Behauptung auftritt: Wasser ist Gift! Und nicht etwa unreines Wasser, in dem fremde Protoplasmagifte, Bakterien oder chemische Körper als gefährliche Stoffe und Krankheitserreger

---

[1]) Vergl. auch Petri, Ärztl. Sachverst.-Zeitung 1896, S. 74. Desgl. V. F. L. Petri, Pindars Olymp. Siegeshymnen. Rotterdam 1852.

hausen, denn das haben wir längst durch Epidemien erfahren, sondern das chemisch reinste Wasser ist gefährlich; je reiner, desto giftiger! Glücklicherweise ist jedoch dieses Gift nicht so weit und so allgemein verbreitet, und es erkranken immer noch weit mehr Menschen durch wirklich schmutziges, als zu reines Wasser; indessen ist diese Thatsache der Giftwirkung reinen Wassers nicht nur eine theoretische Erwägung, wie der Laie vielleicht glauben möchte, sondern von ausgesprochen praktischem Interesse, so dass eine eingehende Würdigung durchaus angemessen erscheint.

Reines Wasser in unserem Sinne ist nicht leicht herzustellen.

Scheinbar am leichtesten wäre das möglich, indem man einfach Wasserstoff und Sauerstoff nach der bekannten chemischen Formel H_2O (2 Teile Wasserstoff + 1 Teil Sauerstoff) vereinigte, also auf synthetischem Wege vorginge.

Ein bekanntes Schulexperiment ist das Anzünden einer Wasserstoffflamme unter einer Glasglocke. Der Sauerstoff der Luft oxydiert dann den Wasserstoff unter Verbrennung zu Wasser oder vielmehr zunächst zu Wasserdampf, die Glasglocke beschlägt davon und die an ihr herabrinnenden Tropfen müssten nun eigentlich chemisch reines Wasser sein. Allgemein ist diese Demonstration aus den Lehrbüchern der Chemie, sowie teilweise aus den physikalischen Kabinetten der Schulen bekannt. Aber dieses so entstandene, auf synthetischem Wege am einfachsten gebildete Wasser ist nicht rein. Es ist verunreinigt durch Absorption von Gasen, besonders Kohlensäure aus der Luft, Beimengung von Staubteilen und dergleichen. Aber es giebt ja destilliertes Wasser, wird man einwenden, das berühmte Aqua destillata der ärztlichen Rezepte. Wenn dieses aus der Apotheke stammende Wasser nicht einmal allen Anforderungen genügen soll, das wäre denn doch eine bedenkliche Fahrlässigkeit. Was ist denn überhaupt rein? Nun, das destillierte Wasser ist es erst recht nicht. Beim Übertritt des Wasserdampfes aus der Retorte in die sogenannte Vorlage ist der Weg der Destillationsprodukte so lang, die Beimengung von Gasen, Staub, Metalloxyden u. s. w. grösser als sonst. Trotz aller Vorsichtsmassregeln, deren Angabe hier zu weit führen würde, bleibt der Erfolg zweifelhaft. — Ja, was ist dann rein? Die Begriffe der Reinheit fordern eben verschiedene Massstäbe. Die Ärzte zum Beispiel haben davon andere, als das Publikum, der Chemiker andere, wie der

Physiker. Während der Chemiker nun noch mit dem Massstab der Analyse mass, berief der Physiker einfach die modernste und hurtigste seiner Dienerinnen, die Elektrizität, und befahl ihr dies schwierige Werk einer einfachen Untersuchungsmethode zur Feststellung der Reinheit von Flüssigkeiten, besonders des Wassers, zu lösen.

Es ist eine bekannte Thatsache, dass auch dem elektrischen Funken der Pfad nicht überall völlig geebnet ist, dass auch der elektrische Strom nicht frei und ungehindert in seinem Bett dahinfliesst. Was ihm den Weg verlegt, nennt man ebenso einfach, wie richtig, einen Widerstand. Dieser Widerstand kann künstlich bestehen nach dem Willen des Experimentators oder in der natürlichen Beschaffenheit des Leiters. Die Eigenartigkeit des Leitungswiderstandes nun bedingt die Leitungsfähigkeit der vom elektrischen Strom durchdrungenen Stoffe. Leiter des elektrischen Stromes giebt es bekanntlich verschiedene Arten, erster Klasse, zweiter Klasse, Metalle, Erden, Flüssigkeiten und dergleichen. Je nach ihrer Struktur, ihrer chemischen und physikalischen Beschaffenheit zeigen sie verschiedene Grade der elektrischen Leitungsfähigkeit. Hier interessieren uns hauptsächlich die Flüssigkeiten. Dem Nachfolger des berühmten Helmholtz als Direktor der physikalisch-technischen Reichsanstalt, Kohlrausch, einem Forscher, welcher es ganz ausserordentlich verstanden hat, Gebiete der exakten Wissenschaft für die Technik zu verwerten, gelang es, ein ebenso einfaches, wie sicheres Instrument zu erfinden, bestimmt die elektrische Leitungsfähigkeit der verschiedensten Körper, insbesondere der Flüssigkeiten, zu messen: die nach ihm benannte Stromwage. Es geschieht die Messung hier in der allgemein bekannten Weise durch Verwendung des Wechselstroms in Verbindung mit einem Telephon als Galvanometer. Näheres hierüber ist ja leicht in jedem Lehrbuch der Physik zu finden, da ohne Demonstration die Beschreibung zu schwierig sein würde. Die Grundidee liegt, auf unsere Zwecke angewendet, darin, dass Wasser, je reiner, desto schlechter leitet, also einen höheren Leitungswiderstand hat.

Mit diesem Instrument ausgerüstet, ging man nun, abgesehen von Untersuchungen anderer Flüssigkeiten, besonders an die der verschiedenen Arten des Wassers. Es wurden hierbei Zahlen zu Grunde gelegt, welche aus den Leitungswiderständen nach Ohm, wie gewöhnlich, berechnet und abgeleitet waren. Gewöhnliches

Brunnen- resp. Leitungswasser ergab die Zahlen 300 bis 700 reziproke Werte und mehr; es erschien daher als stark unrein, wenn man die Kennziffer theoretisch absolut reinen Wassers auf 0,038 festsetzte. Solches Wasser konnte indessen nur auf einem besonders originellen Wege und unter grossen Vorsichtsmassregeln erlangt werden.

Wir können hier nicht umhin, den Gedanken und teilweise dem Wortlaut einer Rundschau im „Prometheus“ zu folgen, da dieselbe in geradezu klassischer Weise die diesbezüglichen chemischen und physikalischen Beziehungen bespricht.[1]) Eine dem Seefahrer bekannte Thatsache ist, dass Wasser aus gefrorenen Schollen des Meeres auffallend wenig Salz enthält. Nach verbürgten Nachrichten soll sogar das Eis der schwimmenden Eisberge ganz süsses Wasser geben. Doch das dürfte seinen Grund im Ursprung derselben finden. Nun sind die Erstarrungspunkte aller Flüssigkeiten nicht stets die gleichen, sondern an Bedingungen der Reinheit gebunden, variabel um einige Grade. Nur dann wird die Erstarrungs- oder Schmelztemperatur, der Übergang in einen bestimmten Aggregatzustand, stets bei demselben Grade des Thermometers liegen, wenn die betreffende Substanz, z. B. eine Salzlösung, ein Metall, vollständig frei von anderen Beimengungen ist. So wird z. B. Wasser, dessen Schmelzpunkt in reinem Zustande bekanntlich bei 0^0 liegen muss, durch Auflösungen fremder Substanzen in seinem normalen Erstarrungsvermögen gehemmt und sein Gefrierpunkt unter Umständen erheblich herabgesetzt. Dergestalt ist der Vorgang beim Seewasser; nicht minder und besser anschaulich für uns Binnenländer bei dem Schneeschmelzen in den Gleisen der Strassenbahn im Winter mittelst Salzstreuen. Ein Gemenge von gleichen Teilen Schnee und Kochsalz bildet bekanntlich eine sehr gebräuchliche Kältemischung, auch zur Herstellung und Konservierung von Speiseeis, welche ungefähr eine Temperatur von -21^0 erzeugt. Bei geringeren Kältegraden, wie sie ja bei uns durchschnittlich herrschen, wird also diese Mischung selbst noch flüssig bleiben, während sie fortwährend Kälte abgiebt, wenn aber die Temperatur immer weiter sinkt, so wird zuletzt der kritische Punkt des Gefrierens erreicht, das verflüssigte Schneewasser erstarrt, wohl verstanden aber nicht bei 0^0 dem gewöhnlichen Gefrierpunkt des Wassers,

[1]) S. Prometheus 1899, S. 493.

sondern erst bei 21° unter Null. Die Schuld hieran trägt lediglich die Verunreinigung durch den hohen Salzgehalt.

Bei einigermassen grösseren Wassermengen, ganz abgesehen von der Fülle eines Meeresbeckens, wird sich nun die Eisbildung niemals auf die gesamte Flüssigkeit erstrecken können. Es wird vielmehr nur ein Teil des vorhandenen Wassers erstarren und eine Art Krystallisationsprozess stattfinden, d. h. „derjenige Körper, der bei der vorhandenen Temperatur das Bestreben hat, feste Formen anzunehmen, scheidet sich in Krystallen aus dem noch flüssigen Anteil der Lösung aus. Die Eisbildung im Seewasser, das ja bis 6 % Salz (im Mittelmeer) enthalten kann, ist somit nicht als ein Erstarren dieser Flüssigkeit, sondern als eine Ausscheidung festen Wassers aus einer flüssigen Salzlösung aufzufassen. Bei jeder Ausscheidung von Krystallen aus einem Lösungsmittel findet aber ein Bestreben dieser Krystalle nach Ausschliessung aller Fremdkörper statt, und es ist eine dem Chemiker bekannte und hocherfreuliche Thatsache, wenn es ihm erst gelingt, einen Körper zur Krystallisation zu bringen, dass er ihn dann vermöge der ihm eigentümlichen Krystallformen rein erhält, abgesehen von geringen fremden Beimengungen, welche lediglich mechanischer Natur sind. So schliesst auch das aus dem Meerwasser sich ausscheidende Eis etwas flüssiges Salzwasser in sich ein, welches sich natürlich dem Schmelzwasser beimengt, dieses wieder in geringem Masse salzig machend. Indessen kann man durch fortgesetztes Gefrierenlassen und Wiederaufschauen schliesslich jeden Rest des Salzes aus dem Wasser entfernen.“ (O. N. Witt.)

Diesen Weg schlug nun Kohlrausch ein, um den Begriff des reinen Wassers überhaupt begründen zu können und das Mass zu finden, womit man Vergleiche ziehen konnte, nachdem er unter anderen Versuchen noch gefunden hatte, dass selbst wiederholt im luftleeren Raume destilliertes Wasser noch weit von den Begriffen absoluter Reinheit entfernt war. Wie schon angedeutet, gelang ihm die Befreiung des Wassers von allen Salzen und Beimengungen durch den gründlichen, wiederholten Krystallisationsprozess des Gefrierenlassens. Er erhielt dann so ein Wasser von sehr geringer Leitfähigkeit, dessen Kennziffer er auf 0,038 bestimmte.

Wenn man auch die Kennziffer des absolut reinen Wassers auf 0,038 berechnet hatte, gelang es doch nur unter Anwendung

der grössten Vorsichtsmassregeln, ein Wasser mit einer Leitfähigkeit von 0,042 praktisch darzustellen, was allerdings der anderen Zahl ziemlich nahe kommt. Um noch einige andere Zahlen anzuführen, so gab Schmelzwasser aus Natureis 2,5 bis 10,5. Destilliertes Wasser gekocht 10,0, mit CO_2 gesättigt 43,5, das gewöhnliche Aqua destillata gar 49,2. Diese Ziffern bezeichnen also die Grade der absoluten Reinheit! Dann gehen die Ziffern bei den Leitungswässern sofort gewaltig in die Höhe, sie schwanken von 296,0 (Giessener Wasserleitung) bis ca. 700; betreffend unserer Wasserleitung ist leider keine Analyse bekannt.

Nunmehr treten die eigentlichen Mineralwässer in die Reihe, wobei denn natürlich jedes Bad stolz darauf ist, möglichst viel an Salzen darin präsentieren zu können. So hat, um einige anzuführen, der Marienbader Ambrosiusbrunnen 1142,0, Georg Viktor in Wildungen, die berühmte Quelle für Blasenleiden, 1369,0, die Salzbrunner Kronenquelle 2090. Eine Ausnahmestelle nehmen die Wildbäder und sog. indifferenten Thermen ein, bei denen wieder möglichst wenig darin sein muss, um die grösste Heilwirkung zu entfalten. Die Quellen von Wildbad im Schwarzwald, Gastein, Ragaz und ähnlicher Kurorte enthalten denn auch ausserordentlich wenige chemische Beimengungen und dem entsprechend eine geringe elektrische Leitungsfähigkeit. Sie wirken daher auch stark lösend und aufquellend beim Baden auf die Haut und dringen selbst in die tieferen Schichten ein.

Bei diesen Beobachtungen zeigte sich denn, dass bei der Untersuchung eines Brunnens in Gastein, dessen elektrische Leitfähigkeit mit 31,9 sogar die des gewöhnlichen destillierten Wassers (49,2) übertraf. Das Wasser dieses Brunnens kann nicht getrunken werden, obwohl die chemische Untersuchung hierfür keinen Grund anzugeben vermochte. Diese interessante Thatsache hat schon seit Jahrhunderten der Quelle den Namen „Giftbrunnen" verschafft.[1]) Hier hat die Wissenschaft nachträglich eine instinktive, natürliche Erkenntnis wohl zu bestätigen gewusst. Wie schon oben mitgeteilt, bestehen die von den nordischen

---

[1]) Nach einer lokalen Mitteilung befindet sich diese Quelle oberhalb „Bellevue". Man hatte versucht die Pferde daraus zu tränken zum Schaden ihrer Gesundheit, worauf der Brunnen wieder geschlossen wurde.

Gletschern losgelösten Eisberge, trotzdem sie in salzigem Meerwasser schwimmen, aus ziemlich salzfreiem Eis. Reiner noch, als das durch Auftauen und Abschmelzen dieser Eiskolosse entstehende Wasser, ist dasjenige, was aus den Thoren unterhalb unserer Alpengletscher hervorbricht, sofern es nicht durch Tauwasser von der Oberfläche des Firnes verunreinigt wird. Bekanntlich beruht das Flüssigwerden des Gletschers von unten auf dem ungeheuren Druck, den die gewaltigen Eismassen auf die am tiefsten liegenden ausüben. Um ein geläufiges Beispiel anzuführen, beruht ja auch das Gleiten des Schlittschuhes auf einer durch hohen Druck unter ihm erzeugten Wasserschicht. Dieses so entstandene Wasser ist nun ebenfalls, wie das schon erwähnte künstlich erzeugte, infolge seiner fast absoluten Reinheit in hohem Masse gesundheitsschädlich.

Mancher Tourist hat sich schon durch Trinken aus Gletscherbächen oder Gebirgsquellen, die von Schmelzwasser gespeist wurden, einen schlimmen Magen- und Darmkatarrh geholt, der ihm die ganzen Berge verleidete.

Man war es bisher gewohnt, in diesen Fällen die niedere Temperatur, Kälte genannt, als Schadenstifterin anzuschuldigen, und es giebt Gebirgsquellen, die nur wenige Grade, wohl minimal bis 2 ° über Null aufzuweisen haben, indessen lässt sich nicht der Nachweis erbringen, dass niedere Temperaturen, bei denen Wasser überhaupt noch getrunken werden kann, einen direkt schädlichen Einfluss auf den Organismus haben. Es können ja gewisse Vorgänge des Stoffwechsels, welche in der Wärme besser von statten gehen, verlangsamt werden, aber die Kälte selbst wirkt erst dann zerstörend auf Organelemente, wenn es sich um wirkliche Kältegrade unter Null handelt. Man will ja festgestellt haben, dass der Begriff der „Erkältung“ als Krankheitsursache durch reflektorische Kälteeinwirkung auf die Gefässnerven und die dadurch begünstigte Einwanderung von Bakterien bedingt wird, doch das gehört in das Gebiet der reinen Nosologie. Immerhin könnte man den Einwand machen, dass die Schleimhaut gegenüber Temperaturwechsel nicht die gleichen Schutzvorrichtungen hat, wie die äussere Körperhaut.

Es giebt sogenannte Wunderquellen von durchsichtiger Klarheit; man denke an den berühmten Badersee in Oberbayern, den blauen See im Berner Oberlande, den Spring bei Mühlberg und Plaue in unserer engeren Heimat;

auffallend war es mir immer, dass Fauna und Flora gar keine oder nur eine untergeordnete Rolle in diesem herrlichen Wasser zu spielen schienen, während vermodernde Stämme in vollkommener Klarheit und scheinbar unergründlicher, blauer Tiefe zu erkennen sind. Im Mühlberger Spring scheinen sich jedenfalls keine höheren Lebewesen zu halten, und die einzig sichtbare Vegetation ist eine Algenart. Ja, sogar von der berühmten Wunderquelle zu Devna, nahe dem Schwarzen Meer, heisst es ausdrücklich, dass kein Tier darin lebe und der Genuss des Wassers „Fieber" erzeuge. Indessen sollen das nur Anregungen und Vermutungen sein, da eingehende Beweise mangeln. Es sei darauf hingewiesen, dass hier gerade die blaue Farbe ein Charakteristikum der Reinheit bedeutet, da diese reinem Wasser eigentümlich und alle andere Färbungen, wie grün, grau etc., erst die Folgen gelöster Bestandteile sind.

Um auch hier wieder einem unserer Alten das Wort „instinktiver" Weisheit zu gönnen, so sagt Hippokrates in seinem Buche *περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων:* „Alles Schnee- und Eiswasser ist schlecht. Denn Wasser, das einmal gefroren, nimmt seine frühere Beschaffenheit nicht wieder an; sondern der klare, leichte und süsse Teil desselben wird ausgeschieden und geht verloren, der trübste und schwerste hingegen bleibt zurück."[1]) Er hat also auch schon die Erfahrung einer Ausscheidung löslicher Bestandteile aus dem Gefrorenen und der Schädlichkeit des ausgeschmolzenen „klaren, leichten und süssen" Wassers gemacht. Von der Kälte des Wassers spricht auch er nicht direkt als schadenbringend und, wie schon angedeutet, ist diese auch nicht der eigentliche Übelthäter.

Hier könnte man nun in einen Konflikt mit unserer Gesundheitspolizei geraten; aber zum Glück ist derselbe nur scheinbar. Bekanntlich wird dankenswerterweise im hiesigen Anzeiger zur Sommerszeit vor dem Genuss eiskalter Getränke entsprechend von der Behörde gewarnt. Man soll dieselben nur in einer Temperatur von mindestens 10° geniessen. Die Physiologie des Gemeingefühls lehrt nun, dass der Kälteschmerz, d. h. der Punkt, wo eine Kälteempfindung sich schmerzhaft äussert, bei circa 12° beginnt. Bei dem höchst sensiblen Organ der Zunge

---

[1]) Übersetzt von Dr. med. Grimm, rev. von Dr. med. L. Lilienhain. Glogau, H. Prausnitz, 1837.

ist er sogar schon dann ein sehr heftiger. Es wird daher der Kälteschmerz als Hauptreiz alle anderen Regungen der Geschmackselemente übertrumpfen und die Zunge als Wächter des guten Geschmackes in hygienischer Beziehung lahm legen. Diese Lähmung hindert aber das betr. Individuum, schädliche Getränke, wie besonders unschmackhaftes Wasser, zu erkennen, und sie finden unbeanstandet ihren Weg in das Innere des Organismus.

Also auch hier ist die Kälte, wenn auch scheinbar erfrischend, nur der Vermittler des Schadens, nicht das schädliche Agens selbst. Dieses liegt in der Minderwertigkeit der betreffenden Genussmittel. Wieviel schlechtes Mineralwasser wird durch starke Kältegrade mundgerecht gemacht, wieviel verdorbenes, abgestandenes Bier für überdurstige Kehlen solchergestalt präpariert! Als Gegenprobe dürfte bekannt sein, dass das Münchener Bier an seinem Ursprungsort insbesondere sehr kalt verzapft wird. In den grossen Brauereikellern herrschen Temperaturen von circa 7°. So durchgekühlt kommt das Bier zum Genuss und bekommt, dank der vorzüglichen Qualität, trotz erheblicher Kälte, nicht nur dem Münchener ausgezeichnet, sondern auch den zahlreichen nicht daran gewöhnten Fremden. Ähnliches gilt weiter von dem Verschlucken des Eises in Krankheitsfällen, wo Kunsteis, wegen seiner übergrossen Reinheit schädlicher wirken dürfte, als Roheis, welches natürlich von Verunreinigungen frei sein muss. Freilich sind die Verunreinigungen mit Krankheitserregern meist das grössere Übel, doch würden zunächst eintretende, unangenehme Wirkungen weniger auf den Bakteriengehalt, als die Giftwirkung des reinen Schmelzwassers zurückzuführen sein. Destilliertes Wasser (49,2) hat schon einen ausserordentlich faden und kratzenden Geschmack. Man kann sich denken, wie erst sog. absolut reines Wasser schmecken und, wie es die Schleimhäute reizen muss.

Die Begründung dieser Giftwirkung an sich auf den tierischen Organismus ist leicht erklärlich und darstellbar.

Erst vor wenigen Monaten haben wir den 80. Geburtstag Virchows, des Forschers gefeiert, welcher den von Schwann und Schleiden entdeckten Begriff der Zelle mit vollendetem Erfolg in das pathologische Gebiet zu übertragen verstand. Dieser Hinweis möge es ersichtlich machen, wo wir den Feind bei seiner zerstörenden Thätigkeit zu suchen haben, nämlich bei den kleinsten Bestandteilen des Organismus: den Zellen. Wie der Satz an-

erkannte Geltung hat: omnis cellula ex cellula, so wurde auch die Consequenz zur Thatsache, dass jede geschädigte, kranke Zelle nur wieder eine krankhafte Einwirkung auf den ganzen Organismus haben und ihn unter Umständen schwer schädigen kann. Da die einzelnen Zellen sich bei ihrer vitalen Thätigkeit gegenseitig vertreten, dadurch dass die benachbarte gesunde Zelle der kranken zu Hilfe kommt, so kann man die Grösse derartiger Einflüsse ermessen. Bekanntlich wird die tierische Zelle gebildet aus dem Zellkern und dem protoplasmatischen Zellenleib, einer Substanz, welche in Wasser lösliche Salze enthält. Der Begriff der Lösung ist ferner, ohne den modernsten Auffassungen hierbei näher treten zu wollen, als ein Gemisch von festen und flüssigen Körpern zu betrachten. Bringt man nun mit einer Lösung, welche einen bestimmten Gehalt eines Salzes enthält, eine andere schwächere Lösung oder gar reines Wasser in Berührung, indem man dieselben vorsichtig aufeinander schichtet oder durch eine Membran trennt, so wird sofort ein Ausgleich stattfinden, welcher mit einer bestimmten Kraft vor sich geht. Die beiden Flüssigkeiten werden das Bestreben haben, sich gleichmässig zu mischen. Im ersteren Falle der direkten Berührung wird das leichter von statten gehen, ist aber eine Membran dazwischen eingeschaltet, die wohl Wasser aber keine Salze durchlässt, so äussert sich dieses Bestreben mit einem gewissen messbaren Druck auf dieselbe, den man den osmotischen Druck nennt. — Diesem Druck ist aber auch die Zelle und in erhöhtem Masse eine etwa vorhandene Zellmembran ausgesetzt, wenn die Salze und löslichen Bestandteile ihres Inhaltes bestrebt sind mit einem lösenden Agens in ausgleichende Berührung zu treten.

Solange die Zelle sich in Berührung mit normaler Flüssigkeit, d. h. unter physiologischen Bedingungen, befindet, wird der vorhandene osmotische Druck ihren Kräften und Widerstandsfähigkeiten angemessen sein. Nehmen wir indessen an, man würde die Zelle in mehr oder weniger reines, ja absolut reines Wasser setzen oder sie im Körper davon umspülen lassen, so müsste der ausgleichende Druck von Innen ein derartiger werden, dass die Zellen und mit ihnen auch der Organismus Schaden litte. Selbst eine vorhandene Membran würde verletzt werden und durch ihre Spalten hindurch, wie durch einen gebrochenen Schutzwall, das lösende Agens eindringen, alles gierig durchdringend und in sich aufnehmend, was es von Leben be-

dingenden löslichen Substanzen des Zellenleibes erhaschen kann. So wird das Protoplasma und schliesslich der Zellkern selbst zu Grunde gerichtet. Doch ist das letztere gar nicht einmal nötig, sondern es genügt schon, die Zelle längere Zeit unter einem abnormen osmotischen Druck zu halten, um Schädigungen der Gesundheiten zu bewirken. Ja, es tritt schliesslich sogar ein förmliches Gefälle im Ausgleich der Körperflüssigkeiten nach dem Angriffspunkte ein, welches auch entferntere Gebiete in Mitleidenschaft zieht. So wird eine Quellung der Gewebe statthaben und lebenswichtige Salze ausgelaugt werden. Organelemente, Zellen und einzellige Organismen überhaupt sterben ab, da sie infolge Quellung und Auslaugung die zum Leben nötigen Substanzen nicht mehr festhalten können.

Ein einfacher Versuch lehrt das am deutlichsten. Bringt man nämlich einen Blutstropfen unter das Mikroskop, so erkennt man, wie die roten Blutzellen oder Körperchen bei Wasserzusatz aufquellen, ihre bikonkave Form verlierend, kugelig werden, um schliesslich ihren gefärbten Inhalt an die flüssige Umgebung einzubüssen. Zuletzt bleibt nur das Gerüst, das Stroma des Körperchens übrig. Durch Zusatz von Salzen aber kann man die Widerstandsfähigkeit erhöhen, indem man hierdurch einen normalen osmotischen Druck herstellt. So hat sich eine Kochsalzlösung von 0,6 $^0/_0$ als eine die Zellen nicht zerstörende Flüssigkeit erwiesen, welche, da sie den normalen Gewebsflüssigkeiten bezüglich eines neutralen Salzgehaltes am besten entspricht, kurzweg „physiologische Kochsalzlösung“ genannt wird. Um ein organisches Gewebe möglichst lange unversehrt und lebensfähig zu erhalten, macht insbesondere der Physiolog und Biolog, aber auch der Chirurg ausgiebigen Gebrauch, indem er die fraglichen Präparate und Körperteile in dieselbe einlegt.

Selbstverständlich wird diese Erkenntnis von der Giftwirkung reinen Wassers zu immer weiteren Konsequenzen auf hygienischem Gebiete führen, namentlich, was die Herstellung einwandfreier Mineralwässer, sowie unschädlichen Trinkwassers bei Epidemien, betrifft. Auch die balneologische Wissenschaft in Gestalt von Trink- und Badekuren wird einen bleibenden Gewinn davon haben.[1]) Indessen würde es zuweit führen hier noch darauf im unmittelbaren Anschluss einzugehen.

---

[1]) Eine diesbezügliche Arbeit wird demnächst in der Zeitschrift „Himmel und Erde“, Berlin, vom Verfasser erscheinen.

Zum Schluss gestatte man noch eine kleine Abschweifung als Anmerkung. — Es wurde zu Beginn dieser lediglich der Unterhaltung dienenden Betrachtung der Übereifer der Wasserfanatiker erwähnt, welche dem edlen Nass nur Gutes zutrauen und der Behauptung: Wasser ist Gift! hohnlächelnd nachkommen würden. Gerade in dieser Hinsicht sei des Kontrastes wegen hervorgehoben, dass unser ursprünglichstes, natürliches Getränk eines Zusatzes, eines Mangels an Reinheit, bedarf, um geniessbar zu sein, während wir künstliche Getränke möglichst rein herzustellen und zu geniessen bestrebt sind. Einer der wenigen, zuerst wenigstens überzeugungstreuen Wasserapostel, der schlesische Bauer Priessnitz, schadete vielen seiner Patienten durch unzweckmässigen Trunk aus der berüchtigten Quelle zu Gräfenberg und er selbst legte wahrscheinlich durch übermässiges Wassertrinken den Grund seines Todes. Wie viel tröstlicher klingt dagegen, um auch der gegnerischen Übertreibung das Wort zu gönnen, die Grabschrift eines Wasserscheuen, von Pel in Amsterdam mitgeteilt, welche sich auf durch Hopfen und Malz „verunreinigtes“ Wasser bezieht und lautet:

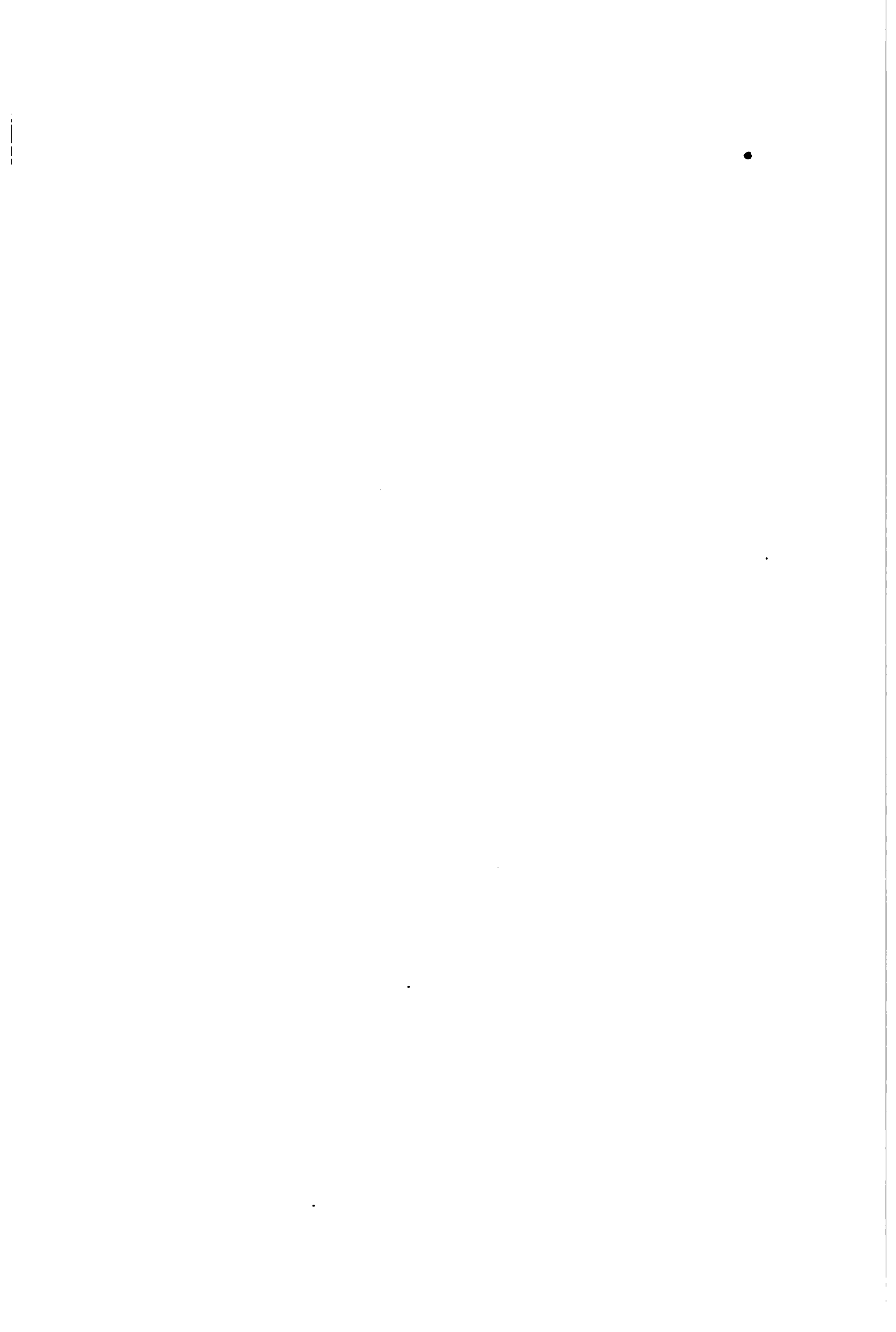
> „Unter diesem Stein liegt Braun, der nur durch die Kraft starken Bieres 120 Jahre alt war. Er war stets im betrunkenen Zustande und in diesem Zustande so furchtbar, dass selbst der Tod ihn fürchtete. Als er eines Tages gegen seine Gewohnheit nüchtern und ruhig war, fasste der Tod sich ein Herz, ergriff ihn und triumphierte endlich über diesen unerreichten Säufer.“

Also, wird man am besten thun, Wein in das Wasser zu giessen. —

Die geistlichen Schauspiele der Vergangenheit.

Von

Lic. Dr. Schwarzlose,
Schlosspfarrer.



Den Anstoss zur Behandlung vorstehend genannten Themas hat das Devrientsche Lutherfestspiel gegeben, welches am Ende des Jahres 1901 auf der Bühne des Neuen Königl. Opernhauses in Berlin wochenlang eine Zugkraft ohnegleichen ausgeübt hat. Jeder ernst Denkende hat wahrscheinlich mit Gefühlen aufrichtigster Befriedigung die Thatsache beobachtet, dass das Publikum, welches seine Zeit und seinen Beifall so manches Mal an dramatische Produkte von sehr zweifelhaftem oder sogar bedenklichem Werte verschwendete, noch einer derartig ungeheuchelten und tiefgründigen Begeisterung für einen durch und durch ernsten Gegenstand fähig war und noch dazu in volkstümlicher Darstellung.

Was dem Lutherfestspiel vornehmlich den gewaltigen Zulauf zuführte, war ein Doppeltes: einmal der Inhalt des Stückes, der jedem, wenigstens jedem evangelischen Christen geläufig und sympathisch war, und sodann die Art der Aufführung, die, von zwei Rollen abgesehen, ausnahmslos von nichtberufsmässigen Darstellern ausgeübt wurde. Darin lag der volkstümliche Reiz. Der Stoff sowie die Darstellung waren aus dem Innersten des Volkes genommen. Mit diesen beiden Merkmalen haben wir auch diejenigen gewonnen, welche einst das geistliche Schauspiel der Vergangenheit zu einer beachtenswerten volkstümlichen Erscheinung gemacht haben.

Im Lutherfestspiel haben wir freudig den hoffnungsvollen Versuch zu begrüssen, auch in unseren Tagen wieder Volksschauspiele zu schaffen. In der Vergangenheit kam denselben allgemein eine bedeutende Rolle im öffentlichen Leben zu. Der letzte Rest, der uns mit dieser Vergangenheit verknüpft, ist das bekannte Oberammergauer Passionsspiel, dessen Entstehung in die Zeit des 30jährigen Krieges fällt. Es wird er-

zählt, es habe damals im Oberammergau eine böse Seuche gewütet, gegen die als letztes Mittel von den Bewohnern das Gelöbnis versucht sei, alle zehn Jahre das bittere Leiden des Heilandes öffentlich darzustellen. Die erste Darstellung fand mit Hilfe der Benediktiner im benachbarten Kloster Ettal im Jahre 1634, die letzte im Jahre 1900 statt. Wir können es uns heute kaum noch vorstellen, dass solche dramatischen Darstellungen, wie sie jetzt nur noch Oberammergau bietet, in vergangenen Jahrhunderten allgemein verbreitet waren, und zwar nicht bloss in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England, in Spanien und Italien. Es ist aus mehr als einem Grunde interessant, sich mit diesen geistlichen Volksschauspielen zu beschäftigen, und daher sei in nachstehenden Zeilen die Geschichte und das Wesen dieses ebenso aus kulturhistorischen wie litterarischen Erwägungen interessanten Gegenstandes in kurzen Zügen geschildert!

Es ist bekannt, dass das Theater bei den alten Griechen mit allem seinem Zubehör auf eine anerkennenswerte Stufe emporgehoben war und dass der Sinn für dramatische Kunst dem ganzen Volke eignete. Die Theater, die ausgegraben worden sind, legen dafür den sprechendsten Beweis ab. Beinahe noch gewaltiger war die Leidenschaft für die Schauspiele bei den Römern. Brot und Spiele waren die beiden Pole, zwischen denen sich das Interesse der breiten Volksmassen bewegte. Als das Christentum die römische Welt eroberte, gab es fast in allen bedeutenderen Städten Arenen und Theater; aber die Aufführungen waren derartig teils grausig, teils lasterhaft geworden, dass man sich nicht darüber wundern kann, wenn die Enthaltung vom Theaterbesuch geradezu ein Kennzeichen der Neubekehrten war. Erwägt man dazu, dass das antike Theater, welches aus den dionysischen Festfeiern, also aus der heidnischen Mythologie heraus entstanden war, auch fortlaufend mit götzendienerischen Gebräuchen durchsetzt war, so wird man um so eher begreifen, dass die alten Väter der Kirche, ein Tertullian, Lactantius und Chrysostomus die Gläubigen mit Recht vor diesen „Schauplätzen der Unsittlichkeit und Gymnasien der Ausschweifung" warnten. In den Stürmen der Völkerwanderung wurde die Kultur der alten Welt und mit ihr auch die antike Schauspielkunst begraben. Auf einmal hören wir nun im Mittelalter und zwar zunehmend vom 10. Jahrhundert an von neuem etwas von Schauspielen.

Und das Auffallendste dabei ist, dass die Geburtsstätte dieser Schauspiele dieselbe Kirche ist, die bei ihrem Kampfe mit der römischen Welt auch über die damalige mimische Kunst das Todesurteil gesprochen hatte. Darin steckt eine wunderbare Parallele, dass die Schauspielkunst sowohl in der antiken als auch in der christlichen Welt ihre Wurzel in der Religion hat. Dort wurde sie am Altare des Dionysos geboren und hier am Altare der Kirche. Als nach Jahrhunderte langer Pause die Lust an Aufführungen wieder erwachte, da war es die Kirche, welche dieses Bedürfnis des Volkes befriedigte. Die Schauspielkunst innerhalb der christlich gewordenen Welt hat einen kirchlichen Ursprung und die ersten ihr dienenden litterarischen Produkte sind die geistlichen Schauspiele, denen wir nachgehen wollen.

Wie hat man sich aber nun die Entstehung der geistlichen Schauspiele im Schosse der Kirche zu erklären? Allem Anschein nach ist eine ganze Reihe von Momenten bei ihrer Entstehung beteiligt. Sicherlich sind noch leise Erinnerungen und unbewusste Nachwirkungen der untergegangenen Kulturwelt vorhanden gewesen, die sich heute von uns nicht mehr kontrollieren lassen. Sodann ist stark die dem Menschen innewohnende Darstellungs- und Schaulust in Betracht zu ziehen. Dass dieselbe nicht schon früher zu neuen Anfängen der dramatischen Kunst führte, hat seine Erklärung darin, dass auch diese Kunst, selbst in den bescheidensten Formen, gewisse kulturelle Voraussetzungen erfordert. Dieselben mussten nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches unter den sich neu bildenden Völkern erst wieder geschaffen werden. Beispielsweise sei von solchen Voraussetzungen nur das Erfordernis gut bewohnter Ortschaften erwähnt, d. h. mit anderen Worten, die Städte mussten erst zu einer gewissen Grösse und Behaglichkeit emporgeblüht sein. Denn sie waren die naturgemässe Basis der wiedererwachenden Kunst, besonders, da die geistlichen Schauspiele mit zunehmender Beliebtheit eine immer stattlichere Zahl von Darstellern erforderten und doch auch eine nennenswerte Schar von Zuschauern haben wollten. Endlich ist von nicht zu unterschätzender Einwirkung auf die Entstehung des geistlichen Schauspiels das dramatische Moment gewesen, welches dem Kultus der Kirche und den an bestimmten Festen regelmässig wiederkehrenden Prozessionen an-

haftete. Die römische Messe war im Grunde nichts anderes als eine sinnbildliche Gedächtnisfeier des Leidens Christi. Ausserdem gab es gottesdienstliche Feiern, darunter vorzugsweise diejenigen des Karfreitags und der Ostervigilie, die besonders reich liturgisch ausgestattet waren und einen kunstvoll gruppierten und wirkungsvoll aufsteigenden hochdramatischen Verlauf nahmen. Die dramatische Wirkung wurde noch dadurch verstärkt, dass man bei diesen Feiern verschiedene Personen mitwirken liess, denen man die einzelnen Sätze der Liturgien in den Mund legte. In die kirchlichen Hauptfeiern hatten sich nach und nach auch volkstümliche Gebräuche eingebürgert, welche nicht bloss der Andacht, sondern auch der Schaulust des Volkes dienten. So wurde beispielsweise Weihnachten hie und da eine das Jesuskindlein vorstellende Puppe auf den Altar gelegt, um welche Knaben und Mädchen singend herumtanzten, oder man stellte in der Kirche eine Wiege auf, zu deren beiden Seiten sich zwei Personen hinsetzten und ein Lied anstimmten. Mit dem Osterfest war der Brauch der Kreuzeserhöhung verbunden. Am Himmelfahrtsfest pflegte man an manchen Orten in der Kirche die Statue Christi auf einen Tisch zu stellen, die dann langsam unter Prozessionen und Gesängen des Klerus und Volkes in die Höhe gezogen wurde, wohingegen man wieder am Pfingstfest zur Versinnbildlichung der Festesthatsache eine lebendige oder hölzerne Taube herabliess. Alle diese Gebräuche haben der regelrechten Inscenierung des religiösen Stoffes den Weg bereitet. Dasselbe darf man auch von den Prozessionen behaupten, welche zur Verherrlichung der hohen Feiertage der Kirche eingeführt waren und sich allgemein der grössten Beliebtheit erfreuten. Sie waren nicht nur ein öffentlicher Akt der Frömmigkeit, sondern bezweckten auch Begebenheiten aus der heiligen Geschichte oder aus dem Leben eines Märtyrers oder Heiligen durch leicht erkennliche Verkleidungen und gangbare Symbole recht plastisch zur Anschauung zu bringen. Während bei den gottesdienstlichen Feiern die darstellende Seite den Klerikern zufiel, fand dagegen in den Prozessionen auch die Darstellungslust des Volkes einen weiten Spielraum. So war z. B. an vielen Orten der Christenheit am Palmsonntag eine Palmprozession Sitte zum Gedächtnis des Einzuges Christi in Jerusalem. Bei dieser Prozession kam auch immer der Esel zu seinem Rechte. Verschmähte man ihn in natura, so nahm man einen fabrizierten, der auf vier Rädern

stand und herumgezogen wurde. Die Wichtigkeit, die ihm bei dieser Gelegenheit beigemessen wurde, brachte die Christen missverständlich bei den Heiden in den Geruch der Onolatrie, d. h. der Eselsverehrung. Beiläufig bemerkt, beweist dieser Vorwurf, wie alt eingebürgert diese Prozession gewesen sein muss. Von einer Karfreitagsprozession in Antwerpen erfahren wir, dass dieselbe eröffnet wurde durch Adam und Eva, den Baum der Erkenntnis tragend. Weiter kam in derselben vor: Moses mit den Gesetzestafeln, Johannes der Täufer als Herold mit der Fahne Christi und dem Lamme, Judas der Verräter mit einem Geldsack, der Teufel mit der Galgenleiter und andere mehr. Von diesen theatralischen Prozessionen zum Volksschauspiel war nur noch ein Schritt. Es brauchte im Grunde nur das, was in der Kirche geschah, und das darstellende Handeln des Volkes in der Prozession miteinander in Verbindung gebracht zu werden. Und dieses Ineinander konnte nicht ausbleiben. Als es sich vollzog, war das geistliche Volksschauspiel entstanden. Die Entstehung geschah unter der Mitwirkung und Protektion der Geistlichen. Sie waren es auch, welche den biblischen oder legendarischen Stoff in die für die Aufführung geeignete Form gossen, d. h., wenn man so sagen darf, sie waren auch die ersten dramatischen Dichter; keineswegs jedoch in modernem Sinn; denn sie prägten ihren Stoff nicht nach dramatischen Gesetzen um, sie stellten Personen und Begebenheiten nicht unter die Logik von Ursache und Wirkung, nein, sie beschränkten sich darauf, den vorliegenden Stoff zum Zwecke einer scenischen Vorführung zu dialogisieren. Dies genügte auch ihren Absichten. Ihre Absicht war nämlich, durch solche dramatischen Darstellungen dem Volke die heiligen Geschichten lebendig vor Augen zu malen und auf diese Weise eine unverlierbarere Einprägung derselben zu bewirken. Es tauchte also hier dasselbe Motiv wieder auf, welches einst zur Einführung der Bilder in den Kirchen geführt hatte; diese sollten die Lehrbücher der Ungebildeten sein. Ähnlich hatte die Einbürgerung der religiösen Schauspiele einen pädagogischen Zweck. Sie sollten gewissermassen einen biblischen Anschauungsunterricht abgeben.

Es ist vorhin bereits erwähnt worden, dass man die Anfänge dieser neuerwachenden darstellenden Kunst bis ins 10. Jahrhundert zurückverfolgen kann. Und zwar tauchen diese ersten

Anfänge, wie man aus der gleichzeitigen Predigtlitteratur erkennen kann, zuerst wieder in Italien auf. Augenscheinlich kein Zufall. Hier waren die stärksten Erinnerungen an die antike Kultur und ausserdem in den eher und mehr als in den anderen Ländern blühenden städtischen Gemeinwesen die notwendigen äusseren Voraussetzungen besser gegeben. Von Italien wanderte die neue Kunst rasch nach Frankreich und auch nach Deutschland. Die ältesten vollständigen dramatischen Versuche geistlichen Inhalts, die uns aus unserem Vaterlande erhalten geblieben sind, haben zwar keine praktische Wirkung gehabt, müssen aber doch erwähnt werden. Es sind dies die 6 Komödien der Hrotsuith von Gandersheim, die in dem 10. Jahrhundert, welches man das dunkle zu nennen pflegt, wie ein Stern in finsterer Nacht leuchtete. Diese für ihre Zeit aussergewöhnlich begabte Frau wollte christliche Parallelen zu den vielgelesenen Komödien des Terenz liefern. Sie verherrlichte in ihnen die Ideale ihrer Zeit und insonderheit des Klosterlebens. Von einer Einwirkung auf das geistliche Volksschauspiel sind ihre Arbeiten nicht gewesen. Sie sind lediglich ein beachtenswertes litterarisches Denkmal aus sonst unproduktiver Zeit.

Gehen wir nun auf die Stoffe der geistlichen Volksschauspiele etwas näher ein, so folgt schon aus ihrer Entstehung, welche aufs innigste mit den reich ausgestalteten kirchlichen Feiern zusammenhängt, dass die Thatsachen der kirchlichen Hauptfeste in erster Linie ihren Inhalt ausmachten. So gab es Weihnachts-, Dreikönigs-, Passions-, Oster-, Marien-, Himmelfahrts- und Fronleichnamsspiele, die letzteren, nachdem das im Jahre 1264 von Papst Urban IV. angeordnete Fronleichnamsfest von Papst Johann XXII. mit Prozessionen ausgestattet worden war, welche der weitgehendsten Entfaltung hierarchischen Pompes Raum gaben. Nach und nach lenkte sich die Aufmerksamkeit auch auf andere Stoffe der heiligen Schrift, welche zur Aufführung geeignet erschienen. So erfreute sich beispielsweise ein Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen grosser Verbreitung und Beliebtheit; auch die Geschichte vom armen Lazarus wurde aufgeführt. Es konnte auch nicht ausbleiben, dass die zahlreichen im Umlauf befindlichen Legenden ausgeschöpft und dramatisiert wurden. Wenn irgend möglich, trachteten die Städte danach, die Thaten und Wunder ihres Schutzheiligen sich an seinem Tage darstellen zu

lassen. Es gab Spiele von Peter und Paul, vom Antichrist, von der heiligen Dorothea, Barbara, Katharina und anderen. Sehr beliebt war auch eins vom hl. Stephan, dem ersten Blutzeugen der Kirche. Und dass den Engländern eine Aufführung, welche die Thaten ihres Schutzheiligen, des Ritters Georg, verherrlichte, besonders ans Herz gewachsen war, wird niemandem Wunder nehmen. Als Kaiser Sigismund 1416 in England war, gehörte dieses Stück mit zu den Festlichkeiten, die ihm zu Ehren veranstaltet wurden. Auch Sagen der Geschichte wurden verarbeitet. So war ein berühmtes Spiel das von der angeblichen Päpstin Johanna, welches im Jahre 1480 von dem Mühlhäuser Priester Theodorich Schernbeck hochdeutsch gedichtet worden war. Sein Titel lautet: „Apotheosis Johannis VIII. Pontificis Romani. Ein schön Spiel von Frau Jutten, welche Bapst zu Rom gewesen.“ Auch rein historischen Stoffen begegnen wir, wie z. B. der Taufe Chlodwigs.

Die Blütezeit dieser geistlichen Schauspiele währte vom 13.—15. Jahrhundert. Ihr Name war freilich nicht in allen Ländern der gleiche. In Italien hiessen sie Rappresentazioni, in Spanien Autos, in England Miracle Plays oder Pageants, in Deutschland Geistliche Spiele und in Frankreich Mystères. Doch machte man hier eine Unterscheidung zwischen Mystères und Moralités. Mit dem ersten Namen bezeichnete man diejenigen Aufführungen, welche die Geheimnisse des Gottesreichs, vor allem die Geburt Jesu und die Erlösung der Menschheit veranschaulichten, während man den letzten Namen auf die Stücke anwandte, welche mehr die Verherrlichung von Tugenden oder die Geisselung von Lastern bezweckten. Jedoch hat man es mit dieser Unterscheidung niemals ganz genau genommen; zuweilen tauchen auch ganz weltliche Stücke unter dem feierlichen Namen von Mysterien auf. Die mit dem Namen Moralitäten gekennzeichneten Aufführungen behandeln überwiegend irdische und menschliche Verhältnisse. Infolgedessen bieten sie den Übergang zu den rein weltlichen Stücken, welche mit der Kirche nichts mehr zu schaffen hatten und die Bildung des Theaters im modernen Sinne herbeiführten.

Um das Wesen der geistlichen Schauspiele kennen zu lernen, ist es erforderlich, den Aufbau derselben an einigen Beispielen zu erläutern. Es ist vorhin schon gesagt worden, dass die ersten dieser kirchlichen Aufführungen aus den gottesdienst-

lichen Feiern hervorgingen, bei denen sich immer stärker ein Zug zum Dramatischen hervorkehrte. Wie ebenfalls bereits erwähnt, war die liturgische Ausgestaltung am vielseitigsten am Osterfeste. Durch dieselbe wollte man das grosse Wunder der Auferstehung recht überwältigend vor Augen führen. Um diese Absicht zu erreichen, wurde die Ostergeschichte nicht von einem einzelnen Geistlichen verlesen, sondern sie wurde dialogisiert, in Zwiegespräche verteilt, die von mehreren Personen rezitiert wurden. Es kamen also die drei Marien zu Worte und mit ihnen der Engel, welcher die Auferstehung verkündete. Allmählich begann man die Personen, welche die Worte der heiligen Geschichte vortrugen — es waren dies Kleriker oder Chorknaben — in die entsprechenden Gewänder zu stecken, und — das Osterspiel war fertig. Es war das erste in der Reihe der geistlichen Schauspiele und erfuhr auch von allen die reichste Ausbildung. Denn man begnügte sich allmählich nicht damit, die Osterthatsache selbst zum Gegenstande der Darstellung zu machen, sondern man spann die Handlung nach der Vergangenheit und Zukunft hin aus. Man stellte also beispielsweise nach rückwärts der Ostergeschichte die Passion des Heilandes voran. Daraus entwickelten sich nach und nach die Passionsspiele als eine selbständige Gruppe. Innerhalb der Passion Jesu eigneten sich wieder die Gerichtsverhandlungen vor dem hohen Rat und vor Pontius Pilatus besonders vortrefflich zur scenischen Darstellung. Das Auftreten Jesu vor Gericht musste aber motiviert werden. Und so schob man mit der Zeit immer zahlreicher Ereignisse aus seinem Leben vor die Aufführung der Passion. Man fügte das heilige Abendmahl ein, verschiedene Heilungswunder, die Hochzeit zu Kana und anderes mehr. Nach vorwärts erweiterte man das ursprüngliche Osterspiel durch Aufführungen, für welche die Höllenfahrt Christi die Unterlage bildete, und durch die Wiedergabe der Geschichten bis zur Himmelfahrt. Ja, selbst mit dieser Ausdehnung war man noch nicht zufrieden. Wie es damals Historiker gab, welche ihre Geschichtswerke mit der Erschaffung der Welt begannen und mit dem Ausblick auf die letzten Dinge endeten, so wuchs sich auch das Osterspiel allgemach bis zu dieser Umrahmung aus. Vor die Scenen aus dem Neuen Testament wurde eine Episode nach der anderen aus dem Alten Testament vorgestellt, insonderheit die auf den Erlöser weissagenden Propheten, bis man schliesslich bis zu

Adam und Eva zurückgewandert war. Wir haben vorhin bereits festgestellt, dass man auch in den Vorführungen der Prozessionen so weit zurückgriff. Selbst diese Grenze genügte dem Schaffensdrange der mittelalterlichen Darsteller noch nicht. Man griff noch über die Zeit hinaus und setzte vor die Paradiesesscenen den Abfall Satans und seiner Engel. Dementsprechend beschloss man dann die ganze Handlung mit den erschütternden Akten des Weltgerichts, so dass also schliesslich das eine geistliche Spiel sich zu einer Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit umspannenden Darstellung des Erlösungswerkes umgestaltete.

Eine ähnliche, wenn auch nicht so umfangreiche Entwickelung nahm das Weihnachtsspiel, für das der malerische Bericht in den Evangelien die lockendste Unterlage bot. Auch dem Weihnachtsspiel wurden hie und da alttestamentliche Akte vorangestellt, doch bildeten bei ihm ausser einer recht naturwahren Vorführung des Stalles mit Ochs und Esel den Hauptreiz die Hirtenscene und das Auftreten der heiligen drei Könige, welche dem Christkinde ihre Geschenke darbrachten. Denn zu 3 Königen waren bekanntlich die ohne Angabe ihrer Zahl und Namen in der evangelischen Geschichte auftretenden Weisen aus dem Morgenlande inzwischen von der Legende umgebildet worden. Die dramatische Inscenierung der Dreikönigsgeschichte bot die denkbar günstigste Gelegenheit, Pracht und Reichtum entfalten zu können. Infolgedessen wurde sie gern von den Grossen der Welt übernommen. Selbst Fürstlichkeiten traten in diesen Rollen auf. In denselben erschienen im Jahre 1417 auf dem Konzil von Konstanz englische Bischöfe vor Kaiser Sigismund gelegentlich eines Weihnachtsspiels, das sie dort aufführten. Es begann mit der Geburt Christi und schloss mit dem bethlehemitischen Kindermord. Viele Weihnachtsspiele brachten auch die Flucht nach Ägypten.

Auch das vorhin namhaft gemachte Spiel von Frau Jutta behandelt nicht bloss kurz und bündig die legendarische Vorlage von der Päpstin Johanna, sondern es ist ebenfalls von umfangreichen Scenen umschlossen, die in der andern Welt vor sich gehen. Ein Vorspiel setzt auseinander, wie die ganze Geschichte der Jutta von Lucifer und seinem Gelichter in der Hölle ausgebrütet worden ist, und den Schluss bildet nach dem schimpflichen Geschick und Ende Juttas als Päpstin der Kampf um ihre Seele, der endlich durch die Fürsprache der Maria und des

heiligen Nikolaus beim Heiland zu ihren Gunsten ausfällt. Beiläufig sei bemerkt, dass bei diesem heiklen Drama durchaus nicht eine Verunglimpfung des Papsttums beabsichtigt war. Vielmehr wollte der Verfasser im letzten Grunde das Lob der allerheiligsten Jungfrau singen, deren Fürsprache eine so unerwartete Begnadigung vermag, und recht packend das Eingreifen der jenseitigen Mächte in das Leben der Menschen schildern.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit nach dieser Skizzierung des Inhaltes der geistlichen Schauspiele nunmehr den äusseren Umständen der Aufführung zu, so interessiert hier zunächst die Frage nach dem Wo derselben. Die Kirche, welche durch ihre Feiern den Anstoss zu den Schauspielen gegeben hatte, war auch ursprünglich der Ort der Darstellungen. Diese schlossen sich an den zu Spieltagen geprägten Festtagen an die Messe oder an die Predigt an. Die handelnden Personen waren anfänglich auch lediglich solche, welche der Kirche angehörten oder nahestanden, also Kleriker, Chorknaben und Schüler. Sie traten in der geistlichen Tracht oder in Messgewändern auf. Die Frauenrollen wurden im Mittelalter ebenso wie einst im antiken Theater durch männliche Personen gegeben. Der Wunsch, auch sie recht naturwahr darzustellen, führte die ersten Kostümierungen und Maskierungen herbei. Reichte das kirchliche Personal für die Darstellung nicht aus, so wurden die handelnden Personen einfach aus der Gemeinde genommen. Im Eulenspiegel wird einmal von einer Osteraufführung erzählt, bei welcher der katholische Pfarrer den Erlöser gab, drei Bauern als Marien verkleidet wurden und des Pfarrers Köchin den Engel vorstellte. Es ist freilich der Eulenspiegel ein unglaubwürdiger Geselle. In dem Herauswachsen der Spiele aus der Liturgie lag es begründet, dass das Musikalische von vornherein einen wichtigen Bestandteil in ihnen bildete, selbstverständlich ebenfalls in getreuer Anlehnung an die kirchlichen Melodien. Je mehr aber das Volk bei den Spielen handelnd mitwirkte, desto zahlreicher schuf es sich neue Lieder und neue Melodien. Viele von denselben, die also den geistlichen Spielen ihre Entstehung verdanken, leben noch heute bei uns als Volkslieder oder Kirchenlieder fort. Beiläufig sei auch der interessanten Thatsache gedacht, dass die Mysterienspiele verschiedentlich die plastische Kunst des Mittelalters beeinflusst haben, insofern dieselbe mehrfach ganze Figuren oder einzelne Symbole aus den Schauspielen verwertete.

Die Sprache, welche bei den Aufführungen angewendet wurde, war das Lateinische, die internationale Sprache des Mittelalters. Dieser Umstand that aber dem Verständnis keinen Eintrag. Dem Volke waren die heiligen Geschichten, die aufgeführt wurden, hinlänglich bekannt und, wo einmal vorübergehend ein Zweifel auftauchte, da brachten die Geberden und die feststehenden Gewänder und Attribute der auftretenden Personen rasch wieder in den Zusammenhang hinein. Mit der wachsenden Volkstümlichkeit der Spiele drang aber allmählich auch die nach Fortschritt ringende Volkssprache in dieselbe hinein. Zuerst eroberte sie einige Partien und endlich die ganzen Stücke. Nur die alten Hymnen und bestimmte Wendungen der heiligen Schrift blieben in der lateinischen Sprache übrig. Es erhellt hieraus, dass somit die geistlichen Spiele nicht ohne Einfluss auf das Werden der einzelnen Volkssprachen gewesen sind und dass wir in diesen zahlreich vorhandenen, zum Teil freilich noch der Herausgabe harrenden dramatischen Dichtungen wichtige litterarische Denkmäler anzuerkennen haben.

Das eben kurz geschilderte Hineinfluten des Volkstümlichen in die geistlichen Schauspiele trug wesentlich dazu bei, dass mit dem Aufführungsort gewechselt wurde. Man verlegte denselben aus der Kirche heraus auf den Kirchhof, auf den Markt oder vor die Thore der Stadt. Dieser Wechsel war freilich auch durch das ungeheure Anschwellen des scenischen Stoffs veranlasst; aber unverkennbar wirkte hierbei ausschlaggebender die Thatsache mit, dass sich in den ursprünglich rein religiösen Inhalt immer mehr Dinge hineinmischten, welche mit der Würde des Gotteshauses nicht im Einklang standen. Aus dieser Erwägung heraus erscheinen seit dem 13. Jahrhundert päpstliche, bischöfliche und synodale Verordnungen, welche die Abhaltung der Spiele in den Gotteshäusern geradezu verbieten. So standen also die geistlichen Schauspiele nun draussen unter dem Volke und auf dem Markte des Lebens. Die Folge war, dass das Volk sich zusehends zahlreicher aktiv an den Aufführungen beteiligte, wenn auch die Leitung derselben noch in der Hand der Kleriker blieb.

Es ist schon angedeutet worden, dass der Inhalt der geistlichen Schauspiele nicht auf die Wiedergabe der biblischen Erzählungen beschränkt blieb, sondern sich stark mit weltlichen Zusätzen durchsetzte. Es waren dies geistliche und weltliche

Lieder, komische Scenen und ganze Zwischenspiele, die dem Bedürfnis der Zuschauer nach Abwechselung und Kurzweil entsprachen. Nach und nach wurden ganz bestimmte Persönlichkeiten die Träger des Humors, so z. B. im Osterspiel der Salbenkrämer, bei welchem die zum Grabe eilenden Frauen ihre Spezereien kaufen. Dieser entwickelt sich bei dieser Gelegenheit zu einem echten Marktschreier und zur Hauptperson eines spasshaften Zwischenspiels, dessen Herannahen Jung und Alt jedesmal mit Vergnügen erwartete. Ähnlich bildete sich der Teufel immer schärfer zu einer lustigen Person aus, von deren Auftreten man sich stets die köstlichsten Überraschungen versprach. Das dankbare Publikum brach immer von neuem in ungeheuchelte Heiterkeit aus, wenn er beispielsweise seine Opfer auf einem Schubkarren in die Hölle beförderte. Am sichersten hat aber entschieden die Person dem Lachbedürfnis der Zuschauer gedient, welche allmählich ebenfalls einen festen Platz in den Spielen eroberte, es war dies der Narr. Ihm fiel dieselbe Rolle zu, die heute der Clown im Cirkus ausfüllt. Die Rolle seines Auftretens ist in den meisten Stücken nur durch die Notiz angedeutet: Stultus loquitur, der Narr hat das Wort. Was er geredet, darüber hüllen sich die Texte in Schweigen. Und das ist wahrscheinlich auch ganz gut; denn seine Improvisationen waren zweifellos die stärkste Dosis an Derbheiten und Obscönitäten, welche dem Hörer in den Stücken gereicht wurde. Dieselben waren nicht lüstern, frivol und pikant in der Art, wie uns heute vornehmlich die französische Leichtfertigkeit Machwerke liefert, aber sie sprachen doch vieles so unverblümt, drastisch und derb aus, wie es heute nicht durchgelassen würde. Überhaupt würden wir den burlesken Zwischenspielen, die unseren Vorfahren lauten Jubel abnötigten, zum grössten Teil kühl und verständnislos gegenüberstehen. So ändert sich auch der Humor und die Witzempfindung des Menschen im Laufe der Zeit. Die geistlichen Schauspiele des Mittelalters boten allmählich ein wunderbares Ineinander von Ernst und Scherz, von Heiligem und Profanem, von Kirchlichem und Weltlichem, von Tragödie und Komödie dar; selbst Tänze scheinen in ihnen vorgekommen zu sein, wenngleich nie unter Beteiligung der heiligen Personen. Diese sowie die hohen Persönlichkeiten wahrten beständig ihren feierlichen und erhabenen Charakter. Dagegen vertraten daneben die geringeren Personen das volkstümliche Element in der ganzen

Skala der menschlichen Empfindungen. Die weltlichen Zuthaten machten sich in den anfänglich rein geistlichen Spielen mit der Zeit so breit, dass sie den religiösen Stoff zu überwuchern drohten und mehrfach zu ihrer Eindämmung obrigkeitliche Verfügungen erlassen wurden. Gleich hier sei eingeflochten, dass die eben besprochenen komischen Scenen der Mysterien neben alten Maskeraden den Hauptanstoss zur Entstehung der Fastnachtsspiele abgegeben haben, deren Beliebtheit und Verbreitung uns seit dem 15. Jahrhundert reichlich verbürgt ist.

Nachdem das Schauspiel aus der Kirche, wo es entstand, ins Freie herausgetreten war, erheischte es auch hier eine Teilung des Platzes in Bühne und Zuschauerraum. Da die Aufführungen damals nicht, wie heutzutage, täglich stattfanden, sondern nur an gewissen Festzeiten, die in den verschiedenen Orten verschieden ausgewählt waren, so gab es selbstverständlich nirgends feste Bauten für die junge dramatische Kunst. Dieselbe musste vielmehr ihre Leistungen im Freien vorführen. Infolgedessen spielte dabei das Wetter eine Hauptrolle und ist uns auch überliefert, dass man hie und da für das Spiel um gutes Wetter gebetet hat. Zuweilen hat auch ein Unwetter das ganze Vergnügen vereitelt, wie das in unserer Zeit auch noch mit solchen Volksbelustigungen unter freiem Himmel geschieht. Da die Stücke mindestens, wie früher schon dargelegt wurde, im Himmel, auf der Erde und in der Hölle spielten, so war eine dreifache Einteilung des Bühnenraumes nötig. Diese gewann man in Frankreich dadurch, dass man drei Stockwerke übereinander baute, von denen das oberste gewöhnlich schön mit Teppichen verziert war und den Himmel, das mittlere die Erde und das untere die Hölle bedeutete. In Deutschland machte man nicht so viele Umstände, sondern hier teilte man einfach die Bühne in drei Räume ab, von denen allenfalls der Himmel etwas erhöht lag. Brauchte man im einzelnen noch Häuser, Säle, Burgen und dergleichen, so wurden diese Örtlichkeiten einfach durch Zäune abgesteckt und durch angeklebte Plakate kenntlich gemacht. Die Phantasie der Menge bedurfte damals noch keiner grossen Reizmittel. Oft schrumpfte die Hölle auf ein umfangreiches Fass zusammen, aus dem der Teufel, wenn die Reihe an ihn kam, zum grossen Gaudium der Zuschauer heraussprang und in das er auch seine Opfer hineinzuziehen hatte. Ein aufrecht stehendes Fass genügte auch

in der Versuchungsgeschichte, um den hohen Berg zu markieren, von dem aus alle Herrlichkeiten der Erde zu schauen waren. In dem antiken Theater hatten die Schauspieler wenigstens ein Zelt, die Skene, in das sie abtreten konnten, wenn sie im Stück nichts zu thun hatten. So etwas gab es im Mittelalter nicht; sondern hier versammelten sich alle auftretenden Kräfte, sei es Mensch, sei es Tier, von Anfang an auf der Bühne und beharrten hier auch bis zum Ende der Vorstellung. Am Eingang derselben wurden sie alle, gewöhnlich durch einen Herold, den Zuschauern namhaft gemacht. Der Verbleib aller handelnden Personen auf der Bühne setzte für dieselbe grosse Dimensionen voraus und war dieser Umstand auch dem Gedanken hinderlich, stehende Schauspielhäuser zu errichten. Und der Apparat wurde immer umfangreicher. Genügten in den älteren Spielen 40—50 Personen, so ging es später gleich in die Hunderte. Im Frankfurter Passionsspiel traten 265 Personen auf. Doch ist diese Ziffer noch lange nicht die höchste. Zuweilen war es beinahe so, dass die eine Hälfte der Stadt spielte und die andere zusah. Denn bei der verhältnismässig seltenen Gelegenheit, die Schaulust zu befriedigen, musste das Mittelalter durchschnittlich mit einer weit grösseren Menge von Zuschauern rechnen als wir heutzutage. Ebenso kunstlos wie der Bühnenaufbau war auch der Zuschauerraum. Es war alles nur im Hinblick auf den vorübergehenden Zweck aus Holz gerüstet, und werden die Sitzplätze nicht sehr bequem gewesen sein. Wahrscheinlich reihten sich dieselben im Halbkreis vor der Bühne auf. Jedoch würden wir fehlgehen, wenn wir meinen würden, dass das Publikum lediglich von den aufgezimmerten Plätzen aus zugesehen hätte. Nein, man schaute zu, wo man konnte. Bei solchem mittelalterlichen Festspiel müssen wir uns ringsum alle Bäume, Fenster und Dächer mit Menschen besetzt denken. In Bautzen brach im Jahre 1412 ein Dach unter der Last der darauf sitzenden Zuschauer zusammen und 33 von ihnen wurden zerschmettert. In Florenz hatte man im Jahre 1304 den die Hölle ausmachenden Bühnenraum auf Barken, die im Arnofluss lagen, aufgerichtet. Die Vorgänge dieser schwimmenden Hölle liessen sich am besten von einer Brücke aus beobachten. Das Volk drängte dorthin zusammen, die Brücke brach und viele büssten ihre Schaulust mit dem Tode in den Wellen. Es scheinen demnach die Sicherheitsmassregeln für die Zuschauer nicht besonders gewesen zu

sein; dagegen erfahren wir, dass Theaterbeamte vorgesehen waren, welche das oft zu unruhige Volk zur Ruhe und zum Schweigen zu ermahnen hatten. Der Mangel einer scharfen Abgrenzung des Zuschauerraumes hängt auch damit zusammen, dass man für das Zusehen nichts zu bezahlen brauchte. Die unvermeidlichen Unkosten wurden durch freiwillige Beiträge und Gelegenheitsspenden gedeckt. Schauspielerhonorare waren nicht in Rechnung zu setzen, da die aktiv Beteiligten nur die Ehre als Lohn begehrten. Kam es bisweilen vor, dass ein dankbarer Rat der Stadt ihnen ein Festmahl ausrichtete oder ein paar Tonnen Bier verehrte, so war doch dies stets nur guter Wille. Aus der religiösen Entstehung und Einkleidung der Schauspiele erklärt es sich, dass man die Mitwirkung bei einem solchen sehr lange gleichsam als einen gottesdienstlichen Akt ansah, von dem man etwas erwartete für das Heil der Seele. Wer aber einmal seine Teilnahme für ein bevorstehendes Spiel zugesagt hatte, der wurde streng zur Innehaltung der übernommenen Pflichten angehalten. Erst später ist wohl hie und da die Sitte eines Eintrittsgeldes aufgekommen. Doch kann es nicht sehr erheblich gewesen sein, da ein Stück mit den Mut machenden Worten angekündigt wird:

Wir wollen halten ein Osterspiel,
Das ist frohlich und kost nicht viel.

Die Erwähnung des Osterspiels erinnert uns an den ungeheuren Umfang, welchen die Dramatisierungen des biblischen Stoffes allmählich angenommen hatten. Es leuchtet daher ein, dass die D a u e r d e r A u f f ü h r u n g e n eine von unserer heutigen Spielzeit grundverschiedene gewesen sein muss. Eine Vorstellung von derselben bekommt man durch den Hinblick auf die erhalten gebliebenen Oberammergauer Spiele, die lediglich Passionsspiele sind und doch 7—8 Stunden währen. Vergegenwärtigt man sich den vorhin skizzierten Aufriss der mittelalterlichen Spiele, so versteht man, dass dieselben gewöhnlich mehrere Tage dauerten. Das Frankfurter Passionsspiel nahm zwei Tage in Anspruch, das Alsfelder, Egerer und das Freiberger Spiel drei Tage, dagegen das Tiroler Spiel sieben Tage. Vor Karl VI. von Frankreich wurde im Jahre 1380 ein Mysterium aufgeführt, welches 23 Akte besass; das in Frankreich populärste und unter dem Titel „La grande Passion“ gehende Mysterium zählte deren

sogar 174. Doch gehörten diese Ausdehnungen zu den Ausnahmen. Freilich, ein paar Tage dauerten die meisten Stücke. Daher rührte die Einteilung in Tagewerke, die man gemeinhin der Akteinteilung vorzog. Es wurde hintereinander weggespielt, vom Morgen bis zum Abend, höchstens mit einer Unterbrechung für die Mittagsmahlzeit. Um diese Ausdauer zu begreifen, müssen wir uns vorhalten, dass das Schauspiel für unsere Altvordern doch zumeist ein ausnahmsweiser Genuss war. Denn die Stücke wurden nicht alljährlich mit diesem oder jenem Fest verbunden, sondern gewöhnlich lag eine Unterbrechung von mehreren Jahren dazwischen. Es war so ähnlich wie heute noch mit den Oberammergauer Passionsspielen, die nur alle zehn Jahre wiederkehren. So wurde z. B. das schon genannte Freiberger Spiel alle sieben Jahre in der Pfingstwoche aufgeführt. Es ist begreiflich, dass solches Spiel für den betreffenden Ort jedesmal ein erbauliches Volksfest bedeutete. Denn trotz aller weltlichen Zuthaten hielt man sehr auf die religiöse Umrahmung. Zu Beginn wurde herkömmlich ein lateinischer Hymnus oder später ein deutsches Lied gesungen, gewöhnlich: Nun bitten wir den heiligen Geist. Ebenso war der Abschluss wieder ein geistlich Lied, in welches die ganze, oft vieltausendköpfige Volksmenge einstimmte, was einen erhebenden Eindruck gemacht haben muss. Wie ernst auch die Zuschauer bis hinauf in die höchsten Stände die Darstellung auffassten, beweist am schlagendsten die auf uns gekommene Nachricht, dass Landgraf Friedrich der Freidige von Thüringen im Jahre 1322 in der österlichen Zeit unter dem erschütternden Eindruck eines Spiels von den klugen und thörichten Jungfrauen vom Schlagflusse getroffen worden sei. In diesem Spiel ist der Ausgang nämlich ganz anders als bei Frau Jutten, die durch Fürsprache der Heiligen begnadigt wird. Die fünf thörichten Jungfrauen erfahren ein verdammendes Urteil trotz der Fürbitte der Maria. Als der Landgraf nach diesem nicht erwarteten Abschluss des Spiels wieder Worte fand, rief er erregt und bestürzt aus: Was ist der Christen Glaube, wenn sich Gott nicht über uns erbarmet um der Fürbitte der Maria und aller Heiligen willen? Es lag also in diesem Drama von den 10 Jungfrauen versteckt ein reformatorischer Zug, welcher der landläufigen Frömmigkeit des Mittelalters unangenehm und unverständlich war. Aber die mitgeteilte Episode beweist, wie gewaltig die geistlichen Schauspiele

in das Denken und Empfinden des Volkes sowie des einzelnen eingriffen.

Im übrigen mussten dieselben ihre Wirkung in erster Linie vom Gegenstande selbst erwarten, da, wie schon mehrfach angedeutet, die äusseren Begleitmittel, welche einen Effekt erzielen konnten, im höchsten Grade dürftig waren. Doch liegen gleichwohl die Anfänge der Bühnentechnik auch im geistlichen Schauspiel. Wir hören vereinzelt von Versuchen und Erfolgen auf diesem Gebiet. Man liess Blut regnen und verstand Erdbeben zu inscenieren. Ja, auch Versenkungen und Flugwerke kannte man. Was an Technik und Dekoration mangelte, suchte man anscheinend durch möglichst naturwahre Vorführung des Gebotenen zu ersetzen. Es wird uns nämlich öfter berichtet, dass der Darsteller des Gekreuzigten in Gefahr war, wirklich am Kreuze zu sterben, und Judas sich um ein Haar regelrecht erhängte. Bei einem Passionsspiel, das wahrscheinlich in dem pommerschen Städtchen Bahn gegeben wurde, ereignete es sich, dass der am Kreuz hängende Darsteller Christi versehentlich durch den allzu richtigen Stich des wachhabenden Soldaten tötlich verwundet wurde. Er fiel vom Kreuz herab und so unglücklich auf einen der unter dem Kreuz stehenden Leidtragenden, dass dieser sofort den Tod davon hatte. Aus Wut erschlug ein Verwandter des letzteren den wachhabenden Soldaten, wofür er dann hingerichtet wurde. So forderte ein Spiel in tragischer Aufeinanderfolge vier Opfer. Unerwähnt soll auch nicht bleiben, dass die dichterische Licenz des mittelalterlichen Dramatikers sich nach unseren Begriffen Unglaubliches leisten durfte. Vor allem fällt bei der Lektüre immer wieder der Mangel an jedwedem geschichtlichem Gefühl auf. Dass Kaiser Nero bei Mohammed schwört, Salomo Einbecker Bier trinkt und der fromme Seth das Vaterunser betet, das sind Anachronismen, an welchen der mittelalterliche Zuschauer nicht den geringsten Anstoss nahm. Es ist hierbei freilich zu bedenken, dass der mittelalterliche Zuschauer im grossen Durchschnitt nach seiner Bildung auch gar nicht in der Lage war, die historischen Einkleidungen seines Dramatikers so beurteilen zu können, wie dies beim heutigen Stande der Volksbildung der Fall ist.

Am Ausgange des Mittelalters vollzog sich hinsichtlich der Aufführung vielerorten die Umwandlung, dass dieselbe nicht mehr von einer vorübergehend für ein einmaliges Spiel zusammen-

getretenen Gesellschaft aus Klerikern und Bürgern übernommen wurde, sondern fest an verschiedene Zünfte überging. Dieselben besorgten alsdann die Spiele oder Spielpartien, die ihnen am günstigsten lagen. Besonders früh und ausgedehnt scheint sich dieser Uebergang an die Zünfte in England vollzogen zu haben. Dort übernahmen z. B. die Goldschmiede das Spiel von den heiligen drei Königen und die Zimmerleute die Darstellung der Sintflut. Hin und wieder waren es auch weltliche Korporationen und geistliche Brüderschaften, welche die alleinige Aufführung der Schauspiele an sich zogen. Aus Antwerpen wissen wir dies von der Brüderschaft des heiligen Lukas, aus Paris von der Confrèrie de la Passion, aus Rom von der Compagnia del Gonfalone, die in der Karwoche im Kolosseum die Leidensgeschichte Jesu dramatisch darstellte, bis Papst Paul III. im Jahre 1549 diese Aufführungen verbot. Dieser Übergang der geistlichen Schauspiele an bestimmte Zünfte und Korporationen hat ersichtlich viel mit dazu beigetragen, dass sich allmählich das schauspielerische Handeln zu einem berufsmässigen Gewerbe umbildete. Und da dieser Übergang sich am völligsten in England vollzog, so ist es entschieden kein Zufall, dass hier die Schauspieler zuerst als eigener Stand erscheinen.

So weit der Bereich der römisch-katholischen Kirche sich erstreckte, überall da war das geistliche Schauspiel im Mittelalter eine hoch gehaltene Angelegenheit des christlichen Volkes. Die ausschliesslich von Klerikern verfassten Dramen wanderten wie eine gute Ware von Stadt zu Stadt. Nur selten ist der Name eines der Dichter auf uns gekommen. Gesetze zum Schutze des geistigen Eigentums gab es damals noch nicht. Man nahm das Spiel, welches der Zufall brachte oder die Wahl bestimmte, und formte es durch Streichungen und Zusätze für die Bedürfnisse des jeweiligen Ortes. Daher kommt es, dass die Spiele zumeist unter dem Namen des Ortes, der sie zur Aufführung brachte, bekannt waren. Nach dieser Seite hin sind schon früher Beispiele angezogen worden. Und zwar hatten nicht nur grosse und bedeutende Städte und Klostergründungen wie Wien, Frankfurt und Benediktbeuren ihre eigenen Spiele, sondern oft ganz kleine Orte, wie Donaueschingen und Redentin in Mecklenburg. Diese durch historische Überlieferungen und handschriftlichen Nachlass reichlich verbürgte Thatsache trägt ebenfalls dazu bei, uns die

wichtige Rolle zu bestätigen, welche die volkstümlichen geistlichen Schauspiele im Mittelalter inne gehabt haben.

Was hat aber nun den Niedergang und endlich das Aufhören dieses einst so blühenden Zweiges der Litteratur und der öffentlichen Unterhaltung veranlasst? Mancher wird zu der Annahme versucht sein, dass die Reformation, welche auf so vielen Gebieten des kirchlichen und bürgerlichen Lebens Änderungen gebracht hat, auch hier den einschneidenden Umschwung herbeigeführt habe. Das ist aber keineswegs der Fall. Im Gegenteil, die Reformation hat nochmals ein beachtenswertes Aufblühen der geistlichen Spiele hervorgerufen und zwar anscheinend hauptsächlich durch drei Umstände. Einmal standen die Reformatoren, deren Anschauungen doch begreiflicherweise schwer ins Gewicht fielen, darunter insonderheit Luther, den dramatischen Aufführungen wohlwollend gegenüber. Luther ist der Ansicht, dass man den Knaben in der Schule das Komödienspielen einräumen solle, weil es eine treffliche Übung in der lateinischen Sprache mit sich bringe und ausserdem durch die Abspiegelung des wirklichen Lebens erziehlich beeinflusse. Er findet überhaupt grundsätzlich keine Ursache, „dass ein Christ nicht sollte Komödien mögen lesen oder spielen". Weiterhin war auch hinsichtlich der geistlichen Spiele die Bibelübersetzung Luthers eine That von der folgenschwersten Bedeutung. Durch diese gewaltige Leistung hatte er der dramatischen Schaffenslust des deutschen Volkes eine schier unerschöpfliche Fundgrube erschlossen. Wir müssen uns vergegenwärtigen, mit welcher Begeisterung allenthalben die deutsch gewordene Bibel begrüsst wurde und wie alle diejenigen, die sich dichterisch veranlagt fühlten, es nun für ihre erhabenste Lebensaufgabe erachteten, die über alle Erwartung mannigfaltigen biblischen Stoffe dem Volke auch durch dramatische Bearbeitungen zu einem lieben Eigentum zu machen. Daher begegnet uns seit dem Jahre 1534 auf dem Gebiete der geistlichen Schauspieldichtung eine Fruchtbarkeit wie nie zuvor. Ohne Übertreibung darf man sagen, dass beinahe kaum eine Geschichte oder Person der heiligen Schrift der Dramatisierung entging. Die Erschaffung der ersten Menschen, der Brudermord Kains, die Geschichte Noahs und der Erzväter, darunter besonders die Brautwerbung Isaaks um Rebekka, die Schicksale Josephs, Scenen aus der Wanderung der Kinder Israels, die tragische Er-

zählung von Jephthas Tochter, Simsons Heldenthaten, die fromme Ruth, der Hohepriester Eli und seine Söhne, Saul, David und Salomo, die Belagerung Samarias, das Lebensbild Hiobs, der Thisbiter Elias, der Prophet Daniel, der gottesfürchtige Tobias, die schöne Jüdin Esther, die tugendhafte Susanna und die drei Männer im feurigen Ofen, das waren ungefähr die beliebtesten Motive aus dem Alten Testament. Nicht weniger wurde das Neue ausgeschöpft. Der Vorläufer Johannes, die Weihnachtsgeschichte, der zwölfjährige Jesus, die Hochzeit zu Kana, die Parabel vom reichen Mann und armen Lazarus, die Auferweckung des Lazarus, das Gleichnis von der königlichen Hochzeit, die Geschichte von den zehn Jungfrauen, die Lebensschicksale der Apostel und vornehmlich die ergreifende Erzählung vom verlorenen Sohn, dies waren die gangbarsten Aufführungen aus dem Neuen Testament. Im Gegensatz zur römisch-katholischen Vergangenheit fand in evangelischen Kreisen das Passionsspiel keine Gegenliebe mehr. Diese auffallende Antipathie geht auf Luther zurück, der beobachtet hatte, dass die Passionsspiele eine ungesunde, sentimentale Auffassung des Leidens Christi verursachten, und darum den Grundsatz ausspricht: „Es sei besser, dass sich jemand im Leiden Christi übe und die Früchte seines Leidens geniesse, denn dass er alle Passion höre.“ Selbstverständlich wurden wegen des papistischen Sauerteiges, der daran haftete, auch die schon in den früheren Jahrhunderten beliebt gewesenen Themata im evangelischen Geiste neu bearbeitet. Sind auch nur wenige der zahlreichen Dramatisierungen des biblischen Stoffs nach der künstlerischen Seite hin wertvoll oder interessant, so haben sie doch in hervorragendem Masse dazu beigetragen, das deutsche Volk mit den biblischen Wahrheiten vertraut zu machen und es überhaupt geistig und sittlich auf einen höheren Standpunkt zu heben.

Das Dritte, was die geistlichen Spiele in der Reformationszeit von neuem volkstümlich machte, war der Umstand, dass sich in ihnen das denkbar beste Mittel darbot, die grossen Fragen der Zeit eindrucksvoll vor das Volk zu bringen. Das geistliche Schauspiel trat in den Dienst der Polemik und wurde zum Kampfspiel, durch welches bei den Zuschauern die Position des Gegners erschüttert oder lächerlich gemacht werden sollte. Schon vor Luther waren die Gebrechen der Kirche hie und da und zwar zuerst in Frankreich

auf der Bühne satirisch behandelt worden; aber recht zielbewusst geschah dies erst seit den Tagen der Reformation, mit besonderem Eifer in der Schweiz. Vielfach gewährten die biblischen Stoffe schon hinreichend Gelegenheit, den evangelischen Standpunkt recht wirkungsvoll zum Ausdruck zu bringen. Diesem Vorzuge verdankte greifbar das Drama vom verlorenen Sohn seine sich auffallend wiederholende Neubearbeitung und seine nie versiegende Anziehungskraft in protestantischen Kreisen. Auch in Berlin ist dieses Drama wiederholt mit grossem Beifall aufgeführt worden. Aber es wurden auch zum Zwecke der Polemik eigene Schauspiele gedichtet, die gewöhnlich schon durch ihren Titel, z. B. der Ablasskrämer, ihre Bestimmung verraten. Natürlich zahlte man auf römischer Seite mit gleicher Münze. Doch war dort der Erfolg beim Volke nicht der gleiche. Die Reformation hatte nicht nur die Bibel, den Verstand und das Gewissen auf ihrer Seite, sondern auch die Lacher. Es ist heute so gut wie vergessen, dass die evangelischen Wahrheiten und reformatorischen Gedanken einst auch durch Schauspiele in das Herz des deutschen Volkes hineingetragen worden sind. Aber dieselben haben in dem damaligen gewaltigen Geisteskampfe nicht zu unterschätzende Dienste geleistet, zumal wenn sie mit den wuchtigen evangelischen Kirchenliedern verbunden die Gemüter ergriffen, und diese Dienstleistung soll ihnen allezeit unvergessen bleiben.

Die dramatischen Dichter aus dieser letzten Epoche des geistlichen Schauspiels sind uns meist mit dem Namen bekannt. Einige von ihnen, wie z. B. Hans Sachs, haben auch sonst in der Litteratur einen guten Klang. Sogar ein Fürst ist unter ihnen, Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der in den Jahren 1593 und 1594 nicht weniger als elf Dramen verfasste und auch der erste deutsche Fürst ist, der ein fürstliches Theater einrichtete und zünftige Schauspieler auf demselben auftreten liess. Es waren dies freilich keine deutschen, sondern englische Komödianten.

Wie in den Tagen des Mittelalters waren auch in der Reformationszeit die Darsteller vorwiegend Schüler, Studenten und junge Bürger. Man spielte auf dem Markte oder auf der Wiese vor den Thoren der Stadt, ausnahmsweise auch wieder im Gotteshause. Dass auch in den höchsten Kreisen die Lust am geistlichen Schauspiel noch nicht erlahmt war, beweist am schlagendsten

die Nachricht, dass noch im Jahre 1589 auf Veranlassung des Kurfürsten Johann Georg von den Prinzen und Prinzessinnen des kurfürstlichen Hauses im Schlosse zu Berlin ein Spiel von der Geburt des Herrn Christi aufgeführt worden ist.

Aus den letzten Darlegungen erhellt, dass die Reformation den geistlichen Schauspielen den Untergang nicht gebracht hat. Höchstens könnte man geltend machen, dass sie dieselben ihres gottesdienstlichen Charakters entkleidete. Man empfand das Mitspielen und das Zuschauen nicht mehr wie ehedem als einen gottesdienstlichen Akt. Wir müssen die Gründe für das Verschwinden des geistlichen Schauspiels aus dem Volksleben anderswo suchen. Nicht zu übersehen ist hierbei zunächst ein ganz äusserliches Moment, nämlich das der Kosten. Wie wir früher gesehen haben, nahmen die Spiele allmählich einen ungeheuren Umfang an und stellten demgemäss immer höhere Anforderungen an die Opferwilligkeit der Bürger oder der Zünfte. Über diese Thatsache darf uns das neue Feuer der Begeisterung, welches die Reformation entfachte, nicht hinwegtäuschen.

Sodann ist auch schon hervorgehoben worden, dass sich die weltlichen Partien in den Stücken immer stärker hervordrängten und schliesslich zu Verselbständigungen führten, die sich, wie beispielsweise die Fastnachtspiele, von der kirchlichen Autorität loslösten. Und diese Entstehung rein weltlicher Schaustücke wurde aufs nachhaltigste gefördert durch eine Erscheinung, welche der Bundesgenosse der Reformation, der Humanismus, gezeitigt hatte. Es sind dies nämlich die Schuldramen, welche seit der Wiedergeburt der antiken Bildung auf allen Schulen aufs eifrigste gepflegt wurden. Allerorten wurden die Komödien des Plautus und Terenz teils lateinisch teils in deutscher Übersetzung aufgeführt. In den meisten Schulordnungen des 16. Jahrhunderts wurden solche Aufführungen den Schulleitern geradezu zur Pflicht gemacht. So war z. B. für die drei Fürstenschulen zu Meissen, Schulpforta und Grimma eine jährlich wiederkehrende Aufführung von Komödien des Terenz und Plautus vorgeschrieben und zwar mit der Motivierung, damit die Schüler „auf das zierliche Lateinreden gewöhnt" würden. Ausserdem versprach man sich davon den Nutzen, dass die Knaben kühner würden, frei vor der Gemeinde zu sprechen, und sich in ihren Umgangsformen vervollkommneten. Um dieser pädagogischen

Abzweckung willen gingen diese Darstellungen antiker Dramen auch seltener im abgeschlossenen Raum der Schule als vielmehr in der breitesten Öffentlichkeit vor sich. Wir hören, dass entweder auf dem Rathause vor versammeltem Rat oder auch unter freiem Himmel gespielt wurde, so dass jedermann zuhören konnte. Es entspricht vollkommen den Thatsachen, wenn es in einem Prolog zu solcher Schulaufführung heisst:

> Der Brauch ist itzund weit und ferren,
> Das man aufs wengst einmal im Jar
> Comedias spielet offenbar,
> Der Obrigkeit zu sondrer Er,
> Gemeiner Jugend z' nutz und Ler,
> In Summa jedermann zum Frommen.

Wurden die Komödien in lateinischer Sprache gespielt, so versah man dieselben vielfach mit deutschen Einlagen, die dem der fremden Sprache unkundigen Volke wenigstens das Notwendigste des Inhaltes mitteilten. Es leuchtet ohne weiteres ein, dass diese volkstümlichen Aufführungen antiker Dramen, welche den Reiz der Neuheit für sich hatten und von der fürsorglichsten Gunst der massgebenden Kreise umgeben waren, den geistlichen Schauspielen, ohne es zu wollen, die schärfste Konkurrenz machten. Es bleibe in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt, dass neben lateinischen Aufführungen verschiedentlich auch solche in griechischer Sprache schon in damaliger Zeit insceniert worden sind. Das Zurückgreifen auf die antiken Dramen, welche sich lediglich mit diesseitigen Dingen, mit den Tugenden und Lastern, den Leidenschaften und Konflikten der Menschen beschäftigten, hatte unausbleiblich die bereits angedeutete Wirkung, dass die Freude und Lust an rein weltlichen Stoffen erheblich und zusehends im Volke gemehrt wurde. So drängten demnach mannigfache Umstände zur Verweltlichung und Verselbständigung der Schauspielkunst.

Gleichwohl würden die geistlichen Schauspiele, denen gerade durch die Reformation eine Neubelebung zu teil geworden war, eine immerhin beachtenswerte Stellung behauptet haben, wenn nicht die Schrecken des dreissigjährigen Krieges hereingebrochen wären. Unter dem unsagbaren Jammer, welchen dieses Menschenalter voll Kampf und Verwüstung mit sich brachte und nach sich zog, verging dem deutschen Volke alle Lust an ergötzlichem Spiel; geistig sowohl wie materiell büsste es die

Fähigkeit dazu auf lange Zeit ein. Nur in verschwindender Ausnahme, in einigen stillen Gebirgsthälern, vermochten sich über jene grausige Kriegsperiode hinaus einige wenige Volksschauspiele als kümmerlicher Rest einer einst grossen Kulturerscheinung zu erhalten. Das geistliche Schauspiel als solches ging unter den Stürmen des dreissigjährigen Krieges, der ihm alle seine Existenzbedingungen entzog, dem deutschen Volke verloren.

Es ist augenscheinlich kein Zufall, dass mit dem nationalen und materiellen Erstarken, welches unser Volk seit dem vorigen Jahrhundert erfreulicherweise erlebt, auch in ihm, vornehmlich in den Reihen des soliden Bürgertums, von neuem ein Verlangen erwacht ist, sich grosse Begebenheiten der Vergangenheit in volkstümlichem Schauspiel vor Augen zu führen. Wiederholt war es in den letzten Dezennien zu lesen, dass hie und da unter reger Beteiligung aller Volkskreise ein historisches Festspiel zur Aufführung gebracht wurde. Aber keines ist in neuerer Zeit so volkstümlich geworden wie das Lutherfestspiel, welches füglich als eine moderne Wiedergeburt der alten geistlichen Volksschauspiele bezeichnet werden kann. Es würde für unser Volk von grosser erzieherischer Einwirkung sein, wenn ihm auch andere Grossthaten seiner Geschichte augenscheinlich und eindringlich in volkstümlichem Spiel dargestellt würden. Auch das Verständnis für die edle berufsmässige Schauspielkunst würde dadurch in ihm gemehrt und gefördert werden. Möge darum dem Lutherfestspiel eine reiche Gefolgschaft von guten volkstümlichen Schauspielen beschieden sein!

Die Ahnen des Prinzen Georg von Preussen.

(Mit einer Ahnentafel.)

Eine genealogische Studie.

Von

Stephan Kekule von Stradonitz,
Dr. jur. utr. und Dr. phil.



Die 16 Ahnen des Pr

16.	17.	18.	19.	20.	21.	22.	23.
August Wilhelm Prinz von Preussen. * Friedrichsfelde, 9. August 1722. † Oranienburg, 12. Juni 1758.	Luise Amalie von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel. * Wolfenbüttel, 29. Januar 1722. † Berlin, 13. Januar 1780.	Ludwig IX., Landgraf von Hessen-Darmstadt 1768. * Darmstadt, 15. Dezbr. 1719. † Pirmasens, 6. April 1790.	Karoline Luise Henriette Christiane von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld. * Strassburg i. E., 9. März 1721. † Darmstadt, 30. März 1774.	Karl I. Ludwig Friedrich Herzog von Mecklenburg-Strelitz. * Strelitz, 23. Febr. 1708. † Mirow, 5. Juni 1752.	Elisabeth Albertine von Sachsen-Hildburghausen. * Hildburghausen, 3. August 1713. † Neustrelitz, 29. Juni 1761.	Georg Wilhelm Prinz von Hessen-Darmstadt, Reichs-General-Feldmarschall. * Darmstadt, 11. Juli 1722. † Darmstadt, 21. Juni 1782.	Marie Luise Albertine von Leiningen-Dagsburg-Heidesheim. * Heidesheim, 16. März 1729. † Neustrelitz, 11. März 1818.

∞ Berlin, 6. Januar 1742. — ∞ Zweibrücken, 12. August 1741. — ∞ Eisfeld, 5. Februar 1735. — ∞ Heidesheim. 16. März 1748.

8.	9.	10.	11.
Friedrich Wilhelm II., König von Preussen 1786. * Berlin, 25. September 1744. † Potsdam, 16. November 1797.	Friederike Luise von Hessen-Darmstadt. * Prenzlau, 16. Oktober 1751. † Berlin, 25. Februar 1805.	Karl II., Ludwig Friedrich, Herzog von Mecklenburg-Strelitz 1794, Grossherzog 1815. * Mirow, 10. Okt. 1741. † Neustrelitz, 6. November 1816.	Friederike Karoline Luise von Hessen-Darmstadt. * Darmstadt, 20. August 1752. † Hannover, 22. Mai 1782.

∞ Charlottenburg, 14. Juli 1769. — ∞ Darmstadt, 18. September 1768.

4.	5.
Friedrich Ludwig Karl Prinz von Preussen. * Potsdam, 5. November 1773. † Berlin, 28. Dezember 1796.	Friederike Luise Karoline Sophie Alexandrine von Mecklenburg-Strelitz. * Hannover, 2 März 1778. † Hannover, 29. Juni 1841.

∞ Berlin, 26. Dezember 1793.

2.

Friedrich Wilhelm Ludwig Prinz von Preussen.
* Berlin, 30. Oktober 1794.
† Berlin, 27. Juli 1863.

∞ Ballenstedt, 2

1.

Friedrich Wilhelm Geor
* Schloss Jägerhof bei D
† Berlin,

n Georg von Preussen.

24. Viktor II., Friedrich, Fürst zu Anhalt-Bernburg 1721. * Bernburg, 20. Septbr. 1700. † Bernburg, 18. Mai 1765.

25. Sophie Friederike Albertine von Brandenburg-Schwedt. * Berlin, 21. April 1712. † Bernburg, 7. Septbr. 1750.

∞ Potsdam, 22. Mai 1733.

26. Friedrich Karl von Karlstein, Herzog von Holstein-Norburg 1722, von Holstein-Plön 1729. * Sonderburg, 4. August 1706. † Traventhal, 18. Oktbr. 1761.

27. Christine Armgard von Reventlow. * Kopenhagen, 2. Mai 1711. † Plön, 6. Oktbr. 1779.

∞ Kopenhagen, 18. Juli 1730.

28. Friedrich II., Landgraf von Hessen-Kassel 1760. * Kassel, 14. August 1720. † Wilhelmshöhe, 31. Oktbr. 1785.

29. Marie von Grossbritannien und Irland. * London, 5. 16. März 1723. † Hanau, 14. Januar 1772.

∞ Kassel, 28. Juni 1740.

30. Friedrich V., König von Dänemark und Norwegen 1746. * Kopenhagen, 31. März 1723. † Kopenhagen, 14. Januar 1766.

31. Luise von Grossbritannien und Irland. * London, 18./29. Dezember 1724. † Kopenhagen, 19. Dezbr. 1751.

∞ Kopenhagen, 11. Dezember 1743.

12. Friedrich Albrecht, Fürst von Anhalt-Bernburg 1765. * Bernburg, 15. August 1735. † Ballenstedt, 9. April 1796.

13. Luise Albertine von Holstein-Plön. * Plön (?), 21. Juli 1748. † Ballenstedt, 2. März 1769.

∞ Augustenburg, 4. Juli 1763.

14. Wilhelm IX. Georg, Landgraf von Hessen-Kassel 1785, als Wilhelm I. Kurfürst 1803. * Kassel, 3. Juni 1743. † Wilhelmshöhe, 27. Februar 1821.

15. Wilhelmine Karoline von Dänemark. * Kopenhagen, 10. Juli 1747. † Kassel, 14. Januar 1820.

∞ Kopenhagen, 1. September 1764.

6. Alexius Friedrich Christian, Fürst von Anhalt-Bernburg 1796, Herzog 18. April 1806. * Ballenstedt (?), 12. Juni 1767. † Ballenstedt, 24. März 1834.

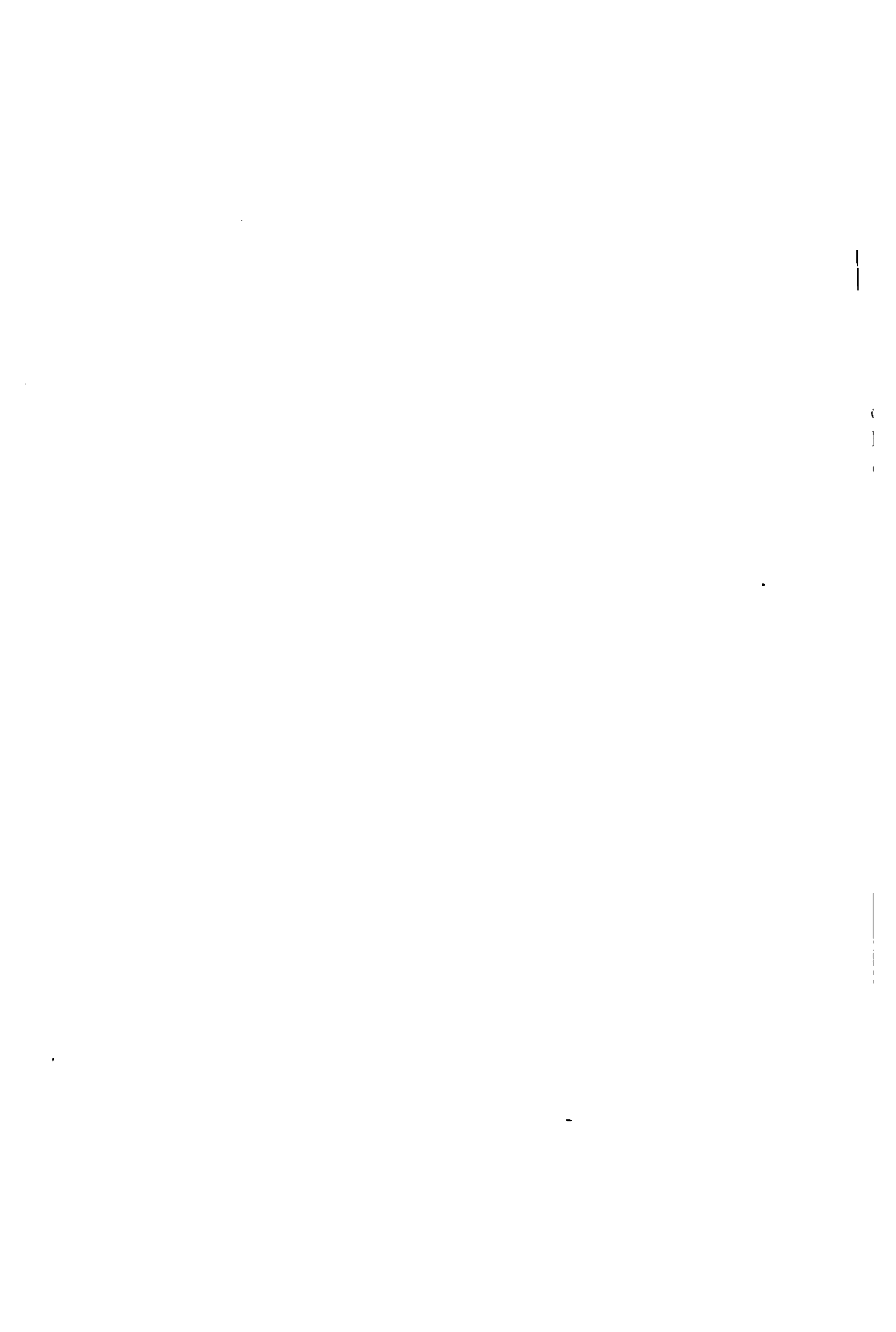
7. Marie Friederike von Hessen-Kassel. * Hanau, 14. September 1768. † Hanau, 17. April 1839.

∞ Kassel, 29. November 1794.

3. Wilhelmine Luise von Anhalt-Bernburg. * Ballenstedt (?), 30. Oktober 1799. † Schloss Eller bei Düsseldorf, 9. Dezember 1882.

ovember 1817.

nst Prinz von Preussen.
ldorf, 12. Februar 1826.
lai 1902.



Am 2. Mai 1902 ist der greise und langjährige Präsident der Königlichen Akademie, Prinz Friedrich Wilhelm Georg Ernst von Preussen, heimgegangen. Von berufener Seite ist durch eine Gedächtnisrede eine Würdigung der Eigenschaften und des Lebenslaufes des Entschlafenen auch an dieser Stelle erfolgt. Gerade bei einer Persönlichkeit, wie dem verstorbenen Prinzen, ist aber die Untersuchung nach dem Woher dieser Eigenschaften, mögen sie nun solche des Körpers, des Charakters, des Geistes oder des Gemütes sein, besonders reizvoll. Die Wissenschaft hat sich längst daran gewöhnt, auch in Bezug auf Eigenschaften des Charakters, des Geistes oder des Gemütes, nicht bloss auf Eigenschaften des Körpers, von Erworbenem und Ererbtem zu sprechen. Seit dem Erscheinen von Ottokar Lorenz' bahnbrechendem Werke: „Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie", Berlin 1898, ist auch die Wissenschaft der Genealogie solchen Aufgaben mehrfach näher getreten. Die Genealogie ist es auch, welche unzweifelhaft in erster Linie dazu berufen ist, indem sie sich die Ergebnisse psychiatrischer, physiologischer und psychologischer Forschungen zu nutze macht, an der Lösung derjenigen Probleme mitzuarbeiten, welche man passend als die der Blutmischung bezeichnen kann und auch so zu bezeichnen pflegt. Die Vertreter der „Lehre von der erblichen Belastung" in der Psychiatrie lassen es vielfach, wie mir scheint, bei der Erörterung dieser Fragen an der nötigen Vorsicht und Umsicht fehlen. Die Unterscheidung zwischen den thatsächlich durch Vererbung erworbenen oder, um es anders auszudrücken, den von den Vorfahren ererbten Eigenschaften einerseits und den, durch persönliche Berührung mit Eltern, Grosseltern oder Urgrosseltern erworbenen oder anerzogenen, Eigenschaften andererseits wird oft nicht mit der nötigen Schärfe gemacht.

Die Litterarhistoriker und Biographen haben sich daran gewöhnt, unter der Leitung des Goetheschen Wortes: „Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabulieren" und einer, scheinbar oft in die Augen springenden, Erfahrung des täglichen Lebens, die Mutter als den Urquell geistiger, künstlerischer, wissenschaftlicher Begabung hinzustellen, ohne dass behauptet werden könnte, für eine solche Theorie sei die wissenschaftliche Grundlage bereits gewonnen. Demgegenüber muss der Genealoge mit Nachdruck daran festhalten, dass, nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft, unbedingt festzustehen scheint, es habe jeder Mensch in sich nicht nur „etwas Zellsubstanz" vom Vater und „etwas Zellsubstanz" von der Mutter, sondern „etwas Zellsubstanz" überhaupt von jedem Ahnen, von dem er abstammt.[1]) Aus diesem Befunde folgt aber mit Notwendigkeit für die Untersuchung von Vererbungsfragen folgendes. Jeder Mensch hat 2 Eltern, 4 Grosseltern, 8 Urgrosseltern, 16 Ur-Urgrosseltern, 32 Ur-Ur-Urgrosseltern und so fort. Von jedem Menschen, mag er nun Mann oder Weib sein, aus jeder dieser Ahnenreihen hat jeder Mensch etwas Zellsubstanz. Es kann somit, wenn man nur die theoretische Möglichkeit ins Auge fasst, von dem betreffenden Ahnen eine Eigenschaft oder eine Anlage zu einer Eigenschaft ererbt haben.

Wilhelm II., der, wie ich an anderen Stellen gezeigt habe, mehrmals von Maria Stuart oder vom Admiral Coligny, dem grossen und unglücklichen Opfer der Bluthochzeit, abstammt, der, wie ich demnächst einmal zu zeigen gedenke, Karl den Grossen unzählbar oft unter seinen Ahnen hat, kann, rein theoretisch gesprochen, eine körperliche oder nichtkörperliche Eigenschaft besitzen, deren Ursprung auf Maria Stuart oder auf Coligny oder auf Karl den Grossen zurückzuführen ist. Und zwar nicht etwa bloss eine solche, die, sich im Mannesstamme forterbend, durch den Burggrafen von Nürnberg oder durch den Grossen Kurfürsten — um nur Beispiele zu nennen — auf ihn gekommen ist, sondern auch eine solche, an deren Fortvererbung wesentlich oder ausschliesslich Frauen beteiligt sind. Wer also

[1]) Verworn: bei Lorenz S. 344 ff. Kekule von Stradonitz: „Über die Untersuchung von Vererbungsfragen und die Degenerationen der spanischen Habsburger" im Archiv für Psychiatrie, 35. Band, 3. Heft, Berlin 1902, S. 789 ff.

Untersuchungen über Vererbungsfragen anstellen will, darf sich nicht darauf beschränken, etwa bloss den Mannesstamm des Vaterstammes oder bloss den Mannesstamm des Mutterstammes des betreffenden Menschen zu untersuchen. Er muss alle Ahnen des Betreffenden, soweit sie überhaupt geschichtlich, jedenfalls, soweit sie in Bezug auf ihre Eigenschaften geschichtlich feststellbar sind, in Betracht ziehen, und er muss ferner, wenn er lückenlose Betrachtungen will anstellen können, auch die Geschwister aller dieser Ahnen mit einbegreifen. Nur so kann ein Bild gewonnen werden, welches Schlüsse gestattet. Aber darüber sei man sich klar: Schlüsse, nicht Regeln, nicht Gesetze für die Vererbung. Regeln aufzustellen, Gesetze der Vererbung abstrahieren zu können, wird man erst in die Lage kommen, wenn eine Fülle von Einzeluntersuchungen vorliegen wird, welche, obigen Grundsätzen folgend, die Stammesverhältnisse unzähliger hervorragender oder irgendwie bemerkenswerter Personen untersucht haben.

Je ausgedehnter solche Einzeluntersuchungen angestellt werden, je sorgfältiger sie ausfallen, je mehr Ahnen eines Menschen sie einbegreifen, das heisst: auf je höhere Ahnenreihen sie zurückgehen, je ausgiebiger sie die Geschwister aller Ahnen berücksichtigen, desto förderlicher werden sie für die Wissenschaft sein. Welchen Umfang solche Untersuchungen haben müssten, wird eine einfache Überlegung zeigen.

In der achten Ahnenreihe jedes Menschen stehen 256, in der neunten 512 Ahnen. Die neunte Ahnenreihe würde — annäherungsweise gesprochen — drei Jahrhunderte zurückgehen. Das ist noch garnicht weit. Auf einer Ahnentafel, welche die neunte Ahnenreihe mit einbegreift, stehen demnach im ganzen $2 + 4 + 8 + 16 + 32 + 64 + 128 + 256 + 512 = 1022$ Ahnen. Nimmt man im Durchschnitt an, jeder Ahne habe noch zwei Geschwister gehabt, so wären also im ganzen 3066 Personen in Bezug auf ihre Eigenschaften zu untersuchen. Das wäre eine Arbeit, wenn sie überhaupt durchführbar wäre, von ungeheurem Umfang: undurchführbar jedoch vielfach, weil man nur von einem beschränkten Kreise von Personen früherer Zeiten überhaupt die Eigenschaften, ohne besondere mühevolle und umfangreiche Nachforschungen, feststellen kann. In Wirklichkeit stellen sich die Verhältnisse etwas günstiger, weil die Erscheinung des „Ahnenverlustes" die thatsächlich vorhandene Zahl der verschiedenen

Ahnen jedes Menschen erheblich vermindert, um so stärker vermindert, auf je weiter zurückliegende Ahnenreihen man zurückgeht. Auf jeder Ahnentafel nämlich kommen die gleichen Elternpaare in höheren Ahnenreihen mehrfach vor. Dadurch vermindert sich die Zahl der verschiedenen Ahnen. Es ist dies eine Erscheinung, die sich durchaus nicht bloss, wie mancher meinen möchte, bei den regierenden Familien, sondern auch im höheren und niederen Adelsstande, dem höheren und niederen Bürgerstande und dem Bauernstande findet. Der „Ahnenverlust" ist eine nachweisbar universelle Erscheinung, wenn er auch beim hohen Adel einige Geschlechtsfolgen weniger weit zurück stark in die Erscheinung zu treten pflegt, als beim niederen, und bei diesem noch einige Geschlechtsfolgen weniger weit zurück als beim Bürgerstande. Der Bauernstand zeigt wiederum häufig die Erscheinung des Ahnenverlustes besonders stark. Wie das alles kommt und warum es so ist, das zu zeigen, muss ich mir an dieser Stelle versagen; jedenfalls vermindert der Ahnenverlust bloss die oben geschilderte Aufgabe, er schafft die Grösse dieser Aufgabe nicht weg. Und es lässt sich bei dem heutigen Stande der genealogischen Forschung kühnlich behaupten, dass eine durchgeführte Untersuchung von Vererbung, zum Beispiel für Kaiser Wilhelm II., welche bis zur 13. Ahnenreihe, eine Ahnenreihe, welche 8192 Personen umfasst, zurückgehen, die Eigenschaften aller dieser Ahnen eingehend feststellen und prüfen und auch alle Geschwister dieser Ahnen — ich möchte sagen — pflichtschuldig — umfassen würde, eine Aufgabe wäre, genügend, um ein volles wissenschaftliches Menschenleben auszufüllen.

Diese Art genealogischer Forschung und Betrachtungen ist eben noch in den Uranfängen. Wenn die grossen Staaten der gebildeten Welt sich erst entschlossen haben werden, an den Hochschulen genealogische Professuren zu errichten und grosse „genealogische Reichsinstitute" zu begründen — was nicht viele Jahrhunderte mehr dauern kann —, so wird der Stoff sich nach und nach von selbst ansammeln und planmässig gesammelt werden. Die Arbeitskräfte werden sich einstellen, welche ihn verarbeiten, und dann erst wird das Heer von Rätseln der Vererbungsfragen seiner Lösung einen Schritt näher gerückt sein. Vorläufig scheitern, in Deutschland wenigstens, alle Versuche, für die Wiederaufnahme genealogischer Studien etwas zu thun, nicht etwa an dem Übelwollen der Regierungen, wo man an mass-

gebenden Stellen einsichtig genug ist, wie zum Beispiel im Grossherzogtum Baden die Schaffung einer Hilfsarbeiterstelle für systematische genealogische Forschungen am Grossherzoglichen Generallandesarchiv in Karlsruhe beweist,[1]) sondern an dem, wie Lorenz sich ausdrückt: „dicken Scheuleder" der Fakultäten, welche sich nicht entschliessen können, der Genealogie eine gleichberechtigte Stellung neben den anderen Wissenschaften in deren Gesamtsysteme einzuräumen.

Um so dankbarer muss ich dem ständigen Herrn Sekretär dieser Akademie und Schriftleiter ihrer Jahrbücher sein, dass er mir, anlässlich des Todes von deren langjährigem Präsidenten, den Raum gewährt zu einer genealogischen Untersuchung der Ahnen dieses Prinzen. Seit dem Erscheinen von Savignys: „Beitrag zur Rechtsgeschichte des Adels im neueren Europa" in den Abhandlungen der Berliner Akademie vom Jahre 1836 dürfte es das erste Mal sein, dass sich die Spalten der Berichte einer Akademie Deutschlands wieder einem „genealogischen" Gegenstand öffnen.

Bei seiner Behandlung muss ich mir jedoch, um den zugemessenen Raum nicht zu überschreiten, eine sehr wesentliche Beschränkung auferlegen, zu der mich auch die Rücksicht nötigt, in einer, nicht ausschliesslich für genealogische Fachleute berechneten, Abhandlung allzugrosse Ausführlichkeit vermeiden zu müssen, um nicht unübersichtlich zu werden und nicht ermüdend zu wirken.

Ich beschränke mich daher darauf, bis zur vierten Geschlechtsfolge der Ahnen des Prinzen Georg von Preussen, bis

---

[1]) Was die Genealogie leisten kann, wenn ihr mächtige Staatshilfe und Staatsmittel zur Seite stehen, zeigt auf das deutlichste die erste grosse und prächtige Frucht der neuen Einrichtung in Baden: „Ahnentafeln der letzten regierenden Markgrafen von Baden-Baden und Baden-Durlach". Herausgegeben von dem grossherzoglichen badischen Landesarchiv. Bearbeitet von Otto Konrad Roller, Dr. phil., Heidelberg 1902, ein Werk, zu dem man den Verfasser, das Badische Generallandesarchiv und dessen unermüdlichen Leiter, Dr. Friedrich v. Weech, nur in gleicher Weise beglückwünschen kann. Als das erste Monumentalwerk dieser Art in der gesamten Weltlitteratur wird es aere perennius sein. In meinem „Ahnentafelatlas" (Berlin bei I. A. Stargardt) habe ich ähnliche Aufgaben zu lösen versucht. An dem Werke, das sich dem Abschluss nähert, habe ich nicht weniger als 12000 Mk. aus eigenen Mitteln zugesetzt. So etwas macht ein Privatmann, wenn er es überhaupt kann, einmal im Leben, dann nicht wieder.

zu der Ahnenreihe einschliesslich heraufzugehen, welche 16 Ahnen in sich begreift. Es sind also im ganzen 2 + 4 + 8 + 16, also 30 Ahnen des Prinzen Georg, welche den Gegenstand der Betrachtung bilden sollen. Die Geschwister dieser Ahnen werden im grossen und ganzen gleichfalls — aus den gleichen Gründen — ausser acht gelassen werden, mit Hintansetzung der methodischen Forderung, die mit Strenge hervorgehoben wurde, dass zu einer vollständigen Untersuchung die Berücksichtigung aller Geschwister der Ahnen gehört.

Immerhin wird die derart beschränkte Durchführung der Aufgabe die Methode der Behandlung derartiger Aufgaben noch genügend erkennen lassen.

I.

Die Eltern des Prinzen.

Prinz Friedrich Wilhelm Georg Ernst von Preussen (Nr. 1 der beigegebenen Ahnentafel) war am 21. Februar 1826 zu Schloss Jägerhof bei Düsseldorf als Sohn des Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig von Preussen (Nr. 2) und der Prinzessin Wilhelmine Luise von Anhalt-Bernburg (Nr. 3) geboren. Prinz Friedrich war äusserlich in erster Linie Soldat, innerlich im wesentlichen Kunstfreund. Er hatte Geschmack und Verständnis für gute Bilder, stand in regem Verkehr mit der Düsseldorfer Künstlerschar, nahm Anteil an allem, was Kunst und Litteratur überhaupt betraf, war ein Sammler von Kunst- und kunstgewerblichen Gegenständen — ein Mäcen in höherem Sinne. Prinz Friedrich hatte zur Zeit des zartesten Knabenalters des Prinzen Georg die Ruine Faitzberg am Rhein, den heutigen Rheinstein erworben, in den Jahren 1825 bis 1829 ausbauen lassen und kunstsinnig ausgeschmückt. Der Bau, die Wandmalerei im Innern der Burg, die farbigen Glasfenster, viele der alten Waffen und Kunstwerke: alles das geht bis ins einzelne auf die Bestimmung und Auswahl des Prinzen Friedrich zurück, der alle Einzelheiten mit den Baumeistern und Künstlern besprach. Eine echte rheinische Romantikergestalt in Stimmung, Neigungen und Geschmack, so offenbart er sich in seiner Schöpfung, so in den Erinnerungen seines Freundeskreises, so in dem Andenken, das seine Söhne, die Prinzen Alexander und Georg, von ihm be-

wahrten: ein echter und geistesverwandter Vetter des Romantikers auf dem Königsthron, Friedrich Wilhelm IV. In politischer Hinsicht huldigte Prinz Friedrich, trotzdem er ein echter Romantiker war, einem gewissen massvollen Liberalismus. Auf dem vereinigten Landtag von 1847 hatte er sich sogar durch manche freisinnige Äusserungen beliebt gemacht.

Die Prinzessin Luise von Anhalt-Bernburg, zart und gemütvoll, hochbegabt, war die rechte Gefährtin und Genossin ihres kunstsinnigen Gemahls, dessen Neigungen sie teilte und bis zu ihrem Tode (9. Dez. 1882) beibehielt.

Erziehung und Umwelt haben also ersichtlich in gleicher Weise mitgewirkt, in dem Prinzen Georg die Keime zu entfalten und zu entwickeln, die Gaben und Neigungen auszuprägen, welche er vielleicht ererbt hatte — wofür das Nachfolgende noch Anhaltspunkte geben wird —, welche an ihm bekannt und oftmals geschildert sind.

2.

Die väterlichen Grosseltern des Prinzen Georg.

Prinz Friedrich von Preussen war zu Berlin am 30. Oktober 1794 geboren als Sohn des Prinzen Friedrich Ludwig Karl (Nr. 4) und der Prinzessin Friederike Luise Karoline Sophie Alexandrine von Mecklenburg-Strelitz (Nr. 5).

Prinz Ludwig, des Prinzen Georg Grossvater also, hat nur ein Alter von 23 Jahren erreicht. Er war geboren zu Potsdam am 5. November 1773, war im Jahre 1796 Chef des Dragonerregiments in Schwedt und Koadjutor des Johanniter-Herrenmeister in Sonnenburg; zu Weihnachten 1796 wollte ihm der König Friedrich Wilhelm II. die Herrschaft Schwedt schenken. Damals war der Prinz schon bedenklich krank, und starb bereits am 28. Dezember des gleichen Jahres.

Seine Witwe war eine leibliche Schwester der herrlichen Königin Luise, Friederike mit Namen, geboren am 2. März 1778 als Tochter des ersten Grossherzogs von Mecklenburg-Strelitz Karl und der Landgräfin Friederike Karoline Luise von Hessen-Darmstadt. Die Prinzessin Friederike von Mecklenburg-Strelitz — die Grossmutter also des Prinzen Georg — vermählte sich zum zweiten Male am 10. Dezember 1798 mit dem Prinzen

Friedrich (Wilhelm) von Solms-Braunfels und, am 13. April 1814 wiederum Witwe geworden, am 29. Mai 1815 mit dem Könige Ernst August II. von Hannover. Sie starb am 29. Juni 1841. Sie war reizender noch und viel lebenslustiger als ihre Schwester Luise. Gentz hatte sie einen „mit nichts zu vergleichenden Engel“ genannt; Jean Paul war von ihrer Schönheit so begeistert, dass er sagte, er wolle „in einem Kohlenbergwerk leben, könnte er ihr Galan sein“. Sie teilte sich mit der Herzogin von Sagan und der Fürstin Bagration in den Ruf, eine der grössten Löwinnen und eine der elegantesten Damen ihrer Zeit zu sein. Eine Neigung zu übertriebenem Aufwand, namentlich an Toiletten, war bei ihr mit der Gabe, grosse Summen zu verschleudern, verbunden; dass sie wissenschaftlich und künstlerisch hoch gebildet war, steht aber ausser Zweifel. Mit ihrer Schwester Luise hatte sie eine ausgezeichnete Erziehung genossen: bei der Grossmutter in Darmstadt.

3.

Die väterlichen Urgrosseltern des Prinzen Georg.

Prinz Ludwig, der Grossvater des Prinzen, war ein Sohn König Friedrich Wilhelm II. von Preussen (Nr. 8) und dessen Gemahlin Friederike Luise von Hessen-Darmstadt (Nr. 9). Eine eingehende Lebensbeschreibung König Friedrich Wilhelm II. im Rahmen dieser Studie zu liefern, ist unmöglich und unnötig. Es sei nur dasjenige hervorgehoben, was an ihm, als einem Ahnen des Prinzen Georg, besonderer Beachtung wert ist.

Die Ungunst Friedrichs des Grossen, welche nach dem unglücklichen Rückzug der Armee aus Böhmen den Vater Friedrich Wilhelm II., den Prinzen August, betroffen, wandte sich nach dessen Tode auch dem Sohne, dem preussischen Thronfolger zu. Unerklärlicherweise, obwohl davon das zukünftige Schicksal seines Landes abhing, kümmerte sich Friedrich um die Erziehung seines Neffen wenig. Zwar hatte dieser in der Person von Nikolaus Beguelin, einem Schweizer, einen hochbegabten und anregenden Lehrer, aber Vorträge, die andere Personen dem Prinzen hielten, förderten diesen nicht sonderlich. Trotzdem wird man zugeben müssen, dass ihm eine, in wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung ausgezeichnete, Erziehung zu teil

geworden ist; was fehlte, war eine Erziehung des Charakters. Dieser Mangel mag noch vertieft worden sein durch eine im Jahre 1765 vollzogene Verheiratung mit Elisabeth Christine von Braunschweig, die bereits im Jahre 1769 durch Richterspruch getrennt werden musste. Auch die zweite Ehe mit Friederike Luise von Hessen-Darmstadt, der Mutter des Prinzen Ludwig und somit Urgrossmutter des Prinzen Georg, vermochte Friedrich Wilhelm nicht auf die Dauer zu fesseln.

Die äussere Erscheinung des Prinzen und nachmaligen Königs war stattlich: eine hohe Gestalt, männliche Schönheit und Würde nahmen für ihn ein. Sein Antlitz trug edle Züge und einen Ausdruck des ihm, thatsächlich innewohnenden, freundlichen Wohlwollens und gutherzigen Sinnes. Ritterlicher Mut wurde ihm nachgerühmt, idealen Regungen war er sehr zugänglich, für Kunst und namentlich die Musik hatte er viel Sinn und Verständnis: Beethoven und Mozart waren seine Lieblingskomponisten. Es fehlte ihm auch nicht an Urteil, und er besass mannigfache Kenntnisse. Was ihm fehlte, war die charaktervolle Selbständigkeit, welche seiner ungezügelten Sinnlichkeit hätte die Wagschale halten können. Ebenso fehlte ihm Ausdauer und Fleiss. Friederike Luise, die Königin, hat an der Seite ihres Gemahls sicher kein beneidenswertes Los gehabt. Über den Eindruck, den sie in ihrer Jugend machte, besitzen wir einen diplomatischen Bericht: „Sie ist es, welche nicht hübsch ist und deren Herzenseigenschaften anstatt alles anderen zur Geltung kommen. Sie erfreut sich einer robusten Gesundheit. Sie hat viel Lebhaftigkeit, welche man manchmal für Unbesonnenheit auslegen kann. Aber da sie Geist hat, so kann man hoffen, dass solches sich ändern wird. Sie ist der Verstellung unfähig, und dies in Verbindung mit ihrer natürlichen Lebhaftigkeit macht, dass man leicht ihren vortrefflichen Charakter erkennt." Die Prinzessin hatte eine vorzügliche Erziehung genossen, zeichnete sich aus durch kindliche und geschwisterliche Anhänglichkeit an ihre Verwandten und eine stets fortdauernde lebhafte Teilnahme an den zeitgenössischen Ereignissen. Ihr Wohlwollen, ihre Leutseligkeit, ihre Menschenfreundlichkeit wurden weit gerühmt. Auch scheint sie nicht ohne Geschmack für Kunst und namentlich für Baukunst gewesen zu sein, wie ihre Schöpfungen in Freienwalde beweisen. Friederike Luise war zu Prenzlau am 16. Oktober 1751 als Tochter des Landgrafen Ludwig IX. von

Hessen-Darmstadt und der grossen Landgräfin Karoline: „mulier sexu, ingenio vir" geboren, von welchen beiden Personen noch eingehend zu sprechen sein wird.

Karl II. Ludwig Friedrich, Herzog von Mecklenburg-Strelitz (Nr. 10), der Vater der väterlichen Grossmutter des Prinzen Georg, war Soldat und Verwaltungsmann. Als ersterer war er mit dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe in Portugal gewesen, war dann Gouverneur von Hannover geworden und hatte später in Darmstadt gelebt. Als regierender Herzog war er verständig und kraftvoll und namentlich auf die Ordnung der Finanzen seines Landes bedacht. Von seiner Gemahlin Friederike Luise von Hessen-Darmstadt (Nr. 11), die nur ein Alter von 30 Jahren (gestorben 1782) erreichte, ist in diesem Zusammenhang Bemerkenswertes nicht hervorzuheben.

4.

Die mütterlichen Grosseltern des Prinzen Georg.

Wilhelmine Luise von Anhalt-Bernburg ist am 30. Oktober 1799, soweit ich feststellen konnte, in Ballenstedt, als Tochter des Fürsten Alexius Friedrich Christian von Anhalt-Bernburg (Nr. 6), der im Jahre 1796 den Thron seines kleinen Landes bestieg und am 18. April 1806 durch eines der letzten Diplome des römischen Kaisers den Herzogtitel erhielt, und der Landgräfin Marie Friederike von Hessen-Cassel (Nr. 7) geboren.

Alexius von Anhalt-Bernburg, geboren den 12. Juni 1767, anscheinend gleichfalls in Ballenstedt, hatte mit seiner Schwester Pauline, der berühmten Regentin von Detmold, eine ausgezeichnete Erziehung genossen. Er war ein ganz hervorragender Landesvater, auf das eifrigste für das Wohl seiner Unterthanen bedacht. Er verbesserte das Schulwesen, baute und vergrösserte Kirchen und Schulen, dehnte das Strassennetz aus und förderte Bergbau und Hüttenwesen, ebenso das Forstwesen. Er ist der Begründer von Alexisbad und des Behringer Bades bei Gernrode. Bereits im Jahre 1820 führte er in seinem Lande eine Union der beiden protestantischen Glaubensbekenntnisse ein. Notgedrungen dem Rheinbund beigetreten, löste er sich am 1. Dezember 1813 von ihm und trat 1815 zum Deutschen Bunde. 1817 wurde er

Senior des Hauses Anhalt und führte die Vormundschaft in Köthen. 1826 trat er dem Zollverein bei und wurde im Jahre 1829 der segensreiche Stifter einer Beamten-Witwen- und Waisenkasse in seinem Lande. In einer Untersuchung, wie der vorliegenden, verdient hervorgehoben zu werden, dass er ausser der genannten Mutter des Prinzen Georg nur noch ein zweites Kind, einen einzigen Sohn, seinen Nachfolger, Herzog Alexander Karl, welcher bekanntlich schwachsinnig gewesen ist, besass. Er hatte sich zu Cassel am 24. November 1794 mit der Landgräfin von Hessen, der Tochter Wilhelm IX., des ersten Kurfürsten von Hessen-Cassel, und der Wilhelmine Karoline von Dänemark vermählt. Wie über die väterliche Urgrossmutter des Prinzen Georg, so ist auch über die mütterliche Grossmutter in diesem Zusammenhang wenig Bemerkenswertes zu sagen. Dass sie eine treffliche Fürstin, Gattin und Mutter war, ist gewiss.

5.

Die mütterlichen Urgrosseltern des Prinzen Georg.

Der Vater des Fürsten und Herzogs Alexius von Anhalt-Bernburg war Friedrich Albrecht, Fürst von Anhalt-Bernburg (Nr. 12) (seit 1765), geboren zu Bernburg, den 15. August 1735 als Sohn des Fürsten Viktor II. Friedrich und der Sophie Friederike Albertine von Brandenburg-Schwedt. Wie seinen Sohn Alexius kann man Friedrich Albrecht als einen Berg- und Hüttenmann auf dem Thron bezeichnen. Friedrich Albrecht hatte sich durch seine religiöse Toleranz, durch seinen Sinn für das Schulwesen, durch eine vortreffliche Landesverwaltung, durch eine umsichtige Wahrnehmung der Gesamtinteressen seines Hauses ausgezeichnet. Seine Erziehung war vortrefflich gewesen, weite Reisen hatten seinen Gesichtskreis erweitert und ihm ein feines Verständnis für Kunst und namentlich für Baukunst erworben, welches ihn dazu befähigte, für seine neue Residenz Ballenstedt hervorragendes zu thun. Auch die Justizpflege und seine Lieblingsbeschäftigung, die Landwirtschaft, erfreuten sich weitgehender Förderung durch ihn. Durch die Anlage von Fabriken und Förderung des Gewerbes suchte er der überall herrschenden Not entgegenzutreten. Die Landstrassen wurden unter ihm

wesentlich verbessert. Er ist eine der sympathischsten Fürstengestalten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland. Seine Gemahlin Luise Albertine von Holstein-Plön (Nr. 13) starb im Jahre 1769 am 2. März zu Ballenstedt, nur 21 Jahre alt. Sie war am 21. Juni 1748 — wohl zu Plön, obwohl dieses nicht ganz feststeht — als Tochter des bekannten Friedrich Karl von Karlstein, nachmals Herzogs von Holstein-Norburg, noch später Herzogs von Holstein-Plön, und der Gräfin Christine Armgard von Reventlow geboren: wie die von ihr erhaltenen Bilder beweisen, eine überaus anmutige Erscheinung, wie es heisst, fein gebildet und zart beseitet.

Man kann wohl sagen, das genaue Gegenteil des Vaters des mütterlichen Grossvaters des Prinzen Georg war der Vater seiner mütterlichen Grossmutter, Wilhelm IX. (I.) von Hessen-Cassel (Nr. 14), den die „Deutsche Biographie" eine der berüchtigsten Fürstengestalten der deutschen Geschichte nennt. Er war der Sohn eines schwachen und prunkliebenden Vaters und einer schönen, geistvollen, edlen, willensstarken und hochgebildeten Mutter. Die Mutter hat ihn wesentlich erzogen, die Lehrer mit Sorgfalt ausgewählt, aber das Kind auch durch übermässige Liebe verzogen. Im Jahre 1756 kam er an den Hof nach Kopenhagen, 13 Jahre alt; hier wurde bei ihm nicht nur ein starker Sinn für das Soldatenwesen, sondern auch ein übermässiges fürstliches Selbstgefühl entwickelt. Schon dort machte er sich durch auffällige Unliebenswürdigkeit und unangenehme Steifheit, Mangel an Freigebigkeit, den ihm seine Grossmutter häufig vorwarf, und Leidenschaftlichkeit bemerkbar. Vom Jahre 1763 ab lebte er in Hanau-Münzenberg, wo er 21 Jahre gewirkt und regiert hat. Seine Wirksamkeit dort war eine im wesentlichen segensreiche; Thätigkeitsdrang, praktischer Sinn, Ordnungsliebe und Pünktlichkeit werden ihm nachgerühmt, jedoch entwickelte sich hier bereits eine unsinnige Baulust, die im Jahre 1776 den Fürsten zum ersten Soldatenlieferungsvertrag mit England führte. Seine hierdurch geweckte Habgier kannte bald keine Grenzen mehr; Sittenlosigkeit an seinem Hof riss ein, ein Heer von Günstlinginnen nistete sich fest und auch ein männliches Günstlingswesen trat in Erscheinung. Im Jahre 1785 trat er die Regierung in ganz Hessen an. Zu loben ist an seiner dortigen Regierung sein deutscher Sinn: Abneigung gegen die Ausländerei, eine gewisse — soweit seine eigne Sinnlichkeit nicht in Frage kam — Spar-

samkeit; er unterdrückte als zu teuer die Oper und das Ballett, schränkte das Hoforchester wesentlich ein, schaffte das Lotteriespiel ab, und es wird ihm nie vergessen werden dürfen, dass er in seinem Lande die Folter abschaffte. Auch den Truppenbestand seines Landes hat er vermindert. Dagegen entwickelte sich mehr und mehr seine Baulust und sein Ehrgeiz. Die vielen weiteren Soldatenlieferungsverträge mit England und ihre traurige Wirkung, alles, was mit diesem unwürdigen Menschenhandel zusammenhängt, sind ja genügend bekannt, obwohl doch nicht vergessen werden sollte, dass man solche Dinge aus dem Geiste der Zeit heraus verstehen und begreifen muss und nicht den Massstab einer aufgeklärteren Nachwelt anlegen darf. „Übel berüchtigt" ist der Kurfürst thatsächlich ohne Zweifel, hingegen darf ich an dieser Stelle nicht unausgesprochen lassen, dass nach meinem Dafürhalten eine vorsichtig mit Abwägung aller Umstände gezogene Bilanz viel mehr zu Gunsten des Kurfürsten ausfallen müsste, als die allgemeine Meinung vielleicht anzunehmen geneigt ist. Gab doch die „unsinnige Baulust" unendlich vielen seiner Unterthanen den Lebensunterhalt, steht es doch fest, dass er den grössten Teil der Erträge des Soldatenhandels auf diesem Wege mehr in die Taschen seiner Unterthanen geleitet hat als in seine eigenen. Dass sich bei dem Erbauer von Wilhelmshöhe neben der unleugbaren Prunksucht auch ein weitgehender Sinn für Baukunst und Gartenbaukunst, ebenso für Kunstwerke, vereinigte, wird man ebenso wenig in Abrede stellen können, wie dass ihm vielleicht das feinere Verständnis hierfür mangelte.

Seine Gattin: Wilhelmine Karoline von Dänemark (Nr. 15), geboren zu Kopenhagen den 10. Juli 1747 als Tochter Friedrich V. und der vortrefflichen Luise von Grossbritannien, hatte wenig Einfluss auf ihren Gemahl.

6.

Die väterlichen Ur-Urgrosseltern des Prinzen Georg.

Prinz August Wilhelm von Preussen (Nr. 16), geboren zu Friedrichsfelde, den 9. August 1722, der Vater König Friedrich Wilhelm II., war bereits 1741 Generalmajor, 1745 Generalleut-

nant, 1756 General der Infanterie geworden. Er soll eine wohlwollende und sehr liebenswürdige Natur gewesen sein und ist bekanntlich nur 36 Jahre alt gestorben, wie man sagt, weil er sich die Ungnade des Grossen Königs, infolge des verunglückten Rückzugs der von ihm befehligten Armee aus Böhmen, zugezogen hatte. Er hatte sich am 6. Januar 1742 mit Luise Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel (Nr. 17), der treuen Freundin und Schwester der Königin, vermählt, einer Frau von trefflichem Charakter und hervorragenden Gaben des Gemütes.

Ludwig IX., Landgraf von Hessen-Darmstadt (Nr. 18), der Vater der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelm II., war zu Darmstadt am 15. Dezember 1719 geboren. Es ist der bekannte Soldaten-Landgraf, der in Pirmasens ebenso seine langen Kerle hatte, wie Friedrich Wilhelm II. in Potsdam. Nichts gewährte ihm grösseres Vergnügen wie seine Hauptbeschäftigung, den Übungen dieser Garde zuzusehen. Dass der Landgraf zuviel für diese seine langen Kerle ausgab, ist der einzige Vorwurf, der seiner Regierung gemacht werden kann. Er war sonst ein sorgsamer Landesherr, trefflicher Familienvater und besass einen klaren und umsichtigen Verstand. Am 12. August 1747 hatte er sich mit der „Grossen" Landgräfin Karoline vermählt, einer Pfalzgräfin von Zweibrücken-Birkenfeld (Nr. 19), einer hervorragend gescheiten und gebildeten Frau, die sich namentlich durch eine ausgedehnte Belesenheit auszeichnete. Die Güte, Leutseligkeit, Wohlthätigkeit und Frömmigkeit dieser Fürstin waren sprichwörtlich und das schöne Beispiel häuslicher und christlicher Tugenden, welche in dieser Ehe herrschten, mustergültig für alle Unterthanen.

Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz (Nr. 20), geboren zu Strelitz den 23. Februar 1708, und seine mit ihm zu Eisfeld am 5. Februar 1735 vermählte Gattin Elisabeth Albertine von Sachsen-Hildburghausen (Nr. 21), die Eltern Karl II. Ludwig Friedrichs von Mecklenburg-Strelitz, des Vaters der väterlichen Grossmutter des Prinzen Georg, und Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt (Nr. 22), geboren zu Darmstadt, den 11. Juni 1722, vermählt zu Heidesheim den 16. März 1748 mit Maria Luise Albertine von Leiningen-Dagsburg-Heidesheim (Nr. 23), die Eltern von Friederike Karoline Luise von Hessen-Darmstadt, der Mutter der mütterlichen Grossmutter des Prinzen Georg, bedürfen in diesem Zusammenhang keiner eingehenden Würdigung ihrer

Eigenschaften. Würde die Betrachtung der Ahnenreihe weiter hinauf gehen können, so würde man allerdings zu sehr aufmerksamkeitswerten Thatsachen gelangen.

7.

Die mütterlichen Ur-Urgrosseltern des Prinzen Georg.

Viktor II. Friedrich Fürst von Anhalt-Bernburg (Nr. 24), zu Bernburg den 20. September 1700 geboren, Vater des Fürsten Friedrich Albrecht von Anhalt-Bernburg, war wie sein Sohn und Enkel ein ausgezeichneter Landesherr. Er förderte in seinem Lande die Seidenindustrie, die Papierfabrikation und natürlich namentlich den Bergbau. Auch für die Verkehrsverhältnisse seines Landes hat er sehr viel gethan. Seine Lieblingsneigung war die Jagd, was ihn jedoch nicht hinderte, für die Rechtspflege seines Landes auf das eifrigste thätig zu sein und für die damalige Zeit auffällig aufgeklärte Verbesserungen einzuführen. Er war ein durchaus braver und ehrlicher Charakter, ein Deutscher von echtem Schrot und Korn. Wie ziemlich alle Fürsten seiner Zeit hatte auch er Sinn für Baukunst, wenn ihm auch die geringen Mittel, die er glaubte, für solche Liebhabereien aufwenden zu dürfen, nicht gestatteten, ihr weiter zu fröhnen, als indem er die Orangerie im Schlosspark von Bernburg erbaute. Er hatte sich zu Potsdam am 22. Mai 1733 mit Sophie Friederike Albertine von Brandenburg-Schwedt (Nr. 25) vermählt, einer trefflichen Fürstin und Hausfrau, von der jedoch sonderliches hier nicht zu berichten ist.

Ich eile auch über Friedrich Karl von Karlstein (Nr. 26), geboren zu Sonderburg, den 4. August 1706, und Christine Armgard von Reventlow (Nr. 27), (vermählt Kopenhagen, 8. Juli 1730), die Eltern von Luise Albertine von Holstein-Plön, der Mutter des väterlichen Grossvaters des Prinzen Georg, deren Ahnen, wer es will, in meinem Ahnentafelatlas nachsehen kann, hinweg, um mich noch eingehender mit den vier Grosseltern der mütterlichen Grossmutter des Prinzen Georg zu beschäftigen. Nämlich dem Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Cassel (Nr. 28) und seiner Gemahlin Maria von Grossbritannien und Irland (Nr. 29) einerseits und dem König Friedrich V. von Dänemark und Nor-

wegen (Nr. 30) und seiner Gemahlin Luise von Grossbritannien und Irland (Nr. 31) andererseits.

Friedrich II. Landgraf von Hessen-Cassel war zu Cassel am 14. August 1720 geboren, ein stattlicher Mann, leutselig, wohlwollend, menschenfreundlich, mit scharfem Verstand begabt. Er besass ein feines Schönheitsgefühl und eine für seine Zeit bedeutende Bildung, war ein eifriger Förderer von Kunst und Wissenschaften und ist auch als Schriftsteller aufgetreten. Es verdient besonders bemerkt zu werden, dass seine Schriften Stellen enthalten, in denen er die Todesstrafe und die Folter grundsätzlich verwarf. In Genf hatte er einen ausgezeichneten Unterricht der bedeutendsten Lehrer genossen, mit lebhaftem Geist und rascher Auffassungsgabe ihre Lehren aufgenommen. Auf der anderen Seite darf nicht unerwähnt bleiben, dass eine starke Vergnügungssucht sich bei ihm mit Unbeständigkeit, starken Leidenschaften und übertriebener Prachtliebe vereinigte. Als Soldat kann er nicht unbedeutend gewesen sein, sonst hätte er im Dienste Friedrichs des Grossen nicht den Grad eines Generalfeldmarschalls erklommen. Als die hervorragendsten Eigenschaften seines Charakters müssen in diesem Zusammenhang hervorgehoben werden sein eifriges Streben, Cassel zu erweitern und zu verschönern, seine Baulust, in der er jedoch feinen Geschmack zeigte, sein Sinn für Kunst und Wissenschaften, seine Förderung der Wissenschaften und der Oper in Cassel. Seiner Gattin Maria von Grossbritannien und Irland werden die trefflichsten Eigenschaften des Geistes, Gemütes und Charakters nachgerühmt.

Friedrich V. König von Dänemark und Norwegen, geboren zu Kopenhagen am 31. März 1723, war eine der hervorragendsten Herrschergestalten seiner Zeit. Überaus glücklich beanlagt, vorzüglich erzogen, lebhaft und feurig von Natur, mild, wohlwollend und freundlich von Charakter, verdiente er die Liebe seiner Unterthanen, die er thatsächlich genoss. Er war ein feinsinniger Kenner und Förderer der Wissenschaften und Künste und vermochte es, diese Neigungen, wie Friedrich der Grosse, mit den Gaben eines mutigen und tapferen Kriegshelden zu verbinden. Er interessierte sich auf das eifrigste für Geschichte, Geographie, Staatsrecht, legte sich eine auserlesene Bücherei, eine grossartige Sammlung von Gemälden und Kunstwerken an, beförderte Schauspiel und Oper in Kopenhagen und hatte bei Auswahl der auf-

zuführenden Stücke „sittliche Veredlung und die Bestrafung des Lasters im Auge“. Aber auch für die Naturwissenschaften hatte er weitgehenden Sinn, Verständnis und eine fördernde Hand. Seine Gemahlin Luise von Grossbritannien war eine, eines solchen Gemahles in jeder Beziehung würdige und eine ihm in allem Nachgerühmten ebenbürtige, Lebensgefährtin, namentlich eine eifrige Freundin und Förderin der Künste und Wissenschaften.

Überblickt man die 30 geschilderten Ahnen des Prinzen Georg, so fällt eine ausserordentlich günstige Bilanz an künstlerisch und wissenschaftlich begabten Personen einerseits, an milden, wohlwollenden, sanften und menschenfreundlichen Naturen andererseits sofort in die Augen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, dass diese Gaben in dem verewigten Prinzen nicht bloss durch Einwirkung und Erziehung seiner gleichfalls in beiden Richtungen hervorragenden Eltern zu suchen sind, sondern, dass es sich um die Entwicklung von Keimen und Anlagen handelt, die in dem Knaben durch Vererbung bereits vorhanden, allerdings auch in seinen beiden Eltern in hervorragendem Masse in Erscheinung getreten waren. Anzunehmen, dass diese Gaben ihm wesentlich durch die Mutter überkommen seien, scheint hier kein Grund vorzuliegen; im Gegenteil erscheinen die väterliche und die mütterliche Seite gleich beteiligt. Man müsste denn annehmen, dass Friedrich V. von Dänemark und seine Gemahlin ihre Eigenschaften mit derartiger Energie auf die Nachkommenschaft hätten übertragen können, dass durch drei Stammmütter hindurch (Wilhelmine Karoline von Dänemark, Marie Friederike von Hessen-Cassel, Wilhelmine Luise von Anhalt-Bernburg) diese Eigenschaften noch hätten in Erscheinung treten können. Eine Annahme, die gewiss denkbar ist, der aber die thatsächlichen Eigenschaften der männlichen Nachkommenschaft Friedrich V. zu widersprechen scheinen.

Es muss der Zukunft der genealogischen Wissenschaft vorbehalten bleiben, für solche Fragen die Lösung zu finden. Im vorliegenden Falle kam es nur darauf an, an einem einzelnen Beispiel zu zeigen, wie sich eine Ahnentafel eines Prinzen aus königlichem Hause aufbaut, wie mannigfach die Blutmischung ist, die hier zusammenströmt, welche Aussichten sich eröffnen können, wenn man die Eigenschaften einer grossen Zahl von Ahnen in Rücksicht auf einen bestimmten Abkömm-

ling betrachtet. Nicht konnte es Aufgabe sein, eine derartige Untersuchung eingehend durchzuführen. Wie in allen solchen Fällen reichte auch in diesem zu einer derartigen Untersuchung das gedruckt vorliegende biographische Material keineswegs aus. Eingehende archivalische Nachforschungen, vom Standpunkt einer solchen Einzeluntersuchung aus unternommen, sind die Forderung, die von Seiten der wissenschaftlichen Genealogie immer wieder erhoben werden muss.

Über den ethischen Beruf der Kunst.

Festvortrag,
gehalten am 26. Januar 1903 in der öffentlichen Festversammlung der Königlichen Akademie zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II.

von

Prof. Dr. W. Heinzelmann,
Sekretär der Königl. Akademie.



Hochansehnliche Festversammlung!

Es war am 2. November des vergangenen Jahres, als unser allverehrter und geliebter Kaiser, dessen Geburtstag unsere Akademie heute in althergebrachter Weise festlich begeht, bei der Einweihung der akademischen Hochschulen für die bildenden Künste und für Musik zu Charlottenburg das Wort ergriff zu einer längeren Ansprache, in der er Gelegenheit nahm, seine persönliche Ansicht über die Kunst, deren Zweck und Bedeutung darzulegen und dementsprechende Wünsche und Ermahnungen anzuknüpfen. „Er habe es", äusserte er, stets „als eine der vornehmsten Pflichten des Herrschers angesehen, in seinen Landen die den Menschen veredelnden Künste zu fördern und auf deren gesunde Entwicklung sein Augenmerk zu richten". Er richte an Lehrer und Schüler die ernste Mahnung, „in enger Anlehnung an die unerreichbaren klassischen Vorbilder und in treuer Nachfolge der zahlreichen grossen Meister aller späteren Jahrhunderte die Ideale der Kunst in den durch Überlieferung und die unwandelbaren Gesetze der Schönheit, Harmonie und Ästhetik gewiesenen Bahnen zu hüten und zu pflegen". Sie sollten stets „der grossen Kulturmission bewusst sein, welche die von Gott begnadeten Jünger und Träger der Kunst zu erfüllen haben: durch ihre Arbeit das Volk in allen seinen Schichten aus dem Getriebe des alltäglichen Lebens zu den Höhen der Kunst zu erheben und das den germanischen Stämmen besonders eigene Schönheitsgefühl und den Sinn für das Edle zu hegen und zu stärken". Insbesondere gedenkt er dann bei der Besichtigung der Musik-Hochschule in Erwiderung einer Ansprache des zeitigen Leiters derselben, des bekannten Meisters Joachim, der „grossen erziehlichen Bedeutung",

die er der Musik und ihrer Pflege zuerteile „wegen ihrer Wirkung auf das Gemüt und das ganze Seelenleben“, denn „die Musik erleuchtet, erhellt und formt die Seele“.

Das sind bedeutsame Äusserungen, die von jedem Kunstfreunde dankbar begrüsst werden dürften zumal in einer vielfach dem Ideale und den höheren Bildungsinteressen abgewandten Zeit, welche geneigt ist, die wahre Kunst mit virtuoser Kunstfertigkeit zu verwechseln, die Individualität des einzelnen Künstlers zur Richterin zu machen über die ewigen Gesetze der Schönheit und die Kunst, wie die Wissenschaft, von den grossen ethischen Mächten, welche dem menschlichen Leben einen bleibenden Wert verleihen, Religion und Sittlichkeit, loszureissen. Grund genug für eine wissenschaftliche Gemeinschaft, welche sich berufen weiss, den gemeinnützigen Interessen unseres Volkes nicht im Sinne der platten Verständigkeit und des lediglich materiellen Nutzens, sondern im höheren Sinne einer zugleich idealen und sittlichen Bildung zu dienen, auch einmal jene vom Kaiser betonte Kulturmission und erziehliche Bedeutung der Kunst ins Auge zu fassen und den oft verkannten

ethischen Beruf der Kunst

zum Gegenstand einer eingehenderen Betrachtung zu machen.

Wir werden uns zunächst über den Beruf der Kunst im allgemeinen zu verständigen suchen und erst dann der Frage nach dem ethischen Beruf der Kunst näher treten.

I.

Dürfen wir überhaupt von einem ethischen Beruf der Kunst reden? Sollte es in der That die Aufgabe, die Bestimmung der Kunst sein, die Religion und Sittlichkeit — denn beides befassen wir unter dem Ausdruck „ethisch“ — zu fördern und zu pflegen? Sicherlich ist es nicht ihr eigentlicher Beruf, ihre nächste Aufgabe; sie würde ja aufhören eine selbständige Thätigkeit des menschlichen Geistes zu sein, wenn sie nur dazu bestimmt wäre, eine Dienerin der Religion und Sittlichkeit zu sein. Vielmehr sind Kunst und Wissenschaft freie Thätigkeiten, die beide besonderen Trieben der menschlichen Natur ihr Dasein verdanken. Beide sind, gleicherweise wie die Religion und Sittlichkeit, im Wesen des menschlichen Geistes begründet. Der Welt des Seins, die uns umgiebt, gegenüber-

gestellt, hat unser Geist einen doppelten Trieb in sich: dieses ganze Sein, sein Wesen und seine Gesetze zu erkennen und so sich innerlich anzueignen in dem Gedankenbild, das wir uns innerlich von dem machen, was ausser uns ist; und sodann: diesem Geistesbilde eine sichtbare und fassbare Gestalt zu verleihen durch die Mittel sinnlicher Darstellung, die uns gegeben sind. Die angemessene Entwicklung des erstgenannten Triebes führt zur Wissenschaft, die des letztgenannten Triebes zur Kunst.

Aber das Wort Kunst gebrauchen wir in verschiedenem Sinne. Der Handwerker, der nützliche Gegenstände, die für den Gebrauch des alltäglichen, äusseren Lebens bestimmt sind, verfertigt, kann einen hohen Grad von technischer Fertigkeit besitzen, aber er ist darum noch kein Künstler. Mögen seine Artikel mit noch so grosser Kunstfertigkeit, gefällig, geschmackvoll und zweckmässig hergestellt sein, Kunstwerke sind es darum noch nicht, und von Kunst in dem eigentlichen Sinne des Wortes können wir noch nicht reden. Die Kunst im höheren Sinne des Wortes setzt jene Fertigkeit voraus, aber sie hat ihren Zweck nicht ausser sich, sondern in sich selbst, sie sieht ganz ab von dem äusseren Nutzen, sie wendet sich in erster Linie an unsern innern Menschen, an unsere geistige Natur. Die Kunst in dem Sinne, in dem wir hier von ihr reden, ist Darstellung des Schönen, d. h. dessen, was uns ohne Rücksicht auf einen Vorteil, auf einen Nutzen oder äussere Bedürfnisse um seiner selbst willen, also unbedingt gefällt, was unsern innern Sinn erfreut, veredelt, erhebt und doch zugleich in der Form einer sichtbaren, sinnlichen Erscheinung uns entgegen tritt. Alles Schöne setzt eine Mannigfaltigkeit von einzelnen Teilen voraus, die sich zur Einheit zusammenschliessen, eine Fülle von Elementen, die ein in sich abgeschlossenes, harmonisches Ganze bilden. Je grösser die Mannigfaltigkeit von einzelnen schönen Teilen ist, die sich in einem Kunstwerke darstellen und zu einem schönen Ganzen zusammenfassen, desto stärker ist der Eindruck, den es in unserer Seele hinterlässt. Dieser Eindruck haftet zunächst an der Form, an der vollkommenen Art der äusseren Erscheinung, in welcher sich das Schöne darstellt; aber nur dasjenige Kunstwerk wird uns wahrhaft befriedigen, das zu unserm ganzen Menschen redet, das nicht bloss unsere Sinne, Auge und Ohr, sondern auch unsern

Geist und unser Gemüt befriedigt, in dem sich ein bedeutender geistiger Gehalt, eine bedeutsame seelische Stimmung in einer möglichst vollkommenen Form darstellt. Daher gehört nach Goethe zu einem echten Kunstwerk stets auch ein bedeutender Gegenstand. Fehlt dieser, so erhalten wir im besten Falle nur ein Kunststück, nicht aber ein eigentliches Kunstwerk.

Die Kunst nun, in diesem für uns massgebenden Sinne gefasst, stellt sich dar in den sog. schönen Künsten, in der hehren Fünfzahl der Architektur, Skulptur, Malerei, Musik und Poesie, welche den irdischen Stoff, sei es des Steins oder der Farbe oder des Tons oder des Worts, zur Erscheinung geistiger Gedanken und Empfindungen machen in der Form der Schönheit. Wir unterscheiden die ersten drei als die bildenden Künste von der Tonkunst und Dichtkunst. Ihren Ausgang haben die bildenden Künste von der Architektur, der Baukunst, genommen. Sie ist die älteste von allen und schloss ursprünglich die übrigen in sich. Erst allmählich haben sich die Plastik und die Malerei von der Architektur losgelöst und sind ihre selbständigen Bahnen gegangen. Die Architektur prägt dem Stein die Gedanken des Geistes ein; aber sie ringen noch mit der Herrschaft des Stoffes und mit der Technik. In der Plastik ist der Stoff ganz Form geworden, die ihn durchgeistet. Aber das mannigfaltig bewegte individuelle Leben der Seele und des Gemütes vermag doch erst die Kunst der Farben und des Lichts zur Darstellung zu bringen. Noch tiefer in das Innere des Seelenlebens dringt der Ton, dieser unmittelbare Ausdruck der inneren Empfindung. Über allen aber steht die Kunst des Wortes, die Poesie. Der Architektur gehören die ältesten Denkmale menschlicher Kunstthätigkeit an; die Plastik ist die Kunst der antiken, die Malerei die der christlichen Zeit; die Musik hat vorzugsweise in der modernen Zeit Pflege und Ausbildung erfahren, während die Poesie die treue Begleiterin der Menschheit zu allen Zeiten ist. Sie schliesst zugleich den Kreis der schönen Künste vollendend ab; denn sie ist nicht bloss die allgemeinste, sondern auch die vollkommenste aller Künste.

Wir nennen diese Künste die schönen Künste, um sie von den bloss nützlichen Thätigkeiten zu unterscheiden. Nicht als ob wir sie damit als blossen Luxus, als einen an sich überflüssigen Zierrat oder Schmuck des Lebens bezeichnen wollten. Nein, wir wissen ja, die Kunst ist vielmehr das Erzeugnis

eines innersten Bedürfnisses, das der Schöpfer selbst in den menschlichen Geist gelegt hat. Es ist dem Menschen ein unabwendbares Bedürfnis, den Gedanken seines Geistes durch das Mittel des sinnlichen Stoffes einen schönen Ausdruck zu geben, der edle Empfindungen anregt im Gemüt. Dieser Trieb hat seine Heimat im innersten Geistesleben, früh kündigt er sich an in dem Spieltrieb und Nachahmungstrieb. Es liegt in der menschlichen Natur, das Wahre und Gute im Schönen anzuschauen, den wertvollen geistigen Gehalt des Lebens in einer gefälligen sinnlichen Form anzuschauen. Unwillkürlich verleiblicht sich uns alles Geistige vermöge der uns allen einwohnenden Wunderkraft der Phantasie, der Herrscherin zweier Welten, die das Sinnliche vergeistigt und das Geistige versinnlicht, die das Vergangene uns als Bild gegenwärtig vor Augen stellt. Wir sind nicht reine Geister, sondern unser Geist erscheint, offenbart sich in sinnlicher Hülle. Daher sucht unser Geist die Sinnlichkeit. Aber nur die schöne Sinnlichkeit, in der sich geistiger Gehalt offenbart, kann ihn wahrhaft befriedigen. Die Kunst aber ist es, die der Sinnlichkeit das Gepräge der Schönheit aufdrückt. Man kann sagen, das Schöne sei nicht notwendig; es sei besser, auf das bedacht zu sein, was nützlich ist. Aber wir leben nicht bloss vom Nützlichen; wir leben auch vom Schönen; auch die Harmonie der Dinge, welche aus dem All und aus allem Einzelnen in Natur- und Menschenwelt uns entgegentönt und unsere Seele berührt, gehört zur Nahrung unseres Geistes.

Aber wenn auch die Anlage dazu, die Fähigkeit zur Empfindung des Schönen, der Schönheitssinn und das Schönheitsgefühl samt der geheimnisvollen Bildkraft der Seele, der Phantasie, in uns allen ruht, so ist sie doch nicht in allen gleich entfaltet, und sie bedarf einer regelrechten Entwicklung, um nicht zu verkümmern oder auf gefährliche Abwege zu geraten. Und hier ist es eben der hohe Beruf der Kunst, durch Darbietung mustergültiger Werke, in denen die ewigen Gesetze der Schönheit einen greifbaren, sinnlichen Ausdruck finden, weckend und pflegend, fördernd und läuternd und so wahrhaft bildend auf die Phantasie und das Gefühlsleben des Beschauers einzuwirken.

Freilich ist nicht jeder Künstler imstande, diese hohe Aufgabe zu erfüllen, nur der Künstler von Beruf, der

Künstler von Gottes Gnaden, der mit den nötigen Gaben vom Meister aller Schöne ausgerüstet ist und sein gottgegebenes Talent mit beharrlichem Fleiss entwickelt. Nur dem gesetzmässig schaffenden Künstler, dem Genius, ist es verliehen, mustergültige, Gefühl und Phantasie bildende, dem Schönheitsbedürfnis vollauf entsprechende Kunstwerke hervorzubringen. Und wiederum nur dem klassischen Vertreter der höchsten aller Künste, der Dichtkunst, der in dem kostbarsten und biegsamsten Material, der menschlichen Sprache, die ganze Tiefe und Fülle menschlicher Gedanken auszudrücken vermag, ist es gegeben, uns den hohen Beruf der Kunst überhaupt zu deuten und in seinen Werken zur Anschauung zu bringen. In dem echten Dichtergenius kommt der Geist der Kunst zum Bewusstsein seiner selbst. Allein der Dichter von Gottes Gnaden kann uns daher die rechten Aufschlüsse geben über das Wesen und die Wirkung der wahren Kunst. Er allein hat es erfahren:

Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.

Darum lässt er sich seine Uhr nicht von Menschen stellen; denn:

Er steht in des grösseren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.

Aber er weiss es auch:

Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,
In das bescheidne Gefäss schliessen sie Göttliches ein.

Darum nimmt er mit stiller Seele

Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Als Prophet schaut er den Dingen auf den Grund und erkennt das Wesen der Welt; er besitzt, was wir uns nach Goethe vor allem von Gott erbitten sollten: grosse Gedanken und ein reines Herz:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er sass in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Und weil sich nun die Welt getreu in seiner Seele spiegelt. und sein inneres Auge gleicherweise für die Geisteswelt des

Ideals wie für die Sinnenwelt aufgeschlossen ist, giebt er uns vermöge der gesetzmässig schaffenden Gestaltungskraft seiner gebildeten Phantasie ein poetisch verklärtes Spiegelbild der Welt und des menschlichen Lebens im Epos oder Idyll:

> Er breitet es lustig und glänzend aus
> Das zusammengefaltete Leben;
> Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
> Ihm hat es die Muse gegeben;
> Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
> Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Vor allem deutet er uns das menschliche Herz als Dolmetscher der höchsten und tiefsten Gefühle im Liede, in der lyrischen Kunst:

> Der Sänger singt von der Minne Sold,
> Er preiset das Höchste, das Beste,
> Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt.

Und noch mehr, als Priester weiss er sich berufen, den religiösen und sittlichen Idealen seines Volkes einen künstlerischen Ausdruck zu geben, um Herz und Willen zum Höchsten zu erheben und zu mächtiger Thatkraft zu begeistern. Alle echten Dichter aller Zeiten haben sich auf diese edle Kunst verstanden:

> Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
> Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
> Sie singen von allem Süssen, was Menschenbrust durchbebt,
> Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Aber zuletzt ist es doch der dramatische Dichter, dem die höchste Aufgabe der Kunst gestellt ist, ein künstlerisch freies und doch wahres, dem Wesen der Wirklichkeit entsprechendes abgeschlossenes Bild des menschlichen Lebens auf den Brettern, die die Welt bedeuten, an uns vorüberzuführen. Eine Aufgabe, deren glückliche Lösung nun freilich die höchsten Anforderungen an den Künstler stellt nicht bloss in geistiger und technischer, sondern auch in sittlicher Hinsicht. Mag er uns nun im heiteren Spiel der Komödie die Wechselfälle des Lebens mit ihren Kämpfen und Verwicklungen vor Augen führen, oder uns den ganzen Ernst und tiefen Sinn des Lebens im Kampf des Menschen mit dem Geschick in der Tragödie zeigen. Immerhin soll der Dramatiker, der Vertreter der höchsten Kunst,

nicht bloss ein grosser Künstler, er soll auch ein grosser Mensch, eine ideale, auf die höchsten Ziele des Lebens gerichtete Persönlichkeit sein. Er muss etwas von dem besitzen, was Goethe dem idealen Dichter im „Tasso“ zuschreibt:

> Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum;
> Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
> Was die Geschichte reicht, das Leben giebt,
> Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
> Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
> Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
> Oft adelt er, was uns gemein erschien,
> Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.

Nur eine so durchgebildete, harmonisch in sich abgeschlossene Persönlichkeit wird imstande sein, Kunstwerke zu schaffen, welche eine harmonische, Geist und Gemüt wahrhaft befreiende, versöhnende und veredelnde Wirkung auf Mitwelt und Nachwelt ausüben. Ihm gelten des Dichters königliche Worte:

> Wie mit dem Stab der Götterboten
> Beherrscht er das bewegte Herz;
> Er taucht es in das Reich der Toten,
> Er hebt es staunend himmelwärts
> Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
> Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Und welches ist dieser Zauberstab?

> Wodurch bewegt er alle Herzen?
> Wodurch besiegt er jedes Element?
> Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt,
> Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?

Nicht die einfache Nachahmung der wirklichen Natur und des Lebens ist's; denn da ist Hässliches und Schönes, Edles und Alltägliches, Gutes und Böses, Ordnung und Unordnung, Harmonie und Disharmonie, Vollkommenes und Unvollkommenes hart bei einander und im beständigen Widerstreit; sondern nach Goethe ist es die selbständige schöpferische Kraft, die Gabe des echten Künstlers, in dieser gegebenen wirklichen Welt und Natur eine zweite Natur, eine höhere Welt herzustellen, die Fähigkeit, die zerstreuten Elemente der gegebenen Welt zu einem neuen schönen Ganzen zu formen, das dem der Seele des Künstlers vorschwebenden

Ideale entspricht und doch alle Züge der lebendigen Natur und Wirklichkeit an sich trägt, ohne ihr zu gleichen:

> Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge
> Gleichgültig drehend auf die Spindel zwingt,
> Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
> Verdriesslich durcheinander klingt;
> Wer teilt die fliessend immer gleiche Reihe
> Belebend ab, dass sie sich rhythmisch regt?
> Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
> Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?
> Wer lässt den Sturm zu Leidenschaften wüten?
> Das Abendrot im ernsten Sinne glühn?
> Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüten
> Auf der Geliebten Pfade hin?
> Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
> Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
> Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
> Des Menschen Kraft im Dichter offenbart.

Freilich gilt dies grosse Wort nur von dem gesetzmässig schaffenden Künstler, dem es voller Ernst ist mit seiner Kunst. Denn:

> Vergebens werden ungebundne Geister
> Nach der Vollendung reiner Höhe streben,
> In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
> Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Gewiss kann das Kunstschaffen, wie die wissenschaftliche Forschung, nur gedeihen im Elemente der Freiheit, d. h. die hervorbringende Thätigkeit des Künstlers darf nicht beschränkt werden durch irgendwelche äussere, zwangsweise seinen Willen bindende Macht, Autorität, Regel; in diesem Sinne sagen wir: die Kunst ist frei, und nennt Schiller die Künstler „der freisten Mutter freiste Söhne". Aber mit dieser Freiheit im Sinne einer äusseren Unabhängigkeit und Ungebundenheit ist noch herzlich wenig gedient, sie ist nur die unumgängliche Bedingung und Voraussetzung für des Künstlers Schaffen. Darum, dass jemand äusserlich frei ist, ist er noch nicht wahrhaft frei. Die wahre Freiheit aber ist nicht eine äussere, sondern eine innere, sie ist nur dort, wo der Mensch sich freiwillig an ein vernünftiges Gesetz bindet. Niemand kann von sich selbst loskommen. Tief in der Seele jedes Künstlers, der den Beruf zum Künstler hat, wohnt und waltet ein Gesetz, dem er, ob auch

äusserlich völlig frei und ungebunden, zu gehorchen hat, wenn er seine Aufgabe als Künstler wahrhaft erfüllen, wenn er seinen Beruf nicht verfehlen soll. Es ist das Gesetz der Schönheit, das sich je nach der verschiedenen Aufgabe der besonderen Künste verschieden gestaltet, das aber kein Künstler ungestraft verletzt. Innerhalb der Schranken, die ihm von diesem inneren, in der Natur der Sache, im Wesen der Kunst begründeten Gesetze gezogen sind, darf sich die individuelle Thätigkeit des schaffenden Künstlers frei bewegen; sobald er sie willkürlich überschreitet, leistet er freiwillig Verzicht auf die Erreichung der höchsten Ziele in seiner Kunst; er bleibt auf halbem Wege stehen oder geht zurück, und die Kunst selbst wird darunter zu leiden haben. Goethe sagt in den Abhandlungen über Kunst und Kunstwerke in der Einleitung zu den Propyläen vom Jahre 1798: „Der echte gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gesetzlose, der einem blinden Triebe folgt, nach Naturwirklichkeit; durch jenen wird die Kunst zum höchsten Gipfel, durch diesen auf die niedrigste Stufe gebracht.“ Zu dieser niedrigsten Stufe gelangt man, wenn man sich als Künstler von dem innewohnenden Gesetze der Schönheit, das sich mehr oder weniger bei jedem unverdorbenen Menschen in der Form des Schönheitsgefühls offenbart, willkürlich lossagt. Der Genius kann nichts anderes als Gesetzmässiges schaffen, er bindet sich an dieses höchste ästhetische Gesetz der Schönheit und er fühlt sich in diesem Schaffen wahrhaft frei; der Pfuscher gefällt sich in der unschönen Darstellung willkürlicher, vermeintlich geistreicher Einfälle, er dünkt sich dabei frei und ist doch nur der Sklave seiner zuchtlosen Einbildungskraft, seiner ungebildeten Phantasie.

Aber es ist nicht bloss ein ästhetisches Gesetz, das Gesetz der Schönheit, an welches sich der hervorbringende Künstler zu binden hat, es giebt noch ein anderes Gesetz, das er nicht ungestraft verletzt. Der Künstler ist zugleich Mensch. Tief in jedes Menschen Brust waltet ein anderes, majestätisches Gesetz, das durch das Gewissen zu uns redet; es ist das Sittengesetz, von dem Kant sagt: Zwei Dinge giebt es, die uns immer aufs neue durch ihre Erhabenheit zur ehrfurchtsvollen Bewunderung stimmen: der gestirnte Himmel über uns und das moralische Gesetz in uns. Ist es dem Künstler als Künstler durch das ästhetische Gesetz verboten, in seinen Produktionen

das Hässliche und das Gemeine auf Kosten des Schönen und des Edlen zu verherrlichen, so verbietet dem Künstler als Menschen das Sittengesetz, das Böse, das sittlich schlechthin Verwerfliche, die Sünde, also beispielsweise den Ehebruch, auf Kosten des Guten, das Unsittliche und Niedrige auf Kosten des Sittlichen und Heiligen durch seine Kunst in ein vorteilhaftes Licht zu setzen und so dem höchsten Gesetze der sittlichen Wahrheit zu widersprechen.

Für jeden Künstler, der sich der hohen Aufgabe seiner Kunst bewusst bleibt, gilt das als etwas Selbstverständliches, und in der freiwilligen Übereinstimmung mit jenem ästhetischen und diesem sittlichen Gesetze schufen alle wahrhaft grossen Künstler freudig ihre Meisterwerke. Darum finden wir in ihren Werken nichts, was unser Schönheitsgefühl verletzt, noch was unser sittliches Gefühl beleidigt, und nur Werke, die auch in dieser Hinsicht auf der Höhe der Kunst stehen, konnten überhaupt für uns in Betracht kommen, wenn wir den hohen Beruf der Kunst im allgemeinen an dem Wesen und der Wirkung derselben uns vergegenwärtigten. Damit aber sind wir zugleich auf der Höhe unserer Betrachtung angelangt.

II.

Haben wir gesehen, dass es der unmittelbare Beruf, die zunächst liegende Aufgabe der Kunst ist, das Schöne an einem würdigen Gegenstande zur Anschauung und in einem möglichst vollendeten Kunstwerke zur Darstellung zu bringen, so handelt es sich nunmehr im besonderen um den ethischen Beruf der Kunst.

Wir sahen, dass das Wort Kunst etwas Zwiefaches bedeutet, einmal etwas Subjektives, eine bestimmte menschliche Thätigkeit, die hervorbringende, schaffende Thätigkeit des Künstlers, und sodann etwas Objektives, das durch diese Thätigkeit hervorgebrachte Werk, das von dem Kunstfreunde oder von einem weiteren Kreise von Kunstliebhabern benutzt, angeschaut, genossen wird.

Wenn nun die Frage nach dem ethischen Berufe der Kunst den Sinn hätte, dass es die Aufgabe des einzelnen Künstlers sei, sich bei der hervorbringenden Thätigkeit unmittelbar von ethischen d. h. von religiösen oder sittlichen Ideen leiten

zu lassen, um auf diese Weise direkt der Sittlichkeit oder der Religion zu dienen, so müssten wir diese Frage entschieden verneinend beantworten. Nicht um eine direkte Förderung dieser für das Leben der Menschen wichtigsten ethischen Faktoren kann es sich hier handeln, sondern nur um eine indirekte, durch das fertige Kunstwerk vermittelte Einwirkung auf die Seele des Beschauers, mithin um eine Einwirkung, die sich vermittelt durch den Kunstgenuss.

Aber dieser wird eher verhindert und gestört, wenn wir aus dem Kunstwerk die Absicht seines Schöpfers erkennen, uns in irgend einer Weise sittlich oder religiös zu belehren und somit direkt auf unsern sittlichen Willen einzuwirken. Wo der Künstler, uneingedenk seiner nächsten Aufgabe sozusagen aus der Rolle fällt und an die Stelle des Kanzelredners oder des Erziehers tritt, da pflegt es mit seiner Kunst meist nicht gerade zum besten bestellt zu sein. So steht beispielsweise auf dem Gebiete der Dichtkunst die gesamte sogenannte Lehrdichtung ausserhalb der Grenzen der wahren Kunst. Die didaktische Poesie ist nach Goethe eine Mischgattung; sie mag zwar für erziehliche Zwecke gute Dienste leisten und darum unentbehrlich sein, aber sie steht nicht auf der Höhe der Kunst; denn die wahre Kunst darf nie direkt belehren wollen. Aus diesem Grunde müssen wir auch Lessings Drama „Nathan der Weise", ganz abgesehen von dem Inhalt dieses Stückes, da es ausgesprochenermassen ein Tendenzstück ist mit religiöser, richtiger theologischer Zuspitzung, vom Standpunkte der reinen d. h. der wahren Kunst, die sich lediglich von ästhetischen Interessen leiten lässt, verwerfen. Klopstocks Messias und Miltons bekannte grossartige Schöpfung, so viel Schönheiten sie im einzelnen enthalten mögen, sind als Kunstwerke ungeniessbar, da sie des harmonischen Gesamteindrucks entbehren. Der Leser kommt über dem fortwährenden Dogmatisieren und Philosophieren nicht zum wirklichen ästhetischen Genuss.

Es gab eine Zeit, wo die schöne Litteratur in Deutschland und England mit besonderer Vorliebe moralische Zwecke verfolgte, es war die Blüte der Lehrpoesie, die Zeit der Aufklärung, die Periode, welche Goethe mit Recht als die wässerige, weitschweifige und nulle Periode unserer Litteratur bezeichnet. Moralische Gedichte, Oden, rührende Lustspiele mit moralischer Tendenz wuchsen wie Pilze aus der Erde, sie trieften

von Moral und Religion, Tugend und Frömmigkeit; aber sie haben der Sittlichkeit und Frömmigkeit jener Zeit, die bekanntlich auf dem Tiefpunkt des vulgären Rationalismus stand, schwerlich aufgeholfen, ja sie haben eher geschadet als genützt. Und so fehlte es auch später, auch in unserer Zeit, nicht an den in bester Absicht, aber aus missverstandner Liebe entsprungenen Erzeugnissen ähnlicher Tendenz, an der Klasse der sogenannten christlichen Romane, mag man auch im Punkte des Geschmacks etwas weiter gekommen sein als im nüchternen 18. Jahrhundert. Alle derartige wohlgemeinte Versuche, der angeblich gesunkenen Religion und Sittlichkeit mit den Mitteln der Kunst aufzuhelfen, müssen wir solange als verfehlt bezeichnen, als sie nicht zugleich von einem kräftigen künstlerischen Können Zeugnis ablegen, welches dieser erhabenen Aufgabe wirklich gewachsen ist, und nicht bloss von der Absicht, einer guten Sache mit verfehlten Mitteln zu dienen.

Denn die Kunst kommt von Können. Die Kraft des Könnens aber zeigt sich in der Darstellung des Schönen, in der reinen, vollkommenen Form, in der ein Gegenstand mittels eines sinnlichen Materials so zur Anschauung gebracht wird, dass der Beschauer zwischen Form und Stoff nicht zu scheiden vermag, weil hier Stoff und Form eins geworden, der bedeutsame Gehalt in der künstlerischen Form so vollkommen und rein ausgeprägt ist, dass wir den Gegenstand selbst in der Form leibhaftig und lebendig vor uns zu sehen meinen, die Betrachtung des Ganzen aber den schlechthin befriedigenden, alle unsere Kräfte harmonisch ins Spiel setzenden Eindruck des Schönen in unserer Seele hinterlässt, kraft dessen wir aus dieser Welt der Unvollkommenheit, der Sünde und des Todes in eine höhere, vollkommene Welt des Friedens, der Freude, der Vollendung versetzt zu sein glauben.

Eines solchen Eindrucks waren natürlich die Tendenzstücke jener ärmlichen und nullen Periode, welche Poesie und Prosa verwechselte, nicht fähig. Aber von jenen Erzeugnissen einer noch nicht zum Ideal der Kunst vorgeschrittenen, noch nicht völlig durchgebildeten Phantasie hat uns ja gerade der Altmeister der modernen Kunst, Goethe, befreit. Und doch, wie hat er arbeiten, ringen und kämpfen müssen, ehe er an der Hand der Griechen auf dem Höhepunkte der Kunst anlangte, um dann nach dem Grundsatz zu verfahren:

Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Mit Recht bemerkt Goethe von jener Zeit der Aufklärung: „Falsche ästhetische Theorien" — er denkt an Sulzers Ästhetik, die jene Zeit beherrschte — „hemmten die Produktionskraft des Künstlers. Man verwechselte den Standpunkt des Künstlers mit dem des Liebhabers, des Beschauers des Kunstwerks. Man forderte vor allem sittliche Wirkungen. Aber hier entsteht sogleich ein Zwiespalt zwischen der hervorbringenden und der benutzenden Klasse; denn ein gutes Kunstwerk kann und wird zwar moralische **Folgen** haben, aber moralische **Zwecke** vom Künstler fordern, heisst ihm sein Handwerk verderben." Er wendet sich gegen den ernsten Trübsinn, der uns aus der an sich tüchtigen und wohlgemeinten englischen Litteratur jener Zeit anblickt, die auf die Deutschen einen so bedeutenden, an und für sich nicht zu beklagenden Einfluss ausübte. „Ein grosser, tüchtiger, weltgeübter Verstand, ein tiefes, zartes Gemüt, ein vortreffliches Wollen, ein leidenschaftliches Wirken — kurz, die herrlichsten Eigenschaften, die man an geistreichen gebildeten Menschen rühmen kann, traten dem Deutschen da entgegen; aber," fährt Goethe fort, „das alles zusammengenommen macht noch keinen Poeten." Und nun beschreibt er uns die der echten Dichtkunst eignende **Wirkung**: „Die wahre Poesie kündet sich dadurch an, dass sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äusseres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiss, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen, und lässt die verirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspektive vor uns entwickelt daliegen. Die muntersten wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mässigen."

Das ist die Stimmung, in die uns jedes echte Kunstwerk versetzt. Denn was von der Poesie gilt, das gilt mit gewissen Einschränkungen auch von jeder anderen Kunst. Freilich nur unter einer Voraussetzung. Jeder echte Kunstgenuss stellt ethische Forderungen an uns, er ist durch unseren sittlichen Willen bedingt, durch eine ehrliche Arbeit, in der wir uns die technischen Vorkenntnisse erwerben, und vor allem durch die

völlige Hingabe unseres ganzen Menschen. Wir müssen das Kunstwerk vorurteilslos auf uns wirken lassen und uns ganz in dasselbe versenken. Dann aber wird etwas von der Liebe, der völligen Hingabe des Künstlers an sein Ideal, von der Schaffensfreude, die er empfand bei der Hervorbringung desselben, von der überirdischen Harmonie, die es in allen seinen Teilen erfüllt und wie ein himmlischer Hauch, ein göttlicher Schimmer über alle Einzelheiten ausgebreitet ist, auch auf uns übergehen und unsere Seele erfüllen mit jener ästhetischen Stimmung, in der wir unsere ganzen Menschen nach Vernunft und Sinnlichkeit, Gefühl und Verstand, Herz und Willen auf eine höhere Stufe des Daseins gehoben und uns fast wie neu geboren fühlen; in der das Ebenmass des Schönen alle unsere Kräfte durchdringt und beseelt; eine Stimmung, die uns erfreut, veredelt und läutert, aber auch zugleich auf den Schwingen der Phantasie unseren Geist erhebt über den gesamten Bereich der sichtbaren, endlichen Schöpfung und in das Reich des vollendeten Seins versetzt; eine Stimmung, in der wir ein solch „urkräftiges Behagen", eine solche Stärkung unseres Willens, unserer sittlichen Thatkraft verspüren, dass wir in dem Augenblicke uns fähig fühlten, die grössten Thaten spielend zu vollbringen; eine Stimmung höchster Freudigkeit, die Goethe im Götz die Mutter aller Tugenden nennt.

Aber ist denn das, könnte uns jemand entgegnen, nicht gerade dieselbe Stimmung, die uns Goethe so unnachahmlich schildert, wenn er den Skeptiker Faust gelegentlich der von ihm vernommenen Osterbotschaft sich in die goldene Zeit der Kindheit versetzen lässt und das religiöse Gefühl, das ihn damals beseligte, beschreibt in den bekannten Worten:

Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuss
Auf mich herab, in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuss;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heissen Thränen
Fühlt ich mir eine Welt erstehn.

Wer will da noch scheiden zwischen jener ästhetischen und dieser religiösen Stimmung? Und sind nicht hier wie dort, in der Kunst wie in der Religion, die gleichen Bedingungen vorhanden, unter denen man jener Freude, jenes Entzückens teil-

haftig wird? Wird nicht einerseits von dem hervorbringenden Künstler die völlige Hingabe an das ihm vorschwebende Ideal, andererseits von dem andächtigen Beschauer des Kunstwerks dieselbe sittliche Selbstentäusserung und völlige Hingabe des ganzen Menschen gefordert? Und ist das etwas anderes als was wir auf dem religiösen Gebiete Glauben nennen? Ist es nicht gerade das Wesen des lebendigen religiösen Glaubens, jene unbedingte Hingabe an den ewigen Gegenstand unserer Liebe, an den lebendigen, persönlichen Gott, mit dem ja nach christlicher Auffassung, die hier allein für uns massgebend sein kann, wenn es sich um Religion handelt, der Quell aller sittlichen Thatkraft, die rechte selbstlose Liebe und die freudige Zuversicht einer auf die Welt der Vollendung gerichteten Hoffnung so unzertrennlich verbunden ist? Ja hat nicht der Altmeister selbst in jener wunderbaren Elegie aus den letzten Jahren seines Lebens, aus jener tiefen Empfindung, jener echt ästhetischen Stimmung heraus jene Worte gesungen, in der wir eine Perle seiner Dichtung erkennen:

> In unsres Busens Reine wogt ein Streben
> Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
> Enträtselnd sich den ewig Ungenannten.
> Wir heissens: Fromm sein.

Und ist es nicht also, dass uns im Anblick von Kunstwerken, die religiöse Gegenstände in höchster Vollendung uns vorführen oder überhaupt heiligen Zwecken dienen, oft ein Geist der Andacht entgegenweht, der uns unwillkürlich mit emporzieht, der unseren Glauben und unsere Hoffnung stärkt und uns, wenigstens auf Augenblicke, in die Welt der Vollendung emporhebt? Wer erführe nicht beim Anblick des höchsten Kunstwerks christlicher Baukunst, eines in allen seinen Teilen vollendeten gotischen Domes, etwa des Domes zu Köln oder zu Halberstadt, der Marienkirche zu Danzig, etwas in seinem Herzen, was ihn unwillkürlich auf die Knie zwingt? Wer vermöchte sich der andächtigen religiösen Stimmung zu enthalten, wenn er Bilder wie die Sixtinische Madonna und die Disputa, die Kreuztragung und Verklärung von Raffael, den gewaltigen Dürerschen Christuskopf, die unvergleichlich erhabenen Darstellungen Michel Angelos in der Sixtinischen Kapelle zu Rom aufmerksam betrachtet, oder wenn er die Wunderwerke der

griechischen und mittelalterlichen Plastik und Thorwaldsens grossartige Schöpfungen auf diesem Gebiete anschaut, oder wenn er die Matthäuspassion oder die H-Moll-Messe von Bach und Händels Messias mit seinem erhebenden Hallelujah, oder Mozarts Requiem und Beethovens Missa Solemnis oder auch Mendelssohns Paulus und Elias in formvollendeter Weise von einem wohlgeschulten Chor und in einer würdigen, dem hohen Gegenstande entsprechenden Weise vorgetragen hört? Wer will, könnte man sagen, da noch scheiden zwischen religiöser und ästhetischer Stimmung? Wer könnte da noch zweifeln an dem ethischen Beruf der Kunst, da so bedeutsame Wirkungen religiöser und sittlicher Art von der rechten Betrachtung klassischer Kunstwerke auf die Seele des Beschauers ausgehen, zumal dann, wenn der Künstler von Gottes Gnaden aus freier, persönlicher Neigung, begeistert für seinen Beruf, Gegenstände religiöser und sittlicher Art in den Kreis seiner Bearbeitung zieht, wie es alle grossen Künstler aller Zeiten gethan haben? Wirkungen, die doch für die Pflege der höchsten realen Mächte des Lebens, der Religion und Sittlichkeit, von besonderer Bedeutung sein müssen, da sie in hohem Grade geeignet sind, das heilige Feuer religiöser und sittlicher Begeisterung, ohne das wir einmal keine wahre Religion und Sittlichkeit denken können, nähren und schüren?

Wir sind weit entfernt, die Berührungspunkte zwischen der Kunst und Religion, ja auch zwischen der Kunst und Sittlichkeit, wie sie in der psychologischen Thatsache jener ästhetischen und religiös-sittlichen Stimmung unzweifelhaft vorliegen, in Abrede zu stellen oder die Berechtigung jener warmen Verteidigung des ethischen Berufes der Kunst, wie sie sich stützt auf die Wirkungen derselben auf das religiöse und sittliche Leben zu verkennen. Ja, wir freuen uns von Herzen der Begeisterung, mit der jene Ansicht vorgetragen wird. Aber hier ist auch der Punkt, wo ein edler Kunstenthusiasmus sich leicht zu Übertreibungen verleiten lässt, indem er die Schranken übersieht, die der Kunst durch die ihr zur Verfügung stehenden Mittel gesetzt sind, vollends dann, wenn er geneigt ist, das selbständige Recht, die Notwendigkeit der Religion und der Sittlichkeit in Frage zu stellen. Hier ist es vor allem, wo wir Stellung zu nehmen und vom Standpunkt einer nüchternen wissenschaftlichen Betrachtung unser Urteil zu fällen haben. Wir haben uns hier auseinanderzusetzen mit gewichtigen Autoritäten auf dem Ge-

biete der Kunst und Kunstkritik, denen man nicht unbedächtig widersprechen darf. Jener edle Kunstenthusiasmus kann sich auf Schiller, sogar auf Lessing berufen. Lessing hat ohne Zweifel dem Dichter, vor allem dem Dramatiker, eine sittliche Absicht auch bei seiner schaffenden Thätigkeit zugemutet. Schiller hat der Schaubühne als einer moralischen Anstalt eine Bedeutung beigemessen, die wir ihr heutzutage unmöglich zuerkennen können, so sehr wir auch von dem hohen Werte dieses Instituts für das Kunstleben einer Stadt durchdrungen sind, natürlich unter der Voraussetzung, dass die Leitung desselben in den rechten Händen liegt. Es ist das aus der Begeisterung des edlen Dichters für seine Kunst und für die Kunst überhaupt zu erklären, die sich in dem grossen Lehrgedichte „die Künstler“ des weiteren ausspricht. Hier schreibt er bekanntlich der Kunst den hohen Beruf einer Erzieherin des Menschengeschlechts zu, auch zur Wissenschaft, zur Sittlichkeit und Religion. Das dem Dichter vorschwebende Humanitätsideal ist wesentlich durch die Kunst zu verwirklichen, natürlich gebührt der Dichtkunst ihrer Bedeutung entsprechend der hervorragendste Anteil zur Erreichung dieses höchsten Zieles. Die Künstler sind's, denen er zuruft: Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben! Die Religion, die er damals noch wesentlich nach der rationalistischen Art jener Zeit als blosse Lehre auffasst, und zwar nicht als eine Führerin, sondern nur als eine dankenswerte Helferin zur Sittlichkeit, ohne ihr eine selbständige Bedeutung beizulegen, und der Staat mit seinen Gesetzen sind nicht imstande, den Zweck der edlen schönen Menschlichkeit zu erfüllen. Hier muss die Kunst durch die Darstellung des Schönen und des Erhabenen nachhelfen und sie allein vermag den Menschen wirklich ans Ziel der Bestimmung zu führen.

Eine derartige Überschätzung der Kunst war nur möglich am Ende des 18. Jahrhunderts, in einer Zeit, wo die beiden wichtigsten sittlichen Gemeinschaften, der Staat als Hort der öffentlichen Sittlichkeit, und die Kirche als öffentliches Organ der christlichen Religion, sich in ihren überlieferten Formen ausgelebt und unter der Herrschaft einer geistlosen Aufklärung beim religiösen und sittlichen Bankerott angelangt waren. Wäre aber jene Auffassung berechtigt, so müsste man sich doch alles Ernstes bedenken, ob es nicht an der Zeit wäre,

unsere Kirchen in Theater und Konzertsäle, in Salons oder Bureaux d'esprit, unsere öffentlichen Erziehungsanstalten in Kunstschulen und Kunstwerkstätten umzuwandeln. David Strauss und seine Gesinnungsgenossen würden vielleicht nichts dagegen einzuwenden haben. Aber es fragt sich doch, ob die Menschheit, insbesondere unser deutsches Volk dabei zum besten fahren würde, und ob auch unsere Künstler sich der Riesenaufgabe gewachsen zeigten, der Menschheit Würde, falls sie lediglich in ihre Hand gegeben wäre, unter allen Umständen recht zu wahren und zu pflegen.

Eine solche Überschätzung der Kunst, welche aus einem edlen Eifer für die hohe Bedeutung derselben die besondere Aufgabe übersieht, die in dem grossen Werke der Erziehung des Menschengeschlechts, im Werke der Kultur und Bildung, den selbständigen Beruf der Religion und Sittlichkeit verkennt, kann leicht nach dem Erfahrungssatz les extrêmes se touchent zu einer ganz unberechtigten Unterschätzung der Kunst führen. In der That ist der ethische Beruf der Kunst bestritten von einer einseitigen ascetisch gerichteten Frömmigkeit, wie sie selbst in der evangelischen Kirche vertreten ist, namentlich auf reformierter Seite besonders durch die Puritaner Schottlands und durch gewisse engherzige pietistische Richtungen in Deutschland und in der Schweiz, so wie durch eine rigoristische Moral, welche von dem ästhetischen Kunstgenuss eine Verunreinigung der sittlichen Motive und Grundsätze, kurz eine Erschlaffung des Charakters befürchten. Aber diese Besorgnis ist unbegründet, sobald man sich fern hält von einem einseitigen, übertriebenen Kunstenthusiasmus und die Schranken nicht übersieht, welche unter den gegebenen, einmal wirklich vorhandenen Umständen durch die Schwächen und Mängel, durch die Sündhaftigkeit und das Elend der menschlichen Natur, der Einwirkung der Kunst auf das menschliche Gemüt und damit auch dem Kunstgenuss gezogen sind.

Nun, unsere Klassiker Goethe und Schiller, die wir auf diesem Gebiete als massgebend erkennen, sind weit entfernt, einem solchen ungesunden, verkehrten Kunstenthusiasmus, wie er sich im vorigen Jahrhundert vielfach in den Kreisen der Romantiker fand, das Wort zu reden. Schiller hat bekanntlich in seinen reiferen Jahren mit der noch in den Göttern Griechenlands und in den Künstlern vertretenen einseitigen ästheti-

schen Weltanschauung gebrochen. Das Studium Kants und die eigenen schmerzlichen Lebenserfahrungen haben dazu beigetragen, dass er dem übertriebenen Kunstenthusiasmus entsagte und sich einer gesunden ethischen Weltanschauung zuwandte, ohne dass er darum den höheren ethischen Beruf der Kunst verkannt hätte. In dem bedeutenden, für seine Grundanschauung bezeichnenden, freilich nur einem kleinen Kreise von Eingeweihten verständlichen Gedichte „das Ideal und das Leben" hat er die ethische und die ästhetische Weltbetrachtung einander gegenübergestellt. Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. Der ganze Ernst des Lebens tritt uns entgegen in dem Kampf, der Arbeit, dem mühevollen Ringen des Menschen nach den höchsten sittlichen Zielen auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens, des geistigen Strebens in Kunst und Wissenschaft, in der Lösung der persönlichen Lebensaufgabe eigener sittlicher Vervollkommnung, wie in dem Leiden, das er mit Geduld und Ergebung zu tragen hat. Aber ein fortwährender Kampf, eine beständige Arbeit würde den Menschen zum Sklaven machen und ihn seine Menschenwürde vergessen lassen. Da bietet sich ihm die Kunst an mit ihrer edlen Erholung, die sie dem von des Tages Last und Hitze abgespannten Menschen verheisst, indem sie ihm durch die Darstellung des Ideals, d. h. des Lebens in der reinen Form der Schönheit, das Ziel der Vollendung von ferne zeigt und dem Menschen im Anschaun vollkommener Kunstwerke einen harmonischen, die Sinne und den Geist, Vernunft und Sinnlichkeit gleichmässig befriedigenden, alle Kräfte seiner Seele gleichmässig ins Spiel setzenden Genuss gewährt, in welchem er auf eine Zeit lang über die Mühen des Daseins in die „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen" emporgehoben und also in jene von uns beschriebene ästhetische Stimmung versetzt wird. Denn:

Es schwinden alles Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

In dieser sog. ästhetischen Stimmung empfängt nun der ganze Mensch eine gewisse Stärkung, Erhebung und Veredlung. Aber diese Wirkung der Kunst beschränkt sich auf eine Erfüllung der Lebensaufgabe überhaupt, Schiller verwahrt sich in seinen philosophischen Aufsätzen ausdrücklich gegen die Annahme einer direkten Einwirkung der Kunst und des Kunst-

genusses zur Lösung *besonderer* Aufgaben religiöser oder sittlicher Art. Nicht sowohl die *Richtung des Willens* wird durch die Kunst bestimmt, wiewohl das nicht ganz ausgeschlossen ist, sondern vor allem die *Kraft*, das Vermögen des Menschen empfängt eine Stärkung und Neubelebung durch jene sprichwörtlich gewordene hellenische Heiterkeit. Diese umfängt und erfüllt die Seele des Menschen und macht ihn, zwar nicht direkt und unmittelbar, aber doch *indirekt* und mittelbar empfänglicher und tüchtiger auch für die *Lösung seiner sittlichen Lebensaufgabe*, zur Erfüllung seiner Pflichten. Auch muss man sich nach Schiller vor der Meinung hüten, als könne die Sittlichkeit dadurch ersetzt werden. Denn die sittlichen Grundsätze können dem Menschen nur auf dem Wege verständiger Belehrung nahe gebracht werden und sind auf dem Wege der Gewöhnung durch die *Erziehung* in der Jugend in ihm zu befestigen. Ist aber in dem jugendlichen Geist auf diesem Wege ein Bewusstsein von der unbedingten *Erhabenheit* des Geistes über die gesamte Natur, auch über die eigene sinnliche Natur des Menschen geweckt, dann gesellen sich zu den schönen Eindrücken die erhabenen, um das Werk der Erziehung wesentlich zu unterstützen. Dann tritt auch die Kunst helfend und fördernd hinzu, um durch die Darstellung des *Idealschönen* jene *erhabenen Gefühle* zu stärken und zu läutern. Und hier sind es insbesondere die *pathetischen* Kunstwerke, die den Menschen in seiner kräftigen Gegenwehr gegen das Leiden in formvollendeter Weise vorführen, wie es z. B. in der Laokoon-Gruppe geschieht, hier ist es auf dramatischem Gebiete die *Tragödie*, die berufen ist, bildend auf die religiösen und sittlichen Gefühle einzuwirken, indem sie Beispiele der *Erhabenheit des menschlichen Willens* in dem *Erhabenen der Fassung*, der Ergebung des Menschen im Leiden, im Erhabenen der *Handlung*, in der freiwilligen Übernahme sittlicher Pflichten trotz des zu erwartenden Leidens, vor Augen führt. Dadurch aber stärkt die Kunst den Menschen zur freudigen Ertragung des wirklichen Leidens, zur freiwilligen Übernahme der schwersten Pflichten im thätigen Leben. Und selbst wenn der dramatische Dichter Verbrechen schildert, so kann von diesen Gestalten eine sittliche Wirkung auf den Beschauer ausgehen, falls diese Menschen, von der Macht des Gewissens getrieben, die tiefste Reue empfinden oder gar in Ver-

zweiflung geraten; denn es tritt uns da die Erhabenheit des Sittengesetzes in seiner ganzen, unbedingte Anerkennung fordernden Majestät entgegen. Bezeichnet nun aber das Drama den Höhepunkt der Kunst überhaupt, da sie die Krone der Dichtkunst ist, bildet das Drama nach dem berühmten Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer den unmittelbaren Übergang der Kunst ins Leben, und müssen wir den Aufstellungen unseres grossen Dramatikers Schiller beipflichten, so zeigt sich wohl nirgends deutlicher die Bestimmung der Kunst zur **indirekten** Förderung der Sittlichkeit und Religion als gerade hier. Sind nun Kunst und Wissenschaft, wie Sittlichkeit und Religion vom Schöpfer dazu geordnet, um den idealen Zwecken einer höheren Geisteskultur und Bildung zu dienen, nehmen unter ihnen Sittlichkeit und Religion begreiflicherweise den ersten Rang ein, so dürfen wir, wie von einem „praktischen Beruf der Wissenschaft", so auch von einem ethischen **Beruf** der Kunst reden, ohne ihren selbständigen Wert anzutasten und ihre nächstliegende Aufgabe zu verkennnen. Vor allem aber gilt von der Poesie Schillers bedeutsames Wort in den Künstlern:

> Der Dichtung heilige Magie
> Dient einem weisen Weltenplane.

Was von der Dichtung gilt, das gilt mehr oder weniger von allen schönen Künsten. Allerdings mit gewissen, nicht zu übersehenden Einschränkungen. Einmal können die eben geschilderten, Religion und Sittlichkeit fördernden Wirkungen nur von den wahrhaft klassischen Werken ausgehen, in denen sich uns die Kunst auf der Höhe ihres Berufes zeigt. Sodann aber müssen wir noch folgendes betonen, um Missverständnissen entgegenzutreten. Auch die besten klassischen Kunstwerke können nie, auch bei dem höchsten ästhetischen Genuss, den sie dem Beschauer gewähren, den Anspruch erheben, Religion und Sittlichkeit zu ersetzen. Denn eine wahrhaft sittliche Gesinnung zu erzeugen sind sie nicht imstande, ebenso wenig können sie den religiösen Glauben in der Seele hervorrufen. Das ist der Kunst mit den ihr gegebenen Mitteln nicht möglich. Durch das Schöne allein kommt niemand, wie zur wissenschaftlichen Erkenntnis der Wahrheit, so auch nie zur Religion und Sittlichkeit. Nie kann jemand, der eine

sittlich verkehrte Willensrichtung hat, auf bloss ästhetischem Wege zur Bekehrung gelangen und ein neuer Mensch werden. Er kann vielleicht durch ein mächtig wirkendes geistliches Oratorium vom Sündenschlafe erweckt werden; aber selbst dann werden nicht rein künstlerische Mittel in seiner Seele wirksam sein, sondern es wird sich mit dem Künstlerischen etwas Religiöses verknüpfen, welchem dann die unmittelbare Wirkung auf sein Gemüt zuzuschreiben ist, und wir haben hier keine rein ästhetische Einwirkung. Aber eine wirkliche Bekehrung vom Unglauben zum Glauben wird auf diesem Wege nicht möglich sein. Denn die Kunst kann dem Menschen wohl, indem sie ihn in jene ästhetische Stimmung versetzt, eine vorläufige Erlösung gewähren, eine Erlösung im Bilde, vermittelt durch den schönen Schein, nicht aber eine wirkliche Erlösung. Sie versetzt ihn in eine harmonische Stimmung, aber diese Stimmung währt nur so lange, als der Mensch unter der unmittelbaren Einwirkung des Kunstwerkes steht. Dass aber diese Stimmung eine anhaltende sei, vollends dass sie zur steten Gesinnung werde, dafür besitzt die Kunst selbst keine Bürgschaften, dazu bedarf es der direkten Einwirkung anderer, höherer Lebensmächte, nämlich der Religion und Sittlichkeit. Gleichwie der sterbende Moses vom Berge Nebo das gelobte Land von ferne schaute, aber nicht selbst hineinkam, so zeigt uns die Kunst das Land der vollendeten Harmonie von ferne, indem sie uns ein verklärtes Spiegelbild des Lebens vorführt und auf Augenblicke der wirklichen Welt, in der wir leben, entrückt. Aber selbst uns in jenes Land hineinzuführen ist sie ausserstande; denn sie vermag mit ihren Mitteln nicht die Mängel der wirklichen Welt zu überwinden. Keine Kunst kann uns die Gewissheit geben, dass die Schuld unserer Sünde getilgt ist, dass uns unsere Sünden vergeben sind, keine Kunst kann uns im Angesichte der Schrecken des Todes jenen Frieden verleihen, der über alle Vernunft ist. Das kann nur der christliche Glaube in der persönlichen Hingabe unseres Herzens und Willens an die vollkommene Offenbarung Gottes in Jesus Christus. Nur der macht uns zu Kindern Gottes und zu neuen Menschen, nur der giebt uns einen festen, stetig auf das Gute gerichteten Willen, eine rechte sittliche Gesinnung.

Hat aber die Religion, wie die Sittlichkeit, hat die religiöse, wie die sittliche Erziehung des Menschen zur wahren Frömmig-

keit und sittlichen Tüchtigkeit, also zur rechten religiösen und sittlichen Gesinnung, ihr selbständiges, unentbehrliches, durch keine, auch nicht die beste und schönste Kunst zu ersetzendes Werk mit Erfolg verrichtet, *ist der Mensch so zum rechten Glauben und zur Sittlichkeit hindurchgedrungen*, so kann ihm *die ideale Kunst* — und nur diese wird er dann aufsuchen, die schlechten Künste wird er von vornherein von sich abweisen — vortreffliche Dienste leisten, ihn auf dem betretenen Wege zu *stärken* und zu erhalten; ja, sie kann ihm dazu einen Beitrag geben, dass auch seine *Sittlichkeit* nach der äusseren Seite ihres Erscheinens in Bezug auf das Schickliche und Wohlanständige sich *vollendet*, so dass der Mensch, wie es die Aufgabe der echten Bildung ist, in seinem ganzen Leben den Stempel des Schönen, Harmonischen an sich trägt und sich zu einer Art von lebendigem Kunstwerk emporbildet.

In erster Linie gilt das natürlich von unserem *Innenleben*. Der *Geist des Ebenmasses*, der Beschränkung und Selbstbeherrschung, der aus jedem *klassischen Kunstwerk* zu uns redet und wie ein Hauch aus jener Welt der Vollendung über ihm ausgebreitet liegt, wird, falls wir es verstehen uns in völliger Hingabe in diesen Geist zu versenken und ihn auf uns wirken zu lassen, auch in die Seele des andächtigen Beschauers übergehen, und dieser wird vielleicht jenes „Geistes einen Hauch" auch bei sich selbst verspüren. Die Witterung des Kunstwerkes wird ihn umgeben und ihn antreiben, nach diesem Geist der Ordnung und des Friedens, der Harmonie und Vollendung sein Leben und seine ganze Umgebung zu gestalten. Nun ist ja selbstverständlich, dass *aller sittlichen Schöne Meisterin jene Liebe ist*, von der der Apostel rühmt: „Sie ist langmütig und freundlich, sie neidet nicht, sie treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre" — jene Liebe, die nicht aus dem Menschen selbst stammt, sondern eine Gabe von oben ist, da sie allein aus dem Glauben an den Schönsten der Menschenkinder stammt, dessen Reich nicht von dieser Welt ist. Aber sie ist's eben auch, die den Menschen antreibt, *den ganzen Kreis seiner sittlichen Bildung zum Abschluss zu bringen* nach der Weisung des Apostels: „Weiter, lieben Brüder, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl-

lautet“, die zu dem Ende nach dem Grundsatz evangelischer Freiheit „Alles ist euer“ jedes Mittel benutzt zur eignen Vervollkommnung des Lebens, vor allem auch die höchsten Schätze, welche uns die menschliche Kultur bietet. Dazu aber dürfen wir ohne Zweifel diejenigen Kunstwerke rechnen, die wir als einen Schatz der gebildeten Menschheit betrachten dürfen.

Jedes Volk hat seinen besonderen Kunstschatz, und der Künstler hat die Aufgabe ihn zu vermehren. Aber es giebt auch Kunstwerke, die allen Zeiten und allen Völkern, die der Welt angehören. Zu ihnen rechnen wir die anerkannt klassischen Werke des grössten Kunstvolkes der Welt, der Griechen, zu deren Füssen die Meister aller Zeiten gesessen haben, um ihnen das Geheimnis der reinen Form abzulauschen, ferner die unsterblichen Schöpfungen der italienischen und deutschen Meister des 14. und 15. Jahrhunderts, eines Leonardo da Vinci und Titian, vor allem aber eines Michel Angelo und Raffael bei den Italienern, so wie die besten Werke eines Rembrandt, van Deyk und Rubens bei den Niederländern auf dem Gebiete der bildenden Künste, besonders der Malerei. Aber zunächst sind wir Deutsche doch an die grossen germanischen Meister gewiesen; durch Versenkung in das Wesen der deutschen Kunst haben wir vor allem unsere nationale Bildung zu erweitern und zu vertiefen, und ich brauche hier nicht erst die Männer zu nennen, in deren Werken sich deutsche Art und Kunst am treuesten spiegelt. Vor allem feiert die charakteristische Kunst, die mit dem tiefen Gedankengehalt die realistische Kraft des Ausdrucks verbindet, ihre höchsten Triumphe in Shakespeare und Schiller, in einem Albrecht Dürer und Cornelius, in Reinhold Begas und Rietschel, in Weber, Wagner und den besten Romantikern Schubert und Schumann, während andererseits das klassische Ideal der Formvollendung vertreten ist in Thorwaldsen, Rauch und Schaper, Händel und Haydn, und wiederum Männer, wie Goethe und Bach, Mozart und Beethoven, die Kunst in der harmonischen Vereinigung dieser beiden Grundrichtungen auf der Höhe ihrer Vollendung zeigen. Es gehört zur nationalen Bildung, dass man sich bis auf einen gewissen Grad von dem Geist solcher Kunstwerke, welche den eigentlichen Kunstschatz unseres Volkes ausmachen,

durchdringen lässt. Alle anderen Völker sind uns in der Erfüllung dieser nationalen Pflicht weit voraus.

Erst in der neueren Zeit beginnt man sich in weiteren Kreisen auf diese Pflicht zu besinnen, und gern gedenken wir der darauf gerichteten anerkennenswerten Bestrebungen auch in unserer Stadt, wie besonders in der Hauptstadt des deutschen Reiches. Die Aufgabe ist in der That keine ganz leichte. Am besten gelingt ihre Lösung verhältnismässig noch auf dem Gebiete der Musik, da eine gewisse musikalische Kenntnis und Fertigkeit heutzutage wohl bei jedem Gebildeten ohne Unterschied vorausgesetzt werden darf. Weit schwerer hält es, die Schätze der bildenden Kunst weiteren Kreisen zugänglich zu machen und ihnen zu einem wirklich fruchtbaren Kunstgenuss zu verhelfen, der seiner ethischen Wirkung nicht verfehlt. Hier hat die Schule vorzuarbeiten und die nötigen technischen Anleitungen zu geben für die Betrachtung eines Kunstwerkes, um allmählich die Genussfähigkeit, wenigstens in den gebildeten Kreisen unseres Volkes zu steigern oder zu ermöglichen. Denn wie das Ohr gebildet werden muss für die verständnisvolle Auffassung und mithin auch für den Genuss eines musikalischen Kunstwerks, so, und in noch höherem Masse, erfordert das Verständnis eines Werkes der bildenden Kunst gewisse Vorkenntnisse und Fertigkeiten, die nur auf dem Wege ehrlicher, angestrengter Arbeit erworben werden können. Das rechte Sehenlernen ist hier die notwendigste Vorbedingung für den Kunstgenuss und jene ästhetische Stimmung, auf der alle tiefere ethische Wirkung der Kunst beruht. Namentlich aber vermissen wir diese nötigen Vorbedingungen vielfach auf dem Gebiete, auf dem wir sie eigentlich am ersten voraussetzen sollten; ich meine auf dem Gebiete der Dichtkunst. Die Zahl derjenigen, welche poetischen Sinn und poetisches Gefühl besitzen und folgeweis auch jener ästhetischen Stimmung, von der wir redeten, nur fähig sind, ist eine ausserordentlich geringe, auch in den leitenden und tonangebenden Kreisen unserer gegenwärtigen Bildung.

Es ist das vor allem begründet in dem herrschenden Materialismus unserer Zeit, der sich auf dem Gebiete der Dichtkunst im günstigeren Falle noch als Naturalismus, nicht selten aber sogar als Cynismus kund giebt, der jedes idealen Gehalts, wie jeder künstlerischen Form bar ist, aber bei

seiner wahrhaft erschreckenden Überproduktion jedes echt poetische Gefühl zu ersticken droht. Auch die heutzutage gepriesensten Dramen und Romane, vollends die ungezählten lyrischen Erzeugnisse tragen, allerdings mit einigen anerkennenswerten Ausnahmen, diesen Stempel an sich. Alles ist hier auf ein augenblickliches Bedürfnis der Sinne oder einer völlig verbildeten Phantasie berechnet. Nur weniges erhebt sich etwas über das Alltägliche und Gewöhnliche, meist bewegt man sich in dem Schmutz des Gemeinen und des Niedrigen. Kein Wunder, dass eine Generation, die an solchen Produktionen Gefallen findet und einen Makart, Zola und Nietzsche zu ihren führenden Geistern zählt, allmählich einem völligen sittlichen und ästhetischen Ruin entgegengeht, kurz einer Roheit anheimfällt, die sich vielfach auch im äusseren Benehmen nicht verleugnet. Hier bedarf es einer völligen Umkehr, nicht allein auf ästhetischem Gebiete, sondern in erster Linie von dem religiösen und sittlichen Quell und Mittelpunkte aller höheren Bildung aus. Da ist es dann ganz selbstverständlich, dass man mit dem nächstliegenden Beruf der Kunst, der Darstellung des Ideals der Schönheit, auch jeden Sinn für den höheren ethischen Beruf der Kunst völlig verloren hat.

Um so wichtiger aber ist es, dass alle diejenigen, welche von der grossen Kulturmission der Kunst und von der hohen erziehlichen Bedeutung derselben durchdrungen sind, die, gleich weit von Überschätzung wie von Unterschätzung ihres Einflusses, eingedenk sind der bedeutsamen Stellung der gesetzmässig schaffenden Kunst in der gemeinsamen Kulturarbeit der Menschheit und eines besonderen Volkes, wie des erheblichen Anteils, der ihr, wie der Wissenschaft, in Gemeinschaft mit der Religion und Sittlichkeit, an der Erreichung des Zieles der höheren, echt menschlichen Bildung gebührt, sich vereinigen zu gemeinsamer, zielbewusster Thätigkeit, um durch Anwendung geeigneter Mittel dahin zu wirken, dass die Kunst nach der hehren Fünfzahl der schönen Künste, der Architektur, Plastik, Malerei, Musik und Poesie, in Kirche und Schule, in der Familie und in der bürgerlichen Gesellschaft ihren hohen Kultur- und Bildungszweck erfüllen kann, wozu sie in der That nach dem Willen des Schöpfers, des Meisters aller Schöne, berufen ist.

Welches diese Mittel sind, das des Näheren auszuführen, kann nicht die Aufgabe unserer heutigen Betrachtung sein. Wir

mussten uns hier mit einigen Andeutungen begnügen, uns kam es darauf an, allgemeine Gesichtspunkte aufzustellen und auf das Ziel hinzuweisen, von dem wir überzeugt sind, dass es des Schweisses der Edlen wert ist.

Aber alle, denen es Ernst ist in unserem Volke darnach zu streben, dürfen versichert sein, dass sie einen mächtigen Bundesgenossen haben in der erlauchten Person des Mannes, den Gott an die Spitze unseres Staates gestellt hat, und von dem wir wissen, dass er das ewige Heil wie die zeitliche Wohlfahrt seines Volkes auf warmem, betendem Herzen trägt. Ihm weihen wir uns aufs neue in dieser festlichen Stunde mit Herz und Hand, indem wir ihm Nachfolge versprechen in seinen idealen Bestrebungen für die weitere Erfüllung des hohen Berufes der Kunst, ein jeder in seinem Kreise. Ich fordere Sie auf, meine verehrten Festgenossen, sich von den Plätzen zu erheben und mit mir einzustimmen in den Ruf: Unser allverehrter und geliebter Kaiser, der mächtige Schirmherr aller Künste und Wissenschaften, der warme Kunstfreund und gewiegte Kunstkenner, der eifrige Förderer insbesondere der Bildhauerei und der Tonkunst in unserem Volke, der Schöpfer der Siegesallee in Berlin, der treue Hort und Hüter der idealen, wie der wirtschaftlich-politischen und sozialen Interessen unseres Volkes, der Vater des Vaterlandes, er lebe Hoch! Hoch! Hoch!

Philologische und archäologische Studien.

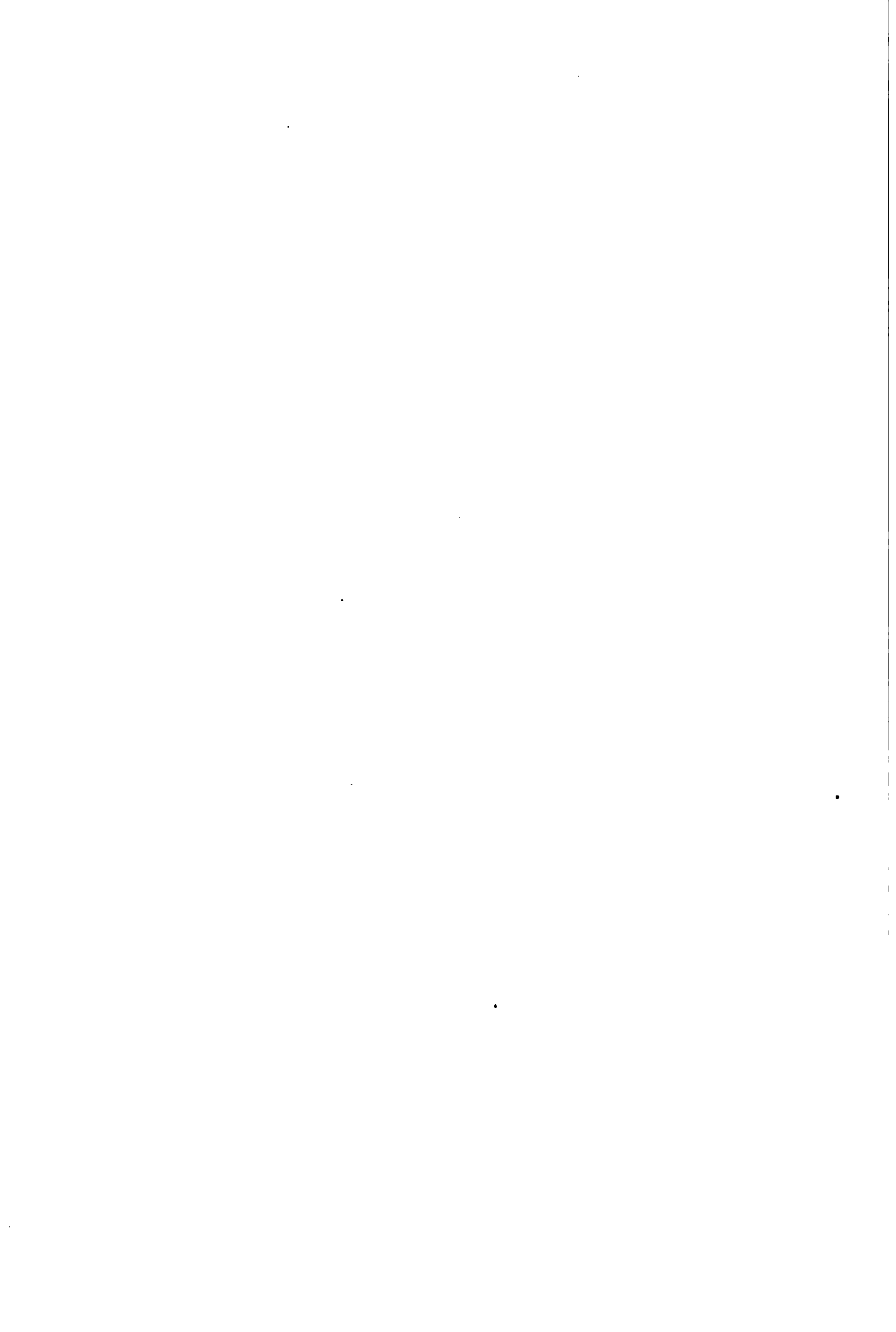
Vortrag,

gehalten in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, den 11. Februar 1903.

Von

Dr. Richard Thiele,

Gymnasialdirektor.



I.

Zur Entstehung der Lebensbeschreibung des Agricola von Tacitus.

Wenn Tacitus das überschwengliche Lob, das man ihm mit den Worten gezollt hat: „er ist in seiner verirrten Zeit das unbeirrte Gewissen", überhaupt verdient, so ist es in erster Linie die Abfassung der Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters Agricola gewesen, wodurch er sich diese Anerkennung erworben hat. Wunderbar, sie ist seine erste historische Schrift und doch mit das Beste, was er schuf! Sie abzufassen, fühlte er sich deshalb, meine ich, angeregt, weil zwischen Schwiegervater und Eidam nicht bloss die allgemeine geistige Verwandtschaft, die zwischen allen geistig bedeutenden und zugleich sittlich tüchtigen Männern besteht, vorhanden war, sondern weil sich auch noch die gleiche Charakteranlage fand, nämlich bei aller geistigen Höhe doch unbeirrte Rechtlichkeit, und bei Pflichttreue, ja Pflichtfreudigkeit bescheidene Mässigung — kurz, Grösse und Liebenswürdigkeit in einer Person vereinigt. So ist dieses die Herzen aller für wahre Grösse warm fühlenden Menschen begeisternde Lebensbild ein Stahlbad für unsere Jugend, ein stets frisch sprudelnder Quell, aus welchem sie den Trank lauterer Wahrheit schöpfen kann. Darum habe ich sie mit meinen Schülern oft und gern und, wie ich hoffe, zu deren geistigem Nutzen gelesen. Immer aber schien mir für eine so treffliche historische Schrift die Komposition gerade nicht ebenmässig. Nicht etwa, dass ich sie anders haben wollte, weil sie sich der Schablone nicht anpasst: sie ist, und sie ist so gut, wie sie ist, aber diese Unverhältnismässigkeit, wenn ich so sagen darf, die langen ethno- wie geographischen und historischen Exkurse, so trefflich sie auch an sich sind, bei ziemlich gedrungener Kürze der Schilde-

rung der äusseren Lebensschicksale und des inneren geistigen Lebens des Gefeierten, liess in mir schon längst den Gedanken aufkeimen, ob wir nicht dem Schaffen des Geschichtsschreibers selbst etwas näher kommen, in seine geistige Werkstatt einen Blick hineinthun, auch unser Wissen von der äusseren Geschichte der Entstehung unseres Werkes etwas vermehren könnten. Mit diesem kritischen Verhalten gegen die Schrift vermochte ich mich unmöglich zufrieden zu geben, es war nach meiner Meinung eine positive Erkenntnis möglich, namentlich der rhetorische Schluss legte einen Gedanken nahe, ob wir es nicht mit einer ursprünglichen Rede, und zwar mit einer laudatio funebris zu thun haben, die später als Buch veröffentlicht ist. Emil Hübner [1]) hat einen ähnlichen Gedanken ausgesprochen, indem er meinte, dass der beim Tode Agricolas von Rom abwesende Tacitus, der deshalb seinem Schwiegervater die Grabrede nicht halten konnte,[2]) diese Biographie nach Art der laudationes funebres gearbeitet und dann publiziert habe, eine Ansicht, die nach Hübner ihre Stütze besonders darin findet, weil die Disposition ohne Zweifel rednerisch und die Sprache sehr rhetorisch sei. — Ich glaube, es giebt einmal geradezu äussere Anhaltepunkte, im weiteren aber auch noch andere innere Gründe, das Wesen und der Inhalt der später eingeschobenen Teile, welche unsere Meinung stützen, ja begründen können und werden.

Zunächst aber ein kurzes Wort über die chronologischen Verhältnisse, unter denen Tacitus seinen Agricola schuf.

Bis zum Tode seines Schwiegervaters Agricola im Jahre 93 n. Chr. hatte Tacitus, welcher ursprünglich sich zum Redner ausgebildet hatte, nur eine Jugendschrift, den Dialogus de oratoribus, wenn sie überhaupt sein eigen ist, geschaffen, dann unter Vespasian, Titus und Domitian hohe Staatsämter (von der Quästur bis zur Prätur) bekleidet. Als Agricola starb, war Tacitus, wie er uns selbst mitteilt,[3]) seit 4 Jahren von Rom abwesend: er verwaltete wohl, nachdem er im Jahre 88 Prätor gewesen war, seit dem Jahre 89 als legatus pro praetore eine Provinz. Nach der Schilderung [4]) des Todes des Agricola zur Zeit der abscheu-

---

[1]) Hermes I, S. 438—448.

[2]) Dass er selbst solche aber gehalten habe, bezeugt für die spätere Zeit Plinius der Jüngere, Epist. II, 1, 6.

[3]) Agricola cap. 45 a. E.

[4]) Ebenda cap. 43.

lichen Tyrannenherrschaft des Domitian ist es auch nicht wahrscheinlich, dass Domitian, welcher den lebenden Agricola wegen dessen geistiger Bedeutung, sowie des Ansehens desselben beim Heere und der Beliebheit beim Volke halber gefürchtet hatte und den Toten deshalb noch hasste, ein feierliches Leichenbegängnis, wie es einem hochangesehenen Senator zustand, mit Pomp und Leichenrede, gestattet habe; Vorwand der Ablehnung war wohl — entsprechend der heuchlerischen Weise Domitians —, dass derjenige, welcher als nächster Verwandter die laudatio funebris zu halten gehabt hätte, Tacitus, abwesend sei. Dieses hat nun derselbe zweifellos gehört und als pietätvoller Schwiegersohn abwesend für sich doch geschaffen, was ihm in Rom versagt war, eine laudatio funebris, mit dem geheimen Gedanken, sie, wie er es mit dem Dialogus de oratoribus als auch seiner Germania gethan hat, später zu veröffentlichen, wenn der abscheuliche Tyrann einst tot sei. Als er dann wirklich daran gieng, war in ihm der grosse Plan gereift, eine umfassende Kaisergeschichte, eine Historia Augusta, zu schreiben, ein Plan, den er auch zum grössten Teile verwirklicht hat: seine Historiae behandeln den selbst denkend erlebten Teil, die Jahre 68—96, seine Annales vom Tode des Augustus die Zeit des Julisch-Claudischen Kaiserhauses 14—68; wir wissen ferner, er wollte ebenfalls Nervas und Trajans Zeit als Abschluss schildern; ob als Einleitung auch Augustus' Zeit, ist sehr ungewiss und auch unglaublich, da ihm die Zeit zu ferne lag und zu verworren war, auch dank der unheimlichen Klugheit dieses Mannes die Quellen vielfach vernichtet waren. Meiner Meinung nach schickte er deshalb als Einleitung zwei Schriften voraus: seinen Agricola, mit der Tendenz, dass auch in den schlimmsten Zeiten grosse Männer zum Heile ihres Vaterlandes leben könnten, und die Germania, als Schilderung eines Volkes, wie die Römer wieder werden müssten, wenn ihr Reich Bestand haben sollte —, beide im Jahre 98 veröffentlicht. Zu Grunde legte er für den Agricola nun wohl die vor Jahren und zwar im ersten Schmerze, wie der Ton vielfach zeigt, abgefasste laudatio funebris, welche er zu einer historischen Schrift ergänzte, einmal durch eine lange allgemeinere Schilderung Britanniens, und ferner durch eine eingehende Darstellung der abschliessenden Eroberung und der Verwaltung Britanniens durch Agricola. Hierdurch wurde Agricolas grosse Kulturthat, die wilden britischen Völker zur Civilisation und Ge-

sittung mittels Einverleibung in das grosse römische Weltreich gebracht zu haben, dargelegt, und erst dadurch gewann Agricolas Lebensbeschreibung den Rang einer wichtigen historischen Schrift. Dass bei einem solchen Einschub, bei aller Kunst des Verfassers, doch auch einmal ein Versehen unterlaufen konnte, ist nur zu natürlich, aber die festgelegte Thatsache ist andererseits ein wichtiges Beweismittel für uns. Dieses geschah in den Kapiteln 10—12, in der Beschreibung Britanniens und seiner Bewohner. Im 10. Kapitel behandelt Tacitus nämlich die geographische Lage des Landes (mit dem merkwürdigen Irrtum, dass Britannien zwischen Spanien und Germanien liege), seine Gestalt und das umgebende Meer; dann springt er mit einem Male zur Schilderung der Bewohner über, die er im 11. Kapitel und in den zwei ersten Paragraphen des 12. Kapitels giebt, um ebendort von § 3 an bis zum Schlusse des Kapitels vom Klima, von der Bodenbeschaffenheit und von den Produkten des Landes und des Meeres (Perlen) zu handeln; im 13. Kapitel kehrt er aber zu den Bewohnern zurück und schildert ihr Verhältnis zu den Römern, Ausführungen, welche sich folgerichtig eigentlich an die Schlussworte des 2. Paragraphen im 11. Kapitel anschliessen, wie die Paragraphen 3—6 des 11. Kapitels inhaltlich an den Schluss des 10. Kapitels anknüpfen. Es fand also nach unserer Ansicht eine versehentliche Anordnung der einzuschiebenden Teile statt, die wir richtig so herstellen: Schilderung Britanniens: 1. Geographische Lage, Gestalt des Landes, das umgebende Meer, Klima, Bodenbeschaffenheit und Produkte (cap. 10. 11, § 1. 2. cap. 12, § 3—6); 2. Bewohner (cap. 11 § 3—6 vor cap. 13).

Um uns nun nicht weiter in Einzelheiten zu verlieren, stellen wir als Ergebnis unserer Betrachtung zusammen, was wir als alte laudatio funebris ansehen, und ebenso das, was uns als Einschiebungen und Vervollständigungen gilt, durch die Agricola eine selbständige historische Schrift geworden ist. Letztere sind vom allgemeinen Standpunkte aus das Wichtigere.

Es sind:

1. Die allgemeine Einleitung, um die Herausgabe der Schrift zu rechtfertigen (cap. 1—3);
2. eine geographische und historische Beleuchtung Britanniens und seiner Bewohner nebst einer Schilderung der römischen Herrschaft vor Agricola (cap. 10—17);

3. eine eingehende Schilderung der Ruhmesthaten Agricolas (cap. 22—38), endlich
4. eine charakteristische Würdigung des Verhaltens Domitians gegenüber Agricola als dem grossen Kriegs- und Staatsmanne, welcher Britannien unterworfen und so trefflich verwaltet hatte (cap. 41, § 2 bis cap. 43 Ende).

Dabei hat Tacitus nur den Anfang des 18. Kapitels umarbeiten müssen und vorn im 21. Kapitel das Wort sequens zu hiems eingesetzt; die Bemerkung über den Tod des Sohnes des Agricola im 29. Kapitel ist wohl ohne Belang. Es ist also nach unserer Meinung als alter Kern der Agricolabiographie, als ursprüngliche laudatio funebris, welche ebenso vierteilig war, als es die Einschiebungen sind, folgendes anzunehmen:

1. Agricolas Leben, bis er Statthalter in Britannien wurde (cap. 4—9);
2. Agricola in Britannien, selbstverständlich nur allgemein geschildert (cap. 18—21);
3. Agricolas ferneres Leben in Rom und sein Tod (cap. 39 bis 41, § 1);
4. Würdigung und Schluss (cap. 44—46).

— — —

2.

Die Insel Salamis und die neuste Ansicht von der Aufstellung der Perserflotte in der Salaminischen Seeschlacht.

(Mit Karte.)

Als ich im September des Jahres 1902 in Griechenland weilte, reizte es mich natürlich, auch der Stätte einen Besuch abzustatten, wo in heissem Ringen einst Hellenen und Barbaren gestritten hatten, als im Beginne des 5. vorchristlichen Jahrhunderts der so oft sich wiederholende Kampf zwischen der barbarischen Kultur des Ostens und der freieren Geistesentwickelung des Westens — man nennt diesen 1. Kampf gemeiniglich die Perserkriege — zum ersten Male zur wirklichen Entscheidung kam:

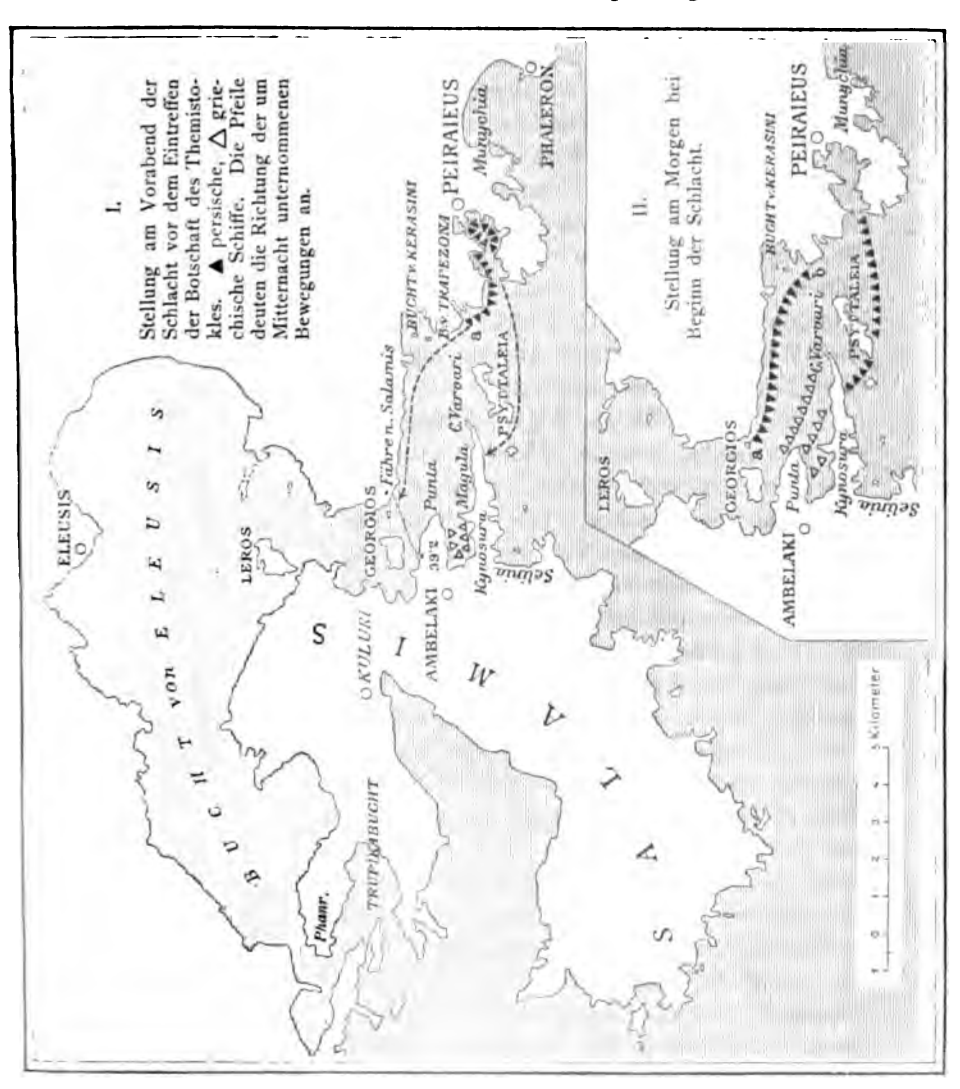
dem Schlachtfelde von Salamis. Die Ausführung dieses Planes wurde ermöglicht durch die freundliche Unterstützung des Sekretärs des österreichischen Archäologischen Instituts zu Athen, des Herrn Dr. A. Wilhelm, und des Vertreters des damals beurlaubten deutschen Generalconsuls Geh.R. Lüders, des Herrn Legationsrats Flügel. Ersterer gab mir den als Separatabdruck aus den Jahresheften des österreichischen Archäologischen Instituts [1]) erschienenen lehrreichen Aufsatz des Herrn Professors Dr. Adolf Bauer in Graz mit, welcher zu gleichen Ergebnissen kommt wie ein Vortrag, welchen Herr Dr. Wilhelm selbst alljährlich für die österreichischen Stipendiaten an Ort und Stelle zu halten pflegt; Herr Legationsrat Flügel hatte die Güte, mir den Konsulatsdiener Dimitri als Begleiter anzubieten, einen jungen Griechen, welcher auch etwas Französisch und Deutsch versteht, so dass ich mich mit ihm notdürftig unterhalten und nach allem fragen konnte; Dimitri übernahm die Führung und die Kasse, und so fuhren wir denn am Mittwoch den 10. September — demnach einige Tage vor dem Jahrestage der Schlacht, die am 20. bezw. 28. September (480) geschlagen ist,[2]) also bei einem natürlichen Zustande der Landschaft, wie er ungefähr zur Zeit der Schlacht gewesen ist — mit der Eisenbahn von Athen nach Piräus, wo Dimitri einen Wagen mietete (der, nebenbei gesagt, ziemlich teuer war, denn er kostete 15 Drachmen = 8¼ Mk.), und wir fuhren am Friedhofe (*νεκροταφεῖον*), welcher durch seine dunkeln Cypressen kenntlich war, vorüber, dann zwischen ärmlichen Hütten des sich in die Ebene allmählich verlierenden, jetzt zu einer neben Athen und Patras wichtigen Stadt sich aufschwingenden Piräus, bald aber am Meere hin, aus welchem zuerst die für die Geschichte der Schlacht wichtige kleine Insel Psyttaleia (jetzt Lipsokutali) auftauchte, dann Salamis selbst in friedlicher Stille (und daher hat sie ihren ursprünglich semitischen Namen ‚Schalam‘ „Frieden“, da sie von den Phöniziern zuerst

---

[1]) Band IV, 1901, S. 90—111; Karte auf S. 90, welche unten mit Erlaubnis des Herrn Verfassers und des Herrn Verlegers abgedruckt ist; hierfür sowie für die freundliche Überlassung des Klischees sei auch hier gebührender Dank abgestattet.

[2]) Am 20. Boedromion nach Plutarch, Camillus cap. 19, den Böckh, Mondcyklen S. 73, auf den 20. September festsetzt, ein neuer Forscher aber, G. Busolt (Zur Chronologie und Geschichte der Perserkriege, Fleckeisens Jahrbücher der klass. Philologie 1887, S. 33—51) auf den 28. September.

besiedelt ist), und bald waren wir an dem sogenannten „Thron des Xerxes“ angekommen, wo der Berg Aegaleos bis zum Meere vorspringt; hier soll Xerxes, auf seinem mit silbernen Füssen versehenen Thronsessel sitzend, dem Kampfe zugeschaut haben,



Karte von Salamis,

nach dem Sonderabdruck aus den Jahresheften des österreichischen Archäologischen Instituts, Band IV, mit Genehmigung des Verfassers und Verlegers.

denn Herodot [1]) sagt, jeder Perser habe geglaubt, der König sähe ihn, und an einer anderen Stelle: [2]) man erzählt, dass der König zugeschaut und bemerkt habe, u. s. w. Gerade aber, weil man ein unmittelbares Sehen des Perserkönigs angenommen hat, ist der Sitz des Xerxes wohl noch eine Viertelstunde weiterhin auf die Höhen der kleinen Felsenhalbinsel Keratopyrgos mit Recht verlegt worden. An dieser fuhren wir auch vorüber und kamen nach mehr als stündiger Fahrt zu der Fähre (Perama), die uns nach Salamis hinüberführen sollte. Nachdem wir den Wagen verlassen und zu warten geheissen hatten, fuhr auch bald das Fährboot ab, das uns, quer über das Meer, dort, wo einst die Schlacht am grimmigsten getobt hatte, in einer knappen halben Stunde hinüber nach Salamis führte. Dort, über der heutigen Bucht von Ambelaki, oben auf dem Berge mit den alten Windmühlruinen und an ihm lag der alte Ort Salamis, wo einst Telamon geherrscht haben soll, der Vater des gewaltigen Aias und des trefflichen Bogenschützen Teukros, und ihr Hafen war jene Bucht, in deren Wasser sich noch manche Spuren von Unterbauten befinden sollen. Jetzt ist die Insel fast durchweg von Albanesen bewohnt. Wir bestiegen ein ärmliches federloses Wäglein, das uns über eine niedere Hügelkette weg nach dem etwa eine Stunde entfernten Hauptorte der Insel, nach Kuluri — jetzt wieder offiziell Salamis genannt —, brachte; es ging, wie im Süden immer, in so scharfem Trabe vorwärts, dass mir noch Tage lang die Rippen weh thaten. Obschon wir den Wagen gemietet hatten, mussten wir noch mehrere Passagiere von der Fähre mitnehmen, die es sich mit liebenswürdiger Unverfrorenheit und nach einigen gemurmelten Worten, die wohl „mit Erlaubnis" heissen sollten, auf unserem Wagen bequem machten und bis Kuluri mitfuhren. Das am Weststrande der schmalsten Stelle der Insel liegende ziemlich ärmliche Städtchen wurde durcheilt, und wir fuhren weiter nach dem fast auf der nordwestlichen Ecke von Salamis liegenden Kloster Phaneromene (d. h. die „sichtbare"), eine Fahrt, auf welcher wir einen herrlichen Überblick über die Insel gewannen: schon bei Kuluri drang vom Westen das Meer in die Insel hinein (daher soll von diesem fast eingeschlossenen Meere der Name Kuluri = „Brezel" kommen), und

[1]) VIII, 86.
[2]) VIII, 88.

auch von Osten dringt das Meer vor, so dass man erst nach Westen, dann bald nach Osten den Blick auf die See hat, hier darüber hinaus über die Bucht bis nach Eleusis sehen kann; bald wird die Insel wieder breiter, biegt aber dann nach Nordosten, und wir fuhren zwischen abgeernteten Getreidefeldern und besonders Weinanpflanzungen zu dem oben genannten Kloster, das wir nach einer Stunde etwa erreichten. Wir konnten uns so ein griechisch-orthodoxes Kloster anschauen, welches auch Sommerfrischler, weniger bemittelte Familien aus Athen, Megara, Eleusis oder anderen kleineren griechischen Orten aufnimmt, und bei welchem alljährlich am 4. September eine zahlreich besuchte panegyris, Wallfahrt und Festversammlung, stattfindet, eines jener merkwürdigen Volksfeste im heutigen Griechenland, die fast noch an die alten Festspiele erinnern. Der Pförtner empfieng uns freundlich und geleitete uns in die kleine Kirche, in welcher wir nach der Sitte des orthodoxen Ritus eine dünne winzige Kerze opferten, die man uns reichte, die aber bezahlt zu werden pflegt. Wir wurden dann zum stellvertretenden Klostervorsteher geleitet, der uns freundlich in seine Wohnung hineinführte und gastfrei in türkischer Weise gekochten Kaffee, sogar mit Cognac, reichen liess. Von den zwei Balkonen seiner Wohnung aus hatten wir einen herrlichen Ausblick sowohl nach Südosten über die Insel als auch nach Nordwesten bis hinüber nach Megara, das mit seinen terrassenförmig sich den Berg hinauf erstreckenden Häusern herübergrüsst. Die Sonne neigte sich schon zum Untergange, wunderbar scharf in ihrer Linienführung traten die Häupter der Berge Attikas hervor, um uns herum die kahlen Hügel von Salamis, und unten das veilchenblaue Meer — das *ἰοειδής* Homers lernt man dann verstehen! —, das der Schauplatz einer der wichtigsten Begebenheiten der Weltgeschichte gewesen war: wahrlich es war eine erhebende Stunde, welche wir auf diesem Klosterbalkone durchlebten. Dann aber hiess es, wieder den Marterkasten besteigen, der uns bergab rasch nach Kuluri und dann bald auch zur Perama brachte. Hier ereignete sich freilich insofern eine unerquickliche Scene, weil der Wagenführer für die Fahrt in dem schauerlichen Kasten, den eine Rosinante zog, nicht weniger als 15 Drachmen verlangte, ebensoviel als der Landauer aus Piräus kostete, der noch dazu 4 Stunden an der Fähre warten musste. Es entspann sich, da Dimitri nicht vorher accordiert hatte, ein lebhafter Wortwechsel, der das ganze Fähr-

dorf herbeilockte; aber mit einer wohl im Umgange mit Deutschen gelernten Entschiedenheit zahlte Dimitri grossmütig 8 Drachmen und forderte den Kutscher auf, wenn er mehr haben wollte, sich dieses im deutschen Konsulate zu Athen zu holen. Wir Deutsche sind zwar jetzt in Griechenland wenig beliebt — im allgemeinen, wie alle europäischen Grossmächte, weil man in Athen nicht versteht, wie von ihnen der grimmige Glaubensfeind der orthodoxen Kirche, der türkische Grosssultan, so begünstigt werden kann, im besondern, weil unser Vertreter in der Schuldenaufsichtskommission auf Ordnung und Pünktlichkeit hält —, aber wir sind geachtet, und murrend zog sich der biedere Fuhrmann zurück, nach Athen kam er auch nicht, er hatte es sich wohl leichter gedacht, die Fremden zu prellen; im übrigen ist mir, wenn ich einen internationalen Portier in Patras ausnehme, kein anderer derartiger Fall in Griechenland von seiten der freundlichen und gutmütigen unteren Volksschichten vorgekommen. Wir liessen uns aber auch damals die Laune nicht verderben, fuhren bei untergehender Sonne über das Schlachtfeld auf dem Meere im Kahne zur Perama zurück und dann in unserem Landauer in die Dunkelheit hinein nach Piraeus und gelangten auch glücklich dorthin und dann auf der Eisenbahn wieder nach Athen zurück.

Schon diese Schilderung zeigt, dass die Insel Salamis durchaus nicht so klein ist, als man sie sich gewöhnlich denkt: ist sie doch langgestreckt (12 Kilometer lang), eine wunderlich ausgezackte Felseninsel, an der breitesten Stelle fast ebenso breit als lang. Ernst Curtius [1]) schildert sie, wie ihre südliche Hälfte sich weit in das Meer von Aegina vorstreckt, während die Nordhälfte sich zwischen die attischen und megarischen Küstenberge tief hineinschiebt. Es ist deshalb von vornherein die Überlieferung von der Umgehung der griechischen Flotte mittels Umsegelung der Insel durch die Perser in der kurzen Septembernacht und das Vorgehen der letzteren von der Insel Leros im Norden aus mit grossen Bedenken aufzunehmen, denen Bauer in dem oben angeführten Aufsatze Worte verliehen hat, wie sie auch Dr. Wilhelm teilt. Folgen wir ihnen und geben die Ergebnisse ihrer Untersuchung an, welche die Entscheidung in der Schlacht bei Salamis in ganz neuem Lichte erscheinen lassen.

---

[1]) Ernst Curtius, Griech. Geschichte, II S. 76 f.

Vorauszuschicken ist, dass die gewöhnliche Überlieferung bezüglich der Salaminischen Schlacht, wie Eduard Meyer dargethan hat,[1]) viel unwahre Legende enthält, welche eine spätere Zeit aufbrachte, und die man dann als wahr annahm, so besonders die unpatriotische Haltung der Korinthier. Wahr ist nur, dass die griechischen Führer vielleicht einige Zeit schwankten, ob sie bei Salamis schlagen sollten, aber sich bald dazu entschlossen; es galt nur die Perser zum Schlagen zu bringen,[2]) und dem allein entsprang die von den Griechen gekannte und gebilligte List des Themistokles, wenn sie überhaupt historisch ist. Doch kehren wir zur Überlieferung zurück. Als nämlich am Abend des 17. Boedromion (18. bezw. 26. September) 480 in dem Kriegsrate Themistokles es durchgesetzt hatte, dass die Griechen doch bei Salamis schlagen wollten, wurden dieselben dennoch wieder am folgenden Morgen wankend, als sich die gewaltige Persermacht von Phaleron her gegen sie in Bewegung setzte, während das grosse persische Landheer, Fussvolk, Reiter und Wagen, längs der Küste hinzog, augenscheinlich gegen den Peloponnes. Darum führte Themistokles seine bekannte List aus, indem er seinen Vertrauten Sikinnos[3]) zum Xerxes schickte, mit der Aufforderung, die Flotte der Griechen nicht entfliehen zu lassen, sondern sie einzuschliessen und dann zu vernichten.

Von der Schlacht und im besondern von diesem wichtigen Abschnitte berichten bekanntlich Aeschylos in dem Botenberichte in seinem Drama „Die Perser“,[4]) Herodot[5]) und der im 4. Jahrhundert vor Christus lebende Historiker Ephoros.[6]) Auf jene Aufforderung des Themistokles hin, so fährt die Überlieferung fort, habe Xerxes nach vorausgegangener Besetzung der kleinen Insel Psyttaleia seine Flotte in zwei Hälften geteilt, in einen westlichen Flügel, welcher um Mitternacht in den Sund von Salamis einlief und das Meer von der Piräusbucht bis zur Halbinsel Kynosura, dem östlichen Vorsprunge der Insel Salamis, mit der

---

[1]) Forschungen zur alten Geschichte II, 204; s. ebendesselben Geschichte des Altertums, III, 1901, S. 387—388.

[2]) Ed. Meyer, Geschichte des Altertums III, S. 388—390.

[3]) Herodot VIII, 75.

[4]) V, 353 ff.

[5]) VIII, 74 ff.

[6]) Bei Diodorus Siculus in dessen Biblioth. histor. XI, 17 erhalten; s. auch Plutarch, Themist. cap. 12.

Höhe Magula, abschloss, während, wie Herodot fortfährt, die anderen Schiffe, welche um Keos und Kynosura standen, auch in See gingen. Damit können wir nicht viel anfangen, da wir nicht wissen, wo Keos liegt. Verständlicher wäre an sich die Erzählung des Ephoros, welcher behauptet, dass die Einschliessung der Griechen dadurch bewerkstelligt sei, dass das Gros der persisch-phönizischen Flotte zwischen der attischen Küste und der Insel Salamis Stellung nahm, dass aber ein Umgehungsgeschwader von 200, meist ägyptischen Schiffen, in der Nacht rund um Salamis herumgesegelt sei und zwischen dem Festlande von Megara und der Westküste von Salamis sich aufgestellt [1]) und so ein Entfliehen der Griechen nach dieser Seite hin unmöglich gemacht habe, eine Überlieferung, welche Ephoros wohl aus den Atthiden schöpfte, Spezialgeschichten Attikas von verschiedenen Verfassern im 4. vorchristlichen Jahrhundert, welche ihrerseits wieder die mündliche spätere, also nicht die den erzählten Ereignissen gleichzeitige, aber doch noch nahe Tradition widerspiegeln. Doch jenes ist unmöglich, da, selbst wenn die Perser sich nur bis zur Trupikabucht [2]) im Nordwesten der Insel begeben hätten, um von dort aus sich auf die Lauer zu legen, ein Weg von $35^1/_2$ Kilometer von der Perserflotte von Mitternacht bis zur Morgenfrühe im September, also in etwa 6 Stunden, zurückzulegen gewesen wäre; dieses aber ist für eine Ruderflotte unmöglich; ganz undenkbar wird die Sache, wenn man gar annimmt, und dieses ist für eine wirkliche Umschliessung eigentlich nötig, die Umgehungsflotte wäre bis zur Insel Leros, einer kleinen Insel zwischen Salamis und Eleusis, gekommen und hätte den Sund von Salamis von Eleusis her gesperrt, denn dann hätte sie einen Weg von $53^1/_2$ Kilometern in 6 Stunden durchrudern müssen.

Während Holm, Griech. Geschichte, II S. 64 die alte Auffassung bietet, spricht E. Curtius, Griech. Geschichte, II[4], S. 80, zwar von Umzingelung (*κυκλούμενοι*, Herodot VIII, 76), aber nur vom Vorschieben des westlichen Flügels „gegen Salamis" (*πρὸς τὴν Σαλαμῖνα*, Herodot ebenda); das wäre jedoch nur eine Bedrohung der Rückzugslinie der Griechen seitens der Persischen Flotte; da Curtius die Örtlichkeiten ebenfalls aus Autopsie kennt, schweigt er von einer Umsegelung der Insel, die ihm wohl eben-

[1]) So nach Ed. Meyer a. a. O. S. 390 u. 392.

[2]) Siehe die beigegebene Karte.

falls in der kurzen Herbstnacht als unmöglich erschien. Auch Munro, welcher jüngst (Journal of Hellenic studies, XXII, 1902, S. 321 ff.) über die Seeschlacht bei Salamis geschrieben hat, entwickelt nicht mit Berücksichtigung der genauen Lage der Örtlichkeiten ein bis ins einzelne gehendes Schlachtbild; er spricht zwar genauer von der Aufstellung der Perserflotte, auch erwähnt er, dass Xerxes befohlen habe, einzelne Schiffe rund um Salamis aufzustellen, also etwa die Trupikabucht zu besetzen, es läuft aber nach ihm bei der Aufstellung der Perserflotte im wesentlichen auf eine Blokade von Salamis hinaus, um ein Entweichen forteilender Griechenschiffe zu verhindern.

Aber die Einschliessung ist doch wirklich geschehen, d. h. die in der Bucht von Ambelaki liegende Flotte der Griechen war im Norden wie im Süden thatsächlich, wie alle Nachrichten übereinstimmend melden, eingeschlossen und umzingelt. Da ist nun von Wilhelm und Bauer ganz richtig gezeigt, dass der Ostflügel der Perserflotte, wie oben erwähnt ist, von Kynosura bis zum Piräus lag; der Westflügel, womit der am weitesten schon vorher bis an den Sund vorgeschobene (bis Kynosura, sagt Herodot) Teil der Perserflotte gemeint ist, aber fuhr an der Ostküste des Salamissundes hin in der dunkeln Nacht (nach angestellten Berechnungen ging in ihr der Mond, namentlich wenn man das Busoltsche Datum annimmt, also als Schlachttag den 28. September ansetzt,[1]) erst, da er im letzten Viertel stand, 5 Min. vor 2 Uhr auf), vorbei an der etwa 3 Kilometer entfernten drüben an der salaminischen Küste in der Bucht von Ambelaki, zwischen dem nördlichen runden und stumpfendigenden Vorsprunge, der Punta, und dem im Süden durch eine kleine Ausladung der fast $3^1/_2$ Kilometer langhingestreckten Halbinsel Kynosura liegenden griechischen Flotte, bis etwa dahin, wo jetzt die Fähre von der attischen Küste bis Salamis hinübergeht, dieselbe, die wir auch benutzt haben. Dieser Weg, etwa 5—6 Kilometer lang, wurde in der Stille der Nacht zurückgelegt, und nun lag der Nordteil der Perserflotte etwa 2 Kilometer von den Griechen entfernt. Als dann der Schlachttag, der 20. Boedromion, anbrach, sahen die Griechen sich von Nord und Süd von der persischen Flotte um-

---

[1]) Siehe oben Anmerkung 2 zu S. 208.

zingelt und bedroht, im Westen aber lagen die kahlen Felsen von Salamis, im Osten die attische Küste mit dem grossen persischen Landheere, und so waren sie thatsächlich eingeschlossen, und nur im siegreichen Kampfe lag ihre Rettung. Darum fochten sie so todesmutig und siegten, wie das ja allbekannt ist.

3.

Horaz und der Pergamenische Gigantenfries.

Die von Horaz am Anfange seiner sogenannten Ars poetica (Epist. II, 3) V. 1—4 mit folgenden Worten beschriebene Miss- und Mischgestalt:

> „Humano capiti cervicem pictor equinam
> Jungere si velit et varias inducere plumas
> Undique collatis membris, ut turpiter atrum
> Desinat in piscem mulier formosa superne",

nach Binders Übersetzung:

> „Wollte zum menschlichen Haupte den Pferdhals irgend ein Meister
> Fügen, mit buntem Gefieder sodann umziehen die Glieder,
> Die er von überallher sich gewählt, dass in hässlich geschwärzte
> Fischesgestalt ausliefe das Weib, liebreizend von oben"

— also ein Weib mit menschlichem Haupte, Pferdenacken, mit Federn bekleidet und in einen Fisch endigend — galt bisher als ein reines Gebilde der Horazianischen Phantasie. Vielleicht liegt ihm aber doch etwas zu Grunde, das Horaz einst in seiner Jugend sah, und an das er sich erinnerte, als er sich am Anfange seiner grossen Pisonenepistel nach einem Bilde umsah, um zu lehren (V. 23):

> „Jedes Gedicht sei einfach nur und ein Ganzes".

Wir wissen, dass sich Horaz in Athen aufhielt, als M. Junius Brutus, der Tyrannenmörder, — eine der vielen Truggestalten in der Weltgeschichte, von deren Antlitz die moderne Forschung

den Schleier abgerissen und dargethan hat,[1]) dass er früher ein schnöder Wucherer war und wohl nur aus gekränktem Ehrgeize auf seinen Wohlthäter und väterlichen Freund Cäsar den Dolch gezückt hat — nach Athen kam, um sich in seine Provinz Macedonien zu begeben; dort feierte ihn die römische Jugend, welche in der noch damals als geistige Hauptstadt der gebildeten Welt geltenden hellenischen Hauptstadt studierte, unter ihr auch Ciceros Sohn, weil sie für den angeblichen Wiederhersteller der alten republikanischen Freiheit begeistert war.[2]) Auch Horaz befand sich unter der jugendlichen Schar, die ihren Heros jubelnd begrüsste, und er gerade muss die Augen des immerhin scharfblickenden Mannes, der nur in seinem verletzten Ehrgeiz so kurzsichtig geworden war, Rom seines Cäsars zu berauben, auf sich gelenkt haben, da er doch wohl aus der breiten Masse der Mittelmässigkeiten, die jenen umgab, hoch emporragte. Brutus zog ihn daher an sich und ernannte ihn später zum Militärtribunen, wir würden sagen, er übertrug ihm eine Stelle in seinem Hauptquartier bezw. in der Intendantur, in welcher er für das Verpflegungswesen zu sorgen hatte. In dieser Stellung begleitete Horaz[3]) den Oberbefehlshaber Brutus nach Kleinasien, und war bei ihm bis zur Schlacht bei Philippi, welche Brutus Glück und Leben kostete. Brutus und sein Stab sind in den Jahren 43 und 42 weit in Kleinasien herumgekommen: trafen sich doch Brutus und Cassius im Herbste 43 in Smyrna, worauf Cassius nach Rhodos, Brutus nach Lycien zog, und kamen dann, kurz ehe sie im Spätsommer 42 nach Europa zurückkehrten, in Sardes zusammen, von wo sie nach Abydos zogen, um von dort über den Hellespont zu setzen, zum Todesgang bei Philippi.

Die Aufzählung der gefeierten Städte Kleinasiens, welche damals viel von den Römern besucht wurden, in dem Anfange des 7. Gedichtes im 1. Odenbuche, die Erwähnung von Rhodos, Mitylene, Ephesos, von Klazomenae[4]) und Lebedos[5]) und anderen, mag dem Umstande zuzuschreiben sein, dass Horaz damals in Brutus' Begleitung dort gewesen ist und sich vielfach umgesehen

---

[1]) S. Otto Eduard Schmidt, M. Junius Brutus, Verhandlungen der 40. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Görlitz 1889, S. 165—185

[2]) S. Plutarch, Brutus, cap. 24.

[3]) Wie uns u. a. Plutarch im Brutus cap. 30 meldet.

[4]) Sat. I, 7.

[5]) Epist. I, 11, 7.

hat, auch sich seines Aufenthaltes daselbst später oft und gern erinnerte. Zweifellos ist nun Horaz in der geschilderten Zeit auch in Pergamon gewesen und hat die dortige Pracht des Königssitzes der Attaliden gesehen. Dass die grossartigen pergamenischen Bildwerke auf die Beschauer auch noch später einen so gewaltigen Eindruck gemacht haben müssen, dass sie ihnen bei literarischer Produktion in Erinnerung kamen, davon soll, wie man jetzt annimmt[1]) — Julius Müller soll es zuerst im Jahre 1880 gethan haben — die Stelle in der Apokalypse cap. II V. 12 und 13 ein Beweis sein; dort heisst es: *καὶ τῷ ἀγγέλῳ τῆς ἐν Περγάμῳ ἐκκλησίας γράψον . . . . οἶδα, ποῦ κατοικεῖς· ὅπου ὁ θρόνος τοῦ σατανᾶ* . . . . und unten: *παρ' ὑμῖν, ὅπου ὁ σατανᾶς κατοικεῖ.* Der „Thron des Satans" ist danach der grosse Altar in Pergamon. — An dort, an die Reliefs am Zeusaltare aus der Gigantomachie erinnerte sich nun auch Horaz, als er jene Mischgestalt am Anfange des Pisonenbriefes schilderte: dort sind die Urgebilde für jene phantastischen Gestalten zu suchen. Es finden sich nämlich daselbst — von den Göttern abgesehen — neben Riesen in rein menschlicher Gestalt und den schlangenfüssigen Giganten — die Schlange ist immer Symbol der Autochthonie, Entstehung aus der Erde, und so werden die meisten Giganten dargestellt — auch Giganten mit Stiermaske und Hörnern — ähnlich das horazische cervix equina —,[2]) auch solche mit dem Kopfe eines Löwen[3]) und andere Mischgestalten (geflügelt, mit Vogelkrallen, Schlangen am Rücken u. a.), die uns hier nichts angehen; näheres findet sich in Baumeisters Denkmälern des klassischen Altertums, wo A. Trendelenburg in dem Artikel „Pergamon" die plastischen Kunstwerke beschrieben hat, ebenso K. Hachtmann in seinem trefflichen kleinen Werk: Pergamon, eine Pflanzstätte hellenischer Kunst, 1900, und die Beschreibung der Skulpturen aus Pergamon: I. Gigantomachie, 2. Aufl. 1902 von der Generalverwaltung der Kgl. Museen zu Berlin herausgegeben. Am wichtigsten für uns ist auf der Westseite des Altars die Gestalt Tritons, des Sohnes des Poseidon, gebildet, derselbe befand sich an der nördlichen Ecke bis zur linken

---

[1]) Neue evangelische Kirchenzeitung 1882, S. 151.

[2]) S. Beschreibung der Skulpturen aus Pergamon: I. Gigantomachie, 2 A., 1902, S. 16.

[3]) Ebenda S. 20.

Treppenwange: „ein mit flossenähnlichen Flügeln versehener menschlicher Oberkörper" —, also Horazens

„varias inducere plumas
Undique collatis membris" —,

„daran anschliessend der Vorderleib eines Pferdes" — Horazens „cervix equina" —, „und endlich ein Fischschwanz" [1]) — ganz deutlich Horazens

„ut turpiter atrum
Desinat in piscem mulier formosa superne";

im ganzen also genau die Gestalt, welche Horaz geschildert hat, allerdings in der plastischen Darstellung ein Mann, aber neben Triton kämpfte seine Mutter Amphitrite, vielleicht vermengte sich infolge des an dieser Stelle besonders wirren Durcheinander der Kämpfenden in der Erinnerung dieses auch bei Horaz, und ihm kam statt des Mannes die neben ihm kämpfende Frau in die Gedanken.

Auch das vierte Gedicht des 3. Odenbuches ist sicher in Erinnerung an die Pergamenischen Heiligtümer niedergeschrieben, woran schon Kiessling in seinem Kommentar zu Vers 73—75 erinnert; dort heisst es:

„Iniecta monstris Terra dolet suis
Maeretque partus fulmine luridum
Missos ad Orcum" —,

d. h. „gestützt auf ihre Riesensöhne seufzt die Erde und trauert, dass ihre Brut zum fahlen Orkus hinabgeschleudert sei." Hier werden wir an die Athenegruppe der pergamenischen Gigantenreliefs erinnert: „rechts von Athene steigt Ge (die Erde), die Mutter der Giganten, aus dem Boden empor .... Klagend über den Untergang ihrer Kinder wendet sie ihr Haupt, von dem die aufgelösten Haare lang herabwallen, der Göttin zu und hebt ihre Hände bittflehend in die Höhe." [2])

Endlich der merkwürdige Kampf des Adlers gegen die Schlange im 4. Gedichte des 4. Odenbuches, V. 11 u. 12:

Nunc in reluctantes dracones
Egit amor dapis atque pugnae —,

---

[1]) S. Hachtmann a. a. O. S. 53; s. Beschreibung, S. 38—39.

[2]) S. Hachtmann a. a. O. S. 65; s. auch Beschreibung, S. 28.

d. h. „ihn lässt herabstürzen wider entgegenstreitende Schlangen Liebe zum Frass und zum Kampf"; auch hier geht nach unserer Meinung Horazens Erinnerung auf die Pergamenen zurück, da in der Zeusgruppe [1]) ein Adler dargestellt ist, welcher „in den Kampf selbst eingriff", denn: „in den Rachen der einen Schlange schlägt der Adler, der Vogel des Zeus, seine Fänge ein".

Vielleicht erinnern noch andere Wendungen bei Horaz an die Pergamenischen Skulpturen, die ein genauerer Kenner der letzteren herausfindet, besonders da jetzt das Studium durch die Anschauung der Skulpturen in dem im vorigen Jahre in Berlin eröffneten „Pergamon-Museum" so sehr erleichtert ist. Wir aber freuen uns, das Gesagte gefunden zu haben, da andere und uns gewiss nun ein merkwürdiges Gefühl überkommen wird, wenn wir in jenem Museum zu Berlin, das durch diese Skulpturen mit einem Schlage der locus classicus für das Studium der Nachblüte hellenischer Plastik geworden ist, diese Platten betrachten und uns sagen: auf eben diesen hehren Meisterwerken altgriechischer Kunst ruhten auch einst die Augen des Venusischen Sängers!

4.

Das antike Stillleben.

Bei den klassisch-antiken Völkern, den Hellenen wie den Römern, ist wohl von allen geistigen Eigenschaften, die sie im allgemeinen in so hohem Grade besassen, keine auffallenderweise verhältnismässig so gering oder nur keimhaft vorhanden als der Natursinn, und zwar weniger noch als bei den Griechen bei den Römern bezw. den Bewohnern von Altitalien. Ich bestreite damit nicht, dass hochbegabte Naturen auch in diesen Völkern, Künstler sowie Dichter und sonstige Schriftsteller, die erfreuliche Gabe besessen haben, in ihren Werken natürliche Vorgänge aus dem Tierleben oder landschaftliche Schönheiten herrlich wieder-

---

[1]) S. Hachtmann a. a. O. S. 63, auch A. Trendelenburg b. Baumeister a. a. O. II S. 1264, u. Beschreibung S. 27; der gegen eine Schlange der Gigantenfüsse kämpfende Adler kehrt noch zweimal wieder, Beschreibung S. 12 u. 41.

zugeben. Wer einmal, um einzelnes herauszugreifen, die Sala degli animali im Vatikanischen „Museum der Antiken“ durchwanderte oder die Bronzen im „Museo nazionale“ zu Neapel betrachtete oder auch die farbenglühenden Mosaiken und antike Wandgemälde bewundert hat, wer Ilias und Odyssee kennt, sowie die pseudohomerische Froschmäuseschlacht, oder den herrlichen Kolonoschor im Sophokleischen Oedipus Koloneus, Vergils Bukolika und Georgika, Horazens Schilderung der Tierwelt in der vielbewunderten 6. Satire des 2. Buches mit ihrer Fabel von der Stadt- und Feldmaus oder seine Schilderung der Landschaft im Iter Brundisinum (5. Satire im 1. Buche), im besondern der Bergthäler, Wiesen, Quellen und Wälder Mittelitaliens oder von Bajäs Mode- und Weltbad in seinen Oden, und wie er in seinen „Frühlingsliedern“ uns den Wechsel der Jahreszeiten erleben lässt, oder wer die landschaftlichen Schilderungen in dem farbenprächtigen antiken Märchenbuche, Ovids Metamorphosen, liest, — wer alles dieses und noch manches andere kennt, der wird sich zwar erhoben und erfreut fühlen, aber doch, wenn er das gesamte Altertum überblickt, sich sagen müssen: es sind nur Ausnahmen, die zwar von Homer bis zu den Alexandrinern, von der rohen und rauhen Poesie des latinischen Bauernvolkes bis zu Avienus und Ausonius sich erstrecken, — aber die antiken Völker als solche sind doch weit entfernt von einem liebevollen Verständnis der Natur, welche sie erst mit Göttergestalten beleben mussten, um sie zu verstehen, ganz anders denkend und fühlend als etwa das gemütvolle germanische Mittelalter oder die breite Menge der heutigen Kulturvölker in Europa. Sind doch noch in der Jetztzeit die Abkömmlinge der alten Hellenen und noch mehr die heutigen Italiener fast ebenso geartet als ihre Ahnen, sonst würden sie ihre Tiere, besonders die armen Pferde, nicht so schmählich schlecht behandeln, nicht unsere armen Singvögel zu Tausenden schiessen und fangen, um die kleinen Knochengerippe, als wären es wunder was für Delikatessen, zu verspeisen. Könnte etwas zur Erklärung dienen, so wäre es die südliche Natur selbst: trotz allen Farbenzaubers der herrlichen Landschaft, wenn wir sie mit unseren Augen betrachten, kein holder Frühling in einer Länge, dass er voll genossen werden kann, nein, bald glühend-heisser Sommer, fieberhafter Herbst, regenreicher Winter; keine entzückende Abenddämmerung, in welcher man sich erholen kann, dazu Staubesqual mit Durstes-

nöten und Mückenplage bei Tag und Nacht, — nur die milden Sommer- und Herbstnächte sind schön. Darum ist ἥλιος und sol bei den antiken Völker der harte Mann, σελήνη und luna die lieblich-milde Frau, bei uns aber heisst es: die liebe Sonne, der Mond mit seinen Zauber- und Spukgestalten!

Da muss es uns wundern, dass trotz dieses Mangels an Natursinn und Naturfreude in der Stadt, welche, aus der Erde gleichsam auferstanden, uns das altrömische Leben so vor Augen stellt, wie es am Beginne der 2. Hälfte des ersten Jahrhunderts der römischen Kaiserzeit war, und zwar in Süditalien, wo sich von der früheren Ἑλλὰς μεγάλη her griechisches und römisches Wesen verschmolzen hatte, in Pompeji, eine Menge Gemälde sich finden, welche im Verhältnis zu der an sich ja grossen Anzahl der Landschaften und Tierstücke — von der Darstellung der Menschen und ihrer Schicksale, namentlich von den unzähligen Darstellungen mythologischen Inhalts, die auch vielfach an die dramatische Literatur anknüpfen, selbstverständlich hier abgesehen —, noch dazu, wenn wir an eine inhaltliche Würdigung des sich immer gleichbleibenden Vorwurfs denken, in ziemlich grosser Anzahl vorhanden sind, die sogenannten **Stillleben**, ich betone die Stillleben und schliesse ausdrücklich die Genrebilder aus, so nahe sich auch beide berühren, so dass die Grenze manchmal nicht leicht festzustellen ist. Ansätze und Anfänge davon, aber kaum mehr, finden sich ja wohl, den literarischen Nachrichten zufolge, bereits zur Zeit und auf dem Gebiete der hellenischen Welt, mehr erst in frühhellenistischer Zeit, da aus klassischer Zeit sich absolut nichts dergleichen erhalten hat. Vornehmlich soll in Priene in Kleinasien, das etwas nördlich von Milet liegt, man hat es wohl das hellenistische Pompeji genannt,[1]) in den aufgedeckten Privathäusern — und das hat ja Priene mit Pompeji gemeinsam —, die zwar schmucklos und schlicht von aussen erscheinen, aber doch heiter und freundlich im Innern ausgestattet sind, auf Marmorstücken

---

[1]) Von ihm berichtet uns Alexander Conze im Archäolog. Anzeiger 1897, S. 68 ff.; dort begannen im Auftrage der Generalverwaltung der Berliner Museen durch den Entdecker Pergamons, Humann, Ausgrabungen, die zuerst unter der Leitung Kekules von Stradonitz fortgesetzt und von Wiegand und Schrader abgeschlossen sind (bis Ende Winter 1898); s. Arch. Anzeiger 1897 S. 178 ff.; 1899 S. 55 u. 133, auch Mitteilungen des deutschen Archäolog. Instituts. Athen. Abteilung 1898 S. 307—313.

figürlich-malerischer Schmuck vorkommen. Ob darunter „Stillleben" sich im besondern finden, ist mir unbekannt, da das umfassende Werk über diese Ausgrabungen noch nicht vorliegt, auch in den populären und kurzen Mitteilungen erfahren wir nichts,[1]) und unter den in den Berliner Museen vorhandenen Kunstwerken, welche aus den Ausgrabungen in Priene stammen, befinden sich keine Gemälde, und auch die vorhandenen Fachreliefs erinnern nirgends an ein Stillleben. — Die reinen Landschaftsbilder (Villen, kleine Heiligtümer, Flüsse mit oder ohne Brücken u. dergl.) sind ja im allgemeinen zahlreich bekannt; sie sind sicher hellenistischen Ursprungs, ja die realistischen Darstellungen von Landschaften im weiteren Sinne des Wortes, Villen, Strassen, Höfen und andere Motive,[2]) sind nach Plinius', des grossen Polyhistors am Ende des ersten christl. Jahrhunderts, Bemerkung[3]) erst italischen Ursprungs. Aber hier wechselt doch der Vorwurf, beim „Stillleben" aber, wie gesagt, bleibt er sich gleich. Wie entstanden nun, um jetzt wieder zu den Pompejanischen „Stillleben" im besondern zurückzukehren, diese, man muss wohl sagen, recht einförmigen Gemälde? Und warum finden wir ihrer verhältnismässig so viele? Ich habe mir, da man sie am bequemsten und besten im Museo nazionale in Neapel studieren kann — ich habe natürlich die in Pompeji gelassenen, und dieses thut man jetzt zum Glück, da das obige Museum sozusagen voll ist, auch eifrig betrachtet, z. B. im Hause der Vettier —, bei meiner letzten Anwesenheit im September 1902 nur aus dem Saale II, No. XI. eine kleine Zusammenstellung gemacht:

No. 8645: Nüsse (darunter eine angeschnittene), mit einem Glase, das halb mit Wasser gefüllt ist;

No. 8647: a) ein geschlachtetes Huhn, und ein hängender Hase, b) ein hängendes Rebhuhn, mit Tomaten;

No. 8643: eine Schale, ein toter Vogel, ein Ei, Feigen und Nüsse, eine Weinamphora;

---

[1]) S. Paul Pfitzner, Ein neues Pompeji, in der „Zukunft" XXVIII (1898), S. 587—592, und Heinrich Bulle, Alte Städte Kleinasiens: 2. Priene, Beilage z. Allgem. Zeitung 1899, No. 113.

[2]) S. Aug. Mau, Pompeji in Leben und Kunst, 1900, S. 468—469.

[3]) Hist. Natur. XXXV, 115.

No. 8640: Eine Schale, ein Korb mit Feigen daneben ein hängendes Huhn, ein lebendes Huhn, das von den Feigen frisst (nähert sich also dem Genrebild);

No. 8638: Austern und ein umgestürzter Korb mit Fischen;

No. 8635: An einem Nagel hängen zwei Fische, auf einem Tische liegen andere Fische, ebenso einige noch auf dem Boden;

No. 8634: Ein Glas mit Oliven, eine Schale mit Bohnen, am Boden zwei tote Truthühner;

No. 8668: Feigen und Weintrauben;

No. 8614: Brote;

interessant ist die dreiteilige No. 5628, auf der sich nur Früchte befinden: Birnen, Weintrauben, Melonen.

Schon diese kurze Zusammenstellung genügt, um zu zeigen, was die alten „Stillleben“ darstellen: auf ihnen findet sich nur das gezeichnet, was die tägliche Speise und der gewöhnliche Trank für die mittleren und besseren Stände Unteritaliens war; diese sind mehr Griechen als Römer, die Pompejaner im besondern gräcisierte Osker, denn erst seit der Kolonie, welche der Diktator Sulla ums Jahr 80 dorthin führte, romanisierte sie sich mehr und mehr. Demnach ist auf den „Stillleben“ ausser dem Weine, welcher ja in allen Weinländern Nahrungs-, nicht Genussmittel ist, dargestellt: 1. Fleischspeisen: Fische, Austern, Wildpret, wildes und zahmes Geflügel; 2. Gemüse: Tomaten, Bohnen und Oliven, im Übergange zu den 3. Früchten: Feigen, Birnen, Melonen und Weinbeeren, — alles, wie gesagt, tägliche Nahrungsmittel.

Nun fand ich bei dem Studium des prächtigen grossen Werkes von August Mau, Pompeji in Leben und Kunst, 1900, im 55. Kapitel: „Die Bilder“, S. 463 den Hinweis auf eine Stelle in Vitruvs, des unter Augustus schreibenden berühmten Baumeisters, Werk De architectura Buch VI cap. 10 § 4,[1]) welche in der Übersetzung folgendermassen lautet (er handelt von den Privathäusern): „ausserdem werden rechts und links im Hause mit besonderen Thüren Speise- und Schlafzimmer eingerichtet, damit ankommende Fremde nicht in die Peristylia, sondern in diese für die Gäste bestimmten Zimmer einlogiert werden; denn zu der Zeit, als die Griechen noch verwöhnter und wohlhabender waren, bauten sie

[1]) In der Ausgabe von Valentin Rose und Müller-Strubing, 1867, S. 151.

für ankommende Gastfreunde Speise- und Schlafzimmer und Speisekammern (cum penu cellas) und pflegten sie nur am ersten Tage zur Mahlzeit einzuladen, am folgenden Tage sandten sie Hühner, Eier, Kohl, Früchte und die übrigen Erzeugnisse des Landbaues. Daher haben die Maler, indem sie das den Gastfreunden Geschickte bildlich darstellten, diese ihre Gemälde Xenia genannt; so schienen Familienväter im Gastzimmer, nicht in der Fremde zu sein", u. s. w.

Da haben wir den griechischen Namen für „Stillleben", Xenia, d. i. „Gastgeschenke", eigentlich ursprünglich den Fremden geschenkte Esswaren, deren Name dann auch auf die diese darstellenden Gemälde überging, auch im Lateinischen als Lehnwort aufgenommen wurde. Dass zunächst die Fremdenzimmer mit diesem von Vitruv erwähnten Gemälden, die nur Wanddekoration sind, ausgeschmückt wurden, ist dem Zusammenhange der Entstehung nach so natürlich, dass wir es als gewiss annehmen können, auch widerspricht der Fundort nirgends. Da man nun wohl an diesen einfachen Gemälden Gefallen fand, und da ja zu ihrer Herstellung Kunsthandwerker genügten, — in Pompeji sind überhaupt keine Kunstwerke der Malerei gefunden, sondern nur Erzeugnisse des Kunsthandwerkes! — ferner da sie deshalb verhältnismässig billig hergestellt werden konnten, so wurden allmählich diese Gemälde auch in den Wohnzimmern der Familie angebracht, ja allgemein, und so sah ich sie auch im Peristyl des Vettierhauses in Pompeji, nicht aber im Hause der Livia auf dem Palatin in Rom, in welchem sich auch Wandgemälde finden, also nicht in einem vornehmen Patrizierhause der ersten Kaiserzeit: sie sind somit als Dekorationen in den Häusern des Mittelstandes und handwerksmässig entstanden.

Damit ist nach meiner Meinung die Erklärung für diese Gemälde, welche eine besondere Gattung geworden sind, wenn wir an ihre Entstehung denken, gefunden, die uns in ihren ewig gleichbleibenden Vorwürfen d. h. Darstellung nur von Esswaren, sowohl essbaren Tieren, als auch von Gemüsen und Früchten, höchstens mit Blumenschmuck, zuerst wunderbar erscheinen, aber nun gerade in ihrem Beharren auf diesen bestimmten Vorwürfen ihre Entstehung nie verleugnet haben, über die Zeit der sie besonders liebenden und ausführenden Niederländer bis auf unsere Tage.

B. Jahresbericht der Akademie

für das Geschäftsjahr 1902/1903.

Vom Sekretär der Akademie Prof. Dr. **Heinzelmann.**

I. Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Thätigkeit und die Schicksale der Akademie vom 1. April 1902 bis zum 28. Februar 1903.

a. Die Sitzungen wurden in hergebrachter Weise abgehalten. Es fanden während der Berichtszeit im ganzen 25 Sitzungen statt, 8 ordentliche, 8 öffentliche, unter ihnen 1 Trauerversammlung und 1 Festversammlung, sodann 8 Senatssitzungen und 1 Sitzung des Preisrichterkollegiums. Es wurden 17 wissenschaftliche Vorträge gehalten über folgende Gegenstände:

1. Über Molières Tartufe.
2. Lebensbild Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Georg von Preussen.
3. Zur Mathematik und Physik der Seifenblasen.
4. Zur Einführung in die Gobineau'sche Weltanschauung.
5. Archäologische Wünsche eines altklassischen Philologen.
6. Fichte in Jena (1797—1799).
7. Wie kündigen sich die Richtungen, die im 19. Jahrhundert zur Herrschaft gelangen, bei unsern Künstlern und Denkern an der Jahrhundertwende an?
8. Trier in der römischen Kaiserzeit.
9. Ulrich von Hutten in seinen Beziehungen zur Stadt Erfurt und zu den Erfurtischen Humanisten.

10. Johann Andreas Eisenbart, ein deutscher Wander- und Wunderheilkünstler.
11. Über das höhere Schulwesen Englands.
12. Affekte und Ausdrucksbewegungen homerischer Menschen.
13. Die Lungentuberkulose in ihrer sozialen Verbreitung.
14. Naturheilung und Heilkunde.
15. Über den ethischen Beruf der Kunst.
16. Philologische und archäologische Studien.
17. Der preussische Provinzialminister Friedrich Leopold Freiherr von Schroetter und seine Bedeutung für die Bauernbefreiung in Preussen.

Gruppiert man diese Vorträge nach den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, so ergiebt sich folgende Tabelle:

3 litterarische,
2 archäologisch-philologische,
1 physikalischer,
1 arzneiwissenschaftlicher,
1 kunstwissenschaftlicher;
9 geschichtliche, insbesondere
  2 litteraturgeschichtliche,
  3 biographische,
  3 kulturgeschichtliche,
  1 medizinisch-statistischer.

b. Folgende Veränderungen hat die Akademie während der Berichtszeit hinsichtlich ihrer Mitglieder erfahren:

1. Neu ernannt sind sechzehn Herren:

a) Zu Ehrenmitgliedern:

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Friedrich von Baden in Karlsruhe,

Seine Hoheit der Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen in Meiningen;

Seine Durchlaucht der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, Regierungs-Verweser in den Herzogtümern Sachsen-Coburg und Gotha in Gotha;

b) zum Senatsmitgliede:

Herr Sanitätsrat Dr. med. Loth in Erfurt;

c) zu ordentlichen Mitgliedern:

Herr Regierungsrat Jordan,
„ Bürgermeister Lange,
„ Stadtrat und Syndikus Kappelmann,
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. phil. Lüttge,
sämtlich in Erfurt;

d) zu auswärtigen und korrespondierenden Mitgliedern:

Herr Amtsgerichtsrat Bartolomäus in Krotoschin,
„ Rektor design. Dr. phil. Biereye in Rossleben
Herr Landgerichtsrat Dr. jur. K. G. Bockenheimer in Mainz,
„ Oberleutnant a. D. K. W. Th. Fischer in München,
„ Kurarzt Dr. med. Gilbert in Baden-Baden,
„ Pfarrer Heinzelmann zu Villach in Kärnten,
„ Gymnasialprofessor Dr. phil. Kreutzer in Köln und
„ Gymnasialoberlehrer Dr. phil. Neubauer in Halle a. S.

2. Durch den Tod hat die Akademie im Laufe der Berichtszeit fünf Mitglieder verloren:

a) Den Präsidenten der Akademie:

Seine Königliche Hoheit den Prinzen Georg von Preussen in Berlin am 2. Mai 1902;

b) das Ehrenmitglied:

Herrn Oberkonsistorialrat D. Dr. Julius Köstlin, ordentlicher Professor der Theologie an der Königlichen Universität Halle-Wittenberg in Halle a. S. am 12. Mai 1902;

c) das Senatsmitglied:

Den Rendanten der Akademie Herrn Apotheker Dr. phil. Ernst Biltz in Erfurt am 10. Januar 1903;

d) das ordentliche Mitglied:

Herrn Pastor A. Fritzsche in Erfurt am 20. Mai 1902 und

e) das auswärtige und korrespondierende Mitglied:

Herrn Geheimen Hofrat Professor Joh. Kürschner in Eisenach am 29. Juli 1902.

d. An Druckschriften sind der Akademie übersandt und zwar zunächst

1. als Geschenke folgende Werke

a) von Ehrenmitgliedern:

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Baden haben für die Bibliothek der Königlichen Akademie gnädigst übermitteln lassen:

Sämtliche bis jetzt erschienenen Publikationen der badischen historischen Kommission 1882—1902, im ganzen 43 Bände, und zwar

1. Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg. Bd. 1.
2. Codex diplomaticus Salemitanus. Bd. 1—3.
3. Konstanzer Ratslisten des Mittelalters. Ein Bd.
4. Politische Korrespondenz Karl Friedrichs. Bd. 1—5.
5. Karl Friedrichs von Baden brieflicher Verkehr mit Mirabeau und du Pont. Bd. 1. 2.
6. Zur Vorgeschichte des Orleanischen Krieges. Nuntiaturberichte aus Wien und Paris. Ein Bd.
7. Statuten und Reformationen der Universität Heidelberg. Ein Bd.
8. Topographisches Wörterbuch für das Grossherzogtum Baden. Ein Bd.
9. Geschichte der Herzoge von Zähringen. Ein Bd.
10. Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften. Ein Bd.
11. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693—1697. Bd. 1—2.
12. Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien unter Ausschluss Venedigs. Bd. 1. 2.
13. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F. Bd. 1—17.
14. Badische Neujahrsblätter. N. F. Nr. 1—5. 5 Bändchen.

Von den Herren Verfassern:

Hilgenfeld: Ignatii Antiocheni et Polycarpi Smyrnaei epistulae et martyria, Berlin 1902.

b) Von Mitgliedern in Erfurt:

Axmann: Elektrische Hauchfiguren (aus Prometheus, 13. Jahrg.).
„ Zur Behandlung kranker Schulkinder durch Beihilfe der Lehrerschaft (S.-A. a. d. Zeitschr. f. Schulgesundheitspflege, 15. Jahrg.).
„ Odol-Ekzem (S.-A. a. Deutsch. med. Wochenschr. 1899).

Axmann: Zum elektrischen Luftbad (ebd. 1902).
„ Eine neue sterilisierbare „aseptische“ Flasche für den Auswurf (ebd. 1900).
„ Ärztliche Badereisen (S.-A. a. Korrespondenzblätter des allgem. ärztl. Vereins von Thüringen 1902).

Bärwinkel: Die Bedeutung der Besitzergreifung Erfurts durch Preussen für die evangelische Kirche in Erfurt. (Gerstenberg-Programm.) Erfurt 1902.

Martinius: Behauptungs- und Beweislast bei der Negative und dem bedingten Vertrage, Berlin 1902.

Neubauer: Sonnette v. Sully Prudhomme. Im Versmass des Originals übertragen, Erfurt 1902.

Schaumann: Das Prinzip der Individualität bei Alexander Vinet (S.-A. a. Theol. Studien und Kritiken, Jahrg. 1902).

Schulze: Rede beim Festgottesdienst mit Ratskirchgang zur Feier der 100jährigen Zugehörigkeit Erfurts zu Preussen am 21. Aug. 1902 in der Rats- und Predigerkirche zu Erfurt.

P. Stange: West-Patagonien im Lichte der neuesten Forschungsresultate (S.-A. a. d. Geograph. Zeitung, Bd. 8).

Thiele: Bilder aus Thüringens Sage und Geschichte, Erfurt 1902.
„ Papst Sixtus IV. und der Konzilsversuch des Erzbischofs Andreas v. Granea (S.-A. a. d. Deutsch-evang. Blättern, Jahrg. 1902).

Treitschke: 8 Aufsätze über die Witterung in Thüringen (in Das Wetter, Braunschweig 1891—1902).

Wiegand: Herder in Strassburg und Bückeburg; Gellert als Student und Dozent in Leipzig (Kirchen- und Schulblatt, Weimar 1902).

c) Von auswärtigen Mitgliedern:

Albrecht: Geschichte der Marien-Magdalenenkirche in Naumburg a. S., Naumburg 1902.

v. Bamberg: Der evangel. Bund und der Zusammenschluss der deutsch-evang. Landeskirchen, Gotha 1902.

Bartolomäus: Justus Ludwig Decius, ein deutscher Kaufmann und polnischer Staatsmann 1485—1545 (S.-A. a. d. Altpr. Monatsschrift, Bd. 35).
„ Deutsche Einwanderung in Polen im M.-A. (S.-A. a. d. Preuss. Jahrb., Bd. 86).

Bartolomäus: Die Provinz Posen auf dem Frankfurter Parlament (S.-A. a. d. Zeitschr. d. hist. Gesch. f. d. Prov. Posen, 14. Jahrg.).

„ Ein Gerichtsbuch der Stadt Fordon (ebd. 16. Jahrg.)

„ Über Zweikampf und Beleidigung (S.-A. a. d. Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissenschaft, Bd. 22).

Biereye: Res Numidarum et Maurorum. Dissertatio inauguralis. Halle 1885.

„ Geschichte der Stadt Erfurt. 8. Lieferung. Erfurt 1903.

Burkhardt: Zur Kenntnis der Goethe-Handschriften, Wien 1899.

„ Thüringische Geschichtsquellen VIII 1, Jena 1902.

Dobenecker: Mehrere Recensionen aus dem 20. Band d. Zeitschr. f. thür. Geschichte u. Altertumskunde, Jena 1902.

Förtsch: Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thüring. Länder, 1. Bd., Halle 1902.

Gilbert: Les eaux minérales de Chianciano, Florence 1902.

„ Der Kurort Montecatini und das natürliche Dampfbad Monsummano, Wien u. L. 1893.

„ Der Kurort Ronneburg, ebd. 1893.

„ Pseudotabes mercurialis (S.-A. a. d. Deutschen med. Wochenschrift 1894).

„ Italiens Thermen. Wien u. L. 1894.

„ Sulfonalismus (S.-A. a. Der ärztl. Praktiker 1894).

„ Baden-Baden u. s. Thermen, Wien u. L. 1896.

„ Baden-Baden, reprinted fr. Quarterly Medical Journal, London 1899.

„ Zur Kenntnis der Pseudotabes mercurialis (S.-A. a. Die med. Woche 1900).

„ Beitrag zur Krankenernährung, B. 1900.

„ Effects of Baden-Baden Mineral Waters on the Wounded (a. The Medical Press and Circular 1900).

„ The Application of Dr. Frey's Hot Air Douche in Combination with Massage, with an Account of its Application in Chron. Gout and Rheumatism (a. Quarterly Medical Journal 1900).

„ Ein weiterer Fall von Pseudotabes mercurialis (S.-A. a. Wiener med. Wochenschrift 1900).

„ Die Heilwirkung des Badener Kurmittels bei Kriegsverwundeten (S.-A. a. Reichs-Medizinal-Anzeiger 1900).

„ Baden-Baden (S.-A. a. Die med. Woche 1900).

Gilbert u. Rössler: Die Stahlquellen von Baden-Baden (S.-A. a. Balneol. Centralzeitung 1901).

„ u. Rössler: Flora u. Mikroorganismen der Baden-Badener Stahlquellen und Thermen, B. 1901.

„ The Isle of Wight, B. 1901.

„ Über Heissluftbehandlung nach Dr. Frey, B. 1901.

„ Eisenbahnhygiene, B. 1901.

„ u. Rössler: Die Badener Thermen und ihre Quellprodukte (S.-A. a. Baden-Badener Badeblatt).

„ u. Rössler: Beitrag zur Kenntnis der Quellsalze (S.-A. a. Monatsschrift f. prakt. Balneologie).

„ Baden-Baden und seine Kurmittel, 1902.

„ Praktische Winke f. d. Diabetes-Küche, B. 1902.

„ u. Meissner: Die Republik San Marino auf der Weltausstellung in Paris i. J. 1900, Wien u. L. 1902.

„ Einiges über Klima (S.-A. a. Balneol. Centralzeitung 1902).

„ , Meissner u. Oliven: Die bei der 1. deutschen Ärzte-Studienreise besuchten Nordsee-Bäder, B. 1902.

Götze: Antwort auf die Angriffe des Herrn Reinecke (a. Verhandlungen d. Berliner anthrop. Gesellschaft 1901).

„ Troja und Ilion, 4. Abschnitt: Die Kleingeräte aus Metall, Stein, Knochen, Thon und ähnlichen Stoffen.

Grössler: Geschlossene vorgesch. Funde a. den Kreisen Mansfeld (Gebirge und See), Querfurt und Sangerhausen (S.-A. a. Jahresschr. f. d. Vorg. d. sächs.-thür. L. 1902).

„ Vorgesch. Gräber und Funde im Amtsbezirke Burgscheidungen a. d. Unstrut, 2. Teil, ebd. 1902.

Hintner: Die Stubaier Ortsnamen, Wien 1902.

Jonas: Gotthilf Salzmann. Ameisenbüchlein. Bielefeld u. Leipzig 1903.

Kekule v. Stradonitz: Der gegenwärtige Stand der Unruh-Frage in den Lippischen Erbfolgestreitigkeiten, 2. A., B. 1902.

„ Ahnentafel-Atlas, Lief. 18, B. 1902.

„ Über die Untersuchung von Vererbungsfragen und die Degeneration der spanischen Habsburger (S.-A. a. d. Archiv f. Psychiatrie, Bd. 35).

Kerschensteiner: Bericht über den Fortgang der Neubildung der gewerbl. Fortbildungsschulen Münchens i. d. J. 1960/01 u. 1901/02. 3 Ex.

Kirchhoff: Bericht der Central-Kommission f. wissensch. Landeskunde von Deutschland für die Geschäftjahre 1897—1901.

Lochner: Die Versuchsfahrten der Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen auf der Militäreisenbahn zwischen Marienfelde und Zossen in den Monaten September bis November 1901, B. 1902.

Menge: Die Fortbildungsschule und die staatsbürgerliche Erziehung unserer Jugend (S.-A. a. d. Zeitschr. f. Philos. u. Pädagogik 1902).

Mestre y Noé: El Palacio episcopal de Tortosa.

Reinthaler: Goethe und Schiller. Im Werden der Kraft (aus Deutsch-evang. Blätter 1902).

Richter: Jena und sein Gymnasium, Jena u. L. 1902.

Scheibner: Zur Theorie des Legendre-Jacobi'schen Symbols $\left(\frac{n}{m}\right)$, insbes. über zweiteilige komplexe Zahlen, 2. Abh., L. 1902.

Schmidt, M. G.: Die Pfahlbürger (S.-A. a. Zeitschr. f. Kulturgeschichte, Bd. 9).

„ Ein Stammbuch aus dem Frankfurter Parlament (S.-A. a. Deutsche Revue 1902).

Schwarzlose: Festgabe des Vereins zur Besserung der Strafgefangenen in Berlin zur Feier seines 75jährigen Bestehens am 12. Nov. 1902.

d) Von sonstigen Personen:

Prof. Comes in Portici: Five Chronological Tables for Tobacco in Africa, America, Asia, Europe, Oceania, Napoli 1900.

Mme Gramme: Les hypothèses scientifiques émises par Zénobe Gramme en 1900, Paris 1902.

Magistrat der Stadt Erfurt: Die ersten Jahre der preussischen Herrschaft in Erfurt 1802—1806, von Dr. Overmann, Erfurt 1902.

Schleyer, Joh. Martin: Vereinfachung und Erleichterung der musik. Notenschreibung, Konstanz 1902.

Wir sprechen den freundlichen Gebern hierdurch nochmals unsern verbindlichen Dank aus.

2. Die gelehrten Gesellschaften, Akademien und Vereine des In- und Auslandes, deren Schriften uns im Tauschverkehr zugegangen sind, finden sich unten (Nr. Vb.) verzeichnet. Wir bitten das Verzeichnis zugleich als Empfangs-

bescheinigung für diejenigen Sendungen anzusehen, deren Empfang wir nicht durch eine besondere Karte testiert haben, namentlich für die laufenden Zeitschriften.

e. Die diesjährigen sechs öffentlichen Vorträge sind am 25. Oktober, am 5., 12., 20. November, am 3. Dezember 1902 und am 7. Januar 1903 von den Herren Geh. Hofrat Prof. Dr. Suphan in Weimar, Regierungs- und Schulrat Gymnasialdirektor Dr. Funck in Sondershausen, Pastor Oergel in Erfurt, Archivrat Dr. Mitzschke in Weimar, Rektor der Lateinischen Hauptschule und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen Dr. Rausch in Halle a. S. und Geh. Medizinalrat Professor Dr. Stintzing in Jena gehalten worden.

Wir sagen den verehrten Herren auch an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank. Den Festvortrag am 26. Januar 1903 hielt der Sekretär der Akademie.

f. Wir schliessen hier noch einige Mitteilungen aus der Chronik der Akademie an.

1. Zuvörderst ist es uns ein innerstes Bedürfnis, des schweren Verlustes zu gedenken, den die Akademie durch den Tod ihres langjährigen Präsidenten, Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Georg von Preussen erlitten hat. Zu Ehren ihres verewigten Präsidenten veranstaltete die Akademie am 15. Mai 1902 eine öffentliche Trauerversammlung, in welcher der Sekretär der Akademie die Gedenkrede auf den Prinzen hielt und der hiesige Männergesangverein Arion am Anfang und am Schluss der Feier passende Gesänge vortrug. Ausserdem hat die Akademie das Andenken ihres langjährigen Präsidenten dadurch am besten zu ehren gemeint, dass sie ihm das diesjährige Heft ihrer Jahrbücher widmete. Die in diesem Hefte veröffentlichte, mit einem Bildnis des verstorbenen Prinzen und dem Facsimile eines eigenhändigen Schreibens versehene Gedenkrede hatte der Sekretär der Akademie am Anfang Oktober d. J. die Ehre, persönlich Seiner Excellenz dem Herrn Staatsminister Dr. Studt und einigen Räten des Kultusministeriums zu überreichen. Auch Seine Majestät der Kaiser geruhte allergnädigst, ein Exemplar der Schrift durch die gütige Vermittlung Seiner Excellenz des Chefs des Geheimen Civilkabinetts Sr. Majestät, Wirkl. Geh. Rat Herrn von Lucanus, huldvollst entgegenzunehmen.

2. Nicht minder schmerzlich wurden die Mitglieder der

Akdemie bewegt durch die Kunde von dem am 10. Januar 1903 erfolgten Heimgang ihres ältesten Mitgliedes, dem es vor wenigen Jahren vergönnt war, die Jubelfeier seiner 50 jährigen Zugehörigkeit zur Akademie zu begehen, und dem wir aus Anlass dieser seltenen Feier das 26. Heft der Neuen Folge unserer Jahrbücher gewidmet haben, des langjährigen Senatsmitgliedes Herrn Dr. E. Biltz, der fast 36 Jahre lang mit grosser Umsicht und Treue das Amt eines Rendanten der Akademie verwaltet hat. Der Senat der Akademie gab dem Entschlafenen das Trauergeleit und legte eine Kranzspende auf seinen Sarg. In der nächsten, am 11. Februar 1903 abgehaltenen ordentlichen Sitzung der Akademie verlas der Sekretär der Akademie den im dritten Abschnitt dieses Jahresberichtes abgedruckten Nekrolog.

3. Endlich gedenken wir hier noch eines schweren Verlustes, den unser deutsches Volk erlitten hat durch den Tod eines hervorragenden Mannes der Wissenschaft, der zugleich eine Zierde der Theologie und der evangelischen Kirche war, unseres früheren Ehrenmitgliedes, des Oberkonsistorialrates und ordentlichen Professors der Theologie in Halle a. S. D. Dr. Julius Köstlin, des bekannten Lutherbiographen und Ethikers. Geboren am 17. Mai 1826 in Stuttgart, erhielt Köstlin nach dem Studium in Tübingen und Berlin ein Vikariat in seiner Vaterstadt, wandte sich jedoch bald wieder nach Tübingen, von wo er 1855 als ausserordentlicher Professor der Theologie nach Göttingen berufen wurde. Im Jahre 1860 folgte Köstlin einem Rufe als ordentlicher Professor nach Breslau und war hier seit 1867 auch Mitglied des schlesischen Konsistoriums. 1870 nach Halle berufen, hat Köstlin bis zu seinem Tode an dieser Universität gewirkt. Er war Mitglied des Konsistoriums der Provinz Sachsen, der preussischen Generalsynode und seit 1885 des Generalsynodalvorstandes. Im Jahre 1892 wurde Köstlin anlässlich der Einweihung der restaurierten Schlosskirche zu Wittenberg zum Oberkonsistorialrat ernannt. In der wissenschaftlichen Welt ist der Verstorbene als langjähriger Mitarbeiter der „Theologischen Studien und Kritiken" weithin bekannt geworden und hat sich durch seine Lutherarbeiten, sowie durch seine bedeutenden Werke auf dem Gebiete der systematischen Theologie einen geachteten Namen erworben. Ein nach seinem am 12. Mai erfolgten Heimgang von seiten des Sekretärs namens des Senates der Akademie abgesandtes Beileidsschreiben erwiderte der älteste

Sohn des Verstorbenen, Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. med. Köstlin in Stuttgart, auf das wärmste.

4. Angesichts dieser und anderer schmerzlichen Verluste gereicht es uns zu besonderer Genugthuung, auf den erfreulichen Zuwachs hinweisen zu dürfen, den die Akademie kürzlich erhalten hat. Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Friedrich von Baden, Seine Hoheit der Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen und Seine Durchlaucht der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, Regierungs-Verweser in den Herzogtümern Sachsen-Coburg und Gotha, haben in huldvollen Schreiben die Höchstdenselben angetragene Ehrenmitgliedschaft der Akademie angenommen. Es sei uns verstattet das uns gnädigst übersandte, von einer wertvollen wissenschaftlichen Gabe begleitete, äusserst verbindliche Schreiben Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs Friedrich von Baden hier mitzuteilen. Es lautet:

„Der Senat der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften hat mir die grosse Aufmerksamkeit erwiesen, mich zum Ehrenmitgliede der Akademie zu ernennen. Es gereicht mir zur ganz besonderen Genugthuung und Freude, diese Mitgliedschaft anzunehmen und damit einem akademischen Institut anzugehören, das auf eine ehrwürdige und verdienstreiche Vergangenheit zurückblickt, und das sich durch die Pflege wissenschaftlicher Interessen und idealer Bestrebungen in rühmlicher Weise bethätigt. Ich sage dem Senat für die mich hochehrende Ernennung meinen aufrichtigen und warmen Dank. Zugleich ist es mir ein Anliegen, meine Teilnahme an den Aufgaben der Akademie dadurch kund zu geben, dass ich Ihnen einen Beitrag zu Ihrer Bibliothek anbiete. Ich lasse Ihnen hiermit zugleich die bis jetzt erschienenen Publikationen der badischen historischen Kommission mit der Bitte zugehen, diese Werke als Gabe Ihres neuen Mitgliedes anzunehmen. Wenn auch die Gegenstände, welche die historische Kommission meines Landes bearbeitet hat, von den Forschungsgebieten der Mitglieder der Akademie getrennt sein mögen, so hoffe ich doch, dass auch hier Berührungspunkte sich ergeben werden, und dass für diejenigen, die diese Litteratur kennen lernen wollen, daraus manche Anregung erwachse."

Karlsruhe, den 10. Dezember 1902.

gez. Friedrich, Grossherzog von Baden.

Es ist uns ein dringendes Bedürfnis, für diese denkwürdigen Worte und das hochherzige Geschenk hierdurch unsern ehrfurchtsvollsten und innigsten Dank zum Ausdruck zu bringen.

5. Auch Ihre Königliche Hoheit die Frau Grossherzogin Luise von Baden hat Höchstihre lebhafte Teilnahme für unsere Akademie dadurch bethätigt, dass sie gnädigst geruhte ein Exemplar unseres letzten Jahresheftes entgegenzunehmen und durch den Kammerherrn und Geh. Kabinettsrat Herrn R. von Chelius huldvollst danken liess.

6. Es ist uns eine grosse Freude, auch an dieser Stelle des Ehrentages eines der angesehensten Mitglieder unserer Akademie zu gedenken. Unser hochgeschätztes Ehrenmitglied, der durch namhafte Werke auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft, wie auf dem des höheren Schulwesens allbekannte Kaiserliche Ministerialrat z. D. Herr Dr. August Baumeister zu München feierte am 31. Juli 1902 sein goldenes Doktorjubiläum. Es war dem Sekretär der Akademie vergönnt, seinem hochverehrten Freunde zu diesem seltenen Feste seine Glückwünsche persönlich darzubringen und ihm zugleich namens des Senates der Akademie unter Überreichung der in diesem Jahreshefte veröffentlichten, vom Vizepräsidenten der Akademie Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele verfassten und mit einer Widmung versehenen Abhandlung „Archäologische Wünsche eines altklassischen Philologen" die besten Segenswünsche der Akademie zu übermitteln.

7. Am 22. Juni 1902 beging der mit unserer Akademie im Tauschverkehr stehende Verein für Thüringische Geschichte und Altertumskunde zu Jena die Feier seines fünfzigjährigen Stiftungsfestes. Namens der Akademie überbrachte das Senatsmitglied Herr Pastor Oergel persönlich die besten Glückwünsche. Am 31. Januar und 2. Februar 1903 feierte der hiesige Gewerbeverein, eine Tochter der Akademie, sein 75jähriges Stiftungsfest. Der Senat der Akademie übersandte auf die freundliche Einladung des Vereins, da der Vizepräsident und der Sekretär der Akademie amtlich verhindert waren, sich an diesem Feste persönlich zu beteiligen, ein verbindliches Gratulationsschreiben.

8. Mit besonderem Danke gedenken wir endlich noch der edlen Wohlthäter der Akademie. In erster Linie erwähnen wir hier den ausserordentlichen Zuschuss von 300 Mark, den Seine

Excellenz der Herr Staatsminister Dr. Studt auf eine Eingabe des Vizepräsidenten der Akademie auch in diesem Jahre wieder aus Staatsmitteln für die Zwecke der Akademie hochgeneigtest bewilligt hat. Sodann aber erfreute uns das Ehrenmitglied der Akademie Seine Exzellenz der Herr Staatsminister a. D. Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen durch eine Gabe von 300 Mark, die wir als wertvollen Beitrag für einen Fonds zur Bestreitung der Druckkosten für eine im nächsten Jahre gelegentlich der 150jährigen Jubelfeier der Akademie zu veröffentlichende würdige Festschrift bestimmten. Schon vorher endlich hatte uns das ordentliche Mitglied unserer Akademie und das Mitglied des Preussischen Abgeordnetenhauses Herr Geh. Kommerzienrat Ferdinand Lucius hier durch die hochherzige Gabe von 500 Mark in den Stand gesetzt, eine neue Preisaufgabe für das Jahr 1903 zu stellen, deren Wortlaut wir im 4. Abschnitt unseres Jahresberichtes mitgeteilt haben. Sie bildet eine Ergänzung der letzten, vom Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner in München so glücklich gelösten Aufgabe. Jene 500 Mark sind von dem freundlichen Geber für den Verfasser einer des Preises würdigen Arbeit bestimmt, und der Name desselben soll bei der bevorstehenden Jubelfeier der Akademie bekannt gegeben werden.

Wir geben nunmehr einen Überblick über die in den Sitzungen des vergangenen Geschäftsjahres behandelten Gegenstände, bemerken aber zugleich, dass wir uns notgedrungen auf eine eingehendere Inhaltsangabe der wichtigsten, in den öffentlichen Versammlungen gehaltenen Vorträge beschränken müssen.

II. Sitzungsberichte.

1. Erste ordentliche Versammlung am 16. April 1902. Herr Universitätsprofessor Dr. Suchier aus Halle liest eine Abhandlung über „Molières Tartufe“.

2. Erste Senatssitzung am 7. Mai 1902. Der Senat beschliesst über die zur Erlangung der Rechtsfähigkeit der Akademie erforderlichen Massnahmen.

3. Öffentliche Trauerversammlung am 15. Mai 1902 zu Ehren des am 2. Mai ej. a. in Berlin verstorbenen Präsidenten der Akademie, Seiner Königlichen Hoheit der Prinzen Georg von Preussen in der angemessen dekorierten Aula des Königlichen Gymnasiums. Am Anfang und am Schluss dieser Trauerfeier trug der Männergesangverein „Arion" unter der Leitung des Musikdirektors Herrn Rudolph passende Gesänge vor. Der Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann hielt die in diesem Jahresheft abgedruckte Gedenkrede auf den verewigten Prinzen, in welcher er ein Lebensbild des Verstorbenen gab.

4. Zweite Senatssitzung am 26. Mai 1902. Der Senat fasst Beschlüsse betreffs der am 5. und 6. Juli 1904 abzuhaltenden Feier des 150jährigen Jubiläums der Akademie und einer dann zu veröffentlichenden Festschrift.

5. Zweite ordentliche Versammlung am 28. Mai 1902. Herr Realgymnasialprofessor Schubring liest eine Abhandlung über das Thema: „Zur Mathematik und Physik der Seifenblasen" und veranschaulicht das Vorgetragene durch eine grosse Anzahl von Experimenten an aufgestellten Apparaten.

6. Dritte Senatssitzung am 9. Juni 1902. Der Senat berät über einige den Neuen Statuten beizufügende Zusätze. Der Sekretär verliest ein Schreiben des ordentlichen Mitgliedes Herrn Geheimen Kommerzienrat Ferd. Lucius in Erfurt, in welchem dieser behufs Bethätigung seines Interesses für die Bestrebungen der Akademie 500 Mark für eine Preisschrift aus eigenen Mitteln zur Verfügung stellt. Der Senat beschliesst eine Preisaufgabe für das Jahr 1903 zu stellen.

7. Dritte ordentliche Versammlung am 11. Juni 1902. Herr Generalmajor z. D. Oberg aus Naumburg a. S. liest eine Abhandlung über das Thema: „Zur Einführung in die Gobineau'sche Weltanschauung."

8. Vierte ordentliche Versammlung am 10. September 1902. Herr Pastor em. Wiegand in Erfurt hält einen Vortrag über das Thema: „Fichte in Jena (1797—1799)." Der Sekretär der Akademie liest einen von Herrn Schuldirektor a. D. Neubauer verfassten Bericht über die lyrischen Gedichte des französischen Dichters Sully Prud'homme vor.

9. Vierte Senatssitzung am 10. September 1902. Der Sekretär teilt die Dankschreiben der beiden neu ernannten auswärtigen und korrespondierenden Mitglieder des Herrn Landgerichtsdirektor Dr. Bockenheimer in Mainz und des Herrn Oberleutnants a. D. Herrn K. W. Th. Fischer mit. Der Senat beschliesst die ordentlichen Mitglieder Herrn Stadtschulrat Dr. Brinckmann und Herrn Justizrat Dr. Martinius, sowie den Sekretär der Akademie zu Mitgliedern des Preisrichterkollegiums zu ernennen behufs Feststellung der für das Jahr 1903 zu veröffentlichenden Preisaufgabe. Der Sekretär der Akademie wird durch den Senat zu einer Reise nach Berlin in Angelegenheiten der Akademie bevollmächtigt.

10. Erste öffentliche Versammlung am 25. Oktober 1902. Herr Geheimer Hofrat Professor Dr. Suphan aus Weimar hält einen Vortrag über das Thema: „Wie kündigen sich die Richtungen, die im 19. Jahrhundert zur Herrschaft gelangen, bei unsern Künstlern und Denkern an der Jahrhundertwende an?“ Der Redner begann mit der hochpoetischen Schilderung einer Gebirgsreise, auf der ihn nur Schillers Gedichte begleiteten, und zeichnete im Anschluss an charakteristische Citate aus dessen Werken das Bild des edlen Genius, der im erhabenen Fluge der Gedanken bereits am Schluss des Gedichtes „Die Künstler“, jenes grossen poetischen Programms vom Jahre 1787, das künftige Jahrhundert heraufdämmern sieht als einer der seltenen prophetischen Geister, die „auf der Sonnenhöhe des Bewusstseins der Menschheit stehen“. Das legt ihm die Frage nahe, die er in seinem Vortrage zu beantworten gedenkt.

Goethe, Schiller und Herder sind die drei grossen Künstler, die hier nach des Redners Auffassung allein in Betracht kommen, weil sie auf dem Boden einer positiven Anschauung und von da aus übereinstimmend die Epoche des Beginnes eines neuen Jahrhunderts würdigen. Dies weist der Redner im ersten Hauptteile seines Vortrages an der Hand verschiedener bedeutsamer Quellencitate nach. Zuvörderst tritt uns diese Übereinstimmung bei Schiller und Herder entgegen. Schillers bereits erwähntes grosses Gedicht „Die Künstler“ mit seinem erhabenen Grundgedanken von der Erziehung des Menschengeschlechts zur Idee des Schönen steht in innerer Beziehung zu Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“.

Unter der „Menschheit“ verstehen beide Männer das echt menschliche Wesen, die wahre Menschennatur und deren Entfaltung und Darstellung, die Humanität. Dieser „Menschheit Würde“ ist nach Schiller in die Hand der Künstler gegeben, sie haben, will er sagen, die Aufgabe, ihren Mitmenschen diese Menschheit aufzuzeigen und sie mittels der Kunst im Spiegelbild der Dichtung ihnen vor Augen zu stellen. Und wiederum ist nach Herder die Geschichte nichts anderes als die Entfaltung der „Humanität“ ihrem ganzen Inhalte nach, in allen ihren Gestalten, zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Erde. Sie schwebt ihm vor als eine grosse Aufgabe, die vielleicht erst am Ende des kommenden Jahrhunderts gelöst werden kann. So sind Herders und Schillers Ideen anzusehen als das erste Morgenrot des neuen Jahrhunderts. Herders prophetische Worte in seiner Vorrede zum ersten Bande der Ideen vom 23. April 1784 werden aufgenommen und bestätigt, näher begründet und auf die Kunst angewandt von Schiller in seinem gehaltvollen Prolog zu „Wallensteins Lager“ vom 12. Oktober 1798. „An des Jahrhunderts Neige“ sollen sich das Leben mit seinem Ernst und die heitere Kunst mit ihrer Darstellung des Schönen einander die Hand reichen, um den grossen Zwecken „der Menschheit“ zu dienen. Ein gewaltiger Glaube, ein lebens- und thatenfroher Optimismus spricht aus alledem, und derselbe Glaube, derselbe Optimismus, derselbe mit Heiterkeit gepaarte sittliche Ernst tritt uns aus Goethes „Elegie“ Hermann und Dorothea am Schluss dieser Dichtung, wie auch aus dem Epos selbst, aus Hermanns Abschiedsworten am Schluss des letzten Gesanges entgegen: Nicht dem Deutschen geziemt es u. s. w. So sind denn die drei grossen Künstler, die führenden Geister unseres Volkes, in dieser hohen Auffassung des Lebens und der Kunst eins, ihr Glaube an die Bestimmung des Menschengeschlechts und den Beruf ihres Volkes, der schöpferische Quell ihrer grossen Zukunftsgedanken, hält sie über Wasser in der Not der Zeiten.

Insbesondere trifft dies zu bei Schiller. Damit geht der Redner zum zweiten Hauptteil seines Vortrages über, in welchem er die Frage erörtert: „Wie dachte Schiller über die Zukunft seines Volkes?“ Zwei Äusserungen poetischer Art kommen hier vor allem in Betracht. Die eine ist das Gedicht an einen Freund, nach der Jahrhundertwende im Frühjahr 1801 abgefasst, mit der Überschrift: „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“ und beginnt

mit der bangen Frage: „Wo öffnet sich dem Frieden, wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?“ Und die Antwort am Schlusse lautet ziemlich pessimistisch: „Freiheit ist nur in dem Reich der Träume, und das Schöne blüht nur im Gesang.“ Zwar wusste Schiller wohl, dass die Freiheit, deren Reich das Schöne ist, sich nicht mit jener Freiheit deckt, um die nach dem Prologe zum „Wallenstein“ im Kampfe der Nationen gestritten wird, nämlich der politischen Selbständigkeit und bürgerlichen Unabhängigkeit. Mit der politischen Selbständigkeit schien es ja damals für Deutschland aus zu sein. Zwei gewaltige Nationen rangen um die Macht, der Franke und der Brite, Deutschland aber zählte politisch nicht mehr mit. Denn das durch den Frieden zu Luneville 1801 begonnene Werk der Selbstzerstörung des Deutschen Reiches fand durch den Reichsdeputationshauptschluss vom 25. Februar 1803 seinen Abschluss. Der Rhein war nunmehr Deutschlands Grenze geworden. Aber Schiller verlor den Glauben an die Zukunft seines Volkes nicht. Das Ziel seines Strebens und Hoffens ward hinfort jene Freiheit, die er sonst auch als seine „Deutschheit“ bezeichnet. Was wir darunter zu verstehen haben, das hat er uns in prophetischer Form in einem damals nicht gedruckten, poetisch unvollendeten grossen Gedichte „An die Deutschen“ verkündigt, dessen Veranlassung, Inhalt und Bedeutung der Vortragende nun näher darlegt.

Die Veranlassung zur Entstehung dieses Gedichtes war folgende: Am 28. März berichtet Christiane v. Wurm, eine Nichte von Charlotte Schiller, dem Dichter brieflich über das von ihr gelesene bekannte Werk des Engländers Gibbon über die Ursachen des Verfalls und Untergangs des römischen Reiches, und Schiller erwiderte darauf, es sei doch sonderbar, dass Deutschland sein Glück nie durch Waffen begründet habe; das Gebiet, auf dem die Deutschen Sieger bleiben würden, sei vielmehr das geistige Gebiet der Kunst und Wissenschaft. Die Freundin drang nun in den Dichter, er möchte doch ein Gedicht auf den Frieden machen. Schiller aber winkte ab, er fürchtete, die Deutschen würden in diesem Gedichte eine ziemlich traurige Rolle spielen. Da offenbarte sich nun „Schillers herrlicher Drang zum Positiven“, die seiner Natur eignende „Macht der Bejahung“ aufs schönste in dem Fragment jenes aus dieser Zeit stammenden unvollendeten Gedichtes, dessen Handschrift erst im Jahre 1888 aufgefunden ist und die nunmehr in einer Reproduktion den

Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft als Weihnachtsgabe für das Jahr 1902 dargeboten werden soll. Drei Blätter liegen uns vor: es kam darauf an, sie in die rechte Reihenfolge zu bringen. Der Vortragende und sein Freund Max von Wildenbruch unterzogen sich unabhängig von einander dieser Aufgabe, und beide kamen zu dem gleichen Ergebnis. Der Redner geht nun auf den Inhalt des fragmentarischen Gedichtes näher ein; wir müssen uns hier selbstverständlich mit aphoristischen Andeutungen begnügen und verweisen unsere Leser auf die inzwischen erschienene Beigabe zum Goethe-Jahrbuch.

Erstes Blatt: Darf der Deutsche, schreibt Schiller am Anfang des neuen Jahrhunderts, in diesem, für seine politische Einheit und Selbständigkeit so kritischen Augenblick sich noch seiner Würde rühmen? Er darf es, sein innerer Wert ist nicht in Frage gestellt. Denn das deutsche Reich und die deutsche Nation sind Begriffe, die sich nicht decken. Die deutsche Würde ist unangefochten geblieben trotz des politischen Verfalls; sie besteht in der inneren sittlichen Grösse, die das eigentliche Wesen, den Charakter eines Volkes ausmacht. Aus den Trümmern einer dahinsinkenden „barbarischen Verfassung" beginnt sich bereits jetzt ein neues Leben herauszubilden. Der Kern des Deutschen ist edel, er besteht in der Eigenart seines geistigen Lebens; kraft seines Geistes hat er sich bereits über seinen politischen Zustand emporgehoben.

Zweites Blatt: Vermöge dieser seiner Eigenart ist dem Deutschen die Herrschaft bestimmt auf dem Gebiete des geistigen und sittlichen Lebens. „Endlich muss", so ruft Schiller aus, „Sitte und Vernunft doch siegen über die rohe Form." Die Blüte der anderen Völker ist abgefallen, aber die Frucht ist geblieben. Der Deutsche allein ist befähigt, sie für die Menschheit aufzubewahren vermöge der eigenartigen Sprache, die ihm verliehen ist. Sie ist ein treffliches Abbild seines eigenen Innern, aber zugleich dient sie ihm als Mittel künftiger Weltherrschaft. An Vielseitigkeit und Kraft wird sie von keiner Sprache der Welt erreicht, vermöge ihrer Universalität ist sie imstande, zugleich das Griechische und das Moderne, das Reale und das Ideelle angemessen auszudrücken. Was aber an dem deutschen Wesen der staatlichen Einigung stets hinderlich gewesen ist, das wird bei ihm zum Vorzug, ihm dankt er seine Vielseitigkeit und seine kräftig entwickelte geistige Eigenart.

An dieser Stelle der Dichtung, bemerkt der Redner, strömt die Rede Schillers mit Macht und drängt zur poetischen Gestaltung.

Drittes Blatt: Welches aber ist das Ziel dieser Herrschaft des deutschen Geistes? Nicht den Briten ist es erreichbar; denn in seiner Handelspolitik ist er in Materialismus versunken, und „der Witz" der Franken hat nichts gemein mit dem Schönen, nämlich dem Idealschönen. Denn „Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen", „den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben". Darum trifft ewige Schmach den deutschen Sohn, der sklavisch dem Franzosen und dem Engländer nachahmt, während ihm selbst ein höheres Ziel bestimmt ist. Und welches ist dieses Ziel? Nach dem Höchsten soll er streben, die Worte „Natur" und „Ideal" dienen dem Dichter als Ausdruck für dieses „Höchste". Wie der Adler zur Sonne sich aufschwingt, so hebt sich der Deutsche über alle Zeiten und Völker der Erde; er verkehrt mit dem Geist der Welt. Er ist kraft dieses unmittelbaren Verkehrs mit dem Weltgeist bestimmt, die Menschheit zur Vollendung zu führen, indem er das Schönste, was bei allen anderen Völkern sich vereinzelt findet, zum Kranze vereinigt. Er selbst ist der Kern der Menschheit, jene sind die Blätter und Blüten am Baum der Menschheit. Er ist erwählt durch den Weltgeist, die Schätze aller Zeiten und Jahrhunderte, die sich bei anderen Völkern finden, aufzubewahren. Während alle anderen Völker einmal im Laufe der Zeiten ihren Tag feiern, zur Blüte gelangen, ist „der Tag der Deutschen" „die Ernte der ganzen Menschheit"; aber dieser Tag wird erst erscheinen am Ende der Welt, „wenn der Zeiten Kreis sich füllt".

So weit das Fragment. Und wann ist nun, fragt der Redner im Anschluss an die Inhaltsangabe dieses „Hohenliedes auf die Deutschen", um schliesslich die volle prophetische Bedeutung dieses hochinteressanten Fragmentes zu würdigen, „der Zeiten Kreis erfüllt?" Die Antwort giebt uns Herder am Schluss des zweiten Buches seiner „Ideen": Wenn sie „sich vereinen in der Menschheit schönes Bild". Der Deutsche ist mithin berufen, dieses grosse Friedenswerk zu vollbringen; denn wie die Strahlen des Lichts sich im Brennspiegel vereinigen und brechen, so vereinigt der Deutsche in seiner Eigenart wie in einem Sammelpunkt die zerstreuten Vorzüge der übrigen Völker, um sie vertieft und verklärt der Menschheit zurückzugeben und

das Menschengeschlecht dadurch zur Vollendung zu führen. So stimmen Schiller und Herder in den höchsten Fragen nach der Bestimmung des Menschengeschlechts und des deutschen Volkes überein. Friedrich der Grosse hat sich als Greis in dem bekannten Werke über die Litteratur der Deutschen mit Moses verglichen, der das gelobte Land von ferne sah, ohne selbst hineinzukommen. Jeder Führer seines Volkes gleicht dem Moses. Und Schiller sagt in der „Jungfrau von Orleans“: „Es soll der Sänger mit dem König gehen, die beiden wandeln auf der Menschheit Höhen.“ Von der hohen Warte des Genius erspäht er mit prophetischem Blick die Zukunft seines Volkes und führt ihm seine hohe Bestimmung vor Augen. Dazu aber befähigt ihn in ganz besonderer Weise das, was ihm, dem edelsten Vertreter, dem Schöpfer des deutschen Idealismus, vor allen anderen Dichtern eignet: der Glaube an den Sieg der Idee, d. h. des Guten, Wahren und Schönen. So hat ihn Goethe geschaut und für alle Zeiten verewigt in der siebenten Strophe seines unvergleichlichen Nachrufes: „Nun glühte seine Wange rot und röter Von jener Jugend, die uns nie entfliegt, Von jenem Mut, der früher oder später Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt, Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt, Damit das Gute wirke, wachse, fromme, Damit der Tag dem Edlen endlich komme.“ Eben dieser Glaube aber ist es, der Schiller befähigt zum idealen Vertreter seines Volkes — gleich jenem „Knechte Gottes“, wie ihn der grosse Prophet des alten Testamentes schaut als den Befreier seines Volkes. Jedes Volk muss, ehe es erhöht werden kann, einmal gleich jenem Knechte erniedrigt werden, es muss hindurch durch eine Passion, durch eine schwere Leidenszeit, wo es geknickt am Boden liegt und die spottende Pilatusfrage über sich ergehen lassen muss: So bist Du dennoch ein König? In einem solchen Zeitpunkte bedarf es eines idealen Vertreters, wie es Schiller war, der den Feinden im Namen seines Volkes kraft seines Glaubens erhobenen Hauptes die Antwort gab: Ja, ich bin es, ich bin ein König!

11. Sitzung des Preisrichterkollegiums am 27. Oktober 1902. Das aus den drei, in der 4. Senatssitzung ernannten Herren bestehende Kollegium verständigt sich über das für die nächste Preisaufgabe zu wählende Thema, sowie über die Grundsätze, nach denen dasselbe zu be-

handeln ist, und stellt dann den Wortlaut der im 4. Abschnitt dieses Jahresberichtes veröffentlichten, an die namhaftesten Zeitschriften und Zeitungen Deutschlands versandten Preisausschreibens fest.

12. Fünfte Senatssitzung am 3. November 1902. Der Senat beschliesst auf Antrag des Vizepräsidenten der Akademie, den Pfarrer Johannes Heinzelmann zu Villach in Kärnten zum auswärtigen und korrespondierenden Mitgliede der Akademie zu ernennen. Der Sekretär berichtet über seine Reise nach Berlin und die bei Seiner Excellenz dem Herrn Staatsminister Dr. Studt und verschiedenen Herren Räten des Kultusministeriums gemachten Besuche. Der Senat ernennt auf Antrag des Sekretärs der Akademie die Herren Bürgermeister Lange, Stadtrat Kappelmann und Regierungsrat Jordan in Erfurt zu ordentlichen Mitgliedern und die Herren Gymnasialprofessor Dr. Kreutzer in Köln und Gymnasialoberlehrer Dr. Neubauer in Halle a. S. zu auswärtigen und korrespondierenden Mitgliedern der Akademie.

13. Zweite öffentliche Versammlung am 5. Novbr. 1902. Herr Regierungs- und Schulrat Gymnasialdirektor Dr. Funck aus Sondershausen hält einen Vortrag über das Thema: „Trier in der römischen Kaiserzeit." Zunächst widmete der Vortragende einige warme Worte ehrenden Andenkens dem kürzlich verstorbenen und um die Erforschung der Geschichte und der Denkmäler Triers wie der ganzen römischen Vorgeschichte der Rheinlande hochverdienten Direktor des Trierer Provinzial-Museums, Professor Dr. Hettner. — Dann ging der Vortragende von der auf der Juni-Konferenz 1900 [1]) erhobenen Forderung aus, dass die römische Kaiserzeit im Geschichtsunterrichte an den höheren Schulen stärker berücksichtigt werden solle. Dieser Forderung sei mit Recht in den neuen Lehrplänen vom Jahre 1901 nicht entsprochen worden, da die eingehende Behandlung der älteren Zeit, welche mit ihrem für das jugendliche Gemüt packenden Verlaufe, wie Hellas sich heldenmütig der äusseren Feinde erwehrt und dann geistig gross wird, aber bald durch eigene Schuld in ein Nichts zusammensinkt, und wie Rom zur alles umspannenden Weltmacht erstarkt, gerade im Jugendunterricht von besonderem Werte sei. Für das reife Urteil des Erwachsenen bleibe es allerdings höchst interessant, diejenige Epoche historisch

[1]) Von Harnack und Willamowitz.

verstehen zu lernen, aus deren gewaltigen Kämpfen, namentlich nachdem Christentum und Germanentum als bestimmende Mächte auf den Plan treten, eben unsere Kultur hervorgegangen sei. In diese wichtige Epoche fällt die Blütezeit des kaiserlichen Trier. Nachdem aus früherer Zeit wesentlich nur die mannigfachen Kämpfe der tapferen Treverer berichtet waren, wird die schon im 1. christlichen Jahrhundert erwähnte Stadt Trier (Augusta Trevirorun) seit den Tagen des Kaisers Diocletian als fürstliche Residenz oft genannt und gepriesen. Von der Grossartigkeit der Bauten legen noch heute imposante Ruinen Zeugnis ab, von denen namentlich der Kaiserpalast, das Amphitheater und die Stadtbefestigung mit der Porta Nigra von dem Vortragenden ausführlicher geschildert werden. Nach der Zeit des höchsten Glanzes unter dem Kaiser Gratianus (375—383) und der kurzen Regierung des Usurpators Maximus erfolgte bald der verheerende Einbruch der Franken, vor denen dann sich die Römer völlig aus diesen Gegenden zurückzogen.

14. Sechste Senatssitzung am 10. November 1902. Der Sekretär verliest ein Allerhöchstes Dankschreiben für das durch Immediat-Eingabe übersandte Exemplar der Gedenkrede auf den Prinzen Georg von Preussen aus dem Geheimen Kaiserlichen Civil-Kabinett, sowie mehrere Dankschreiben neu ernannter Mitglieder. Der Senat beschliesst auf Antrag des Vizepräsidenten, Seine Durchlaucht den Erbprinzen Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, Regierungsverweser in den Herzogtümern Sachsen-Koburg und Gotha, sowie Seine Hoheit den Herzog Georg II. von Sachen-Meiningen zu Ehrenmitgliedern zu ernennen, und ermächtigt den Vizepräsidenten die zu diesem Behufe erforderlichen einleitenden Schritte zu thun.

15. Dritte öffentliche Versammlung am 12. November 1902. Herr Pastor Oergel in Erfurt hält einen Vortrag über das Thema: „Ulrich von Hutten in seinen Beziehungen zur Stadt Erfurt und zu den Erfurtischen Humanisten".

Zwei Männer, so begann der Redner seinen Vortrag, haben sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts um die Huttenforschung verdient gemacht, Eduard Böcking und David Strauss, der erstere durch seine mustergültige Herausgabe von Huttens sämtlichen Werken, der letztere durch seine geistvolle, noch heute unübertroffene Biographie des deutschen Ritters. Für den Vor-

tragenden handelte es sich daher einerseits um eine Nachlese dessen, was diesen beiden Forschern entgangen oder von ihnen nur nebenbei behandelt worden ist, andererseits um die Gruppierung des Stoffs nach lokalem Gesichspunkte, soweit Hutten mit unserem Erfurt in Berührung getreten ist. Eine dreimalige Anwesenheit des deutschen Ritters in Erfurt konnte er konstatieren und daher in seinem Vortrage drei Episoden aus Huttens Leben darbieten.

Die erste Episode ist allgemein bekannt. Hutten war hier im Frühling des Jahres 1596 anwesend als 18jähriger Jüngling und angehender Student. Er kam hierher als Begleiter seines etwa 8 Jahre älteren Freundes und Befreiers aus der Klosterschule zu Fulda, des Johannes Jäger aus Dornheim (bei Arnstadt), der später unter dem Humanistennamen Crotus hochberühmt geworden ist. Durch diesen seinen Mentor wurde er in den Kreis der hiesigen Humanisten eingeführt und deren anerkanntem Haupte Konrad Mutian in Gotha vorgestellt, der den aufstrebenden Jüngling mit Wohlwollen aufnahm und seines belehrenden Umgangs würdigte. Nicht minder einflussreich für den jungen fränkischen Ritter war die Bekanntschaft mit dem gleichalterigen Eoban Hessus, dem hochbegabten hessischen Bauernsohn, der hier den Studien oblag. Das zwischen beiden Poeten, die sich der Sitte der Zeit gemäss in zierlichen lateinischen Versen besangen, geknüpfte Freundschaftsband ward zu einem lebenslänglichen. Doch ein längerer Aufenthalt in dieser Musenstadt war dem mittellosen, von seinem gestrengen Vater wegen eigenwilliger Aufgabe des ihm aufgezwungenen geistlichen Berufs verstossenen Jüngling nicht vergönnt. Er musste seinen Stab weiter setzen und eilte nach Frankfurt a. O., wo ihm an der neu errichteten Universität dank seinem väterlichen Gönner, Eitelwolf vom Stein, dem vielvermögenden und hochgebildeten Kanzler Joachims I., der Stern sorgenloser Existenz bei Fortsetzung seiner Studien winkte. Dort ist er im Sommer-Semester 1506 immatrikuliert worden, hat auch am 14. September d. J. den untersten Grad in der philosophischen Fakultät, den eines Baccalareus artium, erlangt.

Erst nach acht Jahren hat Hutten Erfurt wiedergesehen. Nach einem unsteten und abenteuerlichen Wanderleben durch sechs deutsche und zwei italienische Universitäten hatte er endlich um Neujahr 1514 eine Anstellung gefunden, und zwar bei

Albrecht von Brandenburg, Bruder Joachims I., der den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg inne hatte und durch die Gunst des Glücks bald darauf (9. März 1514) auch noch auf den von Mainz erhoben wurde und damit die Würde eines Kurfürsten und Erzkanzlers des Deutschen Reiches erhielt. Als Erzbischof von Mainz war Albrecht auch Landesherr von Erfurt. So kam es, dass er wiederholt Dienstleute hierher sandte, um Aufträge an den Rat auszurichten oder Bericht über die städtischen Verhältnisse zu erstatten. Einer dieser erzbischöflichen Abgesandten, und zwar der rührigste von allen, war Ulrich v. Hutten. Nachweislich war der Ritter hier anwesend am 2. Juni, 19. Juli und 22. August des Jahres 1514.

Diese zweite Episode ist weniger bekannt, Strauss hat sie mit einer kurzen Bemerkung abgethan; sie ist allerdings wenig erfreulich, aber doch zur Vervollständigung des Lebensbildes Huttens und seiner Zeit von Wichtigkeit. Die Stadt Erfurt machte damals eine ihrer schwersten Krisen durch und erlebte die Nachwehen des „tollen Jahres". Die Volkspartei, die den alten Rat gestürzt, die Patrizier verjagt und Heinrich Kellner aufs Schaffot gebracht hatte, dürstete nach neuen Opfern ihrer Wut und fand sie in den von ihr selbst erhobenen obersten Beamten der Stadt. Gefangengesetzt unter der Beschuldigung, die Stadt haben verraten zu wollen, wurden ihnen unter den Qualen der Folter Geständnisse abgezwungen und dann die Todesstrafe zuerkannt. So endete der Stadtsyndikus Dr. Bobczahne, der am 31. Mai gevierteilt, so der Obervierherr Georg Tusenbach, der Ende Juli geköpft wurde. Nach unbefangener Prüfung, soweit eine solche auf Grund der noch vorhandenen Prozessakten uns möglich ist, waren sie unschuldig, Opfer blinder und irregeleiteter Leidenschaft, — ein Beispiel davon, dass die Revolution ihre eigenen Kreaturen frisst. Leider sahen es natürlich die Zeitgenossen anders, zumal die Abgesandten des Erzbischofs und Mainzer Hochstifts, die sich von vornherein auf Seiten der Volkspartei gestellt hatten, während Kursachsen die Partei der ausgetriebenen Patrizier ergriff. Thatsache ist, dass Ulrich von Hutten in dem Prozess gegen Tusenbach als landesherrlicher Kommissar mitwirkte; er war bei mehreren in dessen Sache abgehaltenen Gerichtsterminen anwesend und half, wie es scheint, das Feuer schüren.

Die eingehendste und zuverlässigste Quelle, die wir über

jene wirrsalvollen Jahre Erfurtischer Geschichte besitzen, der sog. Variloquus, meldet im Anschluss an das zweite peinliche Verhör, welches fünf Stunden lang in der Folterkammer des Rathauses mit Tusenbach vorgenommen, ohne dass ihm ein Geständnis abgenötigt worden wäre, dass der Mainzer Abgesandte, Ulrich von Hutten, dabei gestanden und als man den Inkulpaten unverrichteter Sache abführte, ihm voller Wut zugerufen habe: „Sterben musst Du doch, und wenn Du turmlang wärest!" In der That erzwang ein drittes peinliches Verhör das Geständnis des Angeklagten, worauf das Todesurteil zur Vollstreckung kam.

Freundlicher gestaltete sich das Schicksal eines anderen Angeklagten, des Andreas Teichhefter, der ebenfalls Obervierherr gewesen war; nach mehrmaligem peinlichen Verhör wurde er endlich gegen eine empfindliche Geldbusse freigelassen. In der Angelegenheit dieses Mannes kam es zu einer Korrespondenz zwischen Hutten und einer ungenannten fürstlichen Person. Letztere (vielleicht Herzog Georg von Sachsen) hatte sich bei Hutten für Teichhefters Freilassung verwandt. Die Antwort Huttens ist uns erhalten, aber ohne Adresse, sie ist datiert Erfurt den 22. August 1514 (abgedruckt bei Böcking Addenda S. 5 f.) und lautet wenig hoffnungerregend, Hutten möchte, schreibt er, Seiner Fürstlichen Gnaden gerne willfahren und den Angeklagten seines beschwerlichen Gefängnisses enthoben wissen, aber er werde kaum etwas ausrichten können, da Teichhefter von einem Ehrbaren Rat beim Mainzer Gericht öffentlich angeklagt worden sei, und er (Hutten) zu Erfurt nicht so viel Folge (d. h. Einfluss) habe, wie S. F. G. und vielleicht auch andere meinen. — Da aber einige Wochen darauf der Gefangene wirklich die Freiheit erlangte, dürfen wir annehmen, dass Huttens Fürbitte doch nicht so belanglos war, wie er wähnte. Vielleicht aber war man in Erfurt nun des Blutvergiessens müde geworden und geneigt, mildere Saiten aufzuziehen.

Sicher gewährt uns die dritte Episode, obwohl sie unmittelbar auf die zweite folgt, ein viel freundlicheres Bild. Der Bürgerschaft bemächtigt sich das Verlangen nach Herstellung des inneren Friedens, und Erzbischof Albrecht ergreift ernstliche Massregeln, dem Parteiwesen der unglücklichen Stadt ein Ende zu bereiten. Eben hatte er seinen Einzug in Mainz gehalten und damit die wirkliche Regierung angetreten (8. November

1514), als er eine ausserordentliche, mit auserlesenen Kräften besetzte Gesandtschaft an die Stadt abordnete, um ihr sein landesherrliches Friedegebot anzukündigen und die verworrenen sozialen Verhältnisse auf solider Grundlage zu regeln. An der Spitze dieser Gesandtschaft stand Hartmann, Burggraf von Kirchberg, Abt von Fulda und Hersfeld, ihm zur Seite als juristischer Beirat Dr. Sundhausen nebst zwei Schreibern, Griechow und Ulrich von Hutten. Die Teilnahme des letzteren an dieser Gesandtschaft war bisher unbekannt, geht aber aus dem neuerdings aufgefundenen Reisebericht der Gesandtschaft an Erzbischof Albrecht, sowie sonstigen Aktenstücken unzweideutig hervor. Die Gesandtschaft konnte, da Sachsen, das mit Erfurt noch in Fehde lag, die Strassen gesperrt hatte und keine ihm verdächtigen Personen passieren liess, den Weg durch das sächsische Gebiet hindurch in die Stadt hinein sich nur mit List bahnen; der Abt und Hutten gaben als ihren Reisezweck eine Wallfahrt zum heiligen Blut an und erlangten so vom Schultheissen zu Eisenach das erbetene Geleit. Am 15. Dezember traf die Gesandtschaft in Erfurt ein und erreichte nach langwierigen Verhandlungen zu Ostern folgenden Jahres (15. April 1515), dass die Stadt das erzbischöfliche Friedegebot annahm. Das Nähere dieser politischen Verhandlungen kann hier füglich übergangen werden, um so mehr, als der Friede erst im folgenden Jahre perfekt wurde, wo die Verhandlungen zwischen der Stadt und ihrem „Schutzherrn“ Sachsen zum erwünschten Abschluss kamen.

Wichtiger für uns ist, dass Ulrich von Hutten bei dieser mehrmonatlichen Anwesenheit Gelegenheit hatte, die alten Studienfreundschaften zu erneuern. Er sah seinen Jugendfreund Hessus wieder, der jetzt glücklicher Bräutigam war und bald nach Neujahr 1515 seine Katharine Spaler in der Engelsburg heimführte; er begrüsste den Altmeister Mutian in Gotha wieder; vor allen Dingen aber, er durfte wieder mit seinem vielgeliebten Crotus zusammen sein. Wir haben nämlich sichere Anzeichen, dass dieser, der damals als Geistlicher in Fulda lebte, in jenen Tagen auch in Erfurt anwesend war. Ja, es ist höchst wahrscheinlich, dass er, ein Günstling des den Humanisten von Herzen gewogenen Abtes Hartmann, die Gesandtschaftsreise seines Herrn, etwa als dessen Kaplan, mitgemacht hat. Jedenfalls waren die beiden, Crotus und Hutten, hier auf dem liebgewordenen akademischen Boden wieder vereint, und das ist für die Litteraturgeschichte des

Humanismus von hoher Bedeutung. Die ganze gebildete Welt war damals erfüllt von dem Kampfe, der sich zwischen Reuchlin und den Kölner Dominikanern abspielte. Die Humanisten aller Orten nahmen für den grossen Gelehrten und Bahnbrecher wahrer Wissenschaft Partei gegen das Kleeblatt seiner Widersacher, den getauften Juden Pfefferkorn, den Ketzerrichter Hochstraten und den Pseudohumanisten Ortwin Gratius zu Köln. Da sich hier in Erfurt aber, dem klassischen Humanistensitze, Crotus und Hutten mit den Gesinnungsgenossen zusammenfanden, schmiedeten sie die Waffe, die am meisten dazu beigetragen hat, den Obskurantismus der Reuchlingegner an den Pranger zu stellen. Die berühmten „Dunkelmännerbriefe" sind im Frühjahr 1515 hier in Erfurt entstanden durch Zusammenwirken des Crotus und Hutten mit einigen wenigen vertrauten Freunden, ihr eigentlicher Verfasser ist Crotus (nämlich der ersten, 41 Briefe enthaltenden Sammlung), aber von Hutten hat ihm beratend, anregend, ermutigend zur Seite gestanden. Dass das Geheimnis der Autorschaft gewahrt werden konnte, beruht darauf, dass sie persönlich beisammen waren und wenige Mitwisser hatten. Als die Dunkelmännerbriefe erschienen gegen Ende des Jahres, war Crotus längst wieder in seinem stillen Winkel Fulda, und Hutten jenseits der Alpen auf dem Wege nach Rom. Wir sehen aber, dass die alte Tradition, die Erfurt als Ursprungsort der Dunkelmännerbriefe hinstellt, Recht behält und das längst behauptete Zusammenwirken von Crotus und Hutten eine neue Bestätigung erfährt.

Bei dieser dritten Episode, die in hervorragender Weise unser Interesse in Anspruch nimmt, verweilte der Vortragende am längsten. Dann gab er noch einen kurzen Überblick über das fernere Leben und Wirken Huttens, der zwar Erfurts Boden nicht wieder betreten hat, aber mit den hiesigen Freunden dauernd in Berührung geblieben ist. Als Crotus das Rektorat der hiesigen Universität bekleidete (Wintersemester 1520—21) und in seiner bekannten Wappentafel den Erfurtischen Humanistenbund verewigte, nahm er auch seinen Hutten auf; er gab ihm den Ehrenplatz zwischen Luther und Hessus. Und als letzterer zur Zeit des Wormser Reichstages seine denkwürdigen Lutherelegien sang, richtete er deren letzte an den kühnen deutschen Ritter, mit der Aufforderung, für den bedrängten Luther die Waffen zu ergreifen; Hutten säumte nicht mit der

Antwort und liess seinen Freund und alle Welt von der Ebernburg herab wissen, dass er durchzubrechen bereit sei, oder zu fallen. Nur in der letzten Zeit seines Lebens trat eine Entfremdung ein; die Abwege, auf die Hutten im Bunde mit Franz von Sickingen gerieten, machten die Erfurter Freunde nicht mit. Als aber die Kunde von seinem frühzeitigen Ende nach Erfurt kam — er starb bekanntlich als Flüchtling und im Elende Ende August 1523 auf der Insel Ufnau bei Zürich, erst 35 Jahre alt — sang Hessus ihm ein ergreifendes Klagelied. Sein Epicetion auf Hutten ist eines seiner gelungensten Gedichte. Er feiert den Helden, der vom Tode zwar hingestreckt, dennoch überwunden hat und, befreit von allen Fesseln leiblicher Übel und Schwächen, in Kraft des Geistes ewig fortleben wird.

16. Vierte öffentliche Versammlung am 20. November 1902. Herr Archivrat Dr. Mitzschke aus Weimar hält einen Vortrag über das Thema: „Johann Andreas Eisenbart, ein deutscher Wander- und Wunderheilkünstler."

Auf Grund eines umfassenden Quellenmaterials entwarf der Vortragende ein anschauliches Bild von dem Leben und Wirken dieses Wunderdoktors und gab damit zugleich ein interessantes Stück deutscher Kulturgeschichte zum besten. Eisenbart stammte aus dem östlich von Regensburg gelegenen Flecken Viechtach, wo er 1661 geboren wurde. Die konfessionellen Wirren in Bayern, die Ausweisung der Nichtkatholiken von 1660 an nötigte vermutlich seine Eltern zu flüchten und im Hochstift Bamberg, wo die Protestanten noch geduldet wurden, eine Zufluchtsstätte zu suchen. Hier ist Eisenbart nachweislich zuerst aufgetreten im Jahre 1685. Die Vertreter des ärztlichen Berufes schieden sich damals in zwei Klassen. Innere Krankheiten wurden ausschliesslich von wissenschaftlich gebildeten Ärzten behandelt, äussere Leiden von Wundärzten, die als Handwerker meist der Baderzunft angehörten und daher von den studierten Ärzten über die Achsel angesehen wurden. Viele Wundärzte zogen von Ort zu Ort und traten in scharlachroten Röcken oder orientalischen Talaren öffentlich auf Bühnen auf, von denen herab sie ihre Kunst marktschreierisch anpriesen. Erhielten sie obrigkeitliche Genehmigung zu ihrem Geschäftsbetrieb, so galten sie beim Volk als „Landärzte", auch wenn ihnen dieser Titel formell nicht verliehen war.

Eisenbart übte seine Kunst mit viel Geschick und gutem Erfolg aus und entfaltete, als er von Bamberg nach Norddeutschland gezogen war, eine ausgedehnte Praxis. Wir finden ihn 1686 in Altenburg, dann seit 1688 in Weimar und 1689 in Erfurt. Überall wusste er sich Privilegien von den Behörden zu verschaffen und durfte als Okulist, Schnitt- und Wundarzt an Jahr- und Wochenmärkten auf seiner Bühne „ausstehen" und praktizieren. In Erfurt erwarb er sich das Bürgerrecht, nannte sich später „Stadtarzt zu Erfurt" und wehrte nicht, dass man ihm auf Grund seiner glücklichen Kuren den Doktortitel beilegte, der ihm nicht zukam. In dem sächsischen Städtchen Rochlitz rühmte man 1691 an ihm, dass er nicht bloss die Kranken geheilt, sondern auch fleissig besucht und abgewartet habe. Seit Ende 1692 erscheint er in Dresden, und das dortige Medizinalkollegium erwähnt eine von ihm erfundene besondere Nadel zum Operieren des Stars. Kurfürst Johann Georg IV. erteilte ihm 1693 ein Privilegium für ganz Kursachsen, das Eisenbart selbstschaltend auch auf Polen ausdehnte, als Kurfürst August der Starke 1697 zum König von Polen gewählt worden war. Im nämlichen Jahre 1697 taucht er in Leipzig auf, dann in den folgenden Jahren in Zeitz, Helmstedt, Kolberg, Stargard und Stettin. Als Kurbrandenburg 1701 zum Königreich Preussen ward, beschloss Eisenbart, sich dauernd in Preussen niederzulassen. In Magdeburg erwarb er 1703 das stattliche Wohn- und Brauhaus „Zum güldnen Apfel" käuflich für 3500 Thlr. Von hier aus unternahm er nun immer seine Reisen, begleitet von einem gewaltigen Tross von Dienern. In Wetzlar wurde er 1704 in eine Skandalgeschichte verwickelt, die sich zwischen dem älteren und dem jüngeren Präsidenten des dortigen Reichskammergerichts abspielte und seinem Namen dadurch im ganzen Reiche bekannt machte. Als er Anfang 1707 in Berlin weilte, wurde er am 25. März von Friedrich I. für alle preussischen Lande privilegiert. In Hannover erhielt er 1710 das Angebot, gegen ein Jahresgehalt von 200 Thlr. dort zu bleiben; er lehnte ab, erhielt aber vom Kurfürsten Georg I. Ludwig das Prädikat „Landarzt" mit der Befugnis, unter Ausschluss jeder Konkurrenz an allen Orten des Landes ungehindert praktizieren zu dürfen. Nachdem der Kurfürst 1714 britischer König geworden war, dehnte Eisenbart als spekulativer Kopf sein Privilegium theoretisch auf ganz Grossbritannien aus.

In den nächsten Jahren lässt sich Eisenbart in Saalfeld und Koburg (1713) nachweisen, dann wieder in Salzwedel (1714). Von dieser Metropole der Altmark richtete er an den zweiten Preussenkönig Friedrich Wilhelm I. ein erfolgreiches Gesuch um Erneuerung seines Privilegiums. Auf besondern Befehl dieses Königs ward Eisenbart im Februar 1716 nach Stargard in Pommern berufen zur Behandlung des Oberstleutnants von Grävenitz, der seit dem spanischen Erbfolgekriege an den Folgen eines Schusses in das Auge litt. Wahrscheinlich war es die Wiederherstellung dieses Patienten, die den König veranlasste, dem glücklichen Heilkünstler das Prädikat „Königlich preussischer Hofokulist und Rat“ zu verleihen.

Hiermit hatte Eisenbart den Höhepunkt seines Ruhmes erreicht. Die Berufung durch den König schien aber auch sein Selbstgefühl aufs höchste gesteigert und hierdurch seinen Niedergang angebahnt zu haben. Hatte er sich schon früher mancherlei Übergriffe erlaubt, indem er seine Praxis auch auf die ihm verbotene Heilung innerer Krankheiten ausdehnte, so ward er nunmehr in seiner marktschreierischen Reklame immer unlauterer, in den Übergriffen auf die Gebiete der Apotheker und der studierten Ärzte immer dreister. Die von Friedrich Wilhelm I. 1716 gegen die Quacksalber und ärztlichen Schwindler erlassene Verordnung hätte in manchen Stücken recht wohl auch auf Eisenbart Anwendung finden können. Seine zahlreichen Neider und Feinde unter Ärzten und Apothekern erhoben ihr Haupt und es erwuchsen ihm auch litterarische Gegner. Besonders Johann Christian Ettner aus Eutritzsch fühlte sich in seinem „Medizinischen Maulaffen“ berufen, die Rolle des getreuen Eckarts gegenüber marktschreierischen Winkelärzten zu spielen und mit Wort und Bild vor unlauteren Quacksalbern zu warnen. Auch Gottsched geisselte in einem satirischen Gedichte die prahlsüchtige Reklame und Gewinnsucht Eisenbarts.

Wenige Monate nach dem Erscheinen des Gottsched'schen Gedichtes begab sich Eisenbart im Spätherbst 1727 auf seine letzte Reise nach Westdeutschland. In Hannöversch-Münden ward er dabei von einer Krankheit befallen und am 11. November desselben Jahres im Gasthof „Zum wilden Mann“ 66 Jahre alt dahingerafft. Sein Sterbezimmer wurde in dem Gasthause, das jetzt „Deutscher Hof“ heisst, den Fremden gezeigt, bis das alte Gebäude 1900 dem Abbruch verfiel. Ums Jahr 1825 entdeckte

man dort auch Eisenbarts ganz überwucherten Grabstein wieder und richtete ihn an der Aussenseite der Ägidienkirche auf. Er gilt noch heute als eine der grössten Merkwürdigkeiten der Stadt und ist jetzt auch auf Ansichtspostkarten abgebildet. Seine Inschrift preist in prunkenden Worten den „hochedlen, hocherfahrnen, weltberühmten Herrn, Herrn Johann Andreas Eisenbart“ und nennt seine Titel und Lebensdaten.

Der Redner gab zum Schluss eine kurze Charakteristik des Mannes. Eisenbart war in der besten Zeit seines Wirkens nicht bloss praktisch rührig, sondern unbestritten ein tüchtiger und geschickter Operateur, der sich auch durch Verbesserung der Instrumente Verdiente um die Fortentwicklung seines Faches erworben hat. Mit den Übergriffen auf verbotene Gebiete und durch die Masslosigkeit seiner Reklame hat er seinem Rufe selbst den grössten Schaden gethan. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts der Vergessenheit anheimgefallen feierte er ein halbes Jahrhundert später eine fröhliche Auferstehung in dem burschikosen Liede „Ich bin der Doktor Eisenbart“. Der unbekannte Dichter hat aber von dem wirklichen Eisenbart nur den Namen gekannt und sein Bild unhistorisch ins Groteske verzerrt. Das ums Jahr 1800 entstandene Gedicht ist zuerst in Göttingen 1818 gedruckt worden und dann in viele Lieder- und Kommersbücher übergegangen. Auch die bildende Kunst, wenigstens die Kleinkunst, hat sich der interessanten komischen Figur bemächtigt. Die Neu-Ruppiner und die Münchener Bilderbogen haben den Wander-Äskulap zur Freude der Kinder verewigt und auch in anderer Weise z. B. durch einen Kalender, eine Zeitschrift, eine dramatische Posse, ein Gesellschaftsspiel ist für die Unsterblichkeit des ehrenwerten Eisenbart im deutschen Lande hinlänglich gesorgt worden.

17. Fünfte ordentliche Versammlung am 26. November 1902.

Herr Professor Apel in Erfurt liest eine Abhandlung: „Über das höhere Schulwesen Englands.“

18. Fünfte öffentliche Versammlung am 3. Dezember 1902. Der Rektor der Lateinischen Hauptschule und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen Herr Dr. A. Rausch aus Halle a. S. hält einen Vortrag über das Thema: „Affekte und Ausdrucksbewegungen homerischer Menschen.“

19. Siebente Senatssitzung am 17. Dezember 1902. Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Friedrich von Baden, Seine Hoheit der Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen und Seine Durchlaucht der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, Regierungs-Verweser in den Herzogtümern Sachsen-Coburg und Gotha haben die Höchstihnen vom Senate der Akademie angetragene Ehrenmitgliedschaft huldvollst angenommen. Die betreffenden Dankschreiben werden vorgelesen.. Seine Exzellenz der Staatsminister a. D. Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen hat der Akademie gütigst ein Geschenk von 300 Mk. zugehen lassen als Beitrag zur Bestreitung der Unkosten für das bevorstehende Jubiläum.

20. Sechste ordentliche Versammlung am 17. Dezember 1902. Herr Sanitätsrat Dr. Loth in Erfurt liest eine Abhandlung über: „Die Lungentuberkulose in ihrer sozialen Verbreitung."

21. Sechste öffentliche Versammlung am 7. Januar 1903. Herr Geh. Medizinalrat Professor Dr. Stintzing in Jena hält einen Vortrag über: „Naturheilung und Heilkunde." Alle Gelehrtenberufe, mit Ausnahme der Heilkunde, so führte er aus, sind in ihrer Ausübung gebunden an die Ablegung einer staatlich beaufsichtigten Prüfung, also an einen „Befähigungsnachweis". Nur die Heilkunde gilt nach den Gesetzen als freies Gewerbe, kann also von gebildeten oder ungebildeten Laien ausgeübt werden. Die Folge davon ist, dass die kranke Menschheit sich vielfach zu ihrem Schaden in die Hände von unwissenden Kurpfuschern begiebt. Andererseits aber erleidet die wissenschaftliche Medizin durch Kurpfuscher und Vertreter der sogenannten „Naturheilmethode" manche unbegründeten Angriffe und Verdächtigungen. Zu diesen gehört der oft erhobene Vorwurf, dass der Arzt sich zur Krankenbehandlung „unnatürlicher" Mittel bediene. Der Herr Vortragende führt demgegenüber aus, dass die wissenschaftliche Medizin in erster Linie Naturheilung anstrebe, dass alle ihre Kenntnisse und Bestrebungen sich gründeten auf das Studium der Naturwissenschaften und der natürlichen Vorgänge im menschlichen und tierischen Organismus. Die Medizin ist geradezu eine Tochter der Naturwissenschaften, das Studium der Medizin beginnt mit diesen. An einer Reihe von Beispielen erörtert der Vortragende die Vorgänge des Naturheilbestrebens im menschlichen Körper und weist nach, wie

gerade der Arzt bestrebt ist, dieses zweckvolle Streben der Natur auszunutzen, anzubahnen und zu fördern. So sucht er bei Verwundungen die zerstörte Schutzdecke, die Haut, durch geeignete Massnahmen zu ersetzen und den Organismus gegen seine grössten Feinde, die Bakterien, zu schützen, und diese, wo sie bereits eingedrungen sind, zu entfernen oder unschädlich zu machen. Wenn der Arzt zum Messer greift, um einen Abscess zu öffnen, so kommt er nur der Natur auf halbem Wege entgegen. Wenn er den Luftröhrenschnitt macht, so geschieht dies nur, um dem notwendigsten, natürlichsten Bedürfnisse des Menschen, dem Luftaustausche, zu genügen und den Körper vor dem unnatürlichen Erstickungstode zu retten. Ebenso handelt es sich bei der operativen Entfernung einer Geschwulst um die Ausrottung eines krankhaften Auswuchses. Auch die neue grosse Errungenschaft der wissenschaftlichen Medizin, die sog. Blutserumtherapie, die von der Laienheilkunde stark angefeindet wird, ist der Natur abgelauscht. Sie geht darauf aus, die von der Natur selbst gebildeten Schutzstoffe, die Antitoxine, zum Heile der leidenden Menschheit zu verwerten. Das Gleiche gilt von einer Anzahl von physikalischen Heilmitteln, deren sich die Schulmedizin bedient, wie der Magenausspülung, der Verwendung des Wassers, der Luft, der Massage, der Gymnastik, der Elektrizität zu Heilzwecken, wie von der Krankendiätetik und vielem anderen. Auch die in unserer Zeit durch medizinisch-naturwissenschaftliche Forschung zu grosser Bedeutung gelangte öffentliche und private Prophylaxe bedient sich nur natürlicher Mittel, um der Entstehung der Krankheiten vorzubeugen. Der Vortragende schliesst mit dem Wunsche, dass der medizinischen Forschung seitens der Laien allgemeineres Verständnis und die ihr gebührende Achtung entgegengebracht werden möchte. Solle kein Stillstand oder Rückgang in der allgemeinen Wohlfahrt eintreten, so müsse die voraussetzungslose Heilwissenschaft die Führung wie bisher behalten.

22. Öffentliche Festversammlung am 26. Januar 1903 zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. in der festlich dekorierten Aula des Königlichen Gymnasiums. Der Sekretär der Akademie Professor Dr. Heinzelmann hält die Festrede über das Thema: „Der ethische Beruf der Kunst.“ Dieser Vortrag ist im ersten Teile dieses Jahresheftes vollständig abgedruckt.

23. Achte Senatssitzung am 4. Februar 1903. Der Vizepräsident gedenkt des am 10. Januar d. J. verstorbenen langjährigen Senatsmitgliedes Dr. Ernst Biltz, der Senat erhebt sich zur Ehrung des Andenkens des Entschlafenen von den Plätzen. Der Senat beschliesst an Stelle des Verstorbenen den Herrn Sanitätsrat Dr. Loth zum Rendanten der Akademie zu ernennen. Derselbe wird die Wahl annehmen. Der Senat beschliesst auf Antrag des Sekretärs, Herrn Gymnasialprofessor a. D. Dr. Lüttge in Erfurt zum ordentlichen Mitgliede der Akademie, die Herren Rektor design. Dr. Biereye in Rossleben, Amtsgerichtsrat Bartolomäus in Krotoschin und Kurarzt Dr. med. W. Henry Gilbert in Baden-Baden zu auswärtigen und korrespondierenden Mitgliedern der Akademie zu ernennen.

24. Siebente ordentliche Versammlung am 11. Februar 1903. Der Aufforderung des Vizepräsidenten entsprechend erhebt sich die Versammlung zur Ehrung des Andenkens des am 10. Januar d. J. verstorbenen Senatsmitgliedes Dr. Biltz von den Plätzen. Der Sekretär verliest den im 3. Abschnitt des Jahresberichtes abgedruckten Nekrolog. Der Vizepräsident Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele liest die im ersten Teile dieses Jahresheftes vollständig abgedruckte Abhandlung: „Philologische und archäologische Studien."

25. Achte ordentliche Versammlung am 25. Februar 1903. Herr Generalleutnant z. D. Freiherr von Schroetter liest eine Abhandlung über das Thema: „Der preussische Provinzialminister Friedrich Leopold Freiherr von Schroetter und seine Bedeutung für die Bauernbefreiung in Preussen."

III. Nekrolog

des am 10. Januar 1903 verstorbenen Senatsmitgliedes und Rendanten der Akademie Dr. Ernst Biltz.

Ernst Biltz wurde am 26. Juli 1822 zu Erfurt geboren als Sohn des Apothekers Heinrich Biltz. Letzterer stammte aus Olbernhau im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater Rektor der

Lateinschule war. Im Jahre 1847 erwarb er die „Grüne Apotheke“ am Friedrich-Wilhelmsplatz zu Erfurt, eine der sechs alten privilegierten Apotheken der Stadt, die bis zum Jahre 1899 im Besitze der Familie geblieben ist. — Ernst Biltz besuchte das Gymnasium zu Erfurt und begann dann seine Thätigkeit als Apotheker in Naumburg und Mühlhausen. Im Jahre 1843 bezog er die Universität zu Berlin, wo der Botaniker Dr. Link, der Physiker Dove, der Chemiker Mitscherlich und besonders Rose seine Lehrer wurden. Im Jahre 1847 übernahm er die „Grüne Apotheke“, die er bis zum Jahre 1877 geleitet und dann seinem Sohne Hugo übergeben hat.

Schon der Vater, Heinrich Biltz, hatte neben der praktischen Thätigkeit als Apotheker wissenschaftliche Interessen gepflegt. In weit höherem Grade aber war dies der Fall bei seinem Sohne Ernst Biltz. Seine eindringenden Studien auf chemischem Gebiete führten ihn bald zu epochemachenden Entdeckungen, die ihm früh einen geachteten Namen und die persönliche Freundschaft angesehener Vertreter der Wissenschaft erwarben. Am bedeutendsten war die über das Chloroform. Die Frucht seiner pharmazeutischen Studien hat er in einem grösseren Sammelwerke niedergelegt, das auf die nach Begründung des Deutschen Reiches ausgearbeitete Pharmacopoea Germanica wesentlich eingewirkt hat, ihn mit einem Schlage in die vorderste Reihe der deutschen Apotheker stellte und ihm die Freundschaft des ersten Fachmannes seiner Zeit, des Professors Flückiger in Magdeburg, gewann. Die Pharmazeutische Gesellschaft und der Deutsche Apotheker-Verein ernannten ihn zum Ehrenmitglied, die Universität Marburg anlässlich seines 50jährigen Apotheker-Jubiläums zum Ehrendoktor der Philosophie.

Auch in Erfurt wurden seine Leistungen schon frühzeitig anerkannt und gewürdigt. Seine Gabe der freien Rede und seine ungewöhnliche Gewandtheit am Experimentiertisch verwertete er in trefflicher Weise in verschiedenen, wissenschaftlichen Zwecken dienenden Vereinen, besonders auch im hiesigen Gewerbeverein. Durch den näheren Umgang mit dem langjährigen Sekretär der Akademie, Direktor Dr. Koch, und dem ihm in enger Freundschaft verbundenen namhaften Erfurter Chemiker Hermann Trommsdorff hatte er reichlich Gelegenheit, seine pharmazeutischen Kenntnisse für die Praxis fruchtbar

zu machen. Wir berühren hier ferner nur ganz kurz die ausgebreitete gemeinnützige Thätigkeit, die er entfaltet hat als Stadtverordneter, als Mitglied und späteres Ehrenmitglied des Kirchenrats der hiesigen Prediger-Gemeinde, besonders als Mitglied des Botanischen Vereins. Uns liegt es nahe, vor allem dessen dankbar zu gedenken, was er unserer Akademie gewesen ist.

Früh hat die hiesige Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften das Talent des nunmehr verewigten Mannes dadurch anerkannt, dass sie ihn bereits am 8. Oktober 1850 zum ordentlichen Mitglied ernannte. Am 24. Februar 1864 ward er Mitglied des Senates. Er hatte damals die Ehre, vor Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Adalbert von Preussen, der als zeitiger Präsident der Akademie Erfurt besuchte, einen Experimentalvortrag über Ozon zu halten. Am 4. Juni 1867 übernahm er an Stelle des am 28. April ej. a. verstorbenen Dr. Bucholz das Amt eines Rendanten der Akademie, das er fast 36 Jahre lang mit grosser Treue und Gewissenhaftigkeit verwaltet hat. Im Jahre 1900 war es ihm vergönnt, sein 50jähriges Jubiläum als Mitglied der Akademie zu feiern. Am 1. Oktober 1900 erschienen vormittags 11 Uhr sämtliche Mitglieder des Senates in der Wohnung des Jubilars, um ihm die herzlichsten Segenswünsche der Akademie zu diesem seltenen Feste darzubringen und ihm zugleich ein geschmackvoll gebundenes Exemplar des mit einer Widmung an den Jubilar versehenen Jahrbuches der Akademie als Ehrengabe zu überreichen.

Regelmässig hatte er bis dahin noch den Sitzungen der Akademie beigewohnt, soweit er nicht durch seinen in den letzten Jahren schwankenden Gesundheitszustand daran verhindert wurde. In seltenem Glücke war sein Leben dahingezogen; im Jahre 1897 feierte er, umgeben von seinen Kindern und Enkeln, im Kreise seiner zahlreichen Verehrer und Freunde, das Fest der goldenen Hochzeit. Doch blieben ihm schwere Schicksalsschläge im höchsten Alter nicht erspart. Der Tod seines Sohnes im Jahre 1899 und der Heimgang seiner älteren Tochter im Jahre 1902 versetzte ihn in tiefe Trauer und wirkten zugleich erschütternd auf seine Gesundheit ein. Am 10. Januar d. J. ist er sanft entschlafen in dem gesegneten Alter von 81 Jahren. Die Akademie widmete ihm nach seinem Heimgang einen warmen Nachruf,

in dem die hohen Verdienste des Verewigten gebührende Anerkennung fanden. Vor allem aber wird der Verstorbene, dem es eine wahre Freude war, anderen in selbstloser Weise zu dienen, seiner gediegenen, schlichten und anspruchslosen, sittlich durchgebildeten Persönlichkeit bei allen, die ihn näher gekannt haben, im besten Andenken bleiben.

IV. Preisaufgabe.

Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt hat beschlossen, für das Jahr 1903 folgende Preisaufgabe zu stellen:

„Es soll die Notwendigkeit von Fortbildungsschulen für die aus der Volksschule entlassenen jungen Mädchen begründet und die Organisation, sowie der Lehrplan solcher Schulen den modernen Anforderungen entsprechend dargelegt werden."

Auf die beste der einlaufenden Abhandlungen ist ein Preis von

500 Mark als Honorar

gesetzt. Der Verfasser tritt das Eigentumsrecht an die Königliche Akademie ab, welche ausschliesslich befugt ist, dieselbe durch den Druck zu veröffentlichen.

Die Abhandlung ist sauber und deutlich auf gebrochenen Foliobogen zu schreiben und in edler, allgemeinverständlicher deutscher Sprache abzufassen. Arbeiten unter 20 und über 50 Foliobogen, sowie solche, welche den obigen Anforderungen nicht entsprechen, bleiben unberücksichtigt.

Bewerber werden ersucht, ihr Manuskript in der Zeit vom 1. Januar bis zum 1. Februar des Jahres 1904 an den Königlichen Bibliothekar, Herrn Oberlehrer Dr. Emil Stange in Erfurt einzureichen. Dasselbe ist mit einem Motto zu versehen, darf aber den Namen des Verfassers nicht enthalten. Ein versiegeltes Couvert ist beizufügen, welches die vollständige Adresse des Verfassers und das gleichlautende Motto enthält.

Die Bewerber werden im Laufe des Sommers 1904 von dem durch das Preisrichter-Kollegium gefällten Urteil in Kenntnis gesetzt. Die nicht prämiierten Arbeiten werden vernichtet, falls nicht die Verfasser bei der Einreichung ihrer Abhandlung unter Beifügung des Portobetrages den ausdrücklichen Wunsch erklären, dieselbe zurück zu erhalten. Auf weiteren Schriftwechsel wird sich die Königliche Akademie nicht einlassen.

Erfurt, im November 1902.

Der Senat der Königlichen Akademie.
I. A.:
Prof. Dr. Heinzelmann,
Sekretär der Akademie.

V. Statistische Mitteilungen.

a. Verzeichnis der Mitglieder
der Königlichen Akademie im Jahre 1903.[1])

Gesamtzahl: 179.

1. Ehrenmitglieder (18).

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Friedrich von Baden. 1902.

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach. 1901.

Seine Hoheit der Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen. 1902.

Seine Durchlaucht der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, Regierungs-Verweser in den Herzogtümern Sachsen-Coburg und Gotha. 1902.

Seine Excellenz der Staatsminister a. D. Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen. 1891.

---

[1]) Die den einzelnen Namen beigefügten Ziffern bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Seine Excellenz der Oberpräsident a. D. Herr von Pommer Esche in Magdeburg. 1894.

Seine Excellenz der Oberpräsident der Provinz Sachsen Herr Staatsminister Dr. jur. von Bötticher in Magdeburg. 1901.

Seine Excellenz der Wirkliche Geheime Rat und ordentliche Professor der Philosophie und neueren deutschen Litteratur an der Universität Heidelberg Herr Dr. Kuno Fischer in Heidelberg. 1897.

Der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Regierungspräsident a. D. Herr von Brauchitsch in Mittel-Gerlachsheim bei Marklissa in Schlesien. 1891.

Herr Regierungspräsident von Dewitz in Erfurt. 1899.

„ Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen a. D., in Merseburg. 1894.

„ Geheimer Oberregierungsrat D. Dr. Wilh. Schrader, Kurator der Königlichen Universität Halle-Wittenberg a. D., in Halle a. S. 1894.

„ Geh. Regierungs- und Obermedizinalrat a. D. Dr. med. Schuchardt in Gotha. 1868.

„ Sektionschef Dr. phil. et jur. Theodor Ritter von Sickel, Universitätsprofessor und Direktor des Istituto Austriaco di studii storici zu Rom a. D., in Meran. 1897.

„ D. Dr. Adolf Hilgenfeld, Grossherzoglich Sächsischer und Herzoglich Meiningischer Geh. Kirchenrat und ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Jena, Ehrenbürger der Stadt Jena, in Jena. 1897.

Der Kaiserliche Ministerialrat z. D. Herr Dr. August Baumeister in München. 1899.

Der Direktor des Königl. Provinzialschulkollegiums Herr Ober- und Geheimer Regierungsrat Trosien in Magdeburg. 1901.

Der Vorsitzende der Goethe-Gesellschaft und Direktor des Goethe-National-Museums Herr Geheimer Hofrat Dr. Karl Ruland in Weimar. 1894.

2. Mitglieder des Senates (9).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Vizepräsident der Akademie. 1892.

Herr Gymnasialprofessor Dr. Heinzelmann, Sekretär der Akademie. 1873.
„ Schuldirektor a. D. Neubauer. 1863.
„ Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1892.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt. 1877.
„ Pastor Oergel. 1891.
„ Oberbürgermeister Dr. Schmidt. 1897.
„ Landgerichtsrat Dr. Jacobsen. 1892.
„ Sanitätsrat Dr. Loth, Rendant der Akademie. 1893.

3. Ordentliche Mitglieder (46).[1])

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Realschulprofessor Apel. 1897.
„ Dr. med. Axmann, praktischer Arzt. 1899.
„ Senior, Superintendent und Pastor D. Dr. Bärwinkel. 1891.
„ Amtsgerichtsrat Becker. 1897.
„ Gymnasialprofessor Dr. Beermann. 1896.
„ Stadtschulrat Dr. Brinckmann. 1897.
„ Gymnasialprofessor Dr. Brünnert. 1892.
„ Gymnasialprofessor Dr. Cramer. 1897.
„ Realschuloberlehrer Dischner. 1897.
„ Oberregierungsrat Dr. jur. Geutebrück. 1889.
„ Geschichts- und Porträtmaler Eduard von Hagen. 1891.
„ Realgymnasialprofessor Hellmann. 1897.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Herwig. 1898.
„ Justizrat Huschke. 1895.
„ Regierungsrat Jordan. 1902.
„ Stadtrat Kappelmann. 1902.
„ Oberstleutnant a. D. Kubale. 1899.
„ Bürgermeister Lange. 1902.
„ Geheimer Kommerzienrat Ferdinand Lucius. 1893.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Lüttge. 1903.
„ Realgymnasialoberlehrer Dr. Martens. 1895.
„ Justizrat Dr. Martinius. 1894.
„ Postbaurat a. D. Neumann. 1895.
„ Gymnasialprofessor Dr. Pöhlig. 1899.
„ Oberregierungsrat Dr. Pohle. 1898.

---

[1]) Die Reihenfolge ist hier, wie unter 4, nach dem Alphabet bestimmt.

Herr Dr. med. Reissner, praktischer Arzt. 1901.
„ Gymnasialprofessor Rumler. 1899.
„ Divisionspfarrer Schaumann. 1901.
„ Pfarrer Scheibe. 1898.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Schmitz. 1877.
„ Ober- und Geheimer Regierungsrat Scholtz. 1897.
„ Generalmajor z. D. Freiherr von Schroetter. 1900.
„ Realgymnasialprofessor Schubring 1877.
„ Pastor Lic. Dr. Schulze. 1889.
„ Gymnasialoberlehrer Schulze. 1897.
„ Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
„ Professor Dr. med. Stacke. 1898.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Emil Stange, Bibliothekar der Akademie. 1891.
„ Realgymnasialoberlehrer Dr. Paul Stange. 1899.
„ Friedrich Treitschke sen., Vorsteher des meteorologischen Instituts zu Erfurt. 1897.
„ Realschuldirektor Dr. Venediger. 1892.
„ Dr. med. Weitemeyer, Augenarzt. 1899.
„ Justizrat Dr. Weydemann. 1894.
„ Pastor em. Wiegand. 1894.
„ Dr. Winderlich, Direktor der städtischen höheren Mädchenschule (Königin Luisen-Schule). 1901.
„ Sanitätsrat Dr. Zschiesche. 1893.

4. Auswärtige Mitglieder (106).[1]

Herr Pastor Lic. theol. Albrecht in Naumburg a. S. 1901.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Althof in Weimar. 1901.
„ Universitätsprofessor Dr. Bäntsch in Jena. 1892.
„ Geh. Oberschulrat Gymnasialdirektor Dr. von Bamberg in Gotha. 1899.
„ Amtsgerichtsrat Bartolomäus in Krotoschin. 1903.
„ Geh. Medizinalrat Dr. von Behring in Marburg. 1894.
„ Amtsgerichtsrat Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Geh. Oberregierungsrat Kammerherr Graf von Bernstorff in Berlin. 1892.

---

[1]) Wir bitten dringend, uns von jeder inzwischen erfolgten Veränderung hinsichtlich des Wohnortes oder des Titels der verehrten Mitglieder Kenntnis zu geben. Der Sekretär der Akademie.

Herr Professor Dr. Biereye, Rektor der Klosterschule in Rossleben. 1903.
„ Stiftssuperintendent und Erster Domprediger Professor Bithorn in Merseburg. 1894.
„ Landgerichtsdirektor Dr. jur. K. G. Bockenheimer in Mainz. 1902.
„ Regierungs- und Baurat Boie in Kattowitz, O.-S. 1899.
„ Oberbibliothekar Geheimer Hofrat von Bojanowski in Weimar. 1899.
„ Universitätsprofessor Dr. Breysig in Wilmersdorf-Berlin. 1894.
„ Dr. Brode, Privatdozent an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Leutnant a. D. Brunckow, Schriftsteller in Dessau. 1880.
„ Archivdirektor Geh. Hofrat Dr. Burkhardt in Weimar. 1899.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Bussler in Metz. 1890.
„ Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Conrad in Halle a. S. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. Dobenecker in Jena. 1897.
„ Universitätsprofessor D. Ecke in Königsberg i. Ostpr. 1899.
„ Oberbibliothekar Professor Dr. Ehwald in Gotha. 1900.
„ Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. Eucken in Jena. 1894.
„ Militäroberpfarrer Falke in Mainz. 1894.
„ Gymnasialoberlehrer a. D. Professor Dr. Fechner in Breslau. 1860.
„ Oberleutnant a. D. K. W. Th. Fischer in München. 1902.
„ Major a. D. Dr. O. Förtsch, Direktor des Provinzialmuseums in Halle a. S. 1901.
„ Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat D. Dr. Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1899.
„ Regierungs- und Schulrat Gymnasialdirektor Dr. Funck in Sondershausen. 1900.
„ Bibliothekar Professor Dr. H. Georges in Gotha. 1899.
„ Kurarzt Dr. med. W. H. Gilbert in Baden-Baden. 1903.

Herr Dr. A. Götze, Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin. 1901.
„ Gymnasialprofessor Dr. H. Grössler in Eisleben. 1899.
„ Bibliotheksdirektor a. D. Geh. Regierungsrat Dr. Hartwig in Marburg a. L. 1894.
„ Universitätsprofessor Konsistorialrat D. Haupt in Halle a. S. 1893.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Dr. Heine in Königsberg i. Ostpr. 1891.
„ Pfarrer Johannes Heinzelmann zu Villach in Kärnten. 1902.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Dr. Hermens in Magdeburg. 1897.
„ Geheimer Regierungs- und Provinzialschulrat Herrmann in Berlin. 1894.
„ Landgerichtspräsident Herrmann in Nordhausen a. H. 1894.
„ Gymnasialprofessor Dr. E. Hesse in Magdeburg. 1885.
„ K. K. Schulrat Dr. Hintner, Professor am akademischen Gymnasium in Wien. 1894.
„ Universitätsprofessor Dr. H. Hübschmann in Strassburg i. Els. 1875.
„ Gymnasialoberlehrer Hoffmann in Gütersloh. 1901.
„ Stadtpfarrer Lic. Hummel in Crailsheim in Württ. 1893.
„ Archivrat Dr. Jacobs, Fürstlicher Archivar und Bibliothekar in Wernigerode. 1899.
„ Schulrat Dr. F. Jonas, städt. Schulinspektor in Berlin. 1901.
„ Universitätsprofessor Konsistorialrat D. Kawerau in Breslau. 1898.
„ Dr. jur. et phil. Stephan Kekule von Stradonitz, Kammerherr S. D. des Fürsten zu Schaumburg-Lippe, in Berlin-Grosslichterfelde. 1901.
„ Archivrat Dr. L. Keller in Charlottenburg-Berlin. 1894.
„ Stadtschulrat Dr. G. Kerschensteiner, Königl. Schulkommissar, in München. 1901.
„ Universitätsprofessor Dr. A. Kirchhoff in Halle a. S. 1894.
„ Kaiserlicher Regierungsrat Klewitz in Berlin. 1898.

Herr Oberrealschuldirektor Dr. Knabe in Marburg a. L. 1896.
„ Geheimer Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S. 1898.
„ Dr. jur. Knappe, Kaiserlicher Generalkonsul in Nanking. 1900.
„ Universitätsprofessor D. Kolde in Erlangen. 1898.
„ Gymnasialprofessor Dr. Kreutzer in Köln. 1902.
„ Kirchenrat Dr. Kroner in Stuttgart. 1865.
„ Geh. Schulrat Dr. Kroschel in Arnstadt. 1859.
„ Geh. Regierungsrat Gymnasialdirektor Leuchtenberger in Köln. 1889.
„ Archivar Dr. Liebe in Magdeburg. 1897.
„ Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Th. Lindner in Halle a. S. 1894.
„ Universitätsprofessor Geh. Justizrat Dr. F. von Liszt in Charlottenburg-Berlin. 1893.
„ Geheimer Baurat Lochner in Berlin. 1897.
„ Universitätsprofessor D. Dr. Loofs in Halle a. S. 1900.
„ Oberpfarrer und Superintendent Dr. Lorenz in Weissenfels. 1886.
„ Vizepräsident des Königl. Provinzial-Schulkollegiums der Provinz Brandenburg Lucanus in Berlin. 1894.
„ Oberschulrat Professor Dr. R. Menge in Oldenburg i. Gr. 1899.
„ Archivar Francisco Mestre y Noé in Tortosa in Spanien. 1899.
„ Archivrat a. D. Dr. P. Mitzschke in Weimar. 1901.
„ Professor Dr. Muff, Rektor der Landesschule Pforta. 1898.
„ Gymnasialdirektor Dr. Neubauer in Landsberg a. W. 1902.
„ Universitätsprofessor Dr. K. J. Neumann in Strassburg i. Els. 1897.
„ Universitätsprofessor D. Nippold in Jena. 1894.
„ Generalmajor z. D. Oberg in Naumburg a. S. 1894.
„ Professor Dr. Pietro da Ponte in Brescia. 1879.
„ Oberlehrer a. D. Professor A. Quidde in Georgenthal i. Thür. 1863.
„ Dr. A. Rausch, Rektor der Lateinischen Hauptschule und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1901.
„ Universitätsprofessor Dr. F. Regel in Würzburg. 1898.

Herr Universitätsprofessor Dr. W. Rein in Jena. 1898.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. P. Reinthaler in Weimar. 1899.
„ Gymnasialdirektor Geh. Hofrat Dr. G. Richter in Jena. 1895.
„ Propst und bischöflicher Kommissarius D. Schauerte in Magdeburg. 1898.
„ Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. Scheibner in Leipzig. 1860.
„ Pastor Dr. G. Schmidt in Sachsenburg bei Heldrungen. 1894.
„ Dr. M. G. Schmidt, Oberlehrer an der Oberrealschule in Marburg a. L. 1901.
„ Missionsinspektor Dr. A. Schreiber in Barmen. 1892.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. F. Schreiber in Schwedt a. O. 1891.
„ Gymnasialdirektor Dr. Schroeter in Burgsteinfurt. 1895.
„ Universitätsprofessor Geh. Rat Dr. med. B. S. Schulze in Jena. 1873.
„ Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose in Köpenick-Berlin. 1891.
„ Universitätsprofessor Dr. E. Sievers in Leipzig. 1894.
„ Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. med. R. Stintzing in Jena. 1894.
„ Universitätsprofessor Dr. H. Suchier in Halle a. S. 1899.
„ Geh. Hofrat Professor Dr. Suphan, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.
„ Oberlehrer a. D. Professor Dr. Thiele in Sondershausen. 1893.
„ Universitätsprofessor Geh. Justizrat Dr. A. Thon in Jena. 1894.
„ Pastor em. G. Topf in Gross-Salze. 1892.
„ Geh. Postrat Tuckermann in Potsdam. 1873.
„ Wolf von Tümpling, Kaiserlicher Legationsrat in Thalstein bei Jena. 1897.
„ Provinzialschulrat Professor Voigt in Friedenau-Berlin. 1898.
„ Realgymnasialprofessor Dr. M. Voretzsch in Altenburg i. S.-A. 1895.

Herr Universitätsprofessor D. Warneck in Halle a. S. 1892.
„ Professor D. Witte in Halle a. S. 1896.
„ M. J. Zawodny zu Moldauthein in Böhmen. 1897.

---

b. Verzeichnis derjenigen Behörden, Anstalten, wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereine,

mit denen die Akademie zu Erfurt im Tauschverkehr steht.

Gesamtzahl: 120.

A. Europa.

I. Deutsches Reich.

a) Königreich Preussen.

Berlin. Kultusministerium.
Berlin. Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).
Berlin. Hufelandische Gesellschaft.
Berlin. Verein für die Geschichte Berlins.
Bonn. Universitätsbibliothek.
Bonn. Verein der Altertumsfreunde in den Rheinlanden.
Brandenburg a. H. Historischer Verein.
Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Danzig. Naturforschende Gesellschaft.
Danzig. Provinzial-Kommission zur Verwaltung der westpreussischen Provinzial-Museen.
Danzig. Westpreussischer Geschichtsverein.
Düsseldorf. Naturwissenschaftlicher Verein.
Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld. Naturwissenschaftlicher Verein.
Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.

Erfurt. Königliches Gymnasium.
Erfurt. Königliches Realgymnasium.
Erfurt. Städtische Realschule.
Erfurt. Gewerbeverein.
Erfurt. Gartenbauverein.
Erfurt. Thüringer Wald-Verein.
Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein.
Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen. Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
Halle a. S. Kaiserlich Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher.
Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Halle a. S. Verein für Erdkunde.
Hanau. Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover. Geographische Gesellschaft.
Hannover. Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel. Verein für Naturkunde.
Königsberg. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Münster. Verein für die Geschichte Westfalens.
Münster. Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst in Westfalen.
Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen. Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Thorn. Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundesstaaten ausserhalb Preussens.

Altenburg. Geschichts- und altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach. Historischer Verein für Mittelfranken.

Augsburg. Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg.

Braunschweig. Verein für Naturwissenschaft.

Bremen. Historische Gesellschaft des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Altertümer.

Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein.

Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.

Dresden. Flora, Königlich Sächsische Gesellschaft für Botanik und Gartenbau.

Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.

Erlangen. Universitätsbibliothek.

Giessen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.

Hall a. Kocher. Historischer Verein für das Württembergische Franken.

Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.

Hamburg. Naturwissenschaftlicher Verein.

Hamburg. Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.

Heidelberg. Historisch-philosophischer Verein.

Hildburghausen. Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde.

Jena. Verein für Thüringische Geschichts- und Altertumskunde.

Meiningen. Hennebergischer altertumsforschender Verein.

Mühlhausen i. E. Industrielle Gesellschaft.

München. Königliche Akademie der Wissenschaften.

München. Königliche Staatsbibliothek.

München. Historischer Verein von Oberbayern.

Nürnberg. Germanisches Museum.

Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft.

Schleiz. Vogtländischer altertumsforschender Verein.

Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.

Sondershausen. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Irmischia.

Strassburg i. E. Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.

Stuttgart. Wüttembergischer Altertumsverein.

Stuttgart. Historischer Verein für das Württembergische Franken.

Stuttgart. Württembergische Kommission für Landesgeschichte.

II. Österreich-Ungarn.

Brünn. Naturforschender Verein.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Krakau. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Laibach. Musealverein von Krain.
Linz a. D. Museum Francisco-Carolinum.
Prag. Gesellschaft zur Beförderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.
Prag. Naturwissenschaftlich-medizinischer Verein für Böhmen Lotos.
Prag. Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Pressburg. Verein für Naturkunde und Heilkunde.
Reichenberg. Verein für Naturfreunde.
Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Wien. Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

Basel. Naturforschende Gesellschaft.
Bergen. Museum.
Cherbourg. Société des sciences naturelles.
Christiania. Königliche Universität.
Leeuwarden. Verein für Friesische Geschichte.
Luxemburg. Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.
Moskan. Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
Petersburg. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen.
Stockholm. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Stockholm. Königliche Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie.
Upsala. Königliche Universitätsbibliothek.

B. Amerika.

Albany, N. Y. Dudley Observatory.
Baltimore, Md. Johns-Hopkins University.
Boston, Mass. Society of Natural History.
Buffalo, N. Y. Society of Natural Sciences.

Cambridge, Mass. Harvard College.
Chicago. University.
Córdoba, Rep. Arg. Academia Nacional de Ciensias.
St. Louis, Mo. Academy of Science.
St. Louis, Mo. Missouri Botanical Garden.
Madison, Wisc. Academy of Sciences, Arts and Letters.
New Haven, Conn. Academy of Arts and Sciences.
New York city. Academy of Sciences.
New York. State Library.
Philadelphia, Penn. Academy of Natural Sciences.
Salem, Mass. Tufts College Library.
San Francisco, Cal. California Academy of Sciences.
Washington, D. C. Smithsonian Institution.
Washington, D. C. U. S. National Museum.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft XXIV. (1898.) Preis 5 ℳ.

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Ferd. Schultz: Gedanken über das Wesen der Musik — Professor Dr. R. Stintzing: Schlaf und Schlaflosigkeit. — Schuldirektor a. D. Heinrich Neubauer: Zur Hundertjahrfeier des Geburtstages Kaiser Wilhelms des Ersten — Gymnasialdirektor Dr. R. Thiele: Michelangelos Moses, ein Deutungsversuch. — Oberlehrer Dr. C. Martens: Wann ist das Erfurter evangelische Ministerium als geistliche Behörde entstanden? — Pastor A. Fritzsche: Die Wirkung der Musik auf den Menschen. — Geh. Regierungs- und Obermedizinalrat Dr. B. Schuchardt: Zur Geschichte der Anwendung des Höhenklimas (Gebirgsklimas) behufs Heilung der Lungenschwindsucht (Lungentuberkulose). — Geh. Hofrat Dr. C. Ruland: Über das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. — Professor Dr. Heinzelmann: Goethes Odendichtung aus den Jahren 1772—1782. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrologe. Statistische Mitteilungen

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXV. (1899.) Preis 3 ℳ.

Inhalt: Ober- und Geh. Regierungsrat Scholtz: Einblicke in die Entstehung und Gestaltung des Eisenbahnwesens. — Professor Dr. Bernhardt: Über den Willehalm Wolframs von Eschenbach. — Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose: Olympia Morata, das Wunderkind des 16. Jahrhunderts. — Pastor Oergel: Die Studienreform der Universität Erfurt vom Jahre 1519. — Prof. Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1898/99. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXVI. (1900.) Preis 5 ℳ.

Inhalt: Professor Dr. K. J. Neumann: Das klassische Altertum und die Entstehung der Nationen. — Rektor Professor Dr. Muff: Der Zauber der homerischen Poesie. — Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Horaz und sein Säkulargedicht. — Professor Dr. Bernhardt: Vom Tannhäuser und dem Sängerkrieg auf der Wartburg. — Archivar Liebe: Die wirtschaftliche Bedeutung der Juden in der deutschen Vergangenheit. — Professor Dr. Heinzelmann: Zur Hundertjahrfeier von Schleiermachers Monologen. — Augenarzt Dr. Weitemeyer: Die Arbeit und ihre soziale Bewertung. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1899/1900. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrolog des Professors Dr. Karl Beyer von Gymnasialdirektor Dr. Thiele. Preisaufgabe der Akademie für das Jahr 1900/1901. Statistische Mitteilungen.

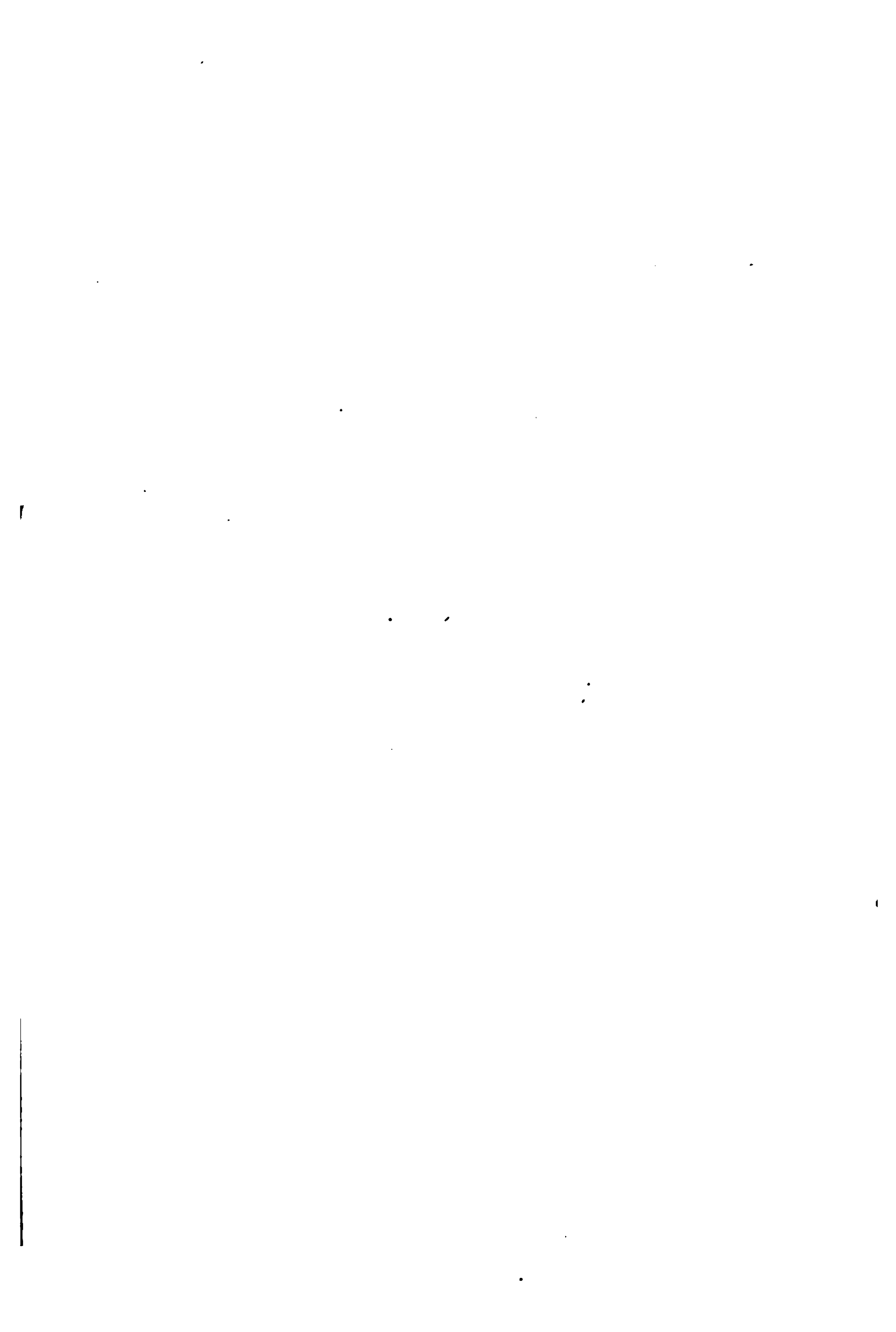
Dasselbe. Neue Folge. Heft XXVII. (1901.) Preis 2 ℳ.

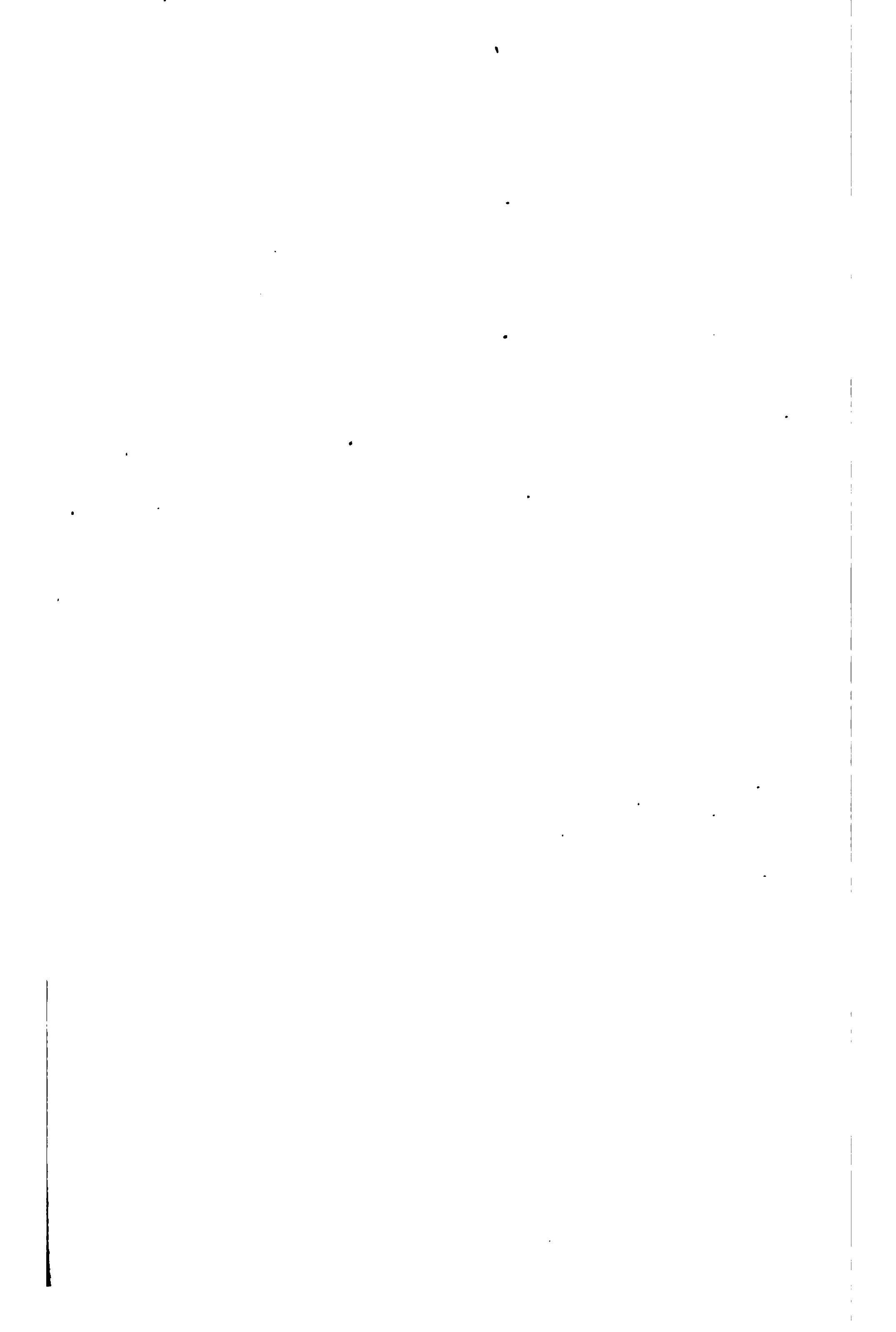
Inhalt: Gekrönte Preisarbeit von Stadtschulrat Dr. G. Kerschensteiner: „Wie ist unsere männliche Jugend von der Entlassung aus der Volksschule bis zum Eintritt in den Heeresdienst am zweckmässigsten für die bürgerliche Gesellschaft zu erziehen?" — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1900/1901. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrolog des Professors Dr. Alfred Breysig vom Universitätsprofesser Dr. Kurt Breysig. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXVIII. (1902.) Preis 2 ℳ.

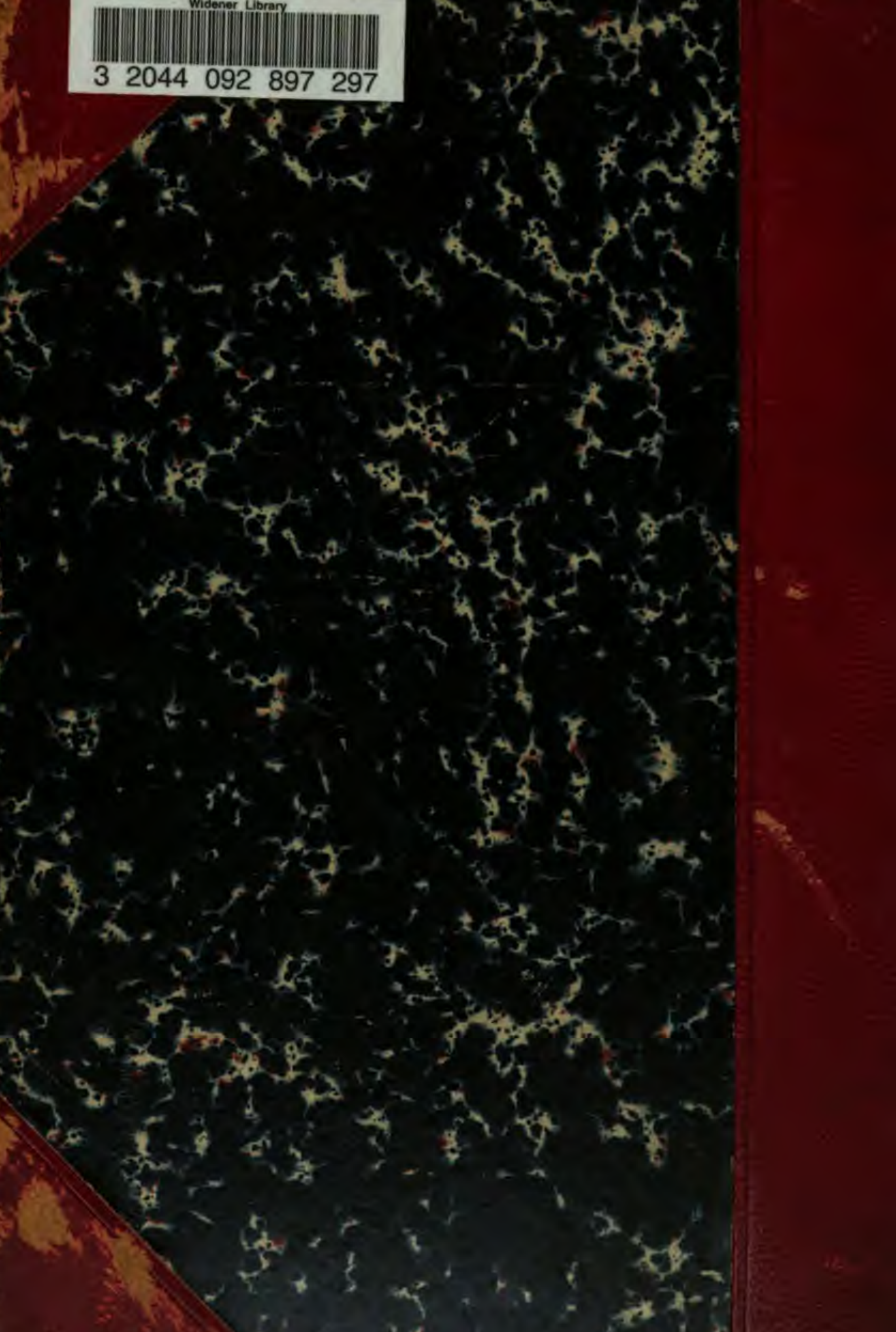
Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Die Schicksale der Erfurter Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften nach der ersten Besitznahme Erfurts durch Preussen (1802-8). — Gymnasialdirektor Schulrat Dr. Funck: Das römische Afrika. — Pastor Oergel: Der nationale Gedanke im deutschen Humanismus. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1901/2. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Statistische Mitteilungen.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.








Widener Library
3 2044 092 897 297